P64.3

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
18 Sept. 1876.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Historisches Taschenbuch.

Dritte Folge.

Zweiter Jahrgang.

Digitized by Google

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Dritte Folge.
Zweiter Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1850.

Digitized by Google

HP64.3

1876, Sept. 18.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite

Drei Portugieſinnen. Ines, Marie und Leonore. Von Friedrich von Raumer. 1

Geſchichte der deutſchen Seemacht. Von Friedrich Wilhelm Barthold. Zweite Abtheilung. . . . 59

Der Congreß zu Karlsbad. Ein Beitrag zur Geſchichte der Entwickelung der deutſchen Geſammtverfaſſung. Mit beſonderer Benutzung ungedruckter Quellen von Adolf Friedrich Heinrich Schaumann. 193

Zwölf Briefe über Sitten und ſociales Fürſtenleben auf den deutſchen Reichstagen. Ein Beitrag zur Sittengeſchichte des 16. Jahrhunderts von Johannes Voigt. 269

Eliſabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, Aebtiſſin von Herford. Von Gottſchalk Eduard Guhrauer. Zweite Abtheilung. 417

Oliver Cromwell, der Zuchtmeiſter zur Freiheit. Ein Charakterbild nach den Reden und Briefen des Protectors entworfen von Moritz Carriere. . . 555

Digitized by Google

Drei Portugieſinnen.

Ines, Marie und Leonore.

Von

Friedrich von Raumer.

Digitized by Google

Vorwort.

Irrthümer und Verbrechen, welche in niedern Kreiſen nur zu oft wiederkehren, verdienen keine geſchichtliche Darſtellung. Wenn aber hierdurch ein ganzes Königshaus zugrundegeht, die Nemeſis raſch Schuldige und Unſchuldige ergreift und das Schickſal eines ganzen Volkes daran geknüpft iſt, ſo erhebt ſich der Gegenſtand zu einem großen, furchtbaren, lehrreichen Trauerſpiele. Wer ſich auf dieſen Standpunkt nicht ſtellen und ihn nicht feſthalten kann, für den ſind die folgenden Blätter nicht geſchrieben. Gewiß aber darf der Geſchichtſchreiber die Thatſachen, ſowie entſcheidende Worte der Quellen nicht verändern, oder zu der charakterloſen Unbeſtimmtheit abſchwächen, welche eine ſich zierende Pruderie anſtändig und ſittlich zu nennen beliebt. *)

---

*) Eine zu dieſem Aufſatz gehörige Stammtafel befindet ſich am Schluſſe deſſelben.

Digitized by Google

Der Infant Don Pedro, geboren im Jahre 1320, der einzige Sohn König Alfons IV. von Portugal [1]), war ein Jüngling von einnehmendem Aeußern, ernst und heiter zugleich, gewandt und ausgezeichnet in allen ritterlichen Uebungen, Freund der Jagd und nicht minder der Dichtkunst, von sehr großer Stärke des Willens und Charakters, und beseelt von einem Rechtsgefühl welches später (nach bittern Lebenserfahrungen) bis an die Grenzen wohlgemeinter, aber willkürlicher Härte hinanführte.

Jedenfalls hielt sein Vater, König Alfons, es für angemessen den Infanten als einzigen Thronerben früh zu vermählen, damit das Geschlecht nicht aussterbe, und durch Familienbande Ruhe und Maß der Lebensverhältnisse sich mehre. Nachdem ein Plan ihn mit einer castilischen Prinzessin Blanca zu verheirathen, ihrer körperlichen Schwachheit halber zurückgegangen, ward Pedro (wahrscheinlich ohne ihn viel zu befragen) im 20. Lebensjahre mit Constanze [2]), einer der edelsten Castilianerinnen, getraut. Sie gebar zwei Söhne, von denen der erste Luis früh starb, und der zweite Ferdinand, seinem Vater auf dem Thron folgte. Ungeachtet dieses Kindersegens mag die eheliche Verbindung dem Infanten und seiner Gemahlin nur kurze Zeit genügt haben.

In dem Gefolge Constanzens befand sich ein Hof-

fräulein, Ines, oder Agnes von Castro[3]), edeln Geschlechts, ja mit der Infantin und dem castilischen Königshause verwandt; jedoch (wie Einige behaupten, Andere leugnen), nicht aus einer, durch die Kirche eingesegneten Verbindung geboren.[4]) Wie dem auch sei, so zeigt die Geschichte, daß zu jener Zeit in Portugal und Spanien unzählige Verbindungen solcher Art in den höchsten Kreisen stattfanden, ohne daß man daran irgend erheblichen Anstoß nahm.

Gewiß stand Ines damals in der Blüte der Jugend und Schönheit, und der Werth dieser Gaben erhöhte sich durch Tugend, Bescheidenheit, Milde des Charakters, und ein edles der treusten Liebe und einer schwärmerischen Anhänglichkeit fähiges Gemüth. Alle diese Eigenschaften machten auf den Infanten so großen Eindruck, daß seine Gemahlin Constanze es schmerzlich bemerkte[5]) und (im Einverständniß mit König Alfons) veranlaßte, daß ihr Sohn Luis von Ines über der Taufe gehalten wurde, um eine Art von geistlicher Verwandtschaft herbeizuführen, welche nähere Verbindungen zwischen Ines und dem Infanten behindere.

Ein Gedicht des Letzten, welches wahrscheinlich an Ines[6]) gerichtet ist und in diese Zeit fällt, deutet näher auf die obwaltenden Verhältnisse hin.

Nach dem Tode Constanzens (sie starb 1345) war nichts mehr im Stande die grenzenlose Liebe des Infanten für Ines zurückzuhalten; auch sie fand in ihm das einzige und höchste Glück ihres Lebens, und der insgeheim geschlossene kirchliche Bund[7]) beseitigte etwa noch übriggebliebene Zweifel über Würde und Heiligkeit ihrer Verhältnisse.

Ines gebar allmälig dem Infanten drei Söhne: Alfons, der jung ſtarb, João und Diniz, und eine Tochter Beatrix.

Da der Infant Don Pedro von ſeiner Gemahlin Conſtanze nur einen Sohn hatte, drang König Alfons darauf, daß er ſich bald wiederum verheirathe. Pedro's Entſchuldigung [8]): das Andenken an ſeine verſtorbene Gemahlin halte ihn von einer neuen Verbindung zurück, fand keinen Glauben, und auf die beſtimmte Frage ſeines Vaters: ob er mit Ines verheirathet ſei, wagte er aus vielen Gründen keine bejahende Antwort zu ertheilen. Weil es aber kein Geheimniß geblieben, daß ihm Ines Kinder geboren und der Einfluß ihrer Verwandten immer mehr zu wachſen ſchien, ſo ſteigerten ſich Neid und Argwohn bei vielen Vornehmen, und man brachte dem Könige den Verdacht bei: Pedro werde (mit Zurückſetzung Ferdinand's, ſeines ihm von Conſtanze geborenen Sohnes) einen Sohn der Ines auf den Thron erheben. Dieſe Verbindung (ſagten die Eiferer) mag ſie durch die Kirche beglaubigt ſein, oder nicht, gereicht zu allgemeinem Anſtoß und zum Verderben Portugals. Es gibt ein einfaches leichtes Mittel, alle Beſorgniſſe für immer zu verſcheuchen, das Reich vom Bürgerkriege und unfehlbarem Untergange zu retten: — die Ermordung der Ines von Caſtro! — Als Pedro's Mutter, Beatrix von Caſtilien [9]) von dieſen blutgierigen Rathſchlägen Kunde erhielt, ließ ſie ihn durch den Erzbiſchof von Braga warnen: er ſolle ſeine Heirath bekennen, oder Ines fortſchicken; — aber Pedro glaubte nicht an die Möglichkeit eines ſolchen, nur durch Beiſtimmung ſeines Vaters ausführbaren Frevels.

In den ersten Tagen des Januar 1355 zog König Alfons heimlich in Begleitung der rachsüchtigen Feinde der Ines nach Coimbra, und drang in dem Augenblicke wo der Infant, wie man wußte, auf der Jagd abwesend war, in das Kloster der heiligen Clara, wo Ines mit ihren Kindern in größter Stille und Eingezogenheit lebte. Als sie den Lärm der Nahenden vernahm, erschrak sie sehr und ahndete ihr Schicksal; Flucht aber und Widerstand waren gleich unmöglich. Sobald der König in ihr Zimmer trat, fiel sie ihm mit ihren Kindern zu Füßen und sagte: O Herr! warum wollt Ihr mich [10]) Unschuldige tödten! Konnte ich, durfte ich Eurem Sohne, meinem Beschützer, meinem treusten Freunde widerstehen? Habt Mitleid mit mir, einer Frau, mit meinen Kindern, Euren Enkeln. Schmälert Euren Ruf nicht durch solche Grausamkeit; verzeihet mir wenn ich Euch irgendwie beleidigte!

Der Anblick und die Worte, die Schönheit und die Unschuld machten einen solchen Eindruck auf den König, daß er mit thränenden Augen das Zimmer verließ. Draußen aber standen die Mordbegierigen, Pedro Coello, Alvar Gonzalez und Lopez Pacheco. Sie erschraken sehr, daß ihr Plan unausgeführt bleiben solle; denn gewiß werde er nicht verborgen, und die Rache des Infanten dann nicht ausbleiben: — nur des Königs Mitschuld könne sie dagegen schützen. Sind wir hergekommen, riefen sie dem Könige entgegen, um zum Spotte zu werden? Soll Portugal [11]) untergehen um dieses Weibes willen? — König Alfons, zugleich leidenschaftlicher Ankläger, ungerechter Richter und verächtlicher Vollstrecker, erwiderte: Thut was Ihr wollt! [12]) Und sie gingen mit

teuflischer Freude hinein, und ermordeten Ines in blutig grausamer Weise.

Als der Infant hiervon Nachricht erhielt, stiegen Schmerz und Zorn zu so unermeßlicher Höhe, wie vorher seine Liebe. Es kam zu offenem Kriege zwischen Vater und Sohn, und jener erfuhr in seinem Alter die gerechte Strafe für diesen neuen Frevel und eine ungerechte Empörung, welche er in seiner Jugend gegen seinen milden Vater gewagt. Erst nachdem König Alfons dem Infanten viele Rechte eingeräumt, und die angesehensten Männer sich dringend für die Herstellung des Friedens verwandten, kam dieser äußerlich zu Stande; im Innern [13]) aber blieben Vater und Sohn sich entfremdet.

Nach seiner Thronbesteigung beschwur Pedro feierlich und bewies durch Augenzeugen [14]), daß er mit Ines vermählt gewesen. Er ließ Coello und Gonzalez, die ihm vom Könige von Castilien ausgeliefert wurden, unter schrecklichen Martern [15]) hinrichten; für seine Ines aber einen Triumphzug bereiten, der in solcher Weise nur einmal in der Weltgeschichte vorkommt. Ines ward, etwa fünf Jahre nach ihrer Ermordung, aus ihrer Gruft im Clarakloster genommen und 17 Legoas weit, auf reich geschmückter Bahre, nach dem Kloster Alcobaça gebracht. Zu beiden Seiten des ganzen Weges standen Fackelträger, und Bischöfe, Geistliche, Mönche, Edle, Bürger, Frauen, Mädchen, nahmen theil an dem feierlichen, unabsehbaren Zuge. In Alcobaça [16]) ward Ines königlich gekleidet, auf einen Thron gesetzt, ihr Haupt mit der Krone geziert und ihr von unzähligen Niederknieenden die Hand geküßt! Nun erst legte man sie in

ihr neues prachtvolles Grab, über welches sich ihre marmorne, mit einer königlichen Krone geschmückte Bildsäule erhob. — So der einfache Hergang, welchen durch künstlichen Schmuck anziehender, rührender oder furchtbarer zu machen, noch keinem Dichter gelungen ist.

Nach dem Tode König Pedro's (1367) bestieg sein und Constanzens Sohn, Ferdinand, ohne Widerspruch den Thron und lebte in Eintracht mit seinen Halbgeschwistern, den Kindern der Ines von Castro. Ferdinand war ein schöner, und, im Gegensatze zu seinem strengen Vater, ein milder Mann; zugleich aber verschwenderisch, wankelmüthig, mittelmäßigen Geistes und insbesondere ohne Herrschergaben. Nur zu sehr vernachlässigte er die Geschäfte so daß ihm, als er einst (gleich wie schon oft) aus dem Rathe[17]) hinwegging, einer der Beisitzer, im Namen aller Uebrigen sagte: Herr! Wir bitten Euch inständigst künftig ein anderes Betragen anzunehmen, wie bisher, — sonst —! — Wie sonst? fragte der König? — Sonst werden wir uns einen Andern suchen, der uns regiere.

Ein solcher Mann, den Weibern ohnehin von Natur geneigt, mußte von ihnen abhängig werden. Zuerst verlobte er sich mit Leonore[18]) von Aragonien, welcher Heirathsplan jedoch rückgängig ward, weil sie für den schönen Bräutigam nicht schön genug sei. Hierauf ward in dem 1371 zwischen Castilien und Portugal geschlossenen Frieden, zu größerer Bekräftigung desselben verabredet: daß König Ferdinand binnen fünf Monaten die Prinzessin Leonore[19]), die Tochter König Heinrich's von Castilien heirathen solle. Man freute sich dieser Verabredung, welche die Einigkeit zwischen zwei sich oft be-

kriegenden Völkern für die Zukunft zu verbürgen schien, und erwartete die Vermählung zur bestimmten Zeit.

Ob Ferdinand wirklich daran gedacht hat, seine Halbschwester Beatrix zu heirathen, mag zweifelhaft bleiben [20]); gewiß trug er kein Bedenken Leonore von Castilien ebenso zu beseitigen, wie Leonore von Aragonien und sich leidenschaftlich einer dritten Leonore zuzuwenden.

Am Hofe der Infantin Beatrix lebte Marie Tellez die Witwe des Don Alvaro de Sousa, eine Frau von edlem Aeußern, vielem Verstande und einer ernsten Haltung des Charakters, welche sich auf Mäßigung aller Leidenschaften und reine Tugend gründete. — Ganz anders ihre, sie besuchende Schwester Leonore Tellez, die Gemahlin des Lorenz da Cunha, eine Frau von blendender Schönheit, großem Scharfsinn, ungewöhnlicher Gewandtheit und Klugheit, witzig, einnehmend und bezaubernd [21]), daß kaum Jemand den sie gewinnen wollte ihr zu widerstehen fähig war; von einer Kraft sich äußerlich zu beherrschen wie man sie selten, sich zu verstellen wie man sie öfter bei Frauen findet. Großmüthig, verschwiegen, leidenschaftlich in Liebe und Haß, festen Entschlusses, ehrgeizig über Maß, und zum Herrschen so fähig wie geneigt.

Kaum hatte der schwache Ferdinand Leonoren bei ihrer Schwester gesehen, so ward er durch ihre in jeder Beziehung hervortretende Ueberlegenheit so verstrickt und benommen, daß er beschloß seine Verlobung mit der Infantin Leonore von Castilien aufzulösen, Leonore Tellez in Güte, oder mit Gewalt von ihrem Gemahle zu trennen und sie zu heirathen. Er vertraute diesen Plan an

Marie, die Schwester Leonore's, und rechnete auf ihre Vermittelung und Mitwirkung. Die edle, tugendhafte Frau erschrak aber sehr über diese Mittheilung und sagte unverhohlen dem Könige: Meine Schwester ist zu gut für eine Beischläferin, und unpassend für eine Königin von Portugal. Ihr Gemahl, ein edler selbst mit Euch verwandter Mann, darf nicht in so schmachvoller Weise behandelt werden, und Ihr seid verbunden zu Eurem und des Landes Besten, die Infantin von Castilien laut Eures feierlichen Versprechens zu heirathen. Ein Wortbruch würde zu Kriegen führen und über meine Schwester, statt des gehofften Glückes, Schmach und Verachtung herbeiziehen. Laßt sie deshalb ungestört, und ohne schädliche Aufregung, zu ihrem Gemahle zurückkehren.

Diese Vorstellungen machten auf den König keinen Eindruck, ja als Lorenzo da Cunha, dem diese Verhältnisse nicht verborgen blieben, seine Gemahlin nach Hause berief, nannte Ferdinand ihre Ehe nichtig weil sie ohne Erlaubniß unter zu nahen Verwandten geschlossen sei, und schwur (bei steigender Leidenschaft): er wolle lieber Leonoren heirathen als alle Königstöchter der Welt. [22]) Mit gleichem Eifer ging diese auf des Königs Plan ein, zürnte, daß ihre Schwester (aus Rücksichten die ihr ganz untergeordnet erschienen) ihr den Weg zu Thron und Herrschaft versperren wolle, und bewilligte gern, daß der Scheidungsproceß unter obigem Vorwande leichtsinnig begonnen und eiligst betrieben wurde. Lorenzo da Cunha mußte unter solchen Umständen seinen Widerspruch [23]) fallen lassen und entfloh (größere Gefahren fürchtend) nach Castilien. Als Ferdinand hierauf dem Könige von Castilien das Verlöbniß mit seiner Tochter aufkündigte,

befürchtete man, dieſer werde deshalb Krieg erheben; ſtatt deſſen erklärte er: ſeiner Tochter werde es nie an einem ehrenwerthen Gatten fehlen, und ließ (gegen Bewilligung einiger äußern Vortheile) ſeinen Nachbar auf der eingeſchlagenen bedenklichen Bahn ungeſtört fortſchreiten. So ſchienen alle Hinderniſſe der bezweckten ehelichen Verbindung beſeitigt und die Betrachtung des Hergangs in der Art gemildert und abgeſchwächt, wie Camoens [24]) es ausdrückt:

Wer mag den ſtolzen Blick, das ſanfte Walten,
Die Engelſchönheit einer Hehren ſehen,
Die Jeglichen in ſich kann umgeſtalten,
Und dieſer Hohen dennoch widerſtehen?
Der kann entſchuldigt wohl Fernando halten,
Der Amor's Macht im eig'nen Fall' erſehen;
Wer aber ſicher blieb vor ſolchen Flammen,
Wird ſtrenger auch den Schuldigen verdammen.

Zu dieſen Strengern gehörte (wie ſich unerwartet ergab) der größere Theil des portugieſiſchen Volkes. Im ganzen Lande erhob ſich ein Murren über die anſtößige Weiſe, mit welcher ſich der König die Frau eines Andern zueignen und ſein dem Könige von Caſtilien gegebenes Wort brechen wolle. Nachdem (beſonders in Liſſabon) in Geſprächen, auf Straßen und Plätzen, die Sache vielfach tadelnd erörtert worden, ſteigerte ſich der Eifer und die Unzufriedenheit ſo ſehr, daß man beſchloß den König durch Bitten und Drohungen [25]) von ſeinem unſchicklichen und ſchädlichen Vorhaben abzubringen. Man wählte Fernando Vasquez, einen muthigen und beredten Mann zum Vorſprecher und an 3000 Bewaffnete zogen unter lautem Geſchrei mit ihm zum Palaſte. Hierdurch benachrichtigt blieb dem Könige Zeit die Thore ſchließen

zu lassen, und den Andringenden einen Edelmann entgegenzuschicken, der mit größter Höflichkeit fragte, was sie bezweckten? und versprach daß der König, wenn ihre Bitten und Wünsche etwas Erlaubtes und Mögliches beträfen, dieselben gern bewilligen werde.

Vasquez antwortete: Wir kommen, als gute und treue Portugiesen, eifrig für den Dienst, die Ehre und den guten Namen unsers Fürsten, weil es heißt: er wolle Donna Leonore Tellez heirathen, welche doch schon mit Lorenzo da Cunha verehelicht ist. Dies wäre ein großes Vergehen gegen Gott, Adel und Volk, eine Schmach und Entwürdigung seiner eigenen Person und seines guten Namens. Deshalb kommen wir als gute Portugiesen ihn zu bitten, er möge abstehen von diesem Vorhaben, und wenn er nicht Gefallen findet an der Verheirathung mit einer Infantin von Castilien, doch (seiner königlichen Stellung angemessen) eine andere Frau erwählen, um mit ihr erbfähige Söhne zu zeugen die einst nach ihm herrschen können; nicht Bastarde, in die Welt gesetzt mit der Frau eines Andern.

Der Edelmann erstattete dem Könige hierüber Bericht und kam bald mit der Antwort zurück: sie möchten sich beruhigen; denn Das, was sie über eine Vermählung mit Donna Leonore voraussetzten sei falsch: er habe sie nicht geheirathet, und es gefalle auch Gott nicht, daß es geschehe.[26]) Da jedoch die Sache von solcher Beschaffenheit sei, daß der König sie nicht durch Zwischenpersonen genügend erklären könne, so möchten sie sich des folgenden Tages sämmtlich im Kloster des heiligen Dominicus einfinden, wo der König ihnen selbst die Verhältnisse mit Ruhe und Muße auseinandersetzen und

Das beschließen werde, was dem Sinne Aller am meisten zusage.

Diese, Namens des Königs gegebene Antwort beruhigte Alle so daß sie nach Hause gingen. Am nächsten Tage fand sich aber nicht blos unzähliges Volk, sondern auch der größte Theil der königlichen Räthe, gläubig und zutrauensvoll beim Kloster des heiligen Dominicus ein. Hier vernahmen sie: König Ferdinand sei (bittere Worte, oder gar Zwang fürchtend) während der Nacht mit größter Heimlichkeit und in Gesellschaft Leonorens nach Santarem entwichen. Die Getäuschten machten ihrem Zorne Luft durch heftige Aeußerungen gegen die Heirath und die Person Leonorens, mußten aber später sehr hart dafür büßen. Der König ließ das Vermögen aller Derer einziehen die man für schuldig hielt, Vasquez hinrichten und Andern Hände und Füße abschlagen.

Gleich darauf fand die Vermählung Ferdinand's und Leonorens statt, und es erging eine königliche Erklärung, welche (in sonderbarer Mischung) handelte von der Wichtigkeit und Heiligkeit der Ehe, dem gerechten Wunsche ebenbürtige Nachkommen zu gewinnen, sowie von der hohen Abkunft und den großen Vorzügen Leonorens. Auch suchte diese, die Schwierigkeit ihrer Lage wohl erkennend [27]), mit allem Zauber der Schönheit, der Anmuth des Geistes, der Liebenswürdigkeit, sowie mit den ihr zu Gebote stehenden Schätzen König Pedro's, alle Gemüther zu gewinnen. Ihre Wünsche waren für König Ferdinand Gebote, und bald wurden ihre alten und neuen Freunde, sowie ihre Verwandten zu solcher Macht und zu solchem Reichthume erhoben, daß sie, mehr als dem Namen nach,

wahrhaft regierende Königin von Portugal ward. — Auf einer ſolchen Bahn konnten jedoch die Dornen nicht ausbleiben. Die Zurückgeſetzten zürnten, die Aengſtlichen fürchteten Leonorens Schlauheit und Rachſucht, und begaben ſich in aller Stille nach Caſtilien. Dies war der Königin wahrſcheinlich willkommen, während das Verhältniß zu ihren Schwähern, João und Diniz (den Söhnen der Ines von Caſtro und den nächſten Thronerben) ernſtere Sorgen herbeiführte. Als König Ferdinand von ſeinen Halbbrüdern verlangte: ſie ſollten der Königin die Hand küſſen, that es João ohne Widerrede; Diniz aber ſagte laut vor dem ganzen Hofe: ſie iſt vielmehr verpflichtet mir die Hand zu küſſen. — Hierüber gerieth der König in ſolchen Zorn, daß er ſein Schwert zog und ſeinen Bruder umgebracht hätte, wenn er nicht von Andern daran wäre gehindert worden. Diniz entfloh nach Caſtilien, und die Güter des Lorenzo da Cunha wurden eingezogen, vorgeblich weil er an einer Verſchwörung gegen den König theilgenommen.

Nach dieſen neuen Siegen Leonorens war nur ein Infant, João, noch in Portugal übrig, mit dem ſie ob ſeines erwähnten höflichen Benehmens und ſeiner ſonſtigen Eigenſchaften [28]) halber auf freundſchaftlichem Fuße lebte. João war wohlgebildet, ſehr einnehmend, in allen ritterlichen Uebungen Meiſter, freigebig, liebenswürdig und ſeinem Halbbruder dem Könige Ferdinand aufrichtig zugethan. So ſchien, wenigſtens innerhalb der königlichen Familie, in Portugal Einigkeit vorzuherrſchen; als ſich in ganz unerwarteter Weiſe, ein neuer, furchtbarer Sturm vorbereitete.

Die Königin Leonore haßte ihre Schweſter Marie

ſeitdem dieſe, aus Gründen ſtrenger Sittlichkeit, den König von einer Verheirathung mit ihr abgerathen und ihn aufgefordert hatte ſein, der Infantin von Caſtilien gegebenes Wort zu halten. Sie zeigte dieſen Haß ſchon darin, daß ſie die Güter Mariens zur Tilgung einer von dieſer bei dem Könige gemachten Anleihe, verkaufen ließ. — Die Schönheit, der edle Sinn, die reine Tugend Mariens hatten ſchon längſt auf den Infanten João den größen Eindruck gemacht; und ihr unverſchuldetes Misverhältniß zur Königin mochte ſeine Zuneigung wohl eher vermehren als vermindern. Jedenfalls waren aber ſehr genügende Gründe vorhanden, dieſe Liebe, und die ſich daran reihende Verheirathung äußerſt geheimzuhalten. Als die ſcharfſichtige Königin dennoch dies Verhältniß entdeckte, ward ihr Gemüth zugleich von Schrecken und Zorn erregt, und ſie ſuchte mit aller Kraft ihres Geiſtes nach einem Auswege, einem Plane, wie jene Verheirathung für ſie unſchädlich werde und es möglich ſei, ſich an Maria und João für ihre Kühnheit und ihre feindlichen Abſichten zu rächen. Bei König Ferdinand's ſchwacher Geſundheit fürchtete nämlich Leonore ſeinen baldigen Tod, und daß gegen ihre Tochter Beatrix vielleicht der Einwand erhoben werde: ſie ſei aus einer unrechtmäßigen Ehe entſproſſen und zum Throne nicht berechtigt. João hingegen und ſeine rechtmäßigen Kinder würden mit den höchſten Anſprüchen hervortreten, Maria die königliche Krone auf ihr Haupt ſetzen, und ſie, Leonore, in untergeordnete Kreiſe machtlos hinabſinken.

Ehrgeizige Abſichten ſolcher Art hatten die Vermählung João's und Mariens gewiß nicht herbeigeführt; rachſüchtig aber hoffte Leonore jenen durch Lockungen des

Ehrgeizes zu verführen und dann ihn, gleichwie Marie, ins Verderben zu stürzen.

Zunächst stellte sie sich als ahnde sie gar nichts von dem Verhältnisse ihrer Schwester zum Infanten, sondern behandelte diesen mit größter Freundlichkeit, und deutete an daß die Verabredung einer Verheirathung ihrer Tochter Beatrix mit einem natürlichen Sohne des Königs von Castilien ihr unpassend erscheine, während sehr überwiegende Gründe dafür sprächen, sie mit dem Infanten João zu vermählen. Alfons, der Königin Bruder stellte diesen Plan in das glänzendste Licht, wie alle Zweifel über die Erbfolge dadurch beseitigt würden und die königliche Macht in João's Hände komme. Diese Vorstellungen ergriffen des Infanten Gemüth: die nahe unzweifelhafte Thronaussicht schien ihm vorzuziehen dem zweifelhaften Glücke mit Donna Maria. Es that ihm leid sich durch seine Verheirathung mit ihr jenen glänzenden Weg versperrt zu haben.

Während dieser Stimmung gegen seine Gemahlin ward ihm eingeflüstert: sie sei ihm nicht treu, und er habe deshalb ein Recht sie zu tödten und sich mit Beatrix zu verheirathen. Lange Gespräche mit der Königin und ihrem Bruder Alfons bestärkten ihn in der Ueberzeugung von der Schuld Mariens[29]), und der Aufrichtigkeit des Vorhabens ihm die Hand der Infantin Beatrix zu bewilligen.

In einer finstern Nacht ritt João mit mehren Begleitern gen Coimbra. Unterwegs hielt er in Tomar an, wo ein sehr junger Sohn aus Mariens erster Ehe, sich aufhielt, foderte von ihm einen Dolch und zeigte soviel Eile, Aufregung und Misstimmung, daß jener Böses

ahndete und ſeine Mutter warnen ließ. Die edle Frau wollte aber das Unglaubliche nicht für wahrſcheinlich halten, und, ihrer Unſchuld vertrauend, nicht entfliehen.

Mit dem Anbruche des Tages erreichte João nebſt ſeinen Begleitern die Olivengärten vor Coimbra, und eröffnete jenen den Plan, ſeine Gemahlin umzubringen. Keiner widerſprach, keiner vertheidigte die Unſchuldige, keiner rügte die verbrecheriſche Abſicht; und die Geſtalt ſeiner ermordeten Mutter Ines trat dem Infanten vergebens vor Augen. Alle ſchlichen bis zum Hauſe Mariens und benutzten den Augenblick wo eine Dienerin heraustrat, um ohne Geräuſch bis zur Schlafkammer der Infantin vorzudringen. Sie ſprengten die verſchloſſene Thür, ſodaß Maria durch den Lärm erweckt, kaum Zeit hatte ihre Blöße mit einem Tuch zu bedecken. Dann fiel ſie ihrem Gemahle zu Füßen und rief: O Herr! Was bedeutet dieſer ungewöhnliche Beſuch? — Sogleich, ſchöne Dame (antwortete João), ſollt Ihr es erfahren. Ihr habt geſagt ich ſei Euer Gemahl und Ihr mein Weib. Ihr habt das ganze Reich mit dieſer Nachricht ſo angefüllt, daß auch der König, die Königin und der Hof es erfuhren und eine Gelegenheit gegeben war mich ins Gefängniß zu ſetzen, oder umzubringen. [30]) Deshalb, und noch mehr dafür verdient Ihr den Tod, daß Ihr bei einem Andern gelegen habt. — Maria antwortete: O Herr! Wie übel ſeid Ihr berathen; Gott verzeihe Denen, die Euch ſolchen Rath gaben. Wenn Ihr die Eurigen entfernen und nur Weniges mit mir ſprechen wolltet, würde ich mich leicht rechtfertigen können. Hört mich um Gottes willen; nachher habt Ihr Zeit Euren Willen zu vollbringen. — Ich bin nicht gekommen, er-

widerte João, um mit Euch zu verhandeln; und nach dieſen Worten warf er ſie nackt zu Boden und traf ſie mit jenem Dolche ihres Sohnes [31]) zwiſchen Bruſt und linker Schulter. — Sie rief: Mutter Gottes, du kennſt die Wahrheit, ſtehe mir bei und erbarme dich meiner Seele. Ein zweiter Stoß traf ihren Leib. — Sie rief nochmals: Jeſus, Sohn Mariens, komm mir zu Hülfe, — und verſchied.

Selbſt nach dem Morde mochte João ſeine Gemahlin noch für ſchuldig halten: als aber Leonore darüber laute Klagen erhob und das ganze Land für Mariens Unſchuld ſtimmte, ſah ſich der Infant genöthigt, den König und die Königin um Verzeihung zu bitten. Sie ward ihm gewährt, von jenem aufrichtig, von dieſer um João hinzuhalten und hinzuführen bis zu ſeinem völligen Sturze. Denn in dem Maße als er darauf drang ſeine Verlobung mit Beatrix abzuſchließen, wußte die Königin Schwierigkeiten und Zögerungen zu erheben, bis der Infant ſich zu ſpät überzeugte: jener Plan ſei nie ernſthaft gehegt worden und ſeine ermordete Gemahlin ihm nie untreu geweſen. Von deren Verwandten befehdet, von der Königin gemieden, von Gewiſſensbiſſen und rückkehrender Liebe zu Maria gemartert, allmälig aller Güter beraubt, ſodaß er Waffen und Kleider verpfänden mußte; — entfloh João nach Caſtilien und verlor alle Ausſicht auf den portugieſiſchen Thron, den er durch ein Verbrechen zu erlangen gehofft.

Nach Entfernung der beiden Halbbrüder des Königs herrſchte Leonore unumſchränkt, und der Mittelpunkt all ihrer Plane und Ueberlegungen war: mit wem ſie ihre einzige Erbtochter vermählen ſolle. Beatrix (ſagt ein

Schriftsteller)[32]) ward allmälig fast mit allen Prinzen der Christenheit verlobt; so groß war die Unbeständigkeit ihrer Aeltern und die Macht der eintretenden Rücksichten. — Zuerst also mit dem Herzoge von Benavente, dem unehelichen Sohne König Heinrich's von Castilien; dann mit dem Infanten Heinrich, dem ältesten Sohne König Johann's von Castilien; hierauf mit dem englischen Prinzen Eduard; dann mit Ferdinand, dem zweiten Sohne König Johann's von Castilien; endlich mit diesem selbst. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe dieses Wechsels umständlich darzulegen; im Wesentlichen entschied jedesmal die Königin Leonore, gemäß der Wahrscheinlichkeit, daß ihr auch nach der Verheirathung ihrer Tochter die Herrschaft verbleibe.

In alle diese Umtriebe und Umstellungen griffen bald noch andere Personen entscheidend ein. Zunächst der Infant Johann, Großmeister des Ordens von Avis, ein unehelicher Sohn König Pedro's und eines edeln Fräuleins Therese Lourenzo de Andrade.[33]) Er zeichnete sich schon in seiner Jugend durch Klugheit, Muth, Thätigkeit und Vorsicht aus, und erhielt nach Entfernung der Infanten João und Diniz (dieser Söhne der Ines von Castro), unerwartet eine neue und größere Bedeutung.

Ferner: Johann Fernandez Andeiro (später Graf von Durem)[34]) ein schöner, gewandter, kühner, ehrgeiziger und lebenslustiger Mann, welchen König Ferdinand zu manchem geheimen Geschäfte gebrauchte, und der sich auch bald in der Gunst der Königin festzusetzen wußte. Denn ihr Gemahl ward täglich kränklicher, unangenehmer, und seine überall hervortretende Mittel-

mäßigkeit konnte der Königin keine Freude machen, obgleich ihre Macht und ihr Einfluß wesentlich darauf beruhte. Beide, Leonore und Andeiro gleich lebenslustig lebten jedoch der, so oft täuschenden Ueberzeugung, daß Niemand ihr näheres Verhältniß kenne und tadele. Um jedoch böse Reden noch sicherer zu beseitigen, ließ Leonore die Frau Andeiro's, eine edle und kluge Galizierin, an ihren Hof kommen. Freundliche Worte und reiche Geschenke bewirkten, daß diese die Königin öffentlich lobte, im engern Kreise aber heftig schalt[35]), daß sie ihr ihren Gemahl entführe.

Ein scheinbar unbedeutendes Ereigniß[36]) brachte die Lage der Verhältnisse mehr ans Licht. Eines Tages, wo der König und die Königin nebst ihrem Hofe in Evora verweilten, traten Andeiro und Gonzalo Tellez, der Bruder Eleonorens, in ihr Zimmer. Beide waren an dem heißen Tage sehr erhitzt und die Königin fragte: ob sie nicht Tücher zum Abtrocknen des Schweißes bei sich hätten? Auf die Antwort: Nein, zertheilte sie ihr Tuch, und gab jedem die Hälfte. Andeiro näherte sich hierauf der Königin und sagte ihr heimlich und, wie er glaubte, von Keinem gehört: Señora! Ein mehr gebrauchtes und Euch näher gewesenes Tuch wäre mir lieber und Ihr hättet mir ein solches geben sollen.[37]) — Ueber diesen zweideutigen Witz lachte die Königin, während Ines, eine ihrer Hofdamen, welche jene Worte hörte, daran großen Anstoß nahm und sie ihrem Manne Gonzalo Vasquez de Azevedo[38]), einem Verwandten der Königin, mittheilte. Beide folgerten: daß Andeiro solche Worte nicht würde gewagt haben, wenn kein ungebührliches Verhältniß zwischen ihm und der Königin stattfinde.

Vasquez und ſeine Gattin beſchloſſen zu ſchweigen; bald jedoch übertrat jener ſeinen Vorſatz, aus Leichtſinn, Zorn, oder Uebermuth. Als nämlich die Königin die Sitten der engliſchen Ritter rühmte, ſagte Gonzalo Vasquez: Ich behaupte das Gegentheil, und kann insbeſondere einen Gebrauch der Engländer nicht loben. Wenn nämlich eine Dame ihnen ein Kleinod, Schnupftuch, oder anderes Geſchenk gibt, ſo nähern ſie ſich ihrem Ohre und ſagen heimlich: ein gebrauchtes, ihr näher gekommenes Liebeszeichen würde ihnen angenehmer ſein.

Die Königin fühlte ſehr wohl die bittere Anſpielung, that aber in jenem Augenblicke (weil mehr Perſonen gegenwärtig waren) als habe ſie dieſelbe nicht verſtanden, und gab keine rügende Antwort. Bald darauf berief ſie jedoch Gonzalo Vasquez in ihr Zimmer und ſagte ihm im höchſten Zorne: Ich weiß ſehr wohl daß Euer Weib Euch entdeckte, was Ihr geſtern ſagtet; ſeid aber überzeugt, daß Ihr es nicht in einen leeren Brunnen geworfen habt; ich verſpreche Euch, daß Ihr Beide es mir wohl bezahlen ſollt.[39])

Die Königin zürnte um ſo mehr, da ſie Gonzalo zeither als ihren Verwandten ſehr ausgezeichnet hatte; ſie fürchtete laute Anklagen, ihren Fall und Andeiro's Tod. Nach ernſter Ueberlegung hielt ſie Nothwehr für erlaubt und kein Sicherungs- und Rettungsmittel ſo zweckmäßig als Gonzalo umbringen zu laſſen. Weit gefährlicher als dieſer erſchien ihr aber der Infant Johann (König Pedro's Sohn von Thereſe Lorenzo). Er werde die Ehre ſeines Halbbruders, wenn nicht an der Königin, doch gewiß an Andeiro rächen, auf die Vormundſchaft für die Infantin Beatrix, ja vielleicht auf die

Krone Anspruch machen, und Eleonoren, schon um sich zu erheben, in Schande und Nichtigkeit stürzen. In seinem Tode liege die einzige Möglichkeit ihrer Stellung. Deshalb wurden dem schwachen Könige Ferdinand angeblich aufgefangene Briefe seines Halbbruders Johann und des Gonzalo Vasquez vorgelegt, welche allerhand Anschläge gegen König und Königreich enthielten. Anstatt diese höchst wahrscheinlich untergeschobenen Briefe zu prüfen und die Angeklagten zu hören, ließ Ferdinand beide unerwartet verhaften. Hierüber zürnten Viele so sehr, daß sie sich erboten, die Gefangenen mit List oder Gewalt zu befreien; sie verschmähten aber (ihrem Rechte und ihrer Unschuld vertrauend) solch einen Ausweg und hofften auf gerichtliche Anklage, Vertheidigung und Lossprechung.

Aber noch desselben Abends sandte die Königin (welche in jeder Zögerung die höchste Gefahr für sich sah) einen ihrer Ritter mit einem vom Könige unterschriebenen Befehle an Vasco Martins de Mello, den ersten Befehlshaber im Schlosse von Evora: er solle den Großmeister Johann und Gonzalo Vasquez enthaupten lassen. Der Ritter fügte, Namens der Königin mündlich hinzu: es liege dem Könige sehr daran, daß jener Befehl sogleich und ohne allen Verzug [40]) vollzogen werde.

Vasco Martins fand es, als ein kluger und rechtlicher Mann, sehr auffallend, daß ihm ein solcher Befehl unmittelbar nach der Verhaftung, vor allem Rechtsgange und in der Nacht, zur schleunigsten Vollziehung eingehändigt und von dem Ritter so lebhaft dafür gesprochen werde. Er kam auf den Gedanken: jener Befehl sei unecht, und von der überkühnen, leidenschaftlichen, ihren

ſchwachen Gemahl beherrſchenden Königin untergeſchoben. — Doch ſagte Vasco Martins ihrem Boten: der Befehl ſolle vollzogen werden. — Nach kurzer Friſt kehrte jener zurück und fragte: ob die Gefangenen bereits hingerichtet wären? Auf die Antwort: Nein! brachte der Ritter eiligſt einen zweiten königlichen Befehl des Inhalts: beide Gefangenen ſollten ohne den allergeringſten Verzug geköpft werden; auch zürne der König ſehr, daß ſeine erſte Weiſung nicht ſogleich befolgt, ſondern widerrechtlich eine Zögerung eingetreten ſei. Zu gleicher Zeit drang der Ueberbringer des Befehls mit noch größerm Eifer und anſcheinender Angſt auf die Vollziehung des Todesurtheils.

Durch dies Alles ward Vasco Martins in ſeinem Verdachte noch mehr beſtärkt und er ſagte mit ſoviel Ruhe als Beſtimmtheit: Der Befehl ward nicht vollzogen weil Mitternacht ſchon vorüber und dies keineswegs die rechte Zeit iſt Bluturtheile zu vollſtrecken. Auch erſcheint es möglich, daß der König von Zorn und Leidenſchaft bewegt ſei und ihn ſein Entſchluß nachmals reuen könnte. Die Gefangenen ſind in ſicherer Haft (ja gefeſſelt), dies genügt. Wenn es ſich handelt um die Hinrichtung eines der erſten Großen des Reichs und eines Mannes, welcher der Sohn und Bruder zweier Könige iſt, bleibt ſolche Uebereilung ungebührlich; deshalb werde ich mit dem Vollzuge bis zum morgenden Tage warten, und dann vernehmen ob der König auf ſeinem Befehle beharrt.

Der Abgeordnete Leonorens kehrte nach dieſer entſchloſſenen Antwort nicht wieder; Vasco aber ging am nächſten Morgen zum Könige, welcher ſich über die beiden Befehle (welche er nicht kannte und nicht unter-

zeichnet hatte) sehr wunderte. Er vermuthete den Zusammenhang, dankte Vasco für seine Vorsicht und Klugheit, befahl ihm aber (um größern Anstoß zu vermeiden) von dem Hergange zu schweigen. [41]) — Die scharfsichtige Königin, welche ahndete, oder erfuhr was geschehen war, sah voraus, daß nunmehr auf Anklage und Bestrafung der Gefangenen nicht mehr zu rechnen sei, und ihre Befreiung über kurz oder lang bevorstehe. Sie wollte sich also dies Verdienst der Befreiung erwerben, oder wenigstens den Schein erwecken, als sei deren Verhaftung gar nicht von ihr ausgegangen.

In dem Augenblicke, wo beide Gefangene noch für ihr Leben besorgt waren, forderte sie Leonore in Abwesenheit ihres Gemahls auf, mit ihr der Messe beizuwohnen. Nach beendetem Gottesdienste sprach sie sehr freundlich mit ihnen und ließ sich bis zum Palast begleiten. Hier wollten sich der Infant und Gonzalo empfehlen; aber Leonore bat beide, als ein neues Zeichen ihrer Gunst, zu Tische. Es fuhr ihnen der Gedanke durch der Sinn: ob es wohl auf ihre Vergiftung abgesehen sei? Dies war aber keineswegs der Fall und nach Tische fragte der ermuthigte Infant die Königin nach der Ursache seiner Verhaftung. Sie antwortete: Es fehlt nie an bösen Zungen. [42]) Einige Ritter Eures Ordens, vor Allen der erste Comthur Vasco Porcalho sagte dem Könige, Ihr hättet die Absicht nach Castilien zu gehen, um mit Euren Brüdern und andern Infanten, unter Beistand der Castilianer, Portugal zu bekriegen. Jetzt aber ist der König von Eurer Treue überzeugt. Der Zweifel eines Fürsten verletzt die Ehre eines Vasallen nicht; vielmehr wird diese, nach seiner Rechtfertigung, doppelt einleuchtend.

Nach dieſem Geſpräche mit dem Infanten, wandte ſich die Königin zu Andeiro, zog einen koſtbaren Ring vom Finger und ſagte (zum Beweiſe ihrer Unſchuld[43]) oder ihrer Kühnheit): Juan Fernandez Andeiro, nimm dieſen Ring. — Ich wage ihn nicht zu nehmen. — Weshalb? — Weil ich Das fürchte, was man von uns ſagen wird. — Nimm was ich dir gebe, und mögen ſie reden was ſie wollen. — Und er nahm den Ring und ſteckte ihn an den Finger, zum Erſtaunen aller Anweſenden.

Auf des Infanten Johann, an ſeinen Halbbruder den König gerichtete Frage: warum er ihn verhaften laſſen[44])? gab dieſer die thörichte Antwort: um zu zeigen, wie viel Macht er über ihn beſitze. — Der Infant erklärte hierauf alle wider ihn erhobenen Beſchuldigungen für Lügen, und Vasquez da Cunha (einer ſeiner Ritter) erbot ſich ſeine Unſchuld gegen Jeden zu vertheidigen. Faſt alle angeſehenen Edeln machten jetzt dem Infanten ihre theilnehmende Aufwartung; nur Andeiro, ein Haupturheber der Verfolgung blieb aus. Der Comthur Porcalho leugnete ſpäter, daß er den Großmeiſter irgendwie angeklagt habe und Feinde der Königin behaupteten: ſie habe dieſen veranlaſſen wollen, jenen umzubringen, damit er nächſtdem (wie einſt der Infant João, wegen Ermordung ſeiner Gemahlin) entfliehen und ganz das Feld räumen müſſe.

Gonzalo Vasquez ward nach ſeiner Befreiung von der Königin mit Gunſtbezeigungen überhäuft, damit er ſchweige; ja, ſie vermittelte die Heirath ſeines Sohnes mit einer Tochter Andeiro's, wodurch ihre Partei von neuem geſtärkt und geeinigt erſchien. Sie war indeß

viel zu klug um nicht einzusehen, daß die drei Halbbrüder ihres Gemahls ihr feindlich gesinnt bleiben würden: denn zwei, die Söhne der Ines von Castro, hatte sie gezwungen nach Castilien zu entfliehen und den dritten Johann, den Großmeister von Avis, erst vor kurzem in Lebensgefahr gebracht. Sie konnten (die Gültigkeit ihrer Ehe mit König Ferdinand bezweifelnd) dereinst auf den Thron oder auf die Vormundschaft für ihre Tochter Beatrix Anspruch machen. Es kam also darauf an sich hiergegen eines mächtigen Beistandes zu versichern; weshalb Leonore [45]), dem in diesem Augenblicke verwitweten König Johann von Castilien insgeheim den Antrag machen ließ: statt seines Sohnes möge er selbst ihre Tochter Beatrix heirathen. Nach dem Eingange einer vorläufigen, beistimmenden Antwort ward Andeiro Graf von Durem als bevollmächtigter Botschafter nach Castilien geschickt; und so sehr wünschten selbst hoch angesehene Männer, den Beifall des einflußreichen Günstlings zu erwerben, daß sie sich ihm als Marschälle, Mundschenken und andere Hofbeamte anschlossen. Der Ehevertrag (er füllt 41 Seiten in Großquart) enthält eine Unzahl von Bedingungen, ward mit der größten Vorsicht entworfen und abgeschlossen und von den edelsten Portugiesen und Castilianern beschworen. Hierher gehört nur folgende Hauptbestimmung: Beatrix ist die allein berechtigte Erbin des Reichs. Nach dem Tode ihres Vaters bleibt ihre Mutter unbeschränkte Beherrscherin Portugals, bis ein Sohn der Beatrix vierzehn Jahre alt ist. Sollte der König von Castilien Bedingungen dieses Vertrags verletzen, Gewalt anwenden, oder die Kronen Castiliens [46]) und Portugals nicht voneinander getrennt er-

halten, ſo geht ſein und ſeiner Gemahlin Recht verloren. — König Johann erhob gegen alle Bedingungen und Beſchränkungen kein Bedenken; ihm lagen alle künſtlichen Plane und Berechnungen Eleonorens fern, und er hielt lediglich an dem Gedanken feſt: daß die Erbtochter Portugals ihm, oder ſeinen Erben, dereinſt dies Königreich zubringen werde.

Im Mai des Jahres 1383 trafen König Johann und die Königin Eleonore (ihr Gemahl konnte ſie zunehmender Schwäche halber nicht begleiten) mit dem zahlreichſten und glänzendſten Gefolge in Elvas zuſammen. Und vor Allen leuchtete (nach einſtimmigem Zeugniſſe) Eleonore hervor, durch unvergleichliche Schönheit, reichen Schmuck an Goldſtoff, Perlen und Edelſteinen, ſeltener Klugheit und höchſt einnehmendem Weſen. Da die Stadt Elvas keine genügenden Räume darbot für die verſammelten Edeln, Prälaten, Geiſtlichen, Frauen und Fräulein, keine Oertlichkeiten für Feſte, Spiele und Turniere, ſo wurden in einem benachbarten ſchönen Thale unzählige Zelte aufgeſchlagen, und eines größer als alle übrigen für die Tafeln der Könige und des Hofes.[47]) Jene ſtand höher, zwei andere niedriger zur Rechten und Linken.

Unter allen anweſenden Portugieſen war keiner durch Adel des Geſchlechts, Größe des Charakters und im Kriege bewieſenen Heldenmuth, ſo angeſehen und hochgeſtellt als Nuño Alvarez Pereira, der treueſte Freund des Infanten und Großmeiſters Johann von Avis. Als man zu Tiſche ging, miſchte jener ſich nicht gierig in das Gedränge, erlebte aber daß für ihn und ſeinen Bruder kein Platz blieb, ſondern beide ſtehend zuſchauen mußten.

Mochte dies bloße Ungezogenheit oder vorsätzliche Beleidigung Pereira's, als eines Freundes des Infanten Johann sein — gewiß stieg Pereira's Zorn (dem ohnehin alles Geschehene sehr misfiel) zu solcher Höhe, daß er, an einem Tische vorbeigehend, mit dem Fuße so dagegen stieß, daß Messer, Gabeln, Löffel, Teller, Schüsseln und Becher zu Boden stürzten. Hierauf schritt er ruhig zur Thür hinaus, als habe er nichts gethan, als sei nichts geschehen! — König Johann von Castilien, welcher dies sah und hörte, fragte erstaunt: Wer ist dieser Mensch? und nachdem er hierüber und über den Grund des Hergangs Kunde erhalten, fügte er weissagend hinzu: Wer in meiner Gegenwart so etwas zu thun wagt und einen ihm angethanen Schimpf so empfindet, hat Muth zu viel größern Dingen. — Die Feste hatten indeß ihren weitern Fortgang: am 17. Mai vermählte sich König Johann von Castilien in Badajoz mit Beatrix, nachdem diese feierlich allen ihren frühern Verlöbnissen entsagt hatte. Die Meisten hofften auf steten Frieden und eine glückliche Vereinigung beider Reiche. Die kluge, lebhafte in Worten und Thaten kühne Königin Leonore fand indeß wenig Gefallen an dem gemessenen, steifen, kalten, wortkargen Benehmen ihres neuen Schwiegersohnes, und sagte dem Großmeister (den sie sonst nicht zum Vertrauten [48]) ihrer Gedanken machte): Ich wollte, der Mann wäre mehr ein Mann. — Es hing bei dieser gegenseitigen Misstimmung von den Ereignissen ab, ob sie gezwungen für gemeinsame Zwecke wirken, oder ganz zerfallen würden.

König Ferdinand überlebte die Verheirathung seiner Tochter [49]) nur um wenige Monate, er starb den 22.

October 1383. Vermöge ſeines Teſtaments und der mit Caſtilien geſchloſſenen Uebereinkunft trat die Königin Leonore ohne Widerſpruch die Regierung an, und ſuchte durch Klugheit, Herablaſſung und erwünſchte Maßregeln, die öffentliche Stimmung für ſich zu gewinnen. Dennoch blieben, trotz alles Scheines der Sicherheit, die wichtigſten Fragen und Verhältniſſe zweifelhaft. Man ſagte alſo, von vier verſchiedenen Geſichtspunkten ausgehend:

1) Beatrix iſt die einzige und geſetzliche Thronerbin, und ihre Mutter die natürliche, letztwillige und vertragsmäßige Regentin.

2) Beatrix ſtammt aus einer geſetzwidrigen Ehe und müßte, ſelbſt wenn ſie ehelich und ebenbürtig geboren wäre, den männlichen Gliedern der königlichen Familie, zunächſt ihrem Oheim, dem Infanten João, dem Sohne der Ines von Caſtro nachſtehen.

3) Die eheliche Verbindung König Pedro's mit Ines iſt nicht vollſtändig erwieſen. Wäre dies aber auch der Fall, ſo hat der Infant João alle Anſprüche verwirkt durch die Ermordung ſeiner unſchuldigen Gemahlin, ſeine Flucht nach Caſtilien und verdammliche Theilnahme an einem Kriege wider Portugal. Die Rechte der Beatrix ſind mithin beſſer begründet.

4) Sie iſt ihrer Rechte dadurch verluſtig gegangen, daß ſie den König von Caſtilien heirathete. Denn es heißt in den noch gültigen Reichsgeſetzen [50]) von Lamego: Die erſtgeborne Tochter des Königs von Portugal muß einen Portugieſen heirathen, damit das Reich nicht an Fremde komme; und wenn ſie einen fremden Fürſten heirathet, ſoll ſie nicht Königin ſein.

So die Anſichten, Anſprüche und geſetzlichen Be-

ſtimmungen; es ließ ſich jedoch vorausſehen, daß die letzte Entſcheidung von der Perſönlichkeit und der Handlungsweiſe der mehr oder weniger Berechtigten abhangen werde. Sobald König Johann von dem Tode ſeines Schwiegervaters Ferdinand Nachricht erhielt, ließ er die Infanten João und Diniz [51]) (die Söhne der Ines von Caſtro) verhaften; wodurch deren Anſpruch thatſächlich vernichtet, und nur die Möglichkeit eines Streites zwiſchen König Johann von Caſtilien und der Königin Leonore von Portugal, übrigzubleiben ſchien. Dieſe, des Beſitzes froh, nannte ſich Königin, Statthalterin und Regiererin der Reiche Portugal und Algarbien, ohne ihre Tochter als Erbin zu bezeichnen und den König von Caſtilien zu erwähnen. Umgekehrt gab dieſer ihr deutlich zu verſtehen: daß er die Huldigung verlange und die Regierung weſentlich von ihm ausgehen müſſe. Bei dieſen Verhältniſſen entſchloß ſich Leonore einerſeits von den ihr im Heirathsvertrage zugeſprochenen Rechten auch nicht das Geringſte fahren zu laſſen; andererſeits aber auch mit ihrem Schwiegerſohne nicht ganz zu brechen und dadurch einer weſentlichen Stütze ihrer Stellung verluſtig zu gehen. Sie befahl deshalb neben der portugieſiſchen Fahne auch die caſtiliſche aufzupflanzen.

Sogleich aber ergab ſich hierbei, daß die vorliegende große Frage über Portugals Freiheit und Unabhängigkeit, nicht blos in den höchſten, anbrüchigen Kreiſen ſollte entſchieden werden. Als der Graf von Cea jene beiden Fahnen in Liſſabon aufpflanzen wollte, und rief: Platz (arrayal) für Beatrix Königin von Portugal unſere Herrin! blieb nicht blos der Beifall aus, ſondern es zeigte ſich auch laute Unzufriedenheit, und der Conde-

ſtabel Alvaro de Caſtro (der Oheim des Infanten João) rief ſpottend: Platz für Den, dem das Reich gebührt; er wird es erhalten! — Der Graf von Cea zog ſich klüglich zurück, und von einer öffentlichen Beiſtimmung war nicht weiter die Rede.

Als Rodriguez, die erſte obrigkeitliche Perſon in Santarem, vor der Hauptkirche ein Lebehoch für die Königin Beatrix ausbrachte, ſchwiegen Alle; und als er wiederholte man möge ſeinem Beiſpiele folgen, rief ein altes Weib: Das geſchähe zur böſen Stunde. Hoch, hoch lebe der Infant João, dem das Erbrecht auf dieſes Reich zuſteht! Nichts für den König von Caſtilien! Alle ſtimmten bei und riefen: Niemals wollen, niemals werden wir Caſtilien unterthänig ſein! Dafür haben unſere Vorfahren nicht ihr Blut vergoſſen.[52]) Niemals wird Gott dies wollen und zugeben! — Mit Mühe flüchtete der Alcalde Rodriguez bei ſteigendem Aufruhr ins Schloß, und ähnliche Widerſetzlichkeit zeigte ſich faſt in allen Städten Portugals.

Unterdeſſen hatte der König Johann den Lope de Texeda, einen geſcheiten Mann, nach Liſſabon geſchickt, welcher verſprach: ſein Herr werde die eingegangenen Bedingungen halten, Getreue belohnen, Widerſpenſtige beſtrafen u. ſ. w. — Viele Adelige hielten Gehorſam für Pflicht[53]), oder für vortheilhaft; die Königin Eleonore zeigte Freundlichkeit und guten Willen, das Volk aber beharrte auf ſeiner Abneigung.

König Johann, dem alle dieſe Verhältniſſe und Ereigniſſe nicht unbekannt blieben, befragte jetzt ſeine Räthe: ob er ſich ſogleich nach Portugal begeben ſolle, und (im bejahenden Falle) ob friedlich, oder bewaffnet. — Die

ältern, besonnenern Räthe antworteten: Der König muß den, von ihm und den Cortes beschworenen Heirathsvertrag streng halten. Ein friedlicher, unbewaffneter Einzug in Portugal setzt ihn, bei der obwaltenden Stimmung, großen Gefahren aus; ein kriegerischer Einfall macht ihn doppelt verhaßt. Vielmehr möge er durch Gesandte in Portugal erklären lassen: er wolle jenen Vertrag nicht blos halten, sondern die Bedingungen, welche etwa Anstoß gäben, sogar ändern und mildern. Nur auf diesem Wege durch Milde, Vorsicht, Mäßigung, Worthalten, Fragen und Anheimstellen kann der König hoffen des Volkes Liebe zu gewinnen, und des Landes dereinst Herr zu werden. [54])

Die Schmeichler und die jungen Räthe Johann's entgegneten: Der König muß bewaffnet nach Lissabon eilen, und den Planen der Portugiesen zuvorkommen. Jener Heirathsvertrag bindet ihn nicht, denn er läuft wider seine und der Königin Ehre; auch waren Ihro Majestät als sie ihn beschwuren, vom Inhalte nicht hinlänglich unterrichtet. Wollen Sie indeß etwas bewilligen, so geschieht dies besser und ehrenhafter in Lissabon als in Castilien. Sobald die Portugiesen Soldaten sehen, werden sich alle unterwerfen.

Der König (erwiderten die ältern Räthe) kann nicht behaupten, er sei mit dem Heirathsvertrage getäuscht oder betrogen worden. Jeder Punkt ward verlesen, berathen, sorgfältig geprüft und angenommen; nichts blieb dunkel, nichts unerledigt: der König hat Alles wohl gekannt, gebilligt, beschworen. Jeder Bruch des Vertrags schlösse einen verdammlichen Meineid in sich. — Obgleich König Johann, seiner Neigung gemäß,

gern sogleich in Portugal eingebrochen wäre, beschloß er (bei dem Gewichte jener Gegengründe) zunächst nur Vorbereitungen zu treffen und Hindernisse hinwegzuräumen.

In Toledo feierten unterdessen Johann und Beatrix zu Ehren des verstorbenen Königs Ferdinand ein Trauerfest, legten dann die Trauerkleider ab, und setzten sich in prachtvollem Schmucke, als Könige von Castilien und Portugal, unter einem Thronhimmel nieder. Hierauf ward die Hauptfahne (oben das castilische, unten das portugiesische Wappen) aufgerollt und vom Erzbischofe eingesegnet. Am Schlusse der Feierlichkeit, rief der König den schon oben genannten Vasco Martins de Mello (welcher jetzt zum Hofstaate der Königin Beatrix gehörte) und sagte ihm: Ich verleihe Euch die höchste Würde, welche ich zu geben vermag, die eines ersten Kronfahnenträgers für alle meine Reiche. Zum Anfange Eurer Dienste in Eurer neuen Würde, nehmt diese Fahne und ruft uns in dieser Stadt aus, als Könige von Portugal. — Vasco Martins antwortete: Herr, ich kann Eure Gnade nicht annehmen, da ich ein Lehnsmann des Königs von Portugal bin. Denn es könnte zwischen Castilien und Portugal ein Krieg ausbrechen, und da will ich nicht wider mein Vaterland kämpfen, mich nicht in üble Lage bringen und meine Ehre beflecken.

Der König erstaunte über Vasco's muthige Erklärung, verbarg jedoch seinen Unwillen und übergab jene Würde und Auftrag, einem edlen Castilianer Johann Furtado de Mendoza. Stolz und erfreut bestieg Mendoza sein Roß, und entfaltete vor der Hauptkirche und in Gegenwart vieles Volkes, die Doppelfahne. In diesem Augen-

blicke riß aber ein gewaltiger Windstoß, das portugiesische Wappen so von der Fahne los, daß es nur noch an einem Faden hing und das scheu werdende Pferd ging durch und stürzte in einem Winkel mit seinem Reiter zu Boden. — Ein deutliches Zeichen des Himmels (sagten die Meisten), daß Castilien nicht über Portugal herrschen soll: nur ein Zeichen (sagten geschmeidigere Hofleute) daß man das Wappen Portugals, welches sich auf die Wunden Christi bezieht, neben dem castilischen aufstellen soll.

Alonso Correa, Bischof der festen portugiesischen Stadt Guarda bemerkte (gleichwie viele Andere) wie unangenehm dem Könige jede Zögerung sei. Um sich in Gunst zu setzen, erbot sich also jener ihm die genannte Stadt, welche den Eingang Portugals eröffne, zu übergeben. Freudig und ohne weitere Berathung, ohne zahlreiche Begleitung, brach der König mit seiner Gemahlin sogleich gen Guarda auf, und eröffnete erst unterwegs seinen Räthen den geheimen Plan. Die Vorsichtigern widerriethen, weil der Bischof einer Beistimmung der Bürgerschaft nicht sicher sei und der Befehlshaber der Burg gewiß widerstehen werde. — Kühnere entgegneten: Durch die Besetzung einer so wichtigen Stadt, faßt der König sichern Fuß in Portugal, und erwünschte Fortschritte können nicht ausbleiben, da sich Alle lieber werden beherrschen lassen von einem Könige, als von einem Weibe die sich Königin nennt.

Johann und Beatrix traten dieser Ansicht bei. Mit etwa 30 Begleitern ritten sie bei Tagesanbruch in Guarda ein, und wurden vom Bischofe in seinem Palast aufgenommen. Als nun Cabral, der Befehlshaber der

Burg sich ruhig verhielt und nicht wenig portugiesische Edle erschienen um dem Könige die Hand zu küssen, hielt er sein Ziel schon für erreicht, ward aber unangenehm durch die Foderung überrascht: daß sie nur dann huldigen könnten, wenn er alle Bedingungen des Heirathsvertrags erfülle. Da Johann nun hierzu keineswegs entschlossen war, hätte er freundliche Worte, Gaben und Versprechungen nicht sparen sollen; statt dessen zeigte er sich in Worten und Geschenken so karg, so unliebenswürdig, daß er selbst Wohlwollende zurückschreckte, ja nach offener Uebertretung [55]) der Heirathsbedingungen zu seinen Gegnern hintrieb.

Eleonore, welche niemals die geringste Absicht hegte castilianische Herrschaft in Portugal zu begründen, würde viel bestimmter gegen ihren Schwiegersohn aufgetreten sein, wenn nicht um dieselbe Zeit nähere und größere Gefahren über sie hereingebrochen wären. Alle Kraft ihres Geistes, alle Liebenswürdigkeit ihres Benehmens, aller Glanz ihrer Schönheit reichte nicht aus die Erinnerung an Vergangenes und Besorgnisse wegen der Zukunft zu beseitigen. Insbesondere gab ihr Verhältniß zu Andeiro, dem Grafen von Durem, nicht blos Denen Anstoß welche auf strenge Sittlichkeit hielten, sondern noch mehr Denen, welche seinen Einfluß beneideten. Selbst der Graf von Barcellos, Eleonorens Bruder, hatte schon beim Leben König Ferdinands beschlossen Andeiro zu tödten um die Ehre seiner Familie zu retten und die Königin mit Gewalt auf den rechten Weg zu bringen. Sie ahndete aber die Absicht und wußte, gleichwie Andeiro, den Grafen durch Künste aller Art zu beruhigen. Ein zweiter Plan den Günstling bei seiner Rückkehr aus

Caſtilien zu ermorden, mislang ebenfalls, weil er unerwartet einen andern Weg einſchlug, und ſo Denen entging welche ihm aufpaßten. Selbſt Ferdinand, ſo gelaſſen und geduldig er war, hatte das Verhältniß ſeiner Gemahlin zu Andeiro entdeckt, da ſie immer dreiſter und rückſichtsloſer wurden. Er beſchloß deshalb ſeinem für die königliche Ehre gleich beſorgten Halbbruder, dem Großmeiſter Johann von Avis, die Ermordung Andeiro's zu übertragen, und ihm (zur Sicherheit gegen die Rache Eleonorens) die Burg von Coimbra einzuräumen. Schon waren hierüber die königlichen Befehle und Urkunden im Frühjahr 1383 entworfen, als Johann Fernandes, des Königs Geheimſchreiber, ihm vorſtellte: wenn Andeiro eine ſolche Beſtrafung [56]) verdiene, möge ſie in weniger gewaltſamem Wege herbeigeführt werden. Von Coimbra aus könne ſich Johann dereinſt zum Herrſcher aufwerfen und des Königs Tochter von der Thronfolge ausſchließen. — Deshalb ward dieſer Plan aufgegeben, und ehe es zu einem neuen Beſchluſſe kam, ſtarb König Ferdinand im Herbſte deſſelben Jahres. Doch erzählte man ſich: er habe das jüngſte Kind [57]) Eleonorens, aus eiferſüchtigem Argwohne, in den Windeln erſtickt.

Andeiro, des Glaubens daß ſich die ihm nicht unbekannt gebliebenen Gefahren noch ſteigern und die größten Unruhen eintreten dürften, entfloh in der Todesſtunde König Ferdinand's nach ſeiner Burg Durem; Eleonore aber, ſeines Beiſtandes und ſeiner perſönlichen Gegenwart bedürftig, berief ihn (gleich andern Edeln) zur Todtenfeier ihres Gemahls. Andeiro's Frau warnte ihn, ſich nicht in die Mitte ſo vieler Feinde zu begeben; aber Ungeduld die Königin zu ſehen und mitzuregieren, Ver-

trauen auf ſeine zahlreichen Begleiter, Hoffnung daß alles Vergangene vergeſſen und ſeine Macht gewachſen ſei, ſowie der, allen Günſtlingen beiwohnende Uebermuth, ließen ihn jene wohlgemeinten Warnungen überhören und trieben ihn nach Liſſabon. Hier gab es ſogleich neuen Anſtoß, daß alle wichtigen Geſchäfte durch ſeine Hände gingen und er bei dem feierlichen Leichenbegängniſſe König Ferdinand's nicht in der damaligen Trauerfarbe, nicht in weiß gekleidet war [58]), und (wie man behauptete) hierdurch ſeine Freude über das freier gewordene Verhältniß zur Königin darlegen wolle. Am ſchlimmſten für beide, daß man ſie für caſtilianiſch geſinnt, und hierdurch die Unabhängigkeit Portugals für gefährdet hielt. Um deswillen kamen Mehre (ſo Nuño Alvarez Pereira und ſein Oheim Ruy Pereira) auf den Gedanken: man müſſe Andeiro tödten und die Königin zwingen für Portugals Freiheit aufzutreten.

Als man den Infanten Johann beſonders in der Rückſicht zur Mitwirkung aufforderte: daß ſein Halbbruder, König Ferdinand, durch Eleonorens Wandel beſchimpft und Rache Pflicht ſei; erwiderte er: Ich höre nicht, daß das Volk an dem Verhältniß der Königin zu Andeiro großen Anſtoß nimmt, und viel darüber ſpricht. — O Herr (antwortete Ruy Pereira), Ihr wißt nicht wie derlei zugeht. Als ich meine Frau, Violante Lopez heirathen wollte, ſprach alle Welt darüber; als ich ſie geheirathet hatte [59]), redete Niemand mehr davon. — Der Großmeiſter verſtand den Wink und willigte ein, daß ſich die Pereiras am nächſten Morgen mit bewaffneten Begleitern einfinden möchten; ſchrieb ihnen aber noch in der Nacht: er könne zu dem Unternehmen nicht die Hand

bieten. So ward es zunächſt aufgegeben, faſt gleichzeitig aber von einer andern Seite her noch lebhafter befördert.

In Liſſabon lebte damals Alvaro Paes, ein hochbejahrter, in größtem Anſehen ſtehender Mann, früher Kanzler der Könige Pedro und Ferdinand, und noch jetzt von allen obrigkeitlichen Perſonen in ſeinem Hauſe aufgeſucht und um Rath befragt. Dieſer ſtellte jetzt dem Grafen von Barcellos vor: es ſei ſeine Pflicht den Grafen Andeiro von Durem umzubringen und ſo die Ehre ſeines Wohlthäters des Königs Ferdinand, ſeiner Schweſter Eleonore, ſeine eigene und die ſeines ganzen Geſchlechts zu retten und Portugal von den größten Gefahren zu befreien. — Barcellos geſtand, daß er früher ſchon denſelben Plan gehegt habe, aber nicht einſehe, wie man ihn jetzt durchſetzen könne. Als Paes von neuem in ihn drang, fügte der Graf hinzu: Redet über dieſe Sache mit dem Infanten Johann, dem Großmeiſter von Avis; er befindet ſich als Bruder König Ferdinand's in derſelben Lage wie ich, als Bruder der Königin Leonore.

Paes ſtellte nunmehr dem Infanten mit höchſtem Nachdrucke vor: er ſei ſchon früher durch die Königin und Andeiro dem Tode nahegebracht worden, und müſſe jetzt (bei verdoppelten Gründen der Feindſchaft und des Haſſes) ihren Nachſtellungen erliegen, wenn er nicht aus Nothwehr zuvorkomme und das preiswürdigſte Werk zum Beſten des ganzen Volkes vollbringe. — Der Großmeiſter erinnerte an die Rache, welche die Königin gewiß nehmen werde, wenn man ihren leidenſchaftlich geliebten Günſtling umbringe; an die Macht und Vorſicht Andeiro's, und endlich: daß man gar nicht wiſſe

wie das Volk sich dabei betheiligen und welche Gesinnungen es an den Tag legen werde. — Verlaßt Euch darauf, rief Paes, das ganze Volk [60]) soll und wird auf Eurer Seite stehen! — Endlich ging der Infant, diesen Versicherungen trauend, auf den Plan ein und Paes sagte: Dies ist das Wort eines Königssohnes, der die Wichtigkeit dieses Beschlusses begreift; jetzt bin ich getröstet. Als nun aber Johann den Plan Mehren mittheilte und überall nur Bedenken und keinen Anklang fand, verließ er eiligst Lissabon, überzeugte sich aber nach neuer Ueberlegung daß alsdann sein Geheimniß am wenigsten verborgen bleiben und die Strafe ihn desto gewisser erreichen werde. In der Nacht auf den 6. December 1383 kehrte er zur Hauptstadt zurück, entschlossen die Sache zu Ende zu bringen.

Schon um neun Uhr des Morgens waren bei der Königin versammelt, Ritter und Edle, Frauen und Fräulein, unter jenen der (mit dem Infanten einige) Graf von Barcellos und Andeiro Graf von Durem. Dieser hatte sich, ungeachtet der Trauerzeit, glänzend [61]) gekleidet und sprach, vor der Königin kniend, so leise mit ihr daß die Andern es nicht verstehen konnten. In diesem Augenblicke erschien der Infant Johann im Panzerhemde mit 25 bewaffneten Begleitern am Vorzimmer der Königin. Als der Thürhüter sie aufhalten und erst anmelden wollte, schob ihn der Großmeister mit den Worten zur Seite: Was hast du hier zu sagen! Er ging auf die Königin zu und kniete vor ihr nieder; sie aber hob ihn auf und fragte nach einigen Höflichkeitsworten: Weshalb seid Ihr von Alentejo zurückgekehrt, dessen Vertheidigung ich Euch aufgetragen hatte? — Weil (ant-

wortete Johann) mir nicht hinreichende Mittel gegeben sind, diese Landesgrenze wider die Castilianer zu vertheidigen. Die Königin befahl daß alle seine Wünsche in dieser Beziehung erfüllt werden sollten. Im weitern Gespräche sagte sie bedeutsam: Es ist eine löbliche Gewohnheit der Engländer, daß sie im Frieden keine Waffen tragen. — Der Infant antwortete: Sie leben fast immer im Kriege und sind dann gewaffnet; wir müssen im langen Frieden lernen, wie sie zu gebrauchen sind. — Mit noch größerm Schrecken bemerkte der Graf von Durem, wie viele seiner Feinde bewaffnet gegenwärtig waren; er gab seinen Freunden einen Wink nach Hause zu eilen und schnell bewaffnet wiederzukehren. Er vergaß, daß gerade diese Vorsicht ihn unter vielen Gegnern hülflos ließ.

In dieser Zwischenzeit nahte sich der Infant Johann dem Grafen von Barcellos und sagte ihm heimlich: Geht fort, denn ich will den Grafen von Durem umbringen. — Ich will bleiben und Euch beistehen. — Ich bitte Euch geht, ordnet das Nöthige in der Stadt; nachher wollen wir zusammen essen. — Dies Gespräch unterbrechend, nahte Andeiro, scheinbar heiter und unbefangen und bat ebenfalls den Großmeister zu Tische, was dieser jedoch ablehnte. Nachdem alle sich bei der Königin beurlaubt, wiederholte Andeiro im Vorzimmer jene Einladung und wollte dann hinwegeilen, vorgeblich um das Mittagsmahl zu bereiten. Da ergriff ihn der Großmeister bei der Hand, zog ihn (wie zu einem Gespräche) auf die Seite und traf ihn mit dem Schwerte aufs Haupt. Als Andeiro jetzt in das Zimmer der Königin zurückeilen wollte, trat ihm Ruy Pereira in den Weg

und machte mit einem Dolchſtoße ſeinem Leben ein Ende. Weitere Metzelei verhinderte der Infant und ſagte: Was Gerechtigkeit gebot [62]), ſoll nicht als Grauſamkeit erſcheinen.

Sobald die Königin in ihrem Zimmer das Geſchrei hörte, und die Ermordung ihres Lieblings vernahm, erſchrak ſie ſehr und verlor beinah die Faſſung; dann raſch ſich zuſammennehmend ſagte ſie mit lauter Stimme: Sie haben einen treuen Diener unverdienterweiſe umgebracht; doch weiß ich den Grund ſehr wohl und werde morgen in der Kirche des heiligen Franz unſere Unſchuld durch die Feuerprobe erweiſen. Unterdeß waren Eleonorens Diener und Begleiter, nach Schließung der Schloßthore in ſolche Angſt gerathen, daß ſie durch die Fenſter und über die Dächer entflohen; weshalb die Königin, ſich ſo verlaſſen ſehend, den Infanten fragen ließ: ob ſie auch zum Tode beſtimmt ſei. Johann antwortete: er habe ihrer Perſon nicht zunahetreten [63]), ſondern ihr dienen und einen Schuldigen beſtrafen wollen.

Während dieſer Ereigniſſe hatten Alvaro Paes und die Freunde des Großmeiſters abgeredeterweiſe in den Straßen von Liſſabon verkündet, man wolle ihn ermorden und müſſe ihm zu Hülfe eilen; worauf ſich die Liebe zu ihm und der Haß wider die Königin ſogleich in der lebhafteſten Weiſe offenbarte und arge Schmähungen über dieſe ausgeſprochen wurden. Erſt als der Infant ſich zeigte, ließ man vom Angriffe auf das Schloß ab; jedoch nur um zu andern Gewaltthaten überzugehen. Der Biſchof Martin (ohnehin gehaßt als Caſtilianer) hatte vorſätzlich, oder zufällig, die Glocken der Hauptkirche weder zum Stürmen noch zum Freudensbezeigen läuten

laſſen. Die Meuterer erbrachen im maßloſen Zorne die Kirchthüren, verfolgten den Biſchof auf den Thurm, und ſtürzten ihn mit zwei Unſchuldigen in die Tiefe hinab.

Unterdeſſen ward auf dem Mittagsmahle bei dem Grafen Barcellos (wohin ſich der Infant Johann unter höchſtem Beifalle [64]) begeben hatte) von mehren, Anweſenden beſchloſſen: ſie wollten zur Königin gehen um ſich wegen der Ermordung Andeiro's zu entſchuldigen. Sie beſetzten die Thüren und drangen bewaffnet und unangemeldet in das Zimmer Eleonorens, welche ſchweigend in tiefer Trauer daſaß. Auch die Eintretenden fanden keine Worte. Da ſagte jene endlich mit bewegter Stimme: Welche Kühnheit! Tritt man ſo unangemeldet und bewaffnet in das Zimmer einer Königin? — Jene hörten und ſchwiegen. Da fuhr Leonore fort: Geht und (da es Gott ſo gefällt) zur guten Stunde. — Der Graf von Arrayolos (ein Oheim der Ines von Caſtro, welcher keinen unmittelbaren Antheil am Morde hatte) ſagte hierauf dem Großmeiſter: er möge der Königin ſeine Bitte vortragen. Dieſer ließ ſich auf die Knie nieder und ſagte: Ich wollte Euch nicht beleidigen, ſondern das Land von Dem befreien der es zu Grunde richtete und für Caſtilien wirkte. Verzeiht mir, nicht die Ermordung Andeiro's, ſondern daß ſie ungebührlich in Eurem geheiligten Palaſte geſchah. Ich hoffe Eure Gunſt mit größern Dienſten zu bezahlen. — Weil die Königin nichts antwortete und die Augen nicht von der Erde erhob, fügte der Graf von Arrayolos hinzu: Da der Infant Euch, wie der Sünder Gott, um Verzeihung bittet, und er zu nicht mehr verbunden iſt, ſo erhört ihn und bedenkt, wie die That keineswegs ſo übel iſt, daß

ſie nicht durch größere Dienſte könnte gutgemacht werden. — Noch immer ſchwieg Eleonore, und erſt als auch ihr Bruder Barcellos ähnlicherweiſe in ſie drang, ſagte ſie mit bitterm Lächeln: Woher dieſe überflüſſige und erkünſtelte Sorge? Warum fodert der Infant Verzeihung, die er ſich bereits ſelbſt gegeben hat?[65]) Wie kann man Einem Das geben, was er ſich bereits nahm. Laßt uns von andern Dingen reden. Es heißt: der König von Caſtilien will mit Heeresmacht in Portugal einbrechen? was ſollen wir thun, wenn es geſchieht?

Der Infant: Ihr müßt ihn zu friedlichen Verhandlungen mit den Cortes verweiſen.

Die Königin: Wenn er nun meinen Weiſungen und Ermahnungen nicht folgt?

Der Infant: Er wird folgen, ſofern er ſieht, daß es Euer Ernſt iſt; wo nicht ſo müſſen wir die Cortes berufen, den Heirathsvertrag prüfen und mit den Waffen widerſtehen.

Die Königin: Wahrlich kein übler Rath! Beim Leben meines Gemahls konnten wir mit aller Macht des Reiches den Caſtilianern nicht widerſtehen; — und jetzt, ohne Macht, Kriegsmittel und Geld, in Parteien zerfallen, gegen Recht und Vertrag!

Der Königin, ſagte jetzt Graf Alvaro Pirez, gefallen unſere Reden nicht, laßt uns deshalb gehen. — Und ſo geſchah es. Als die Königin beim Oeffnen der Thüre den blutigen Leichnam Andeiro's erblickte, um den ſich während dieſer Unruhen Niemand bekümmert hatte, rief ſie im höchſten Schmerze: Welche Grauſamkeit! Sie geht noch über den Tod hinaus, denn ſie gönnt einem Ritter, der ſo gut war wie ihr, nicht einmal ein Grab! —

Eleonore ſorgte für ein ſtilles Begräbniß und zog während der Nacht aus dem ihr verhaßt gewordenen Schloſſe in die Burg.

Bei der immer mehr hervortretenden feindlichen Geſinnung der Einwohner von Liſſabon, hielt ſich Eleonore auch hier nicht für ſicher, ſondern entwich am 2. Januar 1384 erſt nach Alanquer, dann nach Santarem. Von hier aus erließ ſie Rundſchreiben an alle Städte und Ortſchaften, das Geſchehene zwar anklagend, aber doch hinzufügend: ſie werde dem Könige von Caſtilien ſchreiben, er möge nicht nach Portugal kommen, da die Kronen [66]) durchaus müßten getrennt bleiben. — Ihrer leidenſchaftlichen Stimmung freien Lauf laſſend klagte ſie aufrichtiger dem Könige: In meinem Palaſte, in meinem Zimmer, vor meinen Augen haben ſie den Grafen von Durem ermordet; eilt herbei und rächet mich und ihn. — Nach dieſer Rache, nach der Beſtrafung des empörten Liſſabon (hoffte Leonore) werde der König nach Caſtilien zurückkehren und ihr die Herrſchaft verbleiben. Auch ſchloſſen ſich viele Adliche ihr an, welche eine Bürgerherrſchaft haßten, des Infanten Johann hervorbrechenden Anſprüche für ungenügend hielten [67]), die caſtiliſche Macht fürchteten und einen Bürgerkrieg vermeiden wollten. Nicht minder wußte Leonore, durch ihre oft erwähnten glänzenden Eigenſchaften, von neuem viele Gemüther anſichzuziehen.

Dies Alles blieb dem Infanten keineswegs verborgen, ſodaß er ſeine Ohnmacht erwägend und um ſein Vaterland in keinen Krieg zu verwickeln, beſchloß ſich auf engliſchen Schiffen nach England zu begeben. Weil aber die Königin bereits Maßregeln getroffen hatte [68]), dieſe

Schiffe aufzufangen, und ſeine Freunde ihm dringend vorſtellten: er ſolle nicht in der Ferne Ehre ſuchen, ſondern alle Kräfte ſeinem Vaterlande weihen, trat der Infant von jenem Beſchluſſe zurück.

Bei dieſen Verhältniſſen kamen Wohlmeinende auf den Gedanken: zur Beſeitigung alles Streites möge der Infant die Königin heirathen, mit ihr gemeinſam regieren und einen unzweifelhaften Thronerben zeugen. Obwol Johann weder hoffen noch wünſchen konnte, daß dieſer Plan zur Ausführung komme [69]), bot er doch (um Friedensliebe zu zeigen) dazu die Hand. Eleonore empfing die Abgeſandten (ſelbſt Alvaro Paes, den Urheber des Aufſtandes) mit größter Freundlichkeit, verſprach den Bewohnern der Hauptſtadt feierlichſt Verzeihung, und ſoll ſelbſt den Heirathsplan [70]) nicht beſtimmt verworfen ſondern darüber geſchwiegen haben. Gewiß bezweckte ſie mit dem Allem, ihre geheimen, feindlichen Plane deſto beſſer zu verdecken. Auch ſchöpften die Abgeordneten Verdacht vor Nachſtellungen [71]) und eilten nach Liſſabon zurück.

Hier hatte ſich in der Zwiſchenzeit ſehr viel geändert. Das Volk, die Rache der Königin, des Adels und der Caſtilianer fürchtend, bedurfte ſchlechterdings eines Anführers, der die zerſtreuten Kräfte einigte und lenkte. Wir haben uns, ſagte es dem Infanten, für dich ſo vielen Gefahren ausgeſetzt; nun mußt du auch wagen [72]) Staat und Vaterland zu vertheidigen; du mußt die Würde eines Regenten annehmen und geltendmachen!

Als der, meiſt adliche, Stadtrath einen ſo wichtigen, folgereichen Beſchluß nicht ohne gründlichere Vorberathung beſtätigen wollte, drang ein kühner Böttcher, von einem

Volkshaufen unterstützt, in den Versammlungssaal und erzwang durch die heftigsten Drohungen die Einwilligung jener Behörde.

Unterdessen hatte der Infant Johann seinem Halbbruder João (dem Sohne der Ines von Castro) insgeheim gemeldet, wie er für ihn wirke und die Billigung seines Verfahrens erhalten. Er ließ ihn auf einer Fahne abbilden [73]), wie er in castilischen Fesseln schmachtet. Weil aber auf eine Befreiung João's gar nicht zu rechnen war, mußte sich der Infant Johann überzeugen daß, nach dem Geschehenen jede halbe Maßregel mehr schade, als nütze: deshalb zerriß er die, durch jene Abgeordneten von der Königin zurückgebrachte Antwort ohne sie zu lesen, sagte sich dadurch von neuem von ihr los und zwang sie fast zu einer engern Vereinigung mit ihrem Schwiegersohne, dem Könige von Castilien.

Des Infanten Lage [74]) blieb deshalb im höchsten Grade bedenklich. Er hatte weder Geld noch Mannschaft, noch Städte noch Festungen. Ihm stand entgegen Herkommen, Heirathsvertrag, Testament König Ferdinand's, Macht des Königs von Castilien, sowie weit der größere Theil des Adels und der Vornehmen. Nur das niedere Volk blieb auf seiner Seite, begeistert allerdings für Portugals Unabhängigkeit, allein nach unzähligen Erfahrungen, abwechselnd zügellos und wankelmüthig.

Am 12. Januar 1384 erschien der König von Castilien mit seiner Gemahlin Beatrix vor Santarem, und in dem Rathe Eleonorens wurden entgegengesetzte Ansichten ausgesprochen, nicht allein über äußere Förmlichkeiten (z. B. des Gehens, Stehens, Sitzens, Empfangens

u. dgl.), sondern auch darüber, ob man den König in Stadt und Burg aufnehmen, oder ob er, ausgeschlossen, in der Vorstadt bleiben solle. Eleonore neigte sich, unter großen Sorgen zur mildern Ansicht, weil sie ohne castilische Hülfe zu schwach, eine Aussöhnung mit dem Infanten jetzt unmöglich und sie außer Stande sei eine dritte, obsiegende Partei zu bilden. Vor Allem müsse man den Infanten und die Hauptstadt bestrafen; dann werde der König bald nach Castilien zurückzukehren genöthigt sein.

Doch es war kein Augenblick zu verlieren: Eleonore eilte vor die Stadt hinaus, und beim Empfange ihrer Tochter und ihres Schwiegersohns fehlte es von beiden Theilen nicht an Thränen, Zärtlichkeiten und Klagen über die Verhältnisse und Ereignisse. Als Eleonore Abends in ihre Burg zurückkehren wollte, reichte ihr der König von Castilien den einen, seiner Gemahlin den andern Arm und führte sie in ein außerhalb belegenes Kloster. Leonoren war diese Wendung gewiß sehr unerwartet und auffallend; aber der König zeigte sich so außerordentlich zuvorkommend und freundschaftlich, und Beatrix so zärtlich, daß Eleonore sich des aufsteigenden Argwohns schämte und sich mit vollem Vertrauen [75]) in die Arme ihres Schwiegersohnes warf. Er stellte ihr vor: sie sei von Vielen (allerdings mit Unrecht) gehaßt und könne um deswillen nur mit geringerm Erfolg einwirken. Besser für das Gelingen aller Plane, wenn Beatrix als rechte Erbin und Königin auftrete, von ihr (mit Beseitigung alles Scheines von Parteilichkeit und Leidenschaft) die Bestrafung der Schuldigen ausgehe, und der König um Einheit in alle Bewegungen

und Maßregeln zu bringen, die alleinige Oberleitung übernehme.

Vergeblich warnten treue Freunde Eleonoren vor caſtiliſcher Hinterliſt; ſie begeiſterte ſich, nach ihrer lebhaften Weiſe, faſt für einen Plan der raſch dem Ziele entgegenführen und mit Herſtellung ihrer Macht endigen werde. Sie legte alle, ihr aus dem Heirathsvertrage und dem Teſtamente König Ferdinand's zuſtehende Gewalt, vertrauensvoll in die Hände ihres Schwiegerſohns nieder.

Kaum aber hatte dieſer Leonoren einen ſo überaus wichtigen Beſchluß abgeliſtet, ſo beſetzte er die Stadt und Burg Santarem, nannte ſich König von Caſtilien und Portugal, und zeigte unverhohlen, daß er jene Entſagung nicht als ein einſtweiliges Scheingeſchäft, ſondern als einen letzten, unabänderlichen Beſchluß betrachte. Auf Leonorens Rathſchläge, ihre Verwendungen, nahm er nicht die geringſte Rückſicht, und der ſchon oben angedeutete Gegenſatz ihrer Charaktere trat immer ſchroffer hervor. Leonore heiter, ſcherzhaft, leicht in Worten, Formen abhold, kühn und herrſchend in Benehmen und Thaten; König Johann dagegen ernſt, wortkarg, heimlich melancholiſch, ungefällig und an dem Weſen der Königin ſo Anſtoß nehmend [76]), daß er ſie rückſichtslos zurechtwies. Hierüber zürnte dieſe ſo ſehr, daß ſie laute Klagen erhob und ihren Vertrauten ſagte: Was habe ich nicht für den König gethan! Ich habe ihm ein Königreich verſchafft, ihm Alles geopfert; und nun verbirgt er nicht einmal im Anfange (wie es wol Tyrannen pflegen) ſein Unrecht und ſeine Undankbarkeit. Er ſchlägt mir meine erſte Bitte für den Juden Judas ab, und zieht

einen andern David vor. Was iſt nach ſolchem Anfang zu hoffen, zu fürchten. Warum habe ich mit Unrecht einen Fremden, allen einheimiſchen Portugieſen als Tochtermann vorgezogen; einen Feind, allen Verwandten! Wahrlich, der Infant iſt weit eher der rechte Herr Portugals, als der König von Caſtilien; könnte ich mich von hier entfernen, erlaubte es meine Ehre, ich bliebe keinen Tag länger hier [77]), und ginge lieber zu ihm, dem Freunde Portugals, als daß ich hier lebte in ſolcher Abhängigkeit von meinem Schwiegerſohne. Sagt dem Infanten, daß mich der gefaßte Entſagungsentſchluß gereue und ich hoffe, er werde das mir und ihm angethane Unrecht rächen!

Dem Könige Johann blieben dieſe Reden ſchwerlich ganz verborgen, und er legte es heimlichen Weiſungen Eleonorens zur Laſt, daß ſich mehre Städte (ſo Coimbra, wo ihr Bruder befehligte) nicht ergaben. Deshalb ließ er die Königin von Caſtilien ſtreng bewachen, und antwortete auf ihre natürlichen Klagen, mit bitterm Spotte: es geſchehe zur Mehrung ihres Anſehens und ihrer Sicherheit! — Wer kann ſich wundern, daß eine Frau wie die Königin Eleonore, dieſe Feſſeln eines Undankbaren um jeden Preis zu zerbrechen wünſchte.

Als die Infantin Beatrix nach Caſtilien zog, hatte ihr die Königin Leonore eine Ehrendame mitgegeben: Donna Beatrix de Caſtro, eine Nichte der ermordeten Ines de Caſtro. Dieſer ging das Schickſal Leonorens ſehr zu Herzen, und ſie wünſchte ſehnlichſt dieſelbe und zugleich ihr Vaterland aus den Händen der Caſtilianer zu befreien, welche ſich jetzt in Portugal durch Stolz und Willkür der ärgſten Art immer verhaßter machten.

— Mit Hülfe zweier Verwandten des Königs von Caſtilien, der Grafen Alfonſo und Pedro von Traſtamare, hoffte Beatrix ihren Plan durchzuführen. Alfonſo war ihr, trotz ſeiner eifrigen Zuneigung, noch unerhörter Freund, und auf den Grafen Pedro hatte Leonorens unwiderſtehliche Schönheit und Liebenswürdigkeit einen, nicht verborgen gebliebenen, überaus tiefen Eindruck gemacht. Deshalb ſagte Beatrix dem Grafen Alfonſo: Ich verſpreche dir meine Hand, wenn du mir deine oft gerühmte Liebe dadurch beweiſeſt, daß du meine, ſchändlich und undankbar behandelte Königin befreieſt.[78]) Ich weiß wie dein Bruder Pedro Leonoren verehrt: leicht kannſt du ihn dahin bringen, daß er ſich muthig ihrem Dienſte weiht. Bei ſeiner Macht und Stellung liegt es in ſeiner Hand ihr Freiheit und Herrſchaft wiederzugewinnen; wofür ſie dankbar und begeiſtert ſeinen ſehnlichſten Wunſch erfüllen, ihm ihre Hand reichen, und das Glück der Liebe, den Ruhm eines Ritters und die Herrſchaft eines Königs verſchaffen wird.

Beide Grafen gingen eifrigſt auf dieſe mit Begeiſterung und größtem Nachdruck vorgetragenen Vorſchläge ein und Leonore ſtimmte bei; denn ſie ſah hierin nur Nothwehr gegen Undankbarkeit und Unrecht. Der König von Caſtilien, den ſie erhoben und nach Portugal geführt habe, nehme ihr nicht blos königliche Herrſchaft[79]), ſondern auch (feige und rechtswidrig zugleich) ihre perſönliche Freiheit. Welcher König, ja welcher Menſch ſei verpflichtet, ſo etwas zu dulden.

Die letzte Abrede ging dahin: daß Leonorens Bruder, der Befehlshaber von Coimbra, einen Ausfall unternehmen und ihm Graf Pedro, bei dieſer Gelegenheit

Leonoren zuführen ſolle. Unter dem Vorwande einer geheimen Unterhandlung wegen der Uebergabe Coimbras, wurden zwiſchen jenen beiden Briefe gewechſelt. Der Franciscaner, welcher ſie hin- und hertrug, ahndete oder wußte indeß einen Theil des Inhalts, und rieth deshalb ſeinem Freunde, dem Juden David, ſich mit ſeiner Familie nach dem ſicherern Coimbra zu begeben. Ein ſo unverſtändlicher Rath führte zu dringendern, beſorglichen Fragen, und endlich zu Entdeckungen, welche David eiligſt dem Könige von Caſtilien mittheilte. Dieſer hielt es anfangs für unglaublich, daß ein naher Verwandter ſich wider ihn verſchworen habe, fand es aber nach genommener Rückſprache mit ſeiner Gemahlin doch für gerathen dem Juden zu glauben, der Gefahr zuvorzukommen, und von den Verhältniſſen und Ereigniſſen den eigennützigſten Gebrauch zu machen.

Graf Pedro erhielt Nachricht, daß ſein Plan verrathen worden. Er entfloh in der Nacht nach Coimbra, ward aber (da er Eleonoren nicht mitbrachte und man Verrath argwöhnte) daſelbſt nicht aufgenommen, ſodaß er nur mit Mühe über Porto nach Liſſabon entkam und ſich dem Infanten anſchloß.

Am nächſten Morgen verſammelte König Johann in ſeinem Zimmer, ſeine Gemahlin, den Infanten Carlos von Navarra, einen Schreiber, den anklagenden Juden David, Maria Peres, eine Vertraute Leonorens, und ihren ſchon erwähnten Schützling, den Juden Judas. Marie und Judas bekannten (mit der Tortur bedroht oder belegt) Alles was ſie wußten, oder was man wollte; insbeſondere daß der Plan der Verſchworenen auch den Tod des Königs bezweckt habe. Zu dieſem Aeußerſten

hätte es allerdings im Fall eines offenen Kampfes und kriegerischen Widerstandes kommen können; es lag aber nicht in der ersten Absicht und dem hauptsächlichsten Zwecke.

Nachdem Alles niedergeschrieben worden, ließ der König Leonoren herbeirufen. Sie erschien (obwol sie die Gefahr kannte) mit größter Heiterkeit, Fassung und königlichem Stolze. Als sie den Juden David erblickte, sagte sie verächtlich: Seid Ihr hier, habt Ihr mich hierher kommen lassen? — Sie unterbrechend sprach der König: Er ist, da er mir das Leben rettete, mit mehrem Rechte hier wie Ihr, da Ihr es mir nehmen wolltet. — Nachdem die Aussage ihres Schützlings Judas vorgelesen worden, sagte sie im höchsten Zorne: Hund, Verräther, Judas der du mich verkaufst! Du lügst, und wenn je so etwas im Werke war, hast du mir dazu gerathen. Als die Königin Beatrix dies hörte, rief sie weinend: O Mutter! In einem Jahre wolltest du mich sehen als Waise, Witwe, und ganz verlassen! Zum Könige gewandt fuhr Leonore fort: Was gelten einem Juden und einem schwachen Weibe durch Martern abgepreßte Aussagen, all dem Guten gegenüber, das ich dir Undankbarer erzeigte. Habe ich irgend eine Schuld, so ist es, daß ich dich im Uebermaße mit Wohlthaten überhäufte, was freilich (wie wir jetzt sehen) schlechte Früchte zu tragen pflegt. — Diese Rede unterbrechend, sagte König Johann: Schwiegermutter, aus Achtung vor Eurer Tochter Beatrix will ich nicht Euren Tod, sondern werde Euch in das castilische Kloster zu Tordesillas schicken, wo schon andere verwitwete Königinnen lebten.

So wollte der König, wie alle geringhaltigen Geister, nur die nächste scheinbare Gefahr beseitigen; er war un-

fähig tiefer zu fühlen und in die Zukunft zu schauen. Leonore aber erwiderte: So magst du Diejenigen behandeln, welche dir unterworfen sind; über mich zu verfügen hast du kein Recht. Wahrlich ein schöner Lohn! Freiwillig lege ich meine Herrschaft nieder, gebe ein Königreich in deine Hände, vertraue dir mehr als meinen urkundlichen Rechten! — und nun auf die Aussage eines Juden (der aus Furcht Gott verleugnen würde) klagst du mich an und verleumdest mich, lediglich um mir Rechte und Freiheit zu nehmen und nicht zu halten, was du mir versprochen hast. Wahrlich, ich kann das Sprichwort wiederholen: Wenn man einen Hund todtschlagen will, nennt man ihn wüthend, und dem ungerecht Angreifenden gegenüber, heißt Nothwehr, Verbrechen!

Judas, welcher seine Beschützerin verrathen und dem Könige zu Willen geredet, erhielt (angeblich auf seines Gegners David [80]) Vorbitte) Verzeihung; Leonore aber sah sich in der Hoffnung getäuscht, daß ihre mächtigen Verwandten im Stande sein würden, sie auf dem Wege nach Castilien zu befreien.

Der Rückblick auf ihr ganzes Leben und das Mislingen oder Unterbrechen ihrer höchsten Plane, mußten ihr den Aufenthalt im Kloster zu Tordesillas allerdings verbittern [81]); doch wird bezeugt, daß sie weder in Blick und Mienen, noch in Worten und Thaten jemals die geringste Niedergeschlagenheit offenbarte, sondern durch unbezwinglichen Muth und erstaunenswürdige Kraft des Charakters bis zum Tode aufrechterhalten ward.

Alle Freunde der gefangenen, mishandelten Königin traten jetzt über zu den Gegnern des Königs von Castilien. Er konnte Lissabon nicht erobern, ward bei Al-

jubarrota durch die begeiſterten Portugieſen vollſtändig geſchlagen und mit der Regierung des zum Könige erwählten Großmeiſters, des Infanten Johann, beginnt der Zeitabſchnitt portugieſiſcher Geſchichte, welcher den Ruhm dieſes Volkes über ferne Welttheile hinaustrug, ja ein Glanzpunkt bleibt in der Geſchichte der Menſchheit und ihrer fortſchreitenden Entwickelung.

Stammtafel.

Alfons IV.
König von Portugal 1325—57.
Beatrix von Caſtilien.

|

Pedro,
geboren 1320, König 1357—67.

1) Konſtanze;	2) Ines de Caſtro;	3) Thereſe Lourenzo.
1) Ferdinand. König 1367—83. Eleonore Tellez.	2) João. Maria Tellez.	2) Diniz. 2) Beatrix. 3) Johann I., Großmeiſter von Avis. König 1383.
Beatrix. Johann I. von Caſtilien.		

Anmerkungen.

1) Meine Aufgabe war, alles zur Geſchichte jener drei Frauen Gehörige auf einen kleinen Raum zuſammenzudrängen; vollſtändige Belehrung über Portugal findet man in Schäfer's vortrefflicher Geſchichte.

2) Raphael de Jesus, Cronica de el Rey Affonso, IV; Açenheiro, 98.

3) Ines era de parentela de Senhores poderosos, — De grande linhagem. Açenheiro, 108, 126; Raphael, IX, 2, 5; Bayão, 214.

4) Affonso se pejava delle, por elle ser bastarda. Nuñez Liao, 171. Barboſa im Catalogo das Reinhas de Portugal ſagt: ſie ſei de legitimo matrimonio geboren.

5) Faria y Sousa zu Camoens, III, 118. Bayão, 216.

6) Bouterwek, IV, 13; Barbosa Machado, Art. Pedro, III, 540. Es lautet (im mangelhaften Texte):

A dò hallara holgança
Mis amores
A dò mis graves temores
Segurança:
Pues mi suerte
De una en otra cumbre llevantado
Llegome a ver d'elado tu hermosura
Despues la frente para frente a frente
Vi en blando accidente amortecido:
Passome el sentido tan adentro
Que hà llegado al centro dò amor vive:
Mas como nò recibe mi razon

Tu fiera condicion entre las manos
Desechos mis deseos
De un sobresaltado
El alma hàs arrazada;
Los montes echos llanos
Dò toda mi esperança era fundada
Si esto das por vida, que por muerte
Dar Señora podrà pecho tan fuerte.

7) Ferreras, V, 405, §. 197.

8) Neufville, I, 215; Sylva, I, 89; Bayão, 226.

9) Bayão, 229; Raphael, X, 12; Ferreras, V, 343, §. 82.

10) Bayão, 233; Sousa, I, 382.

11) Ferreras, V, 354, §. 103; Açenheiro, 109.

12) Raphael, X, 19, 1.

13) Raphael, X, 20, 12.

14) Des Thronanrechts der Nachkommen halber ward über die Frage: ob Ines wirklich vermählt geweſen, viel geſtritten. Nuñez de Liao, 182; Lopes, 133; Sousa Provas, I, 278; Pedro's Eidſchwur und ſeine Zeugen überwiegen für die Bejahung. Barboſa (über die Königin, 306—317) prüft umſtändlich Gründe und Gegengründe, und erklärt ſich für Trauung und Ehe.

15) Pacheco entkam, ſpäter entdeckte ſich ſeine Unſchuld und Pedro verzieh ihm. Nuñez, 187; Lopes, 199; Neufville, I, 218; Açenheiro, 125.

16) Faria y Sousa, Epitome, 224; Lopes, Cronica de D. Pedro, 198; Bayão, 258.

17) Açenheiro, 132, 140; Nuñez, 208.

18) Faria y Sousa, Epitome, 231; Açenheiro, 135.

19) Manoel dos Santos, Historia del Rey D. Fernando e João, 1, lib. 22, c. 20, p. 136.

20) Manoel l. c.; Ferreras, V, 487, §. 340; Nuñez, 198; Feria zu Camoens, III, 139.

21) Sylva, Memorias, I, 144, III, 1045; Açenheiro, 140; Nuñez, 200, 201.

22) Açenheiro, 137; Nuñez, 198.

23) Nuñez, 199; Manoel dos Santos; cap. 21.

24) Luſiade, III, 143.

25) Manoel l. c.; Nuñez, 199.

26) Nem Deos tal queria que fosse. Nuñez, 200.

27) Manoel, cap. 22.

28) Manoel, cap. 34; Bayão, 221.

29) Manoel, 250.

30) Faria, 233; Manoel, 354; Ayala, 132.

31) Açenheiro, 147. Nach Andern der Dolch ihres Bruders.

32) Manoel, 252.

33) Sylva, 1, 4, 61, I, 170; Açenheiro, 117; Sousa, I, 339.

34) Lopes, 21.

35) Nuñez, 220.

36) Manoel, 384, zum Jahre 1382.

37) Mais usado e mais chegado a vos queria eu o panno, che me houvesseis de dar, che este che me destes. Manoel, 384; Nuñez, 222; Açenheiro, 152.

38) Primo segundo da Rainha. Nuñez, 222.

39) Manoel, 385; Açenheiro, 152.

40) Nuñez, 222; Menezes, Vida de João, I, 14, 15, 19.

41) Sylva, I, 79.

42) Nuñez, 224; Menezes, 21; Manoel, 384—389.

43) Açenheiro, 156.

44) Nuñez, 225; Menezes, 18; Sylva, I, 80, 84.

45) Manoel, 391.

46) Menezes, 29; Sousa, I, 300; Ayala, 162; Mariana, XVIII, 6. 1.

47) Nuñez, 231—234.

48) Nuñez, 234.

49) Florez, Memorias de las Reynas catholicas, II, 702. Manoel, 402; Sylva, I, 87; Sousa, I, 293; Menezes, 32.

50) Schmauss, Corpus juris gentium, I, 5.

51) Sylva, I, 98; Bayão, 223; Manoel, 255.

52) Lopes, 3.

53) Menezes, 29, 40; Ayala, Cronica de João, 181; Sylva I, 93.

54) Manoel, Ayala, 177, 179; Lopes, 41.

55) Manoel, Ayala, 181.

56) Manoel, 450—455; Lopes, 10; Sylva, I, 95—97.
57) Açenheiro, 156.
58) Sylva, I, 107; Menezes, 52.
59) Manoel l. c.; Lopes, 8.
60) Manoel, 447; Menezes, 45; Açenheiro, 166.
61) Lopes, 12, 21; Sylva, I, 112—115.
62) Sylva, 117.
63) Sylva, 118; Menezes, 53; Lopes, 10.
64) Lopes, 18.
65) Sylva, I, 135—137; Açenheiro, 168.
66) Manoel, 469.
67) Sylva, I, 147—151.
68) Manoel, 474.
69) Menezes, 66—68.
70) Nach Faria, 238, antwortete die Königin gar nicht auf den Heirathsantrag; nach Menezes, 66, wies ſie ihn zurück.
71) Sylva, I, 161.
72) Sylva, I, 152, 166.
73) Sylva, I, 178; Menezes, 79; Ayala, 189.
74) Menezes, 62; Sylva, I, 147, 151.
75) Sylva, III, 1004—1010; Lopes, 45; Manoel 501; Mariana, XVIII, 7, 10.
76) Sylva, III, 1031.
77) Menezes, 130—132; Lopes, 55.
78) Menezes, 133; Lopes, 57.
79) Nuñez, 235.
80) Faria, 239; Lopes, 57—63.
81) Sylva, III, 1045.

Geſchichte der deutſchen Seemacht.

Von

Friedrich Wilhelm Barthold.

Zweite Abtheilung. *)

*) Die erſte Abtheilung befindet ſich im erſten Jahrgang der dritten Folge, S. 281—470.

Sprach irgend wo in Deutſchland eine Tanne:
O, könnt' ich hoch als deutſcher Kriegsmaſt ragen!
O, könnt' ich ſtolz die junge Flagge tragen
Des ein'gen Deutſchland in der Nordſee Banne!

Dann wär' ich Fähndrich, ha! wo Mann an Manne,
Blutrünſtige Krieger deutſche Seeſchlacht ſchlagen,
Wo deutſche Segler, grimm und ohne Zagen,
Den fremden Ent'rer hauen in die Pfanne.

Dann lehnte wol, die Bruſt vom Stahl gekerbt,
Ein Held an mir in des Gefechtes Gluten,
An meinem Stamme ſchweigend zu verbluten —

Indeß mich jetzt das Blut des Wilddiebs färbt,
Des armen Wilddiebs, hinterrücks erſchoſſen,
Der mir zu Füßen hinſinkt in die Sproſſen.

Freiligrath.

Siebentes Capitel.

Antheil der Deutſchen an den erſten oceaniſchen Entdeckungen. — Ritter Martin Behaim aus Nürnberg. — Deutſche Coloniſation auf den Azoren (1466). — Unmittelbarer Seehandel oberdeutſcher Kaufleute nach Oſtindien (1506—9). — Der deutſche Cortez, Ambroſius Dalfinger (1528). — Vicekönigreich der Welſer von Augsburg in Venezuela (1528—55).

Indem wir hintereinander den Antheil erzählen, welchen 60 Jahre hindurch deutſche Privatleute, Zeitgenoſſen eines Don Enrico von Portugal, Vasco de Gama, Colombo, Cortez und Pizarro, an dem großen europäiſchen Drange nahmen, neue Welten zu entdecken, und die entdeckten den Ausländern nicht allein zu überlaſſen, leitet uns die Abſicht, zu veranſchaulichen, wie ſchöne Kräfte des Geiſtes und der Wiſſenſchaft, wie kühner Unternehmungsmuth, wie kluge, kaufmänniſche Speculation zuſammt dem Geldcapital vereinzelt in unſern Vorfahren lagen. Die Ergebniſſe ererbter deutſcher Seefahrertüchtigkeit und des Handelsgeiſtes würden, beherrſcht von einem großen nationalen Willen, auch bei Deutſchlands ungünſtigen örtlichen Verhältniſſen zu der andern Erdhälfte, wie wir ſehen, gedient haben, Pflanzungen zur Begründung eines reichen oceaniſchen Verkehrs, weit-

läufige Colonisation zur Aufnahme lästigen Volksüberflusses und eine unverächtliche Seemacht, als Trägerin beider, zu schaffen. Doch leider blieb Alles vereinzelte, dem Staate gleichgültige Privatsache, der Willkür, dem Zufall überlassen, und endete mit einer Periode, als alle westlichen Reiche die neue Welt ausschließlich für sich ausbeuteten, das deutsche Volk dagegen mit seiner kirchlichen Eintracht und westlichen Grenzmark auch seine uralte Colonisation im Nordosten, seine Seemacht im Baltischen Meere, die hansische, einbüßte.

Deutsche Wißbegier hatte schon im 13. und 14. Jahrhunderte nicht sowol Reisende aus den nordischen Seestädten, als aus dem mittlern und südlichen Binnenlande in den Orient gelockt, während Spanier und Portugiesen, nach genuesischem Vorbilde in der Marine fortgeschritten, auf den westlichen Ocean blickten, theils um neue Wege nach dem reichen Indien zu erspähen, theils um als fanatische Kreuzfahrer von Süden her das Heilige Land den Ungläubigen zu entreißen. Die Portugiesen unter Don Enrico, von deutsch-burgundischer Herkunft, betraten zuerst den glänzenden Pfad der Entdeckungen zur See und drangen schon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Grünen Vorgebirge, umschifften manche gefahrvolle Landspitze, die zaghaftern Schiffern früher verschlossen geblieben. Aber auch Spanier, Biscajer, hatten, früh abenteuernd, der Inselgruppe sich bemächtigt, die man für die Glücksinseln der Alten hielt und die später als die canarischen bekannt wurden. Zur Leitung über den öden, unermeßlichen Raum diente ihnen die Magnetnadel, deren Neigungsfähigkeit nach Norden beweisbar über ein Jahrhundert

früher (um 1180) bekannt war, ehe der Amalfite Flavio Giſia (Gioja), bisher für den Entdecker gehalten, gelebt hat. Wahrſcheinlich erfanden Araber, nicht Chineſen den Compas; italieniſche Schiffer, zumal Genueſen auf ihren Fahrten bis ins Schwarze Meer und nach Flandern, wandten ihn ſchon im 13. Jahrhundert an; caſtiliſche Seefahrer nicht früher als 1403; Portugieſen wagten, auf die Leitung der geheimnißvollen Nadel geſtützt, erſt ſpäter im 15. Jahrhundert die Küſten zu verlaſſen und ihre Fahrt nach Madeira (1420) und den Azoren auszudehnen; die Engländer erſt 80 Jahre nach ihrem verbreiteten Gebrauche; Niederdeutſche und Oſterlinge kaum vor den Engländern [1]). Aber am Ende des 15. Jahrhunderts war das „Häuslein", die Buſſole (das Büchſele?) allgemein unſern Schiffern bekannt und plattdeutſch redende — ob Holländer oder Oſterlinge gilt gleich — theilten zuerſt die Windroſe in 32 Striche, deren Namen, zum denkwürdigen Zeugniß ihrer Ueberlegenheit, in die Sprache aller ſchiffahrenden weſtlichen und nördlichen Nationen übergingen [2]).

In den gelehrten und handelsrührigen Wetteifer der Spanier und Portugieſen griff nun förderſam ein Martin Behaim, patriziſcher Bürger aus Nürnberg, dem frühern Mittelpunkt des venetianiſchen Landverkehrs nach dem Norden, lange Zeit von unkritiſcher Ehrliebe deutſcher Literaten als Nebenbuhler des Ruhms Colombo's geprieſen. Geboren um 1430, aus altem Geſchlechte, der Kaufmannſchaft befleißigt, in mathematiſchen und kosmographiſchen Kenntniſſen ſo gut unterrichtet, als die Heimat zuließ, ſah er Venedig und die Niederlande, verkehrte in Antorf (1479) und gelangte

um 1480 durch die Verbindung, welche Burgund mit Portugal geknüpft hatte — Iſabella, Philipp's Gemahlin, Karl's des Kühnen Mutter, war Schweſter König Eduard's von Portugal — an den Hof Alfons' V. oder erſt João's II. Bereits ein halbes Menſchenalter früher war aus Deutſch-Flandern eine Colonie auf einer Inſel des Oceans angelegt worden. Nach den Azoren (Habichtsinſeln), Fayal und Pico, von den Portugieſen ſeit dem Jahr 1431 als unbewohnt entdeckt und um 1466 vom Könige ſeiner Schweſter Iſabella von Burgund geſchenkt, ſchickte die Herzogin „viel Volks, Mann und Frau, 2000 an Zahl, mit Prieſtern, allerlei Handwerk und der Nothdurft zum Feldbau", weil in Flandern Krieg und Theurung herrſchte; die Pflanzer mehrten ſich bis 1490 zu vielen Tauſenden, Deutſchen und Vlämingern, und ſtanden unter dem edeln Ritter Jobſt von Hurtter, Herrn zu Moorkirchen (bei Damme am Swyn), dem und deſſen Nachkommen die Witwe von Burgund ſie erblich verliehen. Schon 100 Jahre ſpäter hatten die Pflanzer auf Fayal, in Villa da Horta, auf Pico die vlämiſche Sprache vergeſſen, begrüßten jedoch Niederländer als Landsleute ihrer Vorfahren. Vielleicht hatte Martin Behaim ſchon in Flandern den Ritter Jobſt von Hurtter kennen gelernt, deſſen Tochter Johanna von Macedo, er ſpäter heirathete und ſein nürnberger Patriziergeſchlecht als Herren ins ferne Weltmeer verpflanzte. Ungewiß bleibt, ob der kundige, unternehmungseifrige Deutſche mit Chriſtoph Colombo, der gleichzeitig in Liſſabon weilte, ſeine Vorſtellungen über die andere Halbkugel austauſchte. Behaim kannte aus Marco Polo's Reiſen das belobte Cipango (Japan), ahnete aber auf

dem ungeheuern Zwischenraume kein Festland; gewisser ist, daß er in Gesellschaft mit den Aerzten João's II., geschickten Mathematikern, den alten Sternwinkelmesser (das Astrolabium) zum Höhenmesser (Quadranten) vervollkommnete; ebenso sicher, daß er im Jahr 1484 der Flotte sich beigesellte, welche König João unter dem Admiral Diego Cam zur Entdeckung der Westküste von Afrika ausschickte, und daß er am 18. Januar 1485 die portugiesische Denksäule am Vorgebirge der guten Hoffnung setzen half. Zu Dank für seine Verdienste zum Ritter des Christusordens geschlagen, mit der Tochter des Lehnsherrn von Fayal und Pico vermählt (um 1486), betheiligte Martin Behaim sich auch wol bei andern portugiesischen Entdeckungsfahrten, besuchte im Jahr 1490 seine Verwandten in Nürnberg und weilte dort, während der Genueser, sein größerer und glücklicherer Geistesverwandter, die neue Welt auffand. In demselben Jahre aber brachte Ritter Martin zu Nürnberg seinen berühmten „Erdapfel" zustande, den er, bezeichnet mit allen ältern und neuern Entdeckungen, seiner lieben Vaterstadt schenkte, als unvergeßliches Denkmal deutschen Scharfsinns und Wissenschaftseifers und deshalb in einer Geschichte der deutschen, auf Grund der Intelligenz, erbauten Seemacht nicht zu übergehen. Nach Lissabon und Fayal zurückgekehrt, im Jahr 1494 in bedenklich-diplomatischen Geschäften nach Flandern gesendet, auf der See gefangen, nach England geführt, starb unser Ritter, von Kaiser Maximilian als der „weitgereiseteste Deutsche" belobt, am 29. Juli 1506 in Lissabon und fand sein Grab bei den dortigen Dominicanern, einen Todtenschild zu St. Katharina in Nürnberg. Ueber das spätere Schicksal seines Sohnes

Martin, des Halbportugiesen, und dessen Nachkommen ist nichts Näheres bekannt [3]).

Begrüßen wir in dem Nürnberger einen so würdigen Bewerber um die Krone atlantischer Entdeckungen, zumal aus dem Standpunkte der Wissenschaft, so folgte kaufmännischer Erwerbsinn unmittelbar der Erweiterung der Erdkunde und des mercantilischen Gesichtskreises. Noch war Venedigs Herrlichkeit nicht angetastet durch den Bund zu Kameryk, den Ausdruck jener allgemeinen Fürstenpolitik gegen einen Freistaat, welche die Dänenkönige national auf die wendischen Seestädte beschränkten, als bereits sieben Jahre nach Vasco de Gama's Umschiffung Afrikas Simon Seyes, im Namen Anton Welser's und Genossen in Augsburg, um einen Freibrief bei König Emanuel dem Großen anhielt. Diesen gewährte denn auch der großgesinnte König zu Lissabon am 13. Januar 1503 in bedeutender Ausdehnung für Einfuhr und Ausfuhr, erließ ihnen Abgaben von den ostindischen Waaren, die sie nach andern Ländern ausführen wollten, freien Schiffsbau in Portugals Häfen, und gestattete ihnen, aller Orten hinzufahren, „nur nicht nach den neuentdeckten Ländern." Solches Privilegium war nicht blos der Genossenschaft von Augsburg gewährt, sondern auch allen „andern deutschen Handelsgesellschaften" [4]), worunter jedoch nur oberdeutsche Reichsstädte zu verstehen sind. Auf solche Vergünstigung weiter fußend, knüpften Augsburgs Großhändler, besonders die Welser, im Jahr 1504 mit dem portugiesischen Factor in Antorf an [5]), und rüsteten im Jahr 1506 die klugen Fugger in Verbindung mit Nürnbergern, Florentinern und Genuesen drei Schiffe um 66,000 Dukaten, wahr-

ſcheinlich in Antorf, aus, um, unter Maximilian's Verwendung, mit König Emanuel's Flotte nach Kalikut in Oſtindien zu ſegeln. Zurückgekehrt warfen jene Kauffahrer einen reinen Gewinn von 175 vom 100 ab [6]). Wie mochte die deutſche Welt ſich wundern, als jene köſtlichen Waaren Indiens um Vieles wohlfeiler ihnen vom Niederland, von Antorf zukamen! Aber die Misgunſt der Zeiten, innere Zerriſſenheit, Mangel an ſtaatlicher Aufmunterung und an Schutz, ſchnöder Eigennutz der Hanſen bewirkten, daß die Oberdeutſchen bald lieber wieder mit Bequemlichkeit und theurer ihre Bedürfniſſe dem Auslande abkauften, als muthig an die Quelle ſich zu wagen. Die oſtfrieſiſchen Häfen, zu Händen eines Sachſenfürſten, Georg's, des Sohnes Albrecht's, unter Kaiſers Schutz, wie herrlich boten ſie ſich ſolchem Unternehmen, da die Oſterlinge, kleinherzig, jede Gemeinſchaft mit Oberdeutſchen verboten? Bald hatten die Deutſchen andere Gedanken; die wendiſchen Seeſtädte die alte Noth mit den Dänen, welche ihren politiſchen und kaufmänniſchen Geſichtskreis verengten. Statt über Liſſabon hinaus ſchifften ſie als Pilgrime in die Ferne, wie Franz Weſſel von Stralſund, ſpäter berühmter Bürgermeiſter. Im Jahr 1508 ſegelten 150 Männer, ohne die Frauen und Jungfern, an funfzig Häfen Norwegens, Schottlands, Flanderns, Englands und Frankreichs vorüber, nach S.-Jago. Als in Plymouth zwei Wallbrüder den dritten erſtochen hatten, die andern mit Arreſt belegt wurden, lief das Schiff mit halbem Winde ſeewärts, und wie zwei engliſche Balingers mit Geſchütz und Volk den Friedbrechern nacheilten, brachten die kriegeriſchen Büßer 24 Falkonete und Scharpentine auf Deck, Steine auf den

Mastkorb, gaben eine volle Seitenlage und schossen so lange, bis die Engländer das Weite suchten. Hätte man die frommen Wallbrüder ereilt, sie hätten alle hängen müssen [7]). Liefen die frommen „Kaufgesellen" etwa mehr Gefahr, wenn sie sich an die Pfefferküste wagten? Auch ohne Portugals Erlaubniß würde kräftiger Sinn noch immer, wie später Engländer und Holländer, einen Raum in der neuen Welt gefunden haben.

Erst 20 Jahre später, bei augenblicklichem Frieden in der Christenheit, erfahren wir ein Unternehmen Oberdeutscher, welches nicht blos Capital oder Handelseifer oder Forschbegier des Gelehrten, sondern thatkräftige Lust beweist, auch einen Theil der feilgebotenen neuen Welt, den Lohn des Muthigen, sich anzueignen. Das Festland Amerikas war bereits entdeckt, Mejico durch Fernando Cortez erobert, Francisco Pizarro auf der Fährte von Peru, als Kaiser Karl, den fürstlichen Welsern zu Augsburg um große Summen verpflichtet, die Küste von Venezuela, welche der Spanier Alonso de Ojeda im Jahr 1499 gefunden und zuerst besetzt hatte, mit allen erschwinglichen Einkünften verpfändete oder als castilisches Erblehn zu eigen gab (1528). Das reiche Land, zwischen dem 10 und 12° n. Br., in der Länge von 200 Leguas zwischen dem Cap Maracapana bis zum Vorgebirge de la Vela, stand unter der Ansiedelung von Venezuela, am Eingange des Sees Maracaibo. Ambrosius Dalfinger aus Ulm, Geschäftsträger des Bartholomäus Welser am spanischen Hofe, nahm sich den Bartholomäus Sayler als Gehülfen, rüstete Schiffe mit 400 Soldaten, Deutschen und Spaniern, und 80 Pferden und segelte aus Sevilla im Jahr 1529 ab. In Ve-

nezuela gelandet, entfernte der „deutſche Cortez" ſogleich den Juan de Ampues, ſeit zwei Jahren auf Geheiß des indiſchen Gerichtshofes von Hiſpaniola im Statthalteramte, und ließ ihm nur die drei Inſeln Curaçao, Bonaire und Aruba. Er zwang darauf die Indianer am See Maracaibo zur Dienſtbarkeit, wandte aber allen ſeinen Fleiß, gewiß nicht ohne Härte, auf Erforſchung von Silberminen. Als ihm ſolches gelungen, wagte er einige Züge ins Binnenland, unter häßlicher Verwüſtung der Hütten und Felder armer Eingeborener, bald ſiegreich, bald mit Verluſt der Seinen; er gedachte durch die Landſchaft Cupiare bis zum Thale Eupari vorzudringen. Im Jahr 1530 kam er bis zu den Pocabuyes und Alcoholadi, die ein goldreiches Land beſitzen ſollten, und beſchloß hier, auf fruchtbarem Boden, unter einem nicht ungebildeten Stamme, eine Niederlaſſung zu gründen. Von dort konnte er nach dem ſpätern Neugranada vordringen und ein Königreich ſeiner deutſchen Herren aufrichten; aber aus haſtigem Goldhunger zog er vor, bis zu den Seitenflüſſen des Orinoco, bis Lebrixa, Alles auf ſeinem Wege wüſt zu legen, ſtieg dann in die kühlern Gebirgsthäler der Andes hinauf, ward zurückgeſchlagen und ſtarb im Jahre 1535 zu Coriana an den Folgen ſeiner Wunden. Johann Allemann (?), von den Welſern als Nachfolger geſchickt, ſtarb gleich darauf; dieſem folgte Georg von Speier, mit ihm als Lieutenant Klaus Federmann von Ulm, ſchon ſeit October 1529 der Gefährte auf Dalfinger's Abenteuern. Georg von Speier brach im Mai 1535 (?) mit 300 Mann Fußvolk und 100 Reitern auf dem Wege Dalfinger's von Coriana gegen Süden auf und ließ ſeinen deutſchen Lieutenant in der Pflanzung

beim Vorgebirge de la Venta zurück mit dem Befehl, ihm zu folgen. Als ſein ſpaniſcher Legat, Francisco de Velasco, die ſpaniſchen Soldaten, welche ungern einem Fremdlinge gehorchten, auf weitem Zuge zum Aufruhr gereizt, ſetzte Georg ohne ſtrengere Strafe ihn ab; Federmann aber folgte ihm in das weite Binnenland, überwinterte in dem engen Thal der Andes, Tucayo, drang auch bis in die Landſchaft Bariquizemeto, von einem Nebenfluſſe des Orinoco ſo genannt. In Tucayo beſtellte er den Francisco Vanega als Statthalter und zog im December 1536 (?) über rauhe Gebirge und dichte Wälder bis ins Königreich Neugranada. Inzwiſchen wurde Georg von Speier abgeſetzt und erhielt Nikolaus Federmann den Oberbefehl; andere Nachrichten liefen in Deutſchland um, Georg ſei ſchon damals in der Nacht von Spaniern, Pizarro's und Almagro's würdigen Gefährten, überfallen und ermordet worden, worauf der Kaiſer die Verbrecher habe hinrichten laſſen. Streit mit den neidiſchen Spaniern konnte nicht ausbleiben; Iſabella, des Infanten Philipp's (II.) Gemahlin, hatte dort herum auch Anrechte; ihre Adelantaden erhoben Klage gegen Federmann und bewirkten deſſen Entfernung. Georg von Speier, nochmals mit der Oberleitung betraut, kehrte im Jahr 1538 an die Küſte zurück, berichtete an den Kaiſer, der unterdeſſen Herr von Peru geworden, die Erfolge ſeines dreijährigen Zuges: 500 Leucas, bis zu den Grenzen der Choques, ſei er vorgedrungen, aber aus Mangel an Vorräthen endlich umgekehrt. Bald darauf ſtarb er eines dunkeln Todes. Als unter ſchwankenden Verhältniſſen, unter Hader über Grenzen, Zehnten und Abgaben, die Welſer zögerten, die erledigte Stelle zu beſetzen, ſchritt

der oberſte Gerichtshof, der indiſche Rath von S.-Domingo auf Hiſpaniola, ein, ſchickte Gobernadores, deren einige ſtarben, andere wegen ſchlechter Verwaltung entflohen. Ein Urtheil des Raths von Indien ſoll dann im Jahr 1555 (1558) das Königreich Venezuela den Welſern abgeſprochen haben. So nahm jene Herrlichkeit — ob in Folge des Ungeſchicks und der Goldgier der Deutſchen, oder in Folge misgünſtiger Verhältniſſe, ſtellen wir dahin — ein Ende; jene Küſte, als überaus fruchtbar an Getreide, Weiden, Viehheerden, Heilkräutern und edeln Metallen geſchildert — Caracas, Varinas, die Heimat des edelſten Tabacks —, blieb ſpaniſch, nahm auf ihre ergiebigen Fluren keinen Deutſchen auf. Die Thaten und Leiden Dalfinger's und Georg's von Speier, ſo romantiſch und abenteuerlich ſie ſein mögen, konnten im Zeitalter des Kirchenſtreits und theologiſcher Gezänke keinen Geſchichtſchreiber finden [8]). Spätere Verſuche von Deutſchen, bei der Austheilung der Welt noch ein Plätzchen zu finden, ſind nicht bekannt. Die Meßkette des Oberrichters der Chriſtenheit, Alexander's VI., der Ueberfluß des Zugewieſenen, mochte noch leeren Raum genug zulaſſen; ſo jene Strecke am Fluſſe Cormartin zwiſchen Surinam und Berbice, deren Beſitz den patriotiſchen Kopf Joachim Nettelbeck's von Kolberg noch im J. 1787 erwärmte. Aber die verkehrten Deutſchen gingen am offenen Markte vorüber und feilſchen jetzt um eine Spanne Land in Tejas unter fremder Botmäßigkeit als Zuflucht für eine darbende, gedrückte Uebervölkerung.

Achtes Capitel.

Die Kriege der wendischen Seestädte mit König Hans von Dänemark (1512). — Philipp von Burgund und König Karl von Spanien. — Abrundung der Niederlande auf Kosten Deutschlands. — Der große Krieg gegen König Christian II. — Sprengung der Union. — Jürgen Wullenweber, Dictator der wendischen Städte, (1537). — Unaufhaltsames Sinken der deutschen Seemacht (1560).

Als die deutsche Pflanzung und das Königreich der Welser in Südamerika zusammenstürzten, stand es jedoch noch viel schlechter mit der heimischen Seemacht und mit Deutschland überhaupt. König Hans, der Nachfolger Christian's von Oldenburg (1481), hatte zwar auf seinem Krönungsfeste den geschmeidigen Rathsherren von Lübeck ihre Handelsfreiheit bestätigt: aber sein Versuch, auch die Schweden zur Union zu beugen, deren Volksoberhaupt, Sten Sture, die Seestädte für sich gewonnen (1486), Lübecks Verwendung für die freien Ditmarschen, welche Hans dem Erzbisthum Bremen abdringen wollte, die Begünstigung, die jene tapfern Bauern von den Hansen, mit Ausnahme Hamburgs, erfuhren, Streit um Helgoland, und zahllose andere Ursachen fachten den stillen Groll des Dänenkönigs zur hellen Flamme an. Als nun nach dem Schimpfe von Hemmingstedt, der Niederlage der „großen Garde" (Februar 1500), die Lübecker frohlockten, ein Friedensversuch des Cardinals Raymund die Gemüther nur zeitweise einigte, und Sten Sture's Nachfolger als Reichsverweser, Svante Sture, in der Auflehnung gegen die Union offene Hülfe der Seestädte empfing (1506), wußte König Hans, undankbar gegen die

Lübecker, denen zu Liebe die Schweden ſeine Königin freigegeben, bei Maximilian einen Achtbrief des Römiſchen Reichs gegen die ungehorſamen ſchwediſchen Stände zu erwirken, was ein Verbot alles Handelsverkehrs der Hanſen mit den Aechtern zur Folge hatte (1507). Die höhere Wichtigkeit des däniſchen Handels vor dem ſchwediſchen erkennend, bequemten ſich die Hanſen anfangs auf dem Friedenstage zu Nyköping ſogar der Maßregel: vor königlichen Schiffen die Segel zu ſtreichen, und ihre Ladung, ob nicht für Schweden? unterſuchen zu laſſen, und trugen die Beſtätigung ihrer Privilegien davon; aber Privatleute mißten ungern auch die Vortheile des Verkehrs mit Schweden, klagten über unleidlichen Zwang und däniſche Gewaltthaten beim Kaiſer, und ſo erlangte Lübeck einen kaiſerlichen Schutzbrief auch für den ſchwediſchen Handel (1509). Dieſen mochte aber ſeinerſeits der Däne nicht dahin gelten laſſen, daß er die frühere Verpflichtung der Hanſen aufhebe; er begann die Fehde nachdrücklicher und trieb die wendiſchen Städte zu einem Kriegsbunde mit dem ſchwediſchen Reichsvorſteher, welcher (14. October 1509) in Gegenwart der Bürgermeiſter Lübecks und der Anführer ihrer Orlogsflotte, 15 Schiffe an der Zahl, etliche 250—300 Tonnen groß, in Stockholm abgeſchloſſen ward. Zwar ſahen die Lübecker die verheerenden Dänen bald dicht vor ihrer Stadt, aber ihr „Eiſerner Heinrich", ein plattes Fahrzeug mit einem Verdeck und einer Ueberzahl von gegoſſenen und geſchmiedeten Kanonen und Büchſen beſetzt, ſchützte die Trave, ihre Flotte behauptete die See und ſuchte im J. 1510 die däniſchen Inſeln furchtbar heim. Trennte gleich Eigennutz und Furcht ſtarke frühere Glieder der Hanſa vom Haupte, wie Dan-

zig, Greifswald und Stettin; hatten mit Lübeck nur Rostock, Wismar, Stralsund dem Könige abgesagt; fochten nicht mehr Bürger auf Schiffen und zu Lande, sondern theuer bezahlte, untreue Landsknechte; waren Wacht- und Wehrmaßregeln heillos vernachlässigt, wie z. B. Wismar im Juni 1511, als herrsche die größte Sicherheit an der Küste, von 20 dänischen Kriegsschiffen überfallen werden konnte und seine Vorstädte durch Brand, seine Fahrzeuge im Hafen einbüßte: so gab alte Kraft doch in andern sich kund. So, als König Jakob von Schottland, den Städten feind, seinen kecken Ausliegern gestattete, als Kaper sich in dänische Dienste zu begeben, und die Schotten in der Ostsee großen Schaden thaten, rüsteten Hans Schliesen von Kolberg und acht Patrizier mehre Orlogschiffe aus dem Gemeindezeughause, kreuzten mit Glück auf die Feinde und bewilligten nach der Heimkehr ihrem Admiral einen Ehrensold. Eine gleich kühne Rolle spielte als Kaper Kurd König von Lübeck, der im Jahr 1511 schon gleich nach Fastnacht im Belt den Dänen allein 40 Schiffe nahm. So blieben auch die Lübecker in mehren Seegefechten im Vortheile, ungeachtet König Hans des Beistandes der Holländer und Westfriesen, der alten Neider der Osterlinge, genoß und, im geheimen Bunde mit Pommerns Landesfürsten, Stralsunds Güter auf Rügen verheerte. Ein größeres Schiffstreffen ward am 9. August 1510 bei Bornholm geliefert, endete aber in tiefer Nacht ohne Entscheidung, da die Stralsunder, nach langsamer Pommernart, auf sich warten ließen und, weil sie zu spät anlangten, Schaden und Schimpf davontrugen. Die Lübecker hatten wenigstens noch auf der Höhe von Danzig eine holländische Kauffahrerflotte von

250 Segeln, deren Geleitſchiffe davonflohen, theils verſcheucht, theils aufgebracht oder in den Grund gebohrt, und im zweiten Gefecht mit den Dänen bei Hela (14. Auguſt) das Admiralſchiff, den „Engel", zerſtört [9]). Dennoch that Lübeck, in ſeinem Wohlſtande bedroht, die erſten Schritte zum Frieden, und als Svante Sture ſtarb, einigte man ſich gänzlich zu Malmoe am 23. April 1512. Die Städte erhielten die hergebrachten Privilegien zugeſichert, auch Herabſetzung des Zolls in Schweden, falls König Hans dort Herr würde. Dagegen gelobten ſie, bis zum Frieden allen Verkehr mit Schweden abzubrechen, und ſtellten als Erſatz der Kriegskoſten einen Schuldbrief auf 30,000 rheiniſche Gulden aus. Bald darauf ſtarb König Johann (20. Februar 1513), und brachte Chriſtian's II. unheilvolle Regierung den Seeſtädten die letzten Triumphe.

Ward hier noch Ehre und Vortheil glücklich bewahrt, die Union auseinandergehalten, ungeachtet die Hanſen nicht mit dem Geſammtcapital [10]) ihres Bundes gegen die vereinigten Reiche Dänemark und Norwegen fochten, ſondern nur die genannten fünf Städte, während mit ſchnödem Eigennutz Danzig und Hamburg ihren Vortheil ſuchten, ja ſogar die Eindringlinge von der Weſtſee, die Holländer, auf ihren Fahrten nach Livland und in den Norden ſchützten; behaupteten die Oſterlinge, unter mancherlei Störungen und Hemmniſſen, am Schluſſe des 15. und in den erſten 20 Jahren des 16. Jahrhunderts noch überall im Norden die Handelsſuprematie: ſo mußten ſie doch wahrnehmen, daß, außer dem Mangel eines kräftigen Gemeinſinns, durch die Umgeſtaltung der europäiſchen Geſellſchaftsverhältniſſe ihr Daſein im Innerſten bedroht ſei.

Zunächst wankte die deutsche Colonisation am Finnischen Meerbusen und der einträgliche, ihnen allein zugängliche Verkehr mit Nowgorod. Iwan I. Wassiljewitsch, Großfürst der Moskowiten, dachte, nachdem er das Joch der Mongolen und Tataren gebrochen, an die Einverleibung der nach deutschem Vorbilde unabhängigen Gemeinwesen von Pleskow und Nowgorod mit seinem Reiche, welche wiederum ihre Lebenskräfte aus der deutschen Pflanzung in Livland zogen, wie andererseits das Bestehen dieser nur durch die deutsche Seemacht verbürgt wurde. Schon seit 1471 hatte der Großfürst von Moskau erst Pleskow, dann Nowgorod (1478) unter seine unumschränkte Herrschaft gebeugt und darauf Tausende der angesehensten Bürger mit ihren Familien nach russischer Weise in andere Gegenden verpflanzt; bereits im Jahr 1481 begehrten die Livländer die Hülfe der wendischen Städte gegen die moskowitische Tyrannei, und ward den Bedrängten Geld bewilligt. Der Zuzug deutscher Kriegsleute, mit welchem Bernhard von der Borch, Landmeister, der Russen sich erwehrt, war eine Thatsache der deutschen Seemacht. Sollte nun Iwan den Fremden in seinen Städten, welche den Freiheitseifer unterstützten, hold sein? Als Grenze im Nordosten baute er die starke Burg Iwangorod, Narwa gegenüber (1492); zwei Jahre darauf legte er alle deutsche Kaufleute in Nowgorod in Eisen und Banden, plünderte ihr Gut, weil die Bürger von Reval einen Russen, der falsche Schillinge gemünzt, nach lübischem Rechte in Oel gesotten, einen vornehmen Bojaren wegen unnatürlicher Wollust nach christlichem Rechte verbrannt hatten [11]). Erst nach drei Jahren (1498) erhielt ein Theil der unglücklichen Deutschen von Nowgorod auf

Bitten des Heermeisters von Livland und der Hansa die Freiheit wieder; der Handel mit dem barbarischen Lande blieb unterbrochen, ward aber von den Zähen wieder angeknüpft, als der treffliche, tapfere Meister Walter von Plettenberg mit Hülfe der einheimischen Bevölkerung und hansischen Kriegsmitteln die russischen Horden in den Jahren 1501 und 1502 wunderbar in die Flucht geschlagen. Iwan versparte die Rache, bis er die Tataren in Kasan bezwungen habe; der Kaufhof in Nowgorod erstand nicht wieder, zumal die livländischen Städte einseitig und spröde verfuhren, bis mit Iwan's II. Wassiljewitsch Regierung (1533) die Strafe der Selbstverschuldung in furchtbarem Maße über die deutsche Colonisation einbrach.

Zu England erhielten sich die frühern Verhältnisse, vieler Klagen ungeachtet, auch unter Heinrich VII., welcher noch im Jahr 1510 die hansischen Privilegien bestätigte, und unter Heinrich VIII. im alten Gleise; nur Cardinal Wolsey zeigte sich den Fremden abgeneigt. Mit den Niederländern dagegen schlugen die altbefreundeten Verbindungen, nach vielen Verträgen und kleinern Fehden, gerade unter der deutsch-habsburgischen Herrschaft entschieden zur Ungunst der Osterlinge um. Wenn auch Erzherzog Philipp staatlich vermittelte, so war doch des Monarchen Ansehen nicht groß genug, um im dänischen Kriege die kecke Parteinahme einzelner holländischer und seeländischer Städte für König Hans zu verhindern. Als er, kaum König von Castilien, im Jahr 1506 gestorben, übernahm Kaiser Maximilian wiederum die Vormundschaft seines Enkels Karl von Gent, aber ohne anders als durch Schutzbriefe und Conservatorien die Interessen des eigent-

lich deutschen Seestaates zu fördern. Jene sächsische Herrschaft in Westfriesland, welche als verheißlich für die deutsche Zukunft Albrecht der Albertiner gegründet, fiel nach gräulichen Kriegen nicht an Edzard Cirksena, Grafen von Ostfriesland, so tapfer seine Flotte in der Ems gegen die sächsische Georg's focht, sondern durch Verkauf des streitmüden Albertiners an Karl von Gent, eben Regent des burgundischen Erbes und im Januar 1516 durch Ferdinand's von Aragonien Tod König der spanischen Reiche geworden. Hätte indessen Maximilian's Enkel ein Herz für Deutschland gehabt, so konnte noch immer ein großartiger politischer Entschluß die Seemacht der Westseestämme und der Osterlinge zu einer kaiserlichen und Reichsflotte vereinigen.

Daß die Begegnung der oceanischen Schifffahrtskunde mit der des westlichen, deutschen und des Baltischen Meeres, wie sie in Lissabon und in Antwerpen stattfand, nicht ohne Rückwirkung auf Bau und Ausrüstung unserer Marine blieb, beweist eine Reihe von Nachrichten über das Schiffswesen aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Heinrich's VII. „Grace à Dieu", der Stamm der neuern englischen Flotte, nach portugiesischem Muster erbaut, mit thurmhohen Vorder- und Hintercastellen, mit fünf Masten, das Bugspriet eingeschlossen, alle noch aus einem Baume, mit Stückpforten und Kanonenreihen dreifach am Stern und am Vordertheil ausgestattet, sah zwar noch fremdartig genug aus [12]), entbehrte leichter Vorrichtungen, um am Winde zu segeln, und mußte auf der hohen See ungeheuer schwanken wegen des Uebergewichts seiner hochragenden, schweren Castelle und der seitwärts überhängenden Segel; wie denn auch

ſpäter noch das Nachbild deſſelben, die „Mari Roſe" von 500 Tonnen, bei Portsmouth verſank. Jakob's IV. von Schottland rieſiger „Great Michael", 1000 Soldaten und 300 Seeleute faſſend, gibt gleichwol uns eine Anſchauung der ſich neu bildenden Schiffsbaukunſt, zu der man beſonders italieniſche Meiſter berief. Zu ihrem Wetteifer, große Fahrzeuge zu zimmern, brauchten die Oſterlinge und der Norden nicht Fremde; ſie verſtanden auf heimiſchen Werften Seekoloſſe vom Stapel zu laſſen. Noch kurz vor dem Frieden zu Malmoe erbauten für den Staat 16 lübecker Bürger den „Salvator", der an Größe den däniſchen Admiral, den „Engel", welcher in der Schlacht bei Hela durch einen Schuß ſein Steuer verlor, beiweitem übertraf [13]). Die norddeutſchen Eichenwälder wurden nicht, wie Schottlands, durch ſolche Unternehmungen gelichtet, in denen die nordiſchen Reiche und die Lübecker einander zu überbieten ſtrebten. Verſtehen wir Walter Raleigh's Andeutung recht, daß die Kenntniß der „Bowline" erſt kurz vor ſeiner Zeit aufgekommen ſei, ſo hatten die alten „Beiwindſegler" des deutſchen Meeres auch in dieſer Beziehung einen Vorſprung vor den ſtolzen Briten. Oſterlingiſche Auslieger henkten ſchon im Jahr 1470 engliſche Gefangene an die Bugſpriete, deutſch an Sache und Bezeichnung [14]).

Sollten nun nicht, bei ſo unleugbarem Fortſchritte in der Seemannskunſt, bei der kriegeriſchen Tapferkeit unſerer ſtädtiſchen Bevölkerung, dem aufgehäuften Geldcapital, Handelspläne über den Ocean ausführbar geweſen ſein? Doch die deutſchen Seeſtaaten ſelbſt und die politiſche Weltlage traten Dem entgegen. Ohne irgend zum gemeinſinnigen Wirken mit den rührigen ſüddeutſchen Schwe-

stern sich erheben zu können, schlossen die Osterlinge mit Erbitterung der Zünftler oberdeutschen Antheil auch nur an Schiffsbefrachtung, die nicht nach ihrem Brauche war, aus, raubten als gute Beute die Ladungen Kupfer, welche die Fugger im Jahr 1511 aus Ungarn über Krakau und die Weichsel hinab auf holländische Schiffe gebracht hatten [15]). Ja, auf dem Hansetage desselben Jahres zu Lübeck wurde festgesetzt, daß die Hochdeutschen, als Augsburger, Nürnberger, binnen gewisser Frist ihre Güter aus den Hansestädten schaffen sollten [16]). Und doch bekamen die Osterlinge Lust, den Süddeutschen nach Lissabon nachzugehen, und erlangten vom König Emanuel im Jahr 1517, daß jenes Privilegium vom Jahr 1503 auch auf sie ausgedehnt wurde. Wegen der Wichtigkeit ihrer Einfuhrartikel noch bevorzugt, verdrängten sie zwar die oberdeutschen Handelsunternehmungen über den Ocean, verstanden aber, unter heimischer Sorge, nicht dauernd jene Vergünstigung auszubeuten.

Als Maximilian's Enkel, Karl von Spanien, im Jahr 1520 zum deutschen Kaiser erwählt wurde, stand das Geschick der deutschen Seemacht auf dem letzten Wendepunkte zum großartigen Sein oder zum Nichtsein. Hätte der deutsche Habsburger, seines hohen deutschen Berufs sich bewußt, in der Erbtheilung mit seinem Bruder Ferdinand sein Königreich Burgund, seine Niederlande, die sieben Jahrhunderte hindurch zum Reiche gehörten, den „burgundischen Kreis", dem deutsch-habsburgischen Zweige zuertheilt, dem sie national, geschichtlich und politisch, sowie geographisch sich eigneten, nicht dem entlegenen Spanien: so blieb eine kaiserliche Seemacht, der an der Ostsee eine Flotte des Reichs zur Seite trat; so fielen die Nieder-

lande mit ihrer proteſtantiſchen Bewegung nicht an den finſtern, fanatiſchen Don Philipp, ſondern an den kirchlich-gemäßigten König Ferdinand und deſſen duldſamen, liebenswürdigen Sohn Maximilian II. Aber das deutſche Habsburg, ſo bedroht durch die Osmanen, ſollte durch den Beſitz der ſlawiſchen und ungariſchen Reiche ſich ſtärken; und der undeutſche Karl, ſo früh er eine Univerſalmonarchie ins Auge gefaßt hatte, hielt als König von Spanien nicht allein ſeine ererbten Niederlande näher an ſich, ſondern verleibte ihnen auch, wie ſchon Weſtfriesland, Gröningen, Geldern und Zütphen, im Jahr 1528 das uralt germaniſche Ober- und Niederſtift Utrecht ein. So kamen ſchöne Häfen und ſeefahrttreibende Städte, althanſiſch wie die oberyſſelſchen, geldernſchen, frieſiſchen, durch den Kaiſer als Herzog Brabants und Graf Hollands vom Reiche ab, ein unerſetzlicher Verluſt, da jede Meile Küſtenland an der Weſtſee für Deutſchland wichtiger war als lange, hafenloſe Dünenſtrecken am verſperrten Baltiſchen Meere.

Während nun, zum traurigen Unterſchiede, die niederländiſche Seemacht, unter dem Schutze ihres kaiſerlichen Erbherrn, im Genuß aller Vortheile, welche die politiſche Verbindung mit Spanien, mit den überatlantiſchen Beſitzungen Karl's bot, noch obenein durch den letzten Unionskönig, Chriſtian II., des Kaiſers Schwager, für aufblühende Städte, wie Amſterdam, im Norden mehr als hanſiſche Begünſtigung, ganz freien Handel, davontrugen, mußten die Oſterlinge, allein gelaſſen, als Anhänger der neuen Lehre politiſch angefeindet und verketzert, den Kampf gegen die vereinigten Königreiche noch einmal aufnehmen. Sie ſiegten; die Union ward zerbrochen: aber

sie selbst verbluteten darüber und fielen bei den Völkern in Verachtung, denen sie treu zur nationalen Unabhängigkeit geholfen.

Weil die große Lebenstragödie König Christian's II. hinlänglich bekannt ist und wir über Jürgen Wullenweber's Plane, Thaten und Ende anderwärts [17]) eine ausführliche Darstellung aus den Quellen gegeben, wollen wir den Gang der Ereignisse nur in den Hauptwendungen schildern und allein mehr hervorheben, was unmittelbarer die deutsche Seemacht angeht. König Christian II., im 32. Lebensjahre (1513) seinem Vater Hans auf den Thronen Dänemarks und Norwegens sowie in den Anrechten auf Schweden gefolgt, und im Jahr 1515 mit Elisabeth, der Schwester Karl's von Burgund und Spanien, vermählt, aber durch frühere, politisch nicht unwichtige Neigung an die schöne Düweke, eine Holländerin, gefesselt, erbte die Pläne seines Vaters sowie dessen Haß gegen die Seestädte, und häufte alsbald Zollbegünstigungen für die Niederländer, um sie als Nebenbuhler der Hansen zu stärken. Zwar hatte er diesen beim Regierungsantritt ihre Privilegien bestätigt, aber seine Absicht, Kopenhagen zum einzigen Stapelorte aller nordischen Waaren zu erheben, Steigerung der Zölle, die Verlegung der Zollstätte von Helsingör nach Kopenhagen, seine Aufmunterung der Seeräuberei, sein gebieterisches Verlangen, den Schweden jeden Beistand zu versagen, brachten es schon im Jahr 1517 zum Zusammenstoß, doch noch ohne offene Kriegserklärung.

Als nun im zweiten Jahre des Kampfes mit Schweden Gustav Erikson (Wasa), der dänischen Haft entflohen, in Lübeck Schutz fand und die Stadt den Ritter nicht ausliefern wollte (Herbst 1519), vielmehr

den Schweden Vorſchub that und ihren Schützling auf lübiſchem Schiffe in die bedrohete Heimat beförderte; der König gleichwol Stockholm unterwarf (September 1520), jenes grauenvolle Blutbad verhängte und ſogar wagte, des Römiſchen Reichs freie Stadt Lübeck als ſein eigen vom Kaiſer, dem Schwager, zu fodern: unterſtützten die Lübecker, böſer Zukunft gewärtig, den jungen, neuen Reichsverweſer Guſtav Waſa offener (1522) und halfen ihm bei der Umlagerung Stockholms. Mit ſtärkerer Rüſtung, im Bunde mit Roſtock, Wismar, Stralſund und Danzig, ſowie mit Chriſtian's lauerndem Oheim, Friedrich von Holſtein, und dem unzufriedenen Adel Jütlands, dem der König, wie den Hanſen, den Nacken beugen wollte, beunruhigte ihre Flotte Dänemarks Küſten, verwüſtete Bornholm, ängſtigte ſelbſt Kopenhagen, verbrannte Helſingör (Auguſt 1522) und ließen die Städte dann erſt (Faſten 1523) Chriſtian ihren Fehdebrief einhändigen. Für empfangene Hülfe noch dankbar, ihrer auch in Zukunft bedürftig, ertheilte Guſtav I., am 23. Juni 1523 zum Könige von Schweden erwählt, nachdem zwei Tage vorher die Lübecker Schwedens Hauptſtadt aus den Händen des däniſchen Befehlshabers empfangen und die Schlüſſel Guſtav überantwortet hatten [18]), den Lübeckern und Danzigern reiche Privilegien. Indeſſen hatte die Blutſchuld das Haupt des letzten Unionskönigs getroffen; ſtatt des „Bürger- und Bauernfreundes" ward Friedrich von Holſtein, der Gönner des Adels, am 23. März 1523 zum Könige gewählt, worauf der Neffe in übereilter Flucht (14. April) ſeine Hauptſtadt und ſeine Reiche verließ. Das Werk Margaretha's von Kalmar war vernichtet, allein durch Lübecks poli-

tische Standhaftigkeit; sowie die Bürger Gustav Wasa erst ermuntert und zum Wagniß unterstützt, dann in seine Hauptstadt eingeführt, bezwangen sie Seeland für Friedrich von Holstein, halfen bei Kopenhagens Umlagerung, das sich im Januar 1524 ergab, vermittelten wegen des streitigen Gothlands ein leidliches Vernehmen zwischen Dänemarks und Schwedens Krone (1525) und blieben für die gemeinsame Sache auf der Hut. Zum Lohn schöne Verheißungen der Könige, als sie noch Gefahr witterten; und von Seiten Friedrich's im Jahr 1526 die Verpfändung Bornholms auf 50 Jahr an Lübeck als Ersatz für Schaden und Kriegskosten. Dafür mußte die Reichsstadt aber nicht allein dem Hasse fürstlicher Verwandten des Vertriebenen und der Strafpredigt Dr. Martin Luther's blosstehen, sondern auf eigene Hand auch die Fehde gegen Severin Norby, Christian's treuanhängigen Admiral, ausfechten, dessen Raubschiffe die See dauernd beunruhigten. Wie lübische Kauffahrer im Jahr 1526 an Norwegens Küste nach langem Kampfe mit Martin Pechlin, dem listigsten und gefährlichsten der Auslieger, fertig wurden, kann der Leser aus dem Tagebuche Gert Korbmacher's, Bergenfahrers, ersehen, der den schlimmen Gesellen mit seinem Rohr durch den Kopf schoß [19]).

Gleichzeitig mit dem glücklichen Ende des nordischen Kriegs war die neue Lehre überall in unsern Seestädten gepredigt worden und hatte an den niedern Zünften warme Anhänger gefunden, während die Rathsaristokratie und die reichern Kaufmannsgilden aus Furcht auch vor bürgerlicher Neuerung starrsinnig am Alten festhielten. Ueberall trat das Streben nach kirchlicher Freiheit

und gebührendem Antheil des Volks am Stadtregiment, nothwendig zuſammengehörig, der alten Knechtung der Gewiſſen und Bevormundung des Volks gegenüber; das eine Princip ſchloß das andere aus: ſiegte die neue Kirche, ſo war es um die Junkerherrlichkeit geſchehen. Und ſo geſchah zunächſt im hanſiſchen Vororte Lübeck. Im Jahr 1530 erlitt Ariſtokratie und Klerus die erſte Niederlage; der thätigſte Mann, die Seele der Demokratie, war Jürgen Wullenweber, ein Kaufmann, aber nicht aus den Patriciern, der ſogenannten „Zirkelbrüderſchaft". Als in den Faſten 1531 die furchtſamern Rathsglieder dem Drange des Volks wichen, trugen die beiden Altbürgermeiſter, Nicolaus Brömſen und Hermann Plönnies, nicht ſolche Schmach: ſie ritten aus der Stadt und räumten die Gewalt den Tribunen ein. Die bürgerliche und kirchliche Umwälzung war vollendet, ohne daß Jürgen Wullenweber ſich auf den Bürgermeiſterſtuhl ſchwang; der Vorgang des hanſiſchen Vororts bewirkte denſelben Umſchlag in den Schweſterſtädten (1531). So ſtanden die Dinge. Im Norden hatte Guſtav I. die neue Lehre befördert, Friedrich I., aus Schonung gegen Adel und Klerus, nur einige Fäden der Reformation aufgegriffen, als eine drohende Gefahr die Kronen beider Könige, deren Dank für die Städte bereits erkaltet, wieder von den Hanſen abhängig machte. Chriſtian II., in den Niederlanden weilend, knüpfte im geheim in Norwegen Einverſtändniß an, erwirkte bei ſeiner Schwägerin Maria, Witwe von Ungarn und Regentin der Niederlande, umſoeher Vorſchub für ſeine Plane, als Habsburg ihm noch einen Theil der Mitgift ſeiner Gemahlin ſchuldete. Er ſammelte ein Heer, zwang oder

beredete unternehmende Bürger von Nordholland, aus Enckhuyzen, Kampen, Amſterdam, Alkmar und Medemblick, Friedrich's I. Verheißung für Hollands, Seelands freie Handlung noch überbietend, zur Stellung von 12 Kriegsſchiffen, und landete am 9. November 1531 zu Opslo. Bald war ihm faſt ganz Norwegen wieder gehorſam. So ſaumſelig in ſolcher Gefahr der däniſche Reichsrath ſich zeigte, um ſo regſamer waren die Lübecker, ſchon aus Eiferſucht gegen die kecken Holländer. Den Krieg als den ihrigen erklärend, ſandten ſie ſchon im December 1531, „nicht als Nachbarn, ſondern als Väter Dänemarks", vier Orlogſchiffe nach Kopenhagen, trugen, von Stralſund, Roſtock und Danzig unterſtützt, die Laſt des Krieges faſt allein, und nöthigten ſchon im Mai 1532 den verzagten Chriſtian zu Unterhandlungen, deren hinterliſtige Leitung durch däniſche Bevollmächtigte den unglücklichen Kämpfer um die Kronen des Nordens nicht in die Gewalt der Entſcheider, unſerer Bürger, ſondern in die Hand des böſen Oheims und in den Thurm zu Sonderburg führte (Juli 1532). Sicher des Unterpfandes ſeiner Ruhe, änderte König Friedrich jetzt die Sprache; ſtatt dem Vertrage vom 1. Mai 1532 gemäß den Krieg gegen die Holländer fortzuſetzen, ſchloß er, auf Anſuchen der Königin Maria, ein Handelsbündniß mit ihnen und gab ſogar die von den Lübeckern aufgebrachten Schiffe zurück. Falſchheit und Undank wurmte zumal den Führer der Volkspartei in Lübeck, der eben an Marx Meier von Hamburg, einem Hufſchmidt von Handwerk, dann aber verſuchten Landknechtshauptmann, einen entſchloſſenen Mitwiſſer hochſtrebender Plane gewonnen: die Reſte einer ſchlaffen Ariſtokratie,

die, zufrieden mit ihrem Beſitz, kein Herz beſaß, Lübecks alte Größe thatkräftig wiederherzuſtellen, zu brechen, die Suprematie der Hanſe, begründet auf die neue Lehre und freie Volksgemeinen, zu erbauen, Lübeck zur erſten Stadt des Nordens zu erheben. Als von den unfähigen Stadthäuptern nichts geſchah, den undankbaren König zum Widerruf ſeiner Begünſtigung der Eindringlinge zu vermögen, beſeitigte Wullenweber, ohne Verletzung der Rechtsformen, die Hinderniſſe mannhafter That im Rathe ſelbſt, trat am 8. März 1533 mit Gleichgeſinnten ans Ruder der Republik und erlangte von der Volksgemeine den Beſchluß, durch Krieg gegen Holland mit Aufwendung aller Mittel dem Ruin allgemeiner Wohlfahrt zuvorzukommen. Sogleich legten ſich Orlogſchiffe in den Sund; Marx Meier, der Magiſter Equitum des hanſiſchen Dictators, ſegelte mit verſtärkter Flotte in die Nordſee, ſcheuchte die holländiſchen Kauffahrer in engliſche Häfen, gerieth aber, als er aus Mangel an Lebensmitteln im Auguſt 1533 ohne Geleit an der engliſchen Küſte landete, in Haft und ward auf Heinrich's VIII. Befehl als Seeräuber in den Tower geſteckt. So entrannen 20 „Holländer" und beeinträchtigten den Handel der Seeſtädte in Norwegen, als der inzwiſchen (10. April 1533) erfolgte Tod König Friedrich's einen neuen Umſchlag der Verhältniſſe herbeiführte. Adel und Klerus ſchwankten in der Wahl eines Herrſchers unter Friedrich's Söhnen; die katholiſche Partei begünſtigte den jüngern lenkſamen Herzog Johann, verzögerte die Entſcheidung und ſuchte inzwiſchen die proteſtantiſchen Regungen in den Städten zu unterdrücken. Des Hauſes Holſtein feindlicher Geſinnung gegen die Städte

gewärtig, verlangte Jürgen Wullenweber, nach Kopenhagen geschickt, mit beredten Worten von dem Reichsrathe Abwehrmaßregeln gegen die Holländer, mit muthiger Hinweisung auf das Verdienst der Bundesgenossen um die Krone. Als man den Klarblickenden mit Ausflüchten abfertigte, auch Gustav Wasa, der undankbare Schützling des Bürgerthums, die Maske abwarf, mit dem burgundischen Hause sich versöhnte und jetzt, über treffliche Land- und Seemacht gebietend, das Hülfsgesuch der Lübecker gegen die Holländer kurzweg abschlug, ja das Privilegium von 1523 widerrief, benutzte der Bürgermeister von Lübeck die unzufriedene Stimmung der Gemüther in der Hauptstadt, die auf politischem und kirchlichem Boden zugleich wucherte, den Grimm der Bürger gegen Adel und Bischöfe. Der riesige Gedanke bildete in seinem Kopfe sich aus: Luther's Lehre und der Volksherrschaft im nordischen Königthum, unter Lübecks Schutz, einen glanzvollen Schauplatz zu bereiten. Die zwei Bürgermeister von Kopenhagen und Malmoe, Deutsche von Geburt, voll demokratischen Selbstgefühls und religiösen Eifers, wurden mit dem Dictator einig; doch wollte das Bürgermeistertriumvirat, vor dem äußersten Schritte, dem Herzoge Christian von Holstein, dem Anhänger Luther's, die Krone im Namen des Bürgerthums bieten. Aber Christian verschmähte das Königthum aus den Händen der Vertreter des Bürgerstandes, knüpfte seine Erbländer enger an das dänische Reich, trat dem burgundischen Vertrage bei und blickte, der Gefahr vor den Hansen gewärtig, nach Gustav Wasa's Hülfe sich um.

Heimgekehrt mit den ausgebildetern Planen und wie-

der vereinigt mit Marx Meier, der nicht allein ſich glücklich von Kerker und Galgen losgeſchwatzt, ſondern, nach Windſor gerufen, von Heinrich VIII. reich beſchenkt und zum Ritter geſchlagen war — ohne Zweifel weil er dem eroberungsluſtigen, mit Habsburg und der katholiſchen Welt zerfallenen Könige den Erwerb der nordiſchen Krone vorgegaukelt — [20]), überlegte Wullenweber, was zunächſt zu thun ſei. Er gab den holländiſchen Krieg, mislich bei Schwedens und Dänemarks offener Begünſtigung der Handelsnebenbuhler, zunächſt auf, ſuchte, um in Schweden gegen den König des Adels, den die deutſche Bevölkerung Stockholms nicht mochte, Zwieſpalt auszuſäen, einen Kronprätendenten, fand aber nicht den geeigneten Mann an Svante Sture. Sohn des letzten Reichsverweſers Sture, Enkel Svante's, verſpürte der Junker keinen Funken des großväterlichen und väterlichen Ehrgeizes. Vom verfehlten Plane wiederum auf Dänemark hingelenkt, betrieb Wullenweber, ermeſſend, daß Lübeck den Kampf mit den Kronen und mit Holland nicht zugleich aushalten konnte, zunächſt die Ausgleichung mit der Handelsfeindin, deren Herrſchaft auf der Oſtſee von ſelbſt fallen müßte, ſobald die Könige gedemüthigt waren. Als ſeine Politik auf dem Vermittelungstage zu Hamburg gegen ariſtokratiſchen Neid der Schweſterſtädte nicht durchdrang, erledigte er, nicht ohne Tumult, auch die andern Gemeinen, beſonders Stralſund, des noch vorhandenen ariſtokratiſchen Sauerteigs, ſchloß dann, nach Hamburg zurückgeeilt, unter Zugeſtändniſſen an die burgundiſche Flagge, einen vierjährigen Waffenſtillſtand und ſah gleich darauf einen Bevollmächtigten König Heinrich's VIII. in Lübeck, um einen Schutz-

vertrag anzubahnen (Mai 1534). Es hieß, nicht ohne Grund, Heinrich's ausſchweifende Politik habe den Lübeckern als Kaufgeld auf die däniſche Krone 10,000 Pfund Sterling gezahlt. Als Feldherr für den gereiften Kriegsplan gegen Dänemark bot ſich dem Bürgermeiſter Chriſtoph Graf von Oldenburg, ein kampfluſtiger, aber armer Fürſt, Vetter des uneinigen Stammes von Holſtein und eifriger Proteſtant; nach Lübeck geladen und vorſichtig in das Geheimniß eingeweiht, übernahm der Graf freudig das Amt, als deſſen mittelbares Ziel Chriſtian's, des „Volksfreundes" Befreiung galt, während jeder der Betheiligten den unbeſtimmten Hintergrund nach ſeinem Sinne ſich ausmalt. Die Bürgerſchaft jubelte Beifall, als Wullenweber ihr den Plan eröffnete, und Chriſtoph, mit ſeinen geworbenen Knechten vor Lübeck gelagert (14. Mai), um Beiſtand zur Befreiung ſeines unglücklichen Sippen bat. Wie nun Herzog Chriſtian ſich weigerte, den Gefangenen von Sonderburg herauszugeben, erging am 26. Mai 1534 Manifeſt und Fehdebrief, gleich darauf Verheerung Holſteins, um die Dänen irrezuleiten, und lief am 19. Juni die Flotte, 21 Schiffe, den Grafen, den Bürgermeiſter und deſſen Kriegshauptmann, Marx Meier, tragend, in See. Wunderbarer Erfolg, für Verſtändige faſt unheimlich, heftete ſich an Chriſtoph's und Lübecks Banner. Malmoe erhob ſich zuerſt, warf das Adelsjoch ab; Seeland, unvertheidigt, eröffnete dem Ritter für den „Volksfreund" Häfen, Schlöſſer und Städte. Kaum umſchloß die hanſiſche Flotte Kopenhagen, als der Graf dort ſeinen Einzug hielt (16. Juli), alle Kriegsvorräthe und die däniſche Flotte gewann; Seelands Stände lei-

ſteten den Treueid und entfeſſelt rächten ſich in furchtbarem Aufſtande die Bauern an ihren adligen Unterdrückern. Auch Schonen beugte ſich und huldigte dem Grafen für den Vetter auf Libbershöhe bei Lund. So die kleinern däniſchen Inſeln; ſchon gährten die Gemüther auf Fühnen; nur Norwegen zögerte. Aber während des kaum glaublich ſchnellen Umſturzes des Reichs hatte die Adelspartei auf Jütland ſich raſch beſonnen, am 4. Juli zu Rye, mit geflohenen Reichsräthen vereinigt, Chriſtian von Holſtein als König ausgerufen und eilte, dem Erwählten das Decret zu überreichen. Sie fanden den Herzog — unter den Wällen von Lübeck! denn dorthin hatte Johann von Ranzau, Marſchall des holſteiniſchen Adels, dem aus holſteiniſchen Gebiete abziehenden Grafen Chriſtoph auf dem Fuße gefolgt, ſchon am 21. Juni den Krieg getragen, die Landſchaft ringsum verwüſtet, das wankelmüthige Volk bearbeitet, das Gewiſſen deſſelben durch die Prieſter beirrt, beängſtigt. Als Wullenweber und Meier, zurückgekehrt aus dem bezwungenen Kopenhagen, die Noth der Belagerten nicht wenden konnten, büßten ſie einen Theil der Volksgunſt ein; der Gewinn eines Königreichs dadraußen tröſtete die Spießbürgerlichkeit nicht in der Entbehrung gewohnten Behagens daheim. Zwar gefährdeten die Kriegsereigniſſe um Lübeck, wie die Zerſtörung ihres „Eiſernen Heinrich“, noch nicht das bürgerliche Daſein, da die See ihnen blieb und ihre ſiegreiche Flotte; um jedoch die ſchadenfrohen Junker und die bedenklich warnenden Prediger, beide ohne Sinn für geſchichtliche Größe, zu entwaffnen, mußte der Dictator darauf ſinnen, in guter Weiſe die holſteiniſche Fehde zu beenden, ohne die däniſche aufzugeben. Hamburg bot

seine allzeitfertige Vermittelung, und da auch Landgraf Philipp von Hessen vom dynastischen Standpunkte aus die politische Einheit des norddeutschen Protestantismus wünschte, ward, dem neuen Dänenkönige besonders willkommen, die Unterhandlung zu Stockelsdorf aufgenommen und am 18. November 1534 der krumme Ausweg gefunden: Christian als Herzog von Holstein mit Lübeck auszusöhnen, der Fehde mit dem Dänenkönig aber ihren Lauf zu lassen. Froh eilte Christian III. seinen Jütländern zu Hülfe, sowie dem Adel auf Fühnen, die beide der grauenvollste Bauernaufstand bedrohte.

Namentlich auf Jütland tobte der verwegene Schiffer Klemint, ein alter Anhänger des „Volksfreundes", schlug des Adels Heer in die Flucht, mordete und brannte. Christian, herbeigeflogen, des schwedischen Beistands sicher, siegte mit seiner geordneten Macht, und die Buße, welche auf Jütlands Bauern lastete, verkündete den untergehenden Stern des Grafen, dessen Macht überwiegend in Seelands Bürgern lag. Zugleich unternahm König Gustav Halland und Schonen zu bezwingen, beunruhigte mit seiner Flotte die Fahrwasser bis Danzig hin, brachte für Christian III. den Adel der gothischen Landschaften unter Waffen, der mit den Schweden unter Helsingborgs Mauern durch Verrath und offene Gewalt den hansischen Feldhauptmann Marx Meier schlug und zur Ergebung zwang (Januar 1535). Als Jürgen Wullenweber so des Krieges Last allein trug, rüstete sich ein neuer Freier um Dänemarks Krone, der alte Pfalzgraf Friedrich, der Eidam des gefangenen Christian, den Schauplatz zu betreten, und gewannen die Dinge eine um so gefahrvollere Wendung für den Grafen, der in Kopenhagen

die Früchte früherer Siege genoß, als der thätige Vetter von Holſtein eine neue Seemacht zuſammenbrachte und auch ſeinen Schwager, Albrecht von Preußen, deſſen unſicheres Herzogthum des Anhalts bedurfte, bereitfand, mit der preußiſchen Flotte ihm beizuſtehen. Eine Flotte der deutſchen Coloniſation, einſt der Hanſa ſo treu verbrüdert, ſchickte ſich an, der deutſchen Seemacht im dynaſtiſchen Intereſſe das Garaus zu ſpielen! Aus ſeiner Ruhe aufgeſchreckt durch ſolche Anſtalten, legte der Graf den Adel auf Seeland gefangen (März 1535) und dehnte ſeine Unternehmungen wieder auf Fühnen aus. Marx Meier's, des kecken Abenteurers Selbſtbefreiung und Unabhängigkeit auf Vardbjergſchloß blieb ohne Einfluß auf die Wendung der Dinge, als der Bürgermeiſter von Lübeck, aus Sorge vor den geheimen Feinden daheim geblieben und noch immer Gebieter der Seeſtädte durch die demokratiſche Bewegung, beſchloß, dem Grafen Chriſtoph einen fürſtlichen Nachfolger zu ſenden. Albrecht, Herzog von Mecklenburg, von Seiten ſeiner Frau dem gefangenen Dänenkönige verwandt, ließ ſich durch die verheißene Regentſchaft leicht verlocken, ſchiffte ſich mit geringem Kriegsgefolge zu Warnemünde ein, vom Bürgermeiſter begleitet, dem zwar das kitzliche Geſchäft gelang, den Oberbefehl zwiſchen dem alten und dem neuen Feldherrn zu theilen, aber nicht freudige Einigkeit unter den Nebenbuhlern zu ſtiften. Jetzt durfte die Entſcheidung um die nordiſche Krone, „welche Lübecks Kaufleute als ihre Kramwaare feilboten", nicht lange ausbleiben. König Guſtav, über eine Flotte von 11 Orlogſchiffen gebietend, erließ ein Drohmanifeſt an Lübeck, vereinigte um Gothland ſein Geſchwader mit den däni-

ſchen und preußiſchen Schiffen, die Johann Preen führte (Mai 1535). Solche Vereinigung war aber auch nöthig gegen den Uebermuth des ſeemächtigen Gegners, deſſen Orlogſchiffe im Sunde den Zoll erhoben, Dänen wie Schweden aufbrachten und in kurzer Zeit 70 holländiſche Fahrzeuge plünderten, auch nachdem jene den Zoll bezahlt hatten. Während 37 Orlogſchiffe unter Peder Skramm und Johann Preen erſchienen, führten aber auch hanſiſche Schiffe friſche Mannſchaft nach Fühnen, wo denn, am Oxenberge, unweit Aſſens, am 14. Juni 1535 eine verhängnißvolle Schlacht geliefert wurde, und Deutſche, auf beiden Seiten die Mehrzahl, den Verluſt eines unentbehrlichen Theils ihrer Nationalkraft als Siegesbeute frohlockend davontrugen. Gleichzeitig hatte Peder Skramm 26 Schiffe der Städte unter Bornholm getroffen und zur Schlacht ſich angeſchickt (9. Juni 1535). Aber nur ſein Admiral, „Die ſchwediſche Kuh", gerieth an das lübiſche Hauptſchiff, das Hans Albrecht wacker vertheidigte; beide richteten einander übel zu, bis gegen die Nacht Sturm ſie trennte, vor welchem die königliche Flotte unter Bornholm Schutz fand, die Hanſen im Sunde Zuflucht ſuchten. Auf Geheiß ſeiner Könige in den Belt geſegelt, um die Verbindung Jütlands mit Fühnen zu ſichern, zeigte ſich Peder Skramm am 16. Juni auf der Rhede von Svensborg, wo 10 lübiſche Schiffe ankerten, um Flüchtlinge von Aſſens aufzunehmen. Statt auf die Rettung ihrer Schiffe zu denken, flüchtete die Beſatzung, halb aus Furcht, halb auf Einflüſtern der Ariſtokratie, in Böten ans Land, um einzeln zu entrinnen. Nur ein Lübecker blieb am Bord und fand einen großmüthigen Sieger, der neun Schiffe, unter ihnen den

ſtattlichen „Löwen", leichten Kaufs beſetzte, den Belt und die kleinern Inſeln vom Feinde ſäuberte und am 18. Juli vor Kopenhagen ſich legte. Die lübiſchen Hauptleute, welche ſchandvoll ihre Schiffe verlaufen, wurden daheim zwar anfangs eingethürmt, aber bald auf Vorſchub ihrer Gönner unter dem Junkerthum entlaſſen.

Am 24. Juli rückte Chriſtian mit königlicher Macht vor ſeine Hauptſtadt, die jetzt unbeſchreiblicher Jammer bedrohte. Nach den ſtolzen Anfängen auf die Mauern Kopenhagens und Malmoes beſchränkt, ſpähte Graf Chriſtoph, aus dem Sinnenrauſch ſich aufrüttelnd, überall nach Hülfe, malte den Seeländern in ſeinem Ausſchreiben die „hündiſche Leibeigenſchaft", die ſie auf ihren Nacken geladen; aber umſonſt. Denn auch über den Bürgermeiſter war inzwiſchen das Fangnetz ſeiner hämiſchen Feinde zuſammengeſchlagen. Gehetzt von der Ariſtokratie, die jede ſchlimme Zeitung mit Freude empfing, verläſtert von der Geiſtlichkeit, verfolgte der kühne, an Mitteln unerſchöpfliche Mann, ungeirrt durch Undank und Verblendung der Menge, ſeinen Weg; da berief wieder der eigennützig vermittelnde Rath von Hamburg alle Städte, welche auch nur in der loſeſten Verbindung mit der Hanſa ſtanden, nach Lüneburg.

Darauf verſammelten ſich die Abgeordneten von Köln, Bremen, Osnabrück, Kampen, Deventer, Zwoll, Soeſt, Göttingen, Braunſchweig, Hanover, Hildesheim, Hamburg, Danzig, Riga am Hauptorte; alle dieſe Gemeinen, mit der koloſſalen Streitfrage Lübecks weniger betheiligt, riethen engherzig und kurzſichtig, nur auf die nächſte Gegenwart bedacht, zum Frieden mit dem „frommen Chriſtian." Wullenweber ſtellte ihnen dagegen mit unbeſieglichen

Gründen die Nothwendigkeit des Kampfes, die Wichtigkeit des löblichen Herkommens vor, daß ohne ihre Einwilligung kein König in Dänemark herrsche, daß ferner Lübeck nur des Bundes Rettung vor unmittelbarem Falle bezwecke. Noch einmal verlor die zahme Gegenpartei den gewonnenen Boden; desto erfolgreicher arbeitete aber die Aristokratie. Gerade als das Volk zwischen Trotz und Furcht schwankte, erschien ein Mandat des Reichskammergerichts zu Speier (7. Juni 1535), welches, die Demokratie aufhebend, die Sehnen der hansischen Kraft zerschnitt und, statt die Kampflust der Vorfechter deutscher Seemacht aufzumuntern, auf eigene Kosten die nordischen Reiche zu erobern, die Stadt mit unausbleiblicher Acht bedrohte, wenn sie nicht in kurzer Frist die neue Verfassung abstellte, die verdrängten Rathsglieder wiedereinsetzte. Jürgen Wullenweber war, in rastloser Thätigkeit, gerade abwesend, als die Bürgerschaft, durch das kaiserliche Drohmandat erschreckt, in die weltliche, nicht in die kirchliche Restauration des Alten willigte, doch, noch treu und ehrlich genug, kraft des vorsorglichen Recesses vom 9. October 1534, die Tribunengewalt gegen Ahndung in Schutz nahm. Zurückgekehrt von seiner Sendung fand Wullenweber seinen Sturz unvermeidlich vorbereitet, zürnte umsonst dem Kleinmuth der Amtsgenossen, fügte sich aber mit dem gerechten Schmerz eines verkannten Willens, und legte am 26. August 1535 sein Amt nieder. Dagegen zog am 29. August der alte strenge Junker Nikolaus von Brömsen feierlich in die Stadt und nahm seinen Ehrenplatz im Rathsstuhl wieder ein.

Um die schwächliche Nachgiebigkeit der Volkspartei

aufzuklären, müſſen wir bemerken, daß die Ariſtokratie jener Tage, im Bunde mit der Geiſtlichkeit, ganz daſſelbe Mittel unſerer Zeit anwandte, um das befangene Gemüth der Menge zu berücken und gegen die ſtarke Demokratie zu bewahren. Das Schreckbild, welches in der neueſten Zeit Communismus, „ſocialer Umſturz", „rothe Republik" heißt, war im Reformationsjahrhundert das „Reich der Wiedertäufer", das eben unter Gräueln in Münſter gefallen. Indem nun die Ariſtokratie mit ihrer kirchlichen Brüderſchaft, aus Argliſt oder Verſtandsblödigkeit, immer aber durch Sorge um ihre Rechte, ihren Beſitz, geleitet, das Streben einer geiſtesgeſunden, ihres Zieles ſich bewußten, Demokratie mit dem Wahnſinn und dem Frevel gotteslästerlicher Wiedertäuferei in unmittelbare Verbindung brachte, ja als daſſelbe verſchrie, war es kein Wunder, daß der Volksführer dem Bunde des Bosheit und der Geiſtesarmuth wich und ihr zum Opfer fiel. Nach dieſer Wendung der Dinge, dem Scheitern weltumfaſſender Plane an dem Rechtsboden alter knechtiſcher Satzungen, dauerte zum Schein die däniſche Fehde noch fort, weil das Volk nicht umſonſt die Opfer gebracht haben wollte. Aber auch als Privatmann konnte Wullenweber den Ausgang eines Kampfes nicht müſſig abharren, den er mit Geiſtesüberlegenheit begonnen. Herzog Albrecht bat um neuen Beiſtand, vom Könige zu Waſſer und Lande umdrängt. Gewarnt durch ſeine Freunde vor Nachſtellungen, machte ſich Wullenweber auf, um im Lande Hadeln einen Haufen dienſtloſer Landsknechte zu ſeinen Zwecken zu gewinnen; nicht unwahrſcheinlich iſt, daß der von ſeinen Feinden Ueberwältigte mit dieſer Hülfe erſt das wiederhergeſtellte

Regiment der Vaterstadt stürzen und auf Grund einer neuen Gesellschaftsverfassung, unter Modificationen, die Hauptaufgabe wieder anzugreifen gedachte. Nimmer aber ging seine Seele mit einem Wiedertäuferreiche um, mochten gleich einzelne Ansichten jener gefährlichen Dogmen socialer oder theologischer Art, wie die Taufe der Mündigen, ihn ansprechen, nimmer eine so wahnwitzige Theokratie und Auflösung altgeheiligter Sitte. Geleitlos, dem Erzbischofe von Bremen, einem Freunde Christian's III., obwol eifrigem Katholiken, verrathen, ward der kühne, sich selbst vertrauende Mann auf geistlichem Gebiete ergriffen, auf Schloß Rothenburg geführt und dann zu Handen Herzog Heinrich's von Braunschweig, des fürchterlichen Ketzerfeindes, einem gräuelvollen Gerichte aufbewahrt.

Inzwischen stieg Kopenhagens Noth aufs höchste, und sandte das Volk aus den wendischen Städten, im Spätherbst 1535, eine wohlversehene Flotte unter ehrlichen lutherischen Hauptleuten zum Entsatz der Hungernden aus. Aber die Rathsaristokratie, entschlossen, die demokratische Partei nicht wieder aufathmen und lieber ihre Seemacht verderben zu lassen, vermied angemessene Verhaltungsbefehle, bestellte keinen Oberanführer der Flotte; ja, der Vornehmste auf den lübischen Orlogschiffen, Klaus Wernow, verrieth durch Losungsschüsse der königlichen Flotte sein Herannahen, als unter bösem Wetter das endlich vereinigte Geschwader von Rostock, Wismar und Stralsund in den Sund lief. So fanden die Wackern 45 königliche und preußische Schiffe vor Kopenhagen geankert, die, auf einen Anfall vorbereitet, des falschen „Ammiral" von Lübeck Vorschlag an die

Seinen, umzukehren annehmbar, während andere Schiffer ein Verbündniß zum Angriff ſchloſſen und Jeden, der es bräche, unwürdig ſchalten, „mit guten Geſellen einen Trunk zu thun.“ Deſſenungeachtet gab Klaus Wernow die verabredete Loſung nicht, kreuzte, jedem Willkür geſtattend, im Wolfspelz auf dem Verdecke ſtehend, zwiſchen Falſterbode und Seeland, unterdeſſen die Hauptleute, ſchamerfüllt und auf ſich allein angewieſen, dem Feinde am 13. November einzeln muthig unter die Augen ſegelten, Peder Skramm verwundeten und, als die preußiſche „Karavelle“ auf den Grund gerieth, glücklich mehre leichte Fahrzeuge mit Lebensmitteln der hungerigen Stadt zuführten. Nach dieſer Verrichtung, ſo gering gegen die Koſten und die Erwartung, die gleichwol den König bitter kränkte, kehrte die Flotte, zerſtreut und von Stürmen übel zugerichtet, zur Adventszeit heim. Die Seeleute, voll Grimm gegen den Verräther, wagten nicht, ihn bei ſeinen Gönnern anzuklagen; das Volk von Lübeck und Stralſund, betrogen um die theuere Ausrüſtung, beſchuldigte ſich gegenſeitig des Treubruchs. Obgleich ſie den geheimen Zuſammenhang nicht erriethen, war doch Jedem klar, daß in dieſem Unglückskriege nichts zu gewinnen ſei. So hatten die „Herren“, der Hanſa zu Schaden und Spott, ihr Ziel erreicht [21]).

Noch trugen die Bürger von Kopenhagen und Malmoe ihr Elend geduldig, als die Häupter des Schmalkaldiſchen Bundes, bemüht, Dänemark in die große Oppoſition gegen den Kaiſer zu ziehen, in Verein mit müſſigen Hanſaſtädten, in Hamburg einen Friedenstag anſetzten und ſo eifrig arbeiteten, daß bereits am 14. Februar 1536 ein Sühnevertrag zwiſchen Dänemark,

Lübeck und Stralſund unterzeichnet wurde. Scheinbar günſtig, bezeugten die Friedensbedingungen unleugbar den Fall der Hanſa, indem Lübeck für den Augenblick allein gewann, den Genuß der alten Handelsfreiheiten gegen Erlegung der Zölle, ohne Ausſchluß anderer Nationen aus dem Sunde, ſelbſt die Verlängerung des Pfandbeſitzes von Bornholm auf 50 Jahr; aber zum erſten male hatte ein König von Dänemark Anerkennung ertrotzt. Als Fürſten und Bürgerſchaft in Kopenhagen der Annahme des Friedens ſich weigerten, verwandelte der Krieg der Gemeinen ſich in einen Krieg der Könige und Fürſten um die nordiſche Krone; England, mit dem Kronenhändler auf Vardbjergsſchloß unterhandelnd, trug nur neuen Schimpf davon. Marx Meier, ein Kriegsherr auf eigene Hand, mußte ſich dem Adel ergeben und ward gegen Vertrag ſchändlich hingerichtet; Pfalzgraf Friedrich, im Begriff, auf einer kaiſerlichen Flotte nach dem Norden überzuſetzen, ward um ſeine Hoffnungen betrogen, indem Chriſtian's III. kluge Politik in Friesland Kriegsunruhen erregte; nur der erwählte Dänenkönig gewann, indem er zuerſt Malmoe bezwang (April 1536) und dann am 29. Juli 1536 in ſeine Hauptſtadt einzog, deren jahrelanges Leid an Jeruſalems grauenvolle Zuſtände während Titus' Belagerung erinnerte. Der Norden war umgeſtaltet; Chriſtian III. König; das Lutherthum befeſtigt: aber der Bürger ſeufzte fortan unter dem Soldatenjoche, die freien Bauern ſanken in des Adels hündiſche Leibeigenſchaft; die deutſche Seemacht mit der Herrſchaft der Hanſa war für immer dahin! Jürgen Wullenweber, vor dem fremden Gerichte des Welfen in Wolfenbüttel durch den fremden

Dänenkönig und die Aristokratie der eigenen Vaterstadt wegen seines politischen Strebens, zu dem er als Haupt des Freistaats Lübeck vollberechtigt war, angeklagt, gestand, was er gewollt, welche Plane dunkel in ihm sich regten; „der Wiedertäuferei bezüchtigt, leugnete er so unsinnige Beschuldigung und nahm Geständnisse, die ihm die Folter erpreßt, feierlich vor seinem Tode zurück“[22]). In ungeheurer Verkehrtheit und Begriffsverwirrung unterstützte das Regiment von Lübeck, jede politische Gleichberechtigung zwischen ihrer Stadt, der Hansa, als Staatsmacht, und dem Könige aufgebend, die Anklagen des Dänen, welchen sie und ihre Väter so hartnäckig bekriegt hatten; in ihrem Hasse gegen die Demokratie gaben sie dem Principe Geltung: nur die Fürsten bildeten gesetzlich politische Gewaltkörper, die freien Städte seien eigentlich nur zur Zeit geschonte Rebellen. Jürgen Wullenweber empfing männlich gefaßt den Todesstreich (24. September 1537); in den andern Städten, zumal in Stralsund, wurde die Demokratie ausgemordet.

Kein Zweifel ist, daß Wullenweber's Plane in der riesigen Ausdehnung, die sie nach und nach unter störenden Einflüssen annahmen, mit dem Entwickelungsprincip der neuern Welt im Widerspruch standen und deshalb unausführbar waren; aber ebenso sicher bleibt, daß ein starkes, demokratisches Element in unserm erschlafften Vaterlande wohlthätig gewirkt und daß sein Streben nach Herstellung der Größe des Hansabundes, auf ein besonnenes Maß zurückgeführt, das Bestehen desselben und der deutschen Seemacht noch auf mehre Geschlechtsalter hinaus vor schmälichem Ende gesichert

haben würde. Das Schicksal hat gegen den kühnen, richtig blickenden Mann entschieden, darum entging er nicht der Schmach bei der gedankenlosen Menge und bei den Zeitgeschichtschreibern.

Christian III., einmal auf dem Throne, kümmerte sich nicht um das Geschrei der Städte nach Vollzug ihrer Privilegien, begehrte die Originalien einzusehen und starb über schleppenden Unterhandlungen (1559). Sein Sohn, König Friedrich II., der Sicherheit von hansischer Seite bei Besteigung eines wankenden Thrones bedürftig, gewährte ihnen im Jahr 1560 noch einen Theil der altgewohnten Freiheiten, aber nicht mehr als hergebrachtes Recht, sondern aus Gnaden. Wendungen der europäischen Geschicke, welche in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts zusammengriffen, stürzten vollends das Ansehen der Städte und die deutsche Seemacht im Norden, wie im Nordosten und im Westen.

Neuntes Capitel.

Die kaiserliche Flotte Karl's V. — Der Burgundische Vertrag und seine Folgen (1548). — Abfall der deutschen Colonisation (1560). — Lübecks Bundesgenossenschaft im dänisch-schwedischen Kriege (1563). — Stettiner Friede (1570). — Die wendischen Städte verachtet von Erich XIV., König Johann, Friedrich II. und Christian IV. (1610). — Die Schlacht bei Lepanto (1571). — Der niederländische Freiheitskampf. — Königin Elisabeth von England. — Verlust der Privilegien in England (1598). — Anknüpfungsversuche mit den Zaren von Moskau und mit Spanien (1602, 1607). — Bündniß der Hansastädte mit den freien Niederländern (1613). — Der Dreißigjährige Krieg. — Plane König Ferdinand's II. für die deutsche Meeresherrschaft und

deutſchen Handel (1627). — Der Herzog von Friedland, General des Oceaniſchen und Baltiſchen Meeres (1628). — Stralſunds Auflehnung — Schattenbild der Hanſa. — Hanſeaten. — Verluſt der letzten Reſte der Reichsflotte durch Schweden. — Gänzliche Abtrennung der Niederlande von Deutſchland (1648).

Kaiſer Karl V. gebrauchte die Seemacht ſeiner burgundiſchen Erbländer verhältnißmäßig wenig in ſeinen großen europäiſchen Kriegen, deren Schauplatz, Küſten am Mittelmeere, überwiegend die Marine der Erbkönigreiche, Spanien und Neapel, ſowie der Flotte der verbündeten Republik Genua erfoderte. Auf dem ruhmvollen Zuge nach Tunis gegen Chaireddin Barbaroſſa, den gefürchteten Corſaren (1535), vereinigte er nur ſpaniſche, malteſiſche und italieniſche Schiffe, welche 8000 deutſche Landsknechte in Genua aufnahmen[23]); 500 Segel trugen das mächtige Landheer nach Afrika. Zum unglücklichen Unternehmen auf Algier (1541) bediente der Kaiſer ſich gleichfalls nur deutſcher Truppen auf ſpaniſchen und italieniſchen Fahrzeugen; die Seemacht der Niederlande hatte hinlänglich in den nordiſchen Gewäſſern zu thun und ſcheint, ſo zahlreich an Kauffahrern, überhaupt nicht auf den Fuß einer Staatsmarine gebracht zu ſein. Sonſt würden im däniſchen Kriege für Habsburg und den Schwager Chriſtian II., und zu Gunſten des Pfalzgrafen Friedrich, ſich ausreichendere Mittel geboten haben (1536), als jene zufällig aus Spanien heimkehrenden Schiffe, welche, zum Entſatz Kopenhagens beſtimmt, durch den kühnen Angriff eines holſteiniſchen Söldnerführers auf Damm in Weſtfriesland, zurückgehalten wurden[24]). Der Krieg mit Franz I. beſchäftigte

in jenen Grenzen nur das Landherr; ſelbſt zur Ueberfahrt nach Spanien bediente der Kaiſer mehrentheils ſich ſpaniſcher Schiffe.

Zur Würdigung der weſt- und norddeutſchen Seemacht aus der Mitte des 16. Jahrhunderts geben wir einige Bemerkungen über Englands und Frankreichs Marine. König Heinrich VIII. ließ durch fremde Meiſter fleißig in den verſchiedenen Dockyards bauen, ſodaß gegen Ende ſeiner Regierung (1547) die Staatsflotte aus 70 Schiffen, zur Hälfte Laſtſchiffen, beſtand; unter den kirchlichen Wirren während Eduard's VI. Regierung ſchmolz ſie auf 53; Königin Marie beſaß nur 46 Fahrzeuge jeder Gattung. Franz I. von Frankreich dagegen verſuchte ſich, nicht ohne Glück, doch erſt ſpät, auch in dieſer Bethätigung der Nationalkraft[25]). Von ſeinen nächſten Vorfahren hatte Karl VIII. im Strauß um Neapel zur See keine beſondere Rolle geſpielt; Ludwig XII. hielt im Hafen von Marſeille nach der Weiſe der mittelländiſchen Seeſtaaten einige Galeeren, welche im Jahr 1512 unter dem „General der Galeeren", Pregent de Bidoux, zum erſten male durch die Straße von Gibraltar gingen. Dieſes mittelländiſche Galeerengeſchwader, „das Generalat der Galeeren", unter dem „Chef und Generalcapitain der Armee der Levante", verſtärkte König Franz; aber auf dem Atlantiſchen Meere regten ſich unter franzöſiſcher Flagge nur Caper und Gallionen, nach neuer Art mit Segeln und Rudern verſehen, bis der Seekrieg mit England zu größerer Anſtrengung trieb. Wie ſeine Vorfahren miethete Franz Fahrzeuge bis an die Geſtade der Oſtſee hinauf, ließ ſie zu Kriegsſchiffen rüſten, erbaute den „Caraquon",

nach Martin du Bellay [26]) mit 100 Stück groben Geſchützes beſetzt, welche jedoch wol großentheils kleinere Koronaden waren, da das Fahrzeug nur 800 Tonnen faßte. Der Baron de la Garde, „Generalcapitain der Levante", führte die 25 Galeeren aus Marſeille um Gibraltar herum, der zweite Verſuch der Art ſeit dem Jahr 1512, und unter dem Admiral von Frankreich, Claude d'Annebault, der bisher nur zu Lande befehligt hatte, ſammelten ſich in Havre de Grace 150 runde Schiffe und 69 kleinere (Juli 1545). Bei den Zubereitungen zu einem Feſte, welches der galante Valois den Damen auf dem Prachtſchiffe geben wollte, ſetzte die Fahrläſſigkeit der Köche den „Caraquon" in Brand; mit Mühe konnte man das Geld und die Damen retten, ehe er in die Luft ſprang. Gleichwol ſegelte der Admiral auf die Inſel Wight, fand die engliſche Flotte, 60 große, aber treffliche Segler, bei Portsmouth; doch entſpann ſich kein Treffen: man ermüdete ſich gegenſeitig durch Manoeuvre, büßte durch Unfälle die größten Schiffe, die Franzoſen die „Maitreſſe", die Engländer ihre ſchwerfällige „Mari Roſe" ein. Noch findet ſich ſo wenig eine Spur großartigen Wagniſſes und neuer Seetaktik, daß, als endlich die franzöſiſche Flotte, nach mislichen Landungsverſuchen und kleinen Gefechten, der franzöſiſchen Küſte ſich wieder näherte, und man, wieder zuſammengerathen, zwei Stunden ohne Unterbrechung kanonirte, der Berichterſtatter als hochdenkwürdig hervorhob: man habe von beiden Seiten mehr als 300 Stückſchüſſe gelöſt! Hiermit hörte der Krieg zur See auf (Auguſt 1545) [27]), der nicht eben mehr Beweiſe entwickelter moderner Kriegskunſt gewährt, als die Zuſam-

menſtöße der Hanſen, Dänen und Schweden. Erſt die Tage von Lepanto, der großen Armada und des niederländiſchen Freiheitskampfes geben die Neugeſtaltung des Seeweſens kund. Unter Heinrich II. und ſeinen unſeligen Söhnen verfiel wiederum das Werk Franz' I.; denn Gaspard von Coligny war wol zu allen ehrenhaften Dingen tauglicher als zur Admiralswürde. Doch müſſen wir in Betreff ſeiner eines Ereigniſſes erwähnen, das, für die traurige Zeit bezeichnend, für Deutſchlands oceaniſche Verbindung nicht ohne Folge geblieben wäre, vielleicht eine deutſche Coloniſation im Gefolge gehabt hätte, wäre nicht ſchändlicher Betrug im Spiele geweſen. Nicolas Durand de Villegagnon, Malteſerritter und Viceadmiral von Bretagne, unter dem Admiral von Frankreich ſtehend, ſchiffte im Juli 1555 in Havre aus, um in der neuen Welt, „hinter Peru", den verfolgten Calviniſten aus Frankreich, der Schweiz, auch deutſchen, den treuen Helfern Coligny's, eine Zuflucht zu eröffnen. Den kühnen Entdecker lockten an Braſiliens Küſte drei unbewohnte Inſeln, ähnlich der „Inſel Felſenburg", romantiſchen Andenkens, auf deren lieblichſter der Abenteurer das Fort Coligny anlegte. Aber auch bis in jenen Winkel einer bisher unbekannten Welt folgte der Fanatismus der Guiſen den Glaubensmuthigen [28]), und es erblühte kein ſeliges Eiland für deutſche und franzöſiſche Opfer des Gewiſſenszwanges.

Als unſere hanſiſche Seemacht daniederlag und die Städte mit Noth der Strafe für ihren kecken Antheil am Schmalkaldiſchen Kriege entgangen waren, brachte Karl auf dem geharniſchten Reichstage zu Augsburg durch Viglius Zuichem von Aytta, berühmten frieſiſchen

Rechtsgelehrten, den Burgundiſchen Vertrag zuſtande (26. Juni 1548). Dieſes Meiſterſtück habsburgiſcher Hauspolitik verhieß den deutſchen Niederlanden, mit Utrecht, Geldern und Weſtfriesland auf Koſten des Reichs vermehrt, als ſtaatlicher Einheit unter einem fremden Scepter, alle Vortheile, Schutz und Vertretung durch das Reich, verbürgte ihnen Einfluß auf deſſen innerſte Angelegenheiten und entzog dieſelben, unter allgemeinen Entbietungen, der deutſchen Einwirkung, zumal der Gerichtsbarkeit. So war der zweite Schritt gethan, die beiden Schwerpunkte der deutſchen Seemacht, deren einer an dem andern ſich aufhelfen konnte, auseinanderzureißen, die Küſten der kattiſchen Bataver, Frieſen, von denen der Kauken und Saxen zu trennen. Der kirchliche und bürgerliche Despotismus Philipp's, dem die Niederlande ſchon im Jahr 1549 gehuldigt hatten, führte, bei der Herz- und Kopfloſigkeit der glaubensverwandten Fürſten und Völker Deutſchlands, bald auch den dritten, entſcheidenden Schritt herbei.

Löſte diplomatiſche Klugheit das uralte Völkerband im Weſten, ſo beugte gleichzeitig aſiatiſche Zwingherrſchaft die deutſche Coloniſation im Nordoſten unter fremdes Joch, als die Söhne das Mutterland vergeblich um Rettung angefleht. Kurlands, Livlands und Eſthlands Städte hatten bisher deutſche Bildung treu bewahrt und der preiswürdige Heermeiſter des Ordens in Livland, Walter von Plettenberg, die moskowitiſchen Horden blutig abgewieſen; Riga und Reval hatten noch in Wullenweber's Tagen nach Kräften mit Geld geholfen; als kaufmänniſcher Zwieſpalt, Hader unter geiſtlichen und weltlichen Ständen ausbrach, die Engländer, um den nord-

östlichen Durchgang nach China und Ostindien zu finden, unter Sir Hugh Willoughby die Fahrt um das Nordcap ins Weiße Meer entdeckten (1553), die Quellen hansischer Wohlhabenheit durch unmittelbaren Verkehr mit Rußland ableiteten, und der schreckliche Iwan II. Wassiljewitsch, mit Kasan und Astrachan fertig, die Eroberungsplane Iwan's I. nachdrücklich aufnahm (1557). Statt nun, achtsam auf die gemeinsame Gefahr, dem Barbaren die Zufuhr von Kriegsbedürfnissen abzuschneiden, zu verhindern, daß er sich nicht durch Aneignung deutscher Künste und Bildungsmittel stärke, wie Reval besorglich bat, versäumte man deutscherseits so nothgedrungene Sperre. Iwan bezwang nach furchtbarer Verheerung Narva und Dorpat (1558) und verbot den Seestädten die Fahrt auf Livland. So unklug und eigennützig die Livländer ihre Schwesterstädte behandelt hatten, begehrten sie doch von ihnen Hülfe in steigender Bedrängniß; aber Gemeinsinn war längst aus dem Bunde, der im Jahr 1550 noch 66 Städte durch Sendboten vertreten sah, gewichen. Statt kräftigen Beistandes an Geld und Volk nur gegenseitige Vorwürfe, bis, aufs äußerste bedrängt, Reval mit Esthland sich dem neuen Könige von Schweden, Erich XIV., unterwarf, Livland zerstückelt, theils an den Zaren, theils an einen dänischen Prinzen fiel, theils sich mittelbar oder unmittelbar dem Könige von Polen als Schutzherrn ergab. Gotthard von Kettler, der „letzte Meister deutschen Ordens in Livland", folgte dem Beispiele Albrecht's, des letzten Hochmeisters, und nahm im Jahr 1561, als Kaiser und Reich ihn ohne Hülfe ließen, Kurland und Semgallen als weltliches Herzogthum von Polen zum

Lehn. Die „ſchwermüthigen Klagen der Chriſtenbrüder“ an der fernen Oſtſee, „die querelae Livoniae“ verhallten in den Verſammlungen der Reichsfürſten und Stände; höchſtens ward den ohnmächtigen Pommern zugemuthet, ohne Verbürgung der Koſten die Geſandtſchaft nach Moskau im Namen des Heiligen Römiſchen Reichs zu übernehmen. So ſagte die ſchutzloſe deutſche Coloniſation vom Mutterlande ſich los und bereitete die Herrſchaft des Moskowiten an der deutſchen Oſtſeeküſte vor; während andere Mächte neue Welttheile aufſuchten, fanden unſere Fürſten ihren Beruf, ſchulmeiſterlich, wie zu Naumburg (Februar 1561), über der Vergleichung des lateiniſchen und deutſchen Textes der Augsburger Bekenntnißſchrift zu ſchwitzen, und verloren über ſolcher Arbeit eine hochwichtige, alte Errungenſchaft des deutſchen Volks! Bald gewöhnte ſich die Hanſa, Livland als ein fremdes Land zu betrachten, mied den Handel mit Rußland über das ſchwediſche Reval; die Erben des einſt prangenden Kaufhofes zu Naugarden mußten knechtiſch ſich demüthigen, um über das „ruſſiſche“ Narva einen kümmerlichen Verkehr mit den Moskowitern anzuknüpfen.

Inzwiſchen erſchöpfte Lübeck ſeine Wehrkraft zur See in undankbarer däniſcher Bundesgenoſſenſchaft gegen Schweden. König Guſtav I., beharrlich in ſeiner Abneigung gegen die Städte und in ſeinen Planen, Schwedens Handel zu befreien, hatte im Jahr 1548 den Deutſchen auch den Reſt herkömmlicher Freiheiten bis auf Unweſentliches entriſſen; ſein Sohn und Nachfolger (1560) Erich XIV. ſpannte die Sprache noch höher, wollte blos einzelnen Städten, nicht mehr der Hanſa als Geſammtheit, „Privilegien“, und zwar nicht als hergebrachtes Recht, ſondern

als Gnade, zugeſtehen, und verlangte, außer drückenden Verbindlichkeiten, für ſeine Unterthanen gleiche Befugniſſe. So hochfahrende Geberdung, das Verbot des Verkehrs mit Rußland über Narva, ſchwediſche Kaperei gegen lübiſche Schiffe, trieb die Stadt Lübeck, im Bunde mit König Friedrich II. von Dänemark, aber ohne Beiſtand der Schweſtergemeinen, die Entſcheidung der Waffen zu ſuchen, die letzte Geltung des hanſiſchen Vororts als politiſchen, zum Kriege berechtigten Staatskörpers, der letzte Kampf der deutſchen Seemacht überhaupt. Eigenſinn und Neckereien von beiden Seiten hatten die Könige verfeindet; Lübeck beſchloß die Fehde auf der Zuſammenkunft zu Segeberg (1563), kündigte Erich XIV. am 9. Juni den Krieg an, der ſpöttiſch den hanſiſchen Vorort an den Magiſtrat zu Stockholm verwies. „Könige müßten Königen, Bürger und Bauern aber ihres Gleichen den Abſagebrief ſenden.“ Die vereinigte Flotte, 41 Dänen und 13 lübiſche Orlogſchiffe von Lübeck, unter Peder Skramm und zwei Rathsherren in den Sund geſegelt, kehrte ohne ſonderliche Vortheile nach einem Gefechte bei Oeland heim; doch am 30. Mai 1564 errangen die Bundesgenoſſen nach dreitägiger Schlacht zwiſchen Oeland und Gothland einen unverächtlichen Sieg, indem ſelbſt das Admiralſchiff der Schweden, der „Makalös“ (ohne Fehl), das größte bekannte Fahrzeug der damaligen Marinen, 168 engliſche Fuß lang und 43 Fuß breit, mit 173 Kanonen, doch nur 67 gröbern Stücken, beſetzt, erſtiegen und der Admiral ſelbſt, Jakob Bagge, nebſt vielen ſchwediſchen Herren als gefangen nach Lübeck gebracht wurde. Etwas gedemüthigt, bot Erich auf dem Friedenstage zu Roſtock den Lübeckern gute Bedin-

gungen, falls ſie dem däniſchen Bündniſſe entſagten; aber auch das Reich betrachtete, mit Ausnahme Kurſachſens, den Krieg als nothwendig, und Kaiſer Maximilian II. verbot im Jahr 1565 die Ausfuhr von Waffen, Kriegsrüſtung und Lebensmitteln nach Schweden. Die nächſten wendiſchen Schweſtern, Stralſund, Roſtock und Wismar, blickten furchtſam drein und erlitten, als neutral, Unbilden von beiden Seiten, ſelbſt in ihren Häfen. Im Jahr 1565 ſtachen wieder 18 lübiſche Schiffe in See; aber das größte derſelben, der „Engel", flog, in Folge einer Unvorſichtigkeit, mit 200 Mann in die Luft. Die ſchwediſche Flotte eröffnete vor Stralſund den Pommern reichswidrigen Verkehr mit Schweden; ihrem Anfall auf Travemünde entging das neue lübiſche Admiralſchiff, der „Morian", mit Mühe nach Kopenhagen. Am 4. Juni 1565 errangen die Bundesgenoſſen gleichfalls keinen Vortheil; im Juli gerieth, zwiſchen Rügen und Bornholm, nach zweitägigem Gefechte, der däniſche Admiral, von 1100 Mann bis auf 25 Vertheidigungsfähige gemindert, in ſchwediſche Hände. Der lübiſche Admiral behauptete ſich einen Tag über gegen fünf ſchwediſche Schiffe nach Verluſt von 300 Mann. Dieſe hartnäckige Seeſchlacht, deren Sieg den Schweden blieb, koſtete, auf hohem Meere geliefert, 5000 Menſchen das Leben. Die lübiſchen Seeoffiziere fanden daheim nicht freundlichen Empfang. Die Scharte auszuwetzen, rüſtete Lübeck im Frühjahr 1566 unter dem Bürgermeiſter Barthel Tinnapel und zwei Rathsherren aufs neue elf Orlogſchiffe. Ein Treffen bei Gothland blieb unentſchieden; als aber der thörichte Einfall des däniſchen Admirals die vereinigte Flotte nach Wisby geführt, um die Leiche

eines Edelmanns zu beſtatten, ereilte ſie ein furchtbarer Sturm, daß drei lübiſche, zehn däniſche Schiffe ſcheiterten und beide Admirale, Hans Lorenzen und der Bürgermeiſter, auf dem „Morian" ertranken. Solche Ereigniſſe machten im Jahr 1567 und 1568 beide Gegner behutſamer; kein ſchwediſches Fahrzeug ließ ſich in See blicken, als der „Adler" nebſt neun Orlogſchiffen unter zwei Rathsherren ausgeſegelt waren. Der „Adler" hat, als das größte deutſche Schiff ſeiner Zeit, das Andenken verdient; er maß im Kiel nur 62 Ellen, aber vom überragenden Hintercaſtell bis zum Ende des Bugſpriets (Golltau?) 112 lübiſche Ellen; die Höhe betrug 36 Ellen [29]); er enthielt ſechs Böden und zwei Gemächer; der große Maſt war 30 Ellen lang; die große Raa 59 Ellen; das Ankertau 24 Däume dick. Die Tragbarkeit reichte an 1000 Laſt, jede zu 18 Tonnen. Zur Bemannung gehörten 500 Kriegsknechte, 400 Seeleute, 150 Conſtabler (Geſchützknechte), 25 Köche. An Vertheidigungsmitteln trug der Adler acht vierzigpfündige Karthaunen, ſechs halbe Karthaunen, 26 Feldſchlangen zu 10, 9 und 8 Pfunden, acht Quartanſchlangen zu $2^1/_2$ Pfunden, 27 Steinſtücke von größerer und kleinerer Schwere. An Handgewehr 46 lange Feldhaken zu $^1/_4$ Pfund Blei, 40 lange Röhre, 400 Spieße verſchiedener Art. An Kraut und Loth 6000 eiſerne Kugeln, 300 Ketten- und Stangenkugeln, 300 Centner Pulver, eine Laſt Hagel und Schrot zum Stürmen [30]). Die Geſtalt dieſes Seeungeheuers mochte von der ſonſt gebräuchlichen nicht abgehen: tief gebaucht, vorn und hinten thurmhoch, mit Stückpforten dreifacher Reihe am Stern und Bug; überladen mit Schnitzwerk; verhältniß-

mäßig mehr kurz und hoch als lang; dreimaſtig, ohne das Bugſpriet zu rechnen. Ueber den Kiel ragten die Caſtelle weit hinaus. Jene langgeſtreckten, haifiſchartigen Schiffe, ſcharf im Kiele, ſah erſt das Ende des 17. und das 18. Jahrhundert [31]). Ein Angriff auf Reval (am 9. Juli 1569), die früher ſo treue Schweſterſtadt, brachte 30 Kauffahrer zur Beute und eine Anzahl einlaufender Schweden [32]). Hätten nun die übrigen Seeſtädte gemeine Sache mit Lübeck gemacht und den Ausſchlag gegeben, ſo ſtand Ehre und Vortheil zu erſtreiten, ungeachtet nach der Abſetzung des Wütherichs Erich's XIV. (1568) der Schweden Selbſtgefühl nicht ſank. Aber ſo eindringlich die Sendboten des Vororts redeten: ſie erwirkten kaum bei einigen die Sperrung des ſchwediſchen Verkehrs, nur Klagen über leichtſinnigen Kriegsbeginn; „Bitten und Betteln richte mehr aus."

Endlich, nach vielfachen Vermittelungsverſuchen, kam zu Stettin auf einem europäiſchen Friedenscongreß die Ausſöhnung zwiſchen Dänemark und Lübeck und König Johann von Schweden zuſtande (13. December 1570), bot aber als Erfolg nur trügeriſche Hoffnungen: freie Schiffahrt auf Narva, Reval, Wiburg, Verkehr mit den Ruſſen, ſo lange der Kaiſer ihn geſtatte; Zahlung von 75,000 Thalern für ältere Foderungen; einen Vergleich wegen der Handelsfreiheiten in Schweden; aber das Monopol und die Zollfreiheit blieben verſcherzt. Kaum ſaß der Waſa ſicher, als er des Vertrags vergaß, als Herr der Oſtſee ſprach, allen Verkehr mit Rußland aufgehoben wiſſen wollte, und die Seeſtädte, welche, ſtatt die Waffen zu ſchwingen, nur um weitläufige Vorſchreiben beim Kaiſer bettelten, auf das offenbarſte verhöhnte [33]). Nach Schimpf

und Schaden faſt eines Vierteljahrhunderts ſchienen der Friede zu Teuſſin, im Jahr 1595 zwiſchen Schweden und Rußland geſchloſſen, ſowie die Thronſtreitigkeiten zwiſchen den katholiſchen und lutheriſchen Waſas beſſere Ausſichten zu zeigen; allein Parteinahme für Sigmund ſtatt für Karl (IX.) verſchlimmerte die Lage der Ohnmächtigen. Karl erhob an allen Küſten, welche der Krone gehörten, für Ausgangs- und Eingangswaaren der Hanſa, der demüthigſten Vorſtellungen ungeachtet, ſchwere Zölle, that keine „gnädigſte Erklärung", und Guſtav Adolf, mit Dänemark und Polen kriegend (1611), dachte nimmer an die Herſtellung hanſiſcher Monopole, mit Klugheit waltend, die mercantilen Vortheile ſeinen Staaten allein zuzuwenden.

Konnte Schweden, im letzten Seekriege mit wachſendem Bewußtſein hervorgegangen, ſo gebieteriſch ſich geberden, ſo gab auch Dänemark ſeine Geringſchätzung gegen den Bundesgenoſſen zu erkennen. Nach Belieben erhöhte Friedrich Sund- und Einfuhrzölle, nahm den Hanſen die Gerichtsbarkeit auf Falſterbode, ſo alt wie die Hanſa ſelbſt. Im Jahr 1576 „vertanzte" der lübiſche Bürgermeiſter zu Kopenhagen den Pfandbeſitz von Bornholm, dieſes baltiſchen Maltas; ungeachtet die 50 Jahre noch nicht verfloſſen waren, mußte die Stadt ſich die Abtretung gefallen laſſen. Chriſtian IV. vollends (1588) erkannte die Privilegien gar nicht mehr an, und ſelbſt die republikaniſche Verfaſſung des Hofes zu Bergen ging mit einem Schlage der Willkür verloren.

Wenn wir als kurzer Epiſode in der Geſchichte ſo klägliches Endes der deutſchen Seemacht einer ruhmvollen Waffenthat erwähnen, welche die Chriſtenheit über den

Halbmond gewann, der Schlacht von Lepanto (7. October 1571), ſo iſt es nicht, weil etwa deutſche Schiffe unter Don Juan d'Auſtria, Habsburgs Baſtard, gefochten hätten, wol aber deutſche Männer, ohne welche die Schiffe todt ſind. Herr Albrecht von Lodron, ein Sippe der Frundsberg, führte 3000 deutſche Knechte, welche ſich zu Genua im Auguſt 1571 auf Galeeren und Laſtſchiffen einſchifften [34]). Ob ſie nun zur guten Stunde auf ſchweren Fahrzeugen anlangten, geht aus den Schlachtberichten der romaniſchen Nationen nicht deutlich hervor; wol aber ſind wir ſicher, daß der „Geſtrenge Joachim Sparr, des St.-Johannesordens Ritter, Großballei von Deutſchland, Comptur zu Mainz, in der heißen ſiegreichen Meerſchlacht gegen den Türken, durch einen Schuß in Gott ſelig verblieben und in der Inſel Malta begraben ſei". So lautet die Inſchrift des Ritterbildes über der Sparren Erbgruft zu St.-Marien in Berlin; eine gleiche Gedächtnißtafel ward zu Frankfurt a. M. bei den Johannitern, zu Mainz und zu Würzburg errichtet [35]). Unſer brandenburgiſcher Freiherr, fechtend auf den Galeeren des Großpriors von Meſſina, gab ſein Leben deſſelben Tags daran, als Miguel de Cervantes Saavedra, auf Marco Antonio Colonna's, des päpſtlichen Generals, Galeere, den Schuß empfing, welcher ihm den linken Arm verſtümmelte.

Als in der erzählten Weiſe der Hanſen uralt erworbener Boden im Norden und Nordoſten wankte und unter ihren Füßen verſank, entſchlüpften ihnen auch die Rechte, die ſie neuerdings in den Niederlanden gewonnen, und endlich der Vortheil zäh behaupteter Verbindung in England. Eine Handelsniederlage in Antwer-

pen, freilich nicht nach Maßstab früherer Erwartungen der Art, nach 1545 gediehen, im Jahr 1563 rechtsgültig bestätigt, knüpfte sich an das neue Residenzhaus der Hansen, welches prachtvoll im Jahr 1564 erstand, besonders auf Betrieb der Lübecker, unter Mitwirkung auch der Danziger und Kölner. Aber kaum waren die Zwistigkeiten über Schoß, Stapel und Residenzzwang ausgeglichen, als der Ausbruch der Unruhen in den Niederlanden die keimende Wohlfahrt zerstörte. Noch einmal bot das Geschick dem deutschen Volke die Gelegenheit, sein Niederland mit prangenden Städten, bequemen Häfen, mit den Mündungen seiner Ströme, sein Westmeer wieder zu gewinnen, den ausgerenkten rechten Arm seiner Seemacht wiedereinzufügen und für das Ganze zu bewaffnen. Die Niederländer, durch Philipp's II., Königs seit 1555, Gewissenszwang und bürgerlichen Despotismus zum Aufstande getrieben (1567), flehten zunächst ihre deutschen Glaubensbrüder, wie das Reich, zum Beistande gegen die Spanier an; aber ihr Todesjammer ward nur bei den Verwandten des Hauses Nassau-Oranien und den reformirten deutschen Fürsten gehört, während die Anhänger des Lutherthums entweder schadenfroh jubelten über die Bestrafung der rebellischen Ketzer, oder gar, wie die Kurfürsten von Brandenburg, die ernestinischen Herzoge von Sachsen, die Welfen, die Holsteiner, die Würtemberger, Oldenburger, Badener als Söldlinge des spanischen Henkers zur Erwürgung seiner Unterthanen halfen. Löste nicht der Gedanke eines gemeinsamen Glaubens die Eisrinde von den erstarrten Herzen der Anhänger des Augsburger Bekenntnisses, fand das spanische Gold Tausende

geſinnungsloſer Miethknechte, ſo war nicht zu erwarten, daß Deutſchlands katholiſche Partei, mit Philipp II. verwandt und im großen Kirchenſtreit auf ihn als wirkliches Oberhaupt blickend, für die niederdeutſchen Stammgenoſſen ſich wappnen ſollte. So nun im Kampfe auf Leben und Tod auf ſich und ihre naſſauiſchen Freunde angewieſen, verlernten und verleugneten die Enkel der Bataver und Frieſen jedes germaniſche Gemeingefühl, zerriſſen jedes Band, das uralte Sitte gewebt hatte, und wurden erſt ein Staat, dann eine Nation für ſich. So ſind die glanzvollen Thaten eines achtzigjährigen Freiheitskrieges den traurigen Jahrbüchern der deutſchen Geſchichte fremd, ſowie fremd, feindlich uns die Seemacht und die oceaniſche Coloniſation der „Generalſtaaten". Nur wenn er heimatlicher Verpflichtung entſagt, findet, ohne Ehre und Vortheil des Mutterlandes, der Deutſche den Sold des geldſtolzen Stammbruders. Unklugheit und Unbarmherzigkeit unſerer Väter hat verdient, daß unſere Ströme beim Eintritt in die große weſtdeutſche Niederung fremde werden.

Auf offenem Felde den altberühmten Banden des ſpaniſchen Fußvolks, Alba's Zöglingen und Siegesgenoſſen, unterliegend, wandten ſich die todesmuthigen Freiheitshelden auf ihr Element, auf die See, rettete die Freiheit, wie die ioniſche in Themiſtokles' Tagen, ſich auf die Schiffe der Geuſen und begann die nie überbotene Aera der holländiſchen Seemacht. Der Muth und die Geſchicklichkeit, welche in den Oſterlingen erſtorben, war in den Gefährten von ehemals, an der Süderſee, in Seeland, an den Scheldemündungen wiedererwacht. Die Union von Utrecht, geſchloſſen im Jahr 1579, einigte

den ersten Kern der Provinzen, jene Städte, welche der blühenden Hansa einst angehört; zehn Provinzen bildeten dann (1589) den förmlichen Schluß der Vereinigten Niederlande, und der Waffenstillstand vom Jahr 1609 war das Bekenntniß der spanischen Krone: die Volksfreiheit der Niederdeutschen sei unbesieglich. Mitten unter der ungeheuersten Anstrengung zu Lande und zu Wasser segelten die Holländer, die Welt mit gierigem Kaufmannsauge umfassend, den Engländern nach, auf dem Wege nach China, um das Nordcap ins Weiße Meer, gründeten freien Handel mit Moskau (1577) im neuen Archangel, fuhren im Jahr 1595 zuerst nach Ostindien und vereinigten im Jahr 1602 alle kleinern Handelsgesellschaften in die Ostindische Compagnie! Die Deutschen, die Osterlinge, blieben, so unendlich von den Brüdern überflügelt, am Leitseil der Schweden und Dänemarks, in ihrer Ostsee und im engern deutschen Meere wie in einer Entenpfütze gegängelt. Wie konnte unter so ungleichen Theilen ein Vertrag bestehen? Wilhelm von Oranien verbot schon im Jahr 1571 den Hansen Verkehr mit Spanien; beim Ueberfall Antwerpens im Jahr 1576 entging die „Residenz" der spanischen Wuth nicht; statt schützender Orlogschiffe hatten die Ohnmächtigen nur fruchtlose Vorschreiben von Kaiser und Reich. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts führte die Factorei nur noch ein erbetteltes Dasein [36]). Fragen wir, was in den Niederlanden das Widerspiel schuf: so war es Demokratie, Volksfreiheit, durchdrungen vom politischen Geiste des Calvinismus, im Gegensatze der deutschen Aristokratie und des conservativen Lutherthums.

Wie durfte bei so weltkundiger Ohnmacht die Hansa

noch hoffen, ihre Freibriefe in England zu behaupten? König Heinrich VIII. hatte, auf den Beiſtand der deutſchen Seeſtädte chimäriſche Plane bauend, noch Alles auf dem alten Fuße gelaſſen, doch ſchon Eduard VI. ihnen ihre Privilegien genommen (1552); Königin Marie begnadigte ſie wiederum, beſchränkte ſie jedoch auf Andringen des heimiſchen Handelsvolks. Eliſabeth, bei ihrer Thronbeſteigung gefällig in Worten, foderte alsbald gleiche Berechtigung für ihre betriebſamen Unterthanen in den Seeſtädten; Vorſtellungen, Bitten, Vorſchreiben des Kaiſers, Repreſſalien ohne gemeinſame Kraft fruchteten nicht. Zwar mußten die engliſchen „Aventurirer" Hamburg räumen (1582), aber ſie ſiedelten in Emden, Elbing, in Stade ſich an und die ſtarke Eliſabeth blieb ungeirrt in ihrer Staatsweisheit. Als nun Philipp II., in der Fehde mit den Niederlanden und mit England der hanſiſchen Einfuhr bedürftig, dem deutſchen Handel größere Ausdehnung gewährte und, der Warnung Eliſabeth's ungeachtet, die Städte beharrten, den Feind auch mit Kriegsmitteln zu unterſtützen, zögerte der vernichtende Schlag nicht. Die Heldenjungfrau vernichtete (Juli 1588) die „unüberwindliche Armada", 150 große Schiffe mit 2620 Kanonen gerüſtet, mit ihren 197 Fahrzeugen verſchiedener Art, über deren niedrigern Bord die Kugeln der thurmhohen ſpaniſchen Dreidecker hinwegflogen; Gebieterin der See, ſtrafte ſie die unklugen Hanſen, indem ſie ihnen am 30. Juni 1589 in der Mündung des Tajo eine Kauffahrerflotte von 60 beladenen Schiffen abnahm [37]), und erſtattete ſie nicht zurück, ſoviel der Kaiſer ſchrieb, die Städte ſchrien. Wie nun ein Reichstagsbeſchluß vom Jahr 1597 die Vertreibung aller Engländer aus deut-

ſchen Landen gebot, wurde am 4. Auguſt 1598 den Deutſchen durch den Mayor und die Sheriffs von London befohlen, aus dem Stahlhofe zu weichen, und mit Conſtablern gedroht, falls ſie nicht in Güte ſich bequemten. Mit Betrübniß zogen ſie darauf, „der Olderman voran, zur Pforte hinaus, die hinter ihnen ſich verſchloß, ſodaß ſie auch nicht die Nacht darin wohnen durften“ [38]). Dennoch wurden ſie nicht aus England verwieſen, weil die umſichtige Königin nur auch eine befreite Reſidenz für ihre Unterthanen in Deutſchland begehrte. Seit der erſten Anſiedlung jener kölniſchen Weinlieferanten an der Themſe bis zu dieſem bittern Gange mochte ein halbes Jahrtauſend verſtrichen ſein — die engliſchen Adventurirer kehrten mit raſtloſer Thätigkeit auf deutſchen Boden zurück; aber auch König Jakob I. dachte nicht daran, die alten Freiheiten der Deutſchen herzuſtellen. Der Stuart, in Sir Walter Raleigh's ſtolzen Grundſatz eingehend, gab die Acte der East-India company und baute die „Trade's increase“, das größte Handelsſchiff des damaligen Großbritanniens, von 1200 Tonnen Gehalt. Sir Phineas Pett ließ die erſte „Frigate“ [39]) vom Stapel zu Chatham laufen; im Jahr 1637 ſtaunte die Schifferwelt den „Sovereign of the seas“ an, den erſten Dreidecker Albions, deſſen Größe, Pracht und Zierlichkeit, ſcharfer Kiel, hochgeſtengelte Maſten, Fülle von Segeln, von unzähligen Tauen durchwebt, uns auf dem Gemälde Vandervelde's zuerſt an heutige Linienſchiffe des erſten Ranges erinnert [40]). Jakob I. war es, welcher den Grundſatz feſthielt, daß die Fahrt durch die „enge See“ nur von ſeinem „pleasure“ abhinge; als Sully, in den mittlern Regierungsjahren Heinrich's IV., „der noch kei-

nes Kriegsſchiffes mächtig war", zur Begrüßung des Stuarts nach England geſchickt wurde, empfing ihn der engliſche Capitain, der ihn überführte, mit aller erſinnlichen Höflichkeit. Wie aber Herr du Vic, Viceadmiral von Frankreich, von Calais zum Geleite des Geſandten, die franzöſiſche Flagge am großen Maſte, ſich anſchloß, richtete der Engländer ſchweigend 50 Stücke auf den Franzmann und ſalutirte erſt mit unſchädlichen Schüſſen, als de Sully, erſchrocken, erklärte, Jener werde auf das verabredete Zeichen die franzöſiſche Flagge ſenken. So mußte Frankreich dem Könige von England ſchon im Jahr 1604 die Ehre erweiſen, welche es dem Souverain des mers ſchuldig war; Karl I., noch ſtolzer als ſein Vater, blieb bei ſolchem Rechte, und unter Oliver Cromwell (im Jahr 1654) mußten ſogar die Niederländer nachgeben, die Flagge ſtreichen, ihr Topſegel fallen laſſen, ſo oft ſie einem königlichen Schiffe in der britiſchen See begegneten. Was blieb da dem beſcheidenen „Wimpel" von Lübeck übrig, als ſich ganz zu verkriechen? Daſſelbe Geſetz galt auch für alle andern Seemächte, und erſt in den Tagen nach Trafalgar gab Britannia, ohne irgend eine Nebenbuhlerin, durch Beſchluß des „Board of Admirality" ſo kränkende Foderung auf.

Gleichwol ſchien mit dem erſten Jahrzehnd des 17. Jahrhunderts das Selbſtgefühl der deutſchen Städte, der Küſte ſowol als des Inlandes, mit Hinblick auf das Vorbild der niederländiſchen Republik, wieder zu erwachen, ehe der Dreißigjährige Krieg ſie in den Todesſchlaf verſenkte. Wenigſtens beurkundete ſich eine einmüthige, diplomatiſche Thätigkeit der ehemaligen Oſterlinge, die alten Verbindungen im Intereſſe des geſammten deutſchen Bür-

gerthums, als Wiederlage der Seemacht, aufs neue zu knüpfen. Unter großen Zurüstungen schickte die Hansa im Jahr 1602 eine Gesandtschaft nach Moskau, und zwar zu Lande, weil der livländische Krieg zwischen den beiden Wasas noch fortwährte. Wohl empfangen vom Zaren, weil sie prächtige Geschenke brachten, erwirkten die Herren dennoch nicht die dauernde Herstellung der Höfe von Nowgorod und Pleskow, weil Engländer und Holländer bereits Monopolien erworben hatten und Boris Godunow, der Verleiher leerer Zusicherungen, bald darauf starb [41]). Dagegen öffnete sich im Südwesten, unter dem Schutze zweier Consulate, zu Lissabon und Sevilla, die Aussicht zu lohnenderm Verkehre. Spanien konnte, bei der beharrlichen Auflehnung seiner Niederlande, des hansischen Handels nicht entrathen, soviel Störung derselbe erfahren, weil die Seestädte mit den Rebellen der Krone nicht hatten brechen wollen. Eine Gesandtschaft, den verständigen Generalsyndicus Dr. Johann Domann an der Spitze von Rathsherren von Lübeck und Danzig, fand in Madrid (April 1607) eine verheißliche Aufnahme; aber die diplomatische Gewandtheit gewann nur vier Diplome, deren Inhalt die Erwartung nicht befriedigte, nur einige Vortheile im Königreich Castilien und für Portugal zusagte und durch den im Jahr 1609 eingegangenen Waffenstillstand mit den Niederlanden vereitelt wurde. Erfreulich war es, daß, in Folge der durch Dr. Domann auf dem Tage zu Worms (Mai 1606) angebahnten Vereinigung mit den oberdeutschen Reichsstädten Augsburg, Nürnberg, Strasburg und Ulm, dieselben in den Mitgenuß der spanischen Freiheiten aufgenommen wurden, da sie bisher ihre Güter auf hansischen Schiffen nach jenem

Reiche gesandt hatten [42]). Noch ward die kaufmännische Speculation nicht durch die Inquisition abgeschreckt. Doch auch schon 20 Jahre früher hatten einzelne Rheder unter schwankenden Verhältnissen weite Unternehmungen gewagt. Als Ritter Hans von Schweinichen, berühmt wegen seiner Begabtheit im Zechen und wegen aufopfernder Treue für seine liederlichen Gebieter, die Herzoge von Liegnitz, im Jahr 1578 nach Wolgast ritt, um Reisezehrung zu borgen, erwartete sein Wirth seit vier Jahren die Rückkehr eines Schiffes, welches er mit einer Ausrüstung von 80,000 Thalern auf „Aventure" nach Lissabon geschickt, und war darüber so verarmt, daß er eine Herberge anlegen mußte. Mit trübem Auge blickte er täglich mehrmals in die See und forschte nach seinem Schiffe. Und als er im gedachten Jahre eben mit seinem schlesischen Gaste schwermüthig an der See spazierte, sah er ein großes Schiff angesegelt kommen, erschrak über die Aehnlichkeit desselben mit dem verlorenen und verhieß dem Ritter, wäre es sein Schiff, den dicksten Portugaleser darauf. Und siehe: er erkannte Fahne und Wappen als die seinen; „mit Pfeffer und süßen Weinen beladen und sonst seltsamen welschen Früchten" lief das Schiff ein, im Werth über anderthalb Tonnen Goldes, von welchen Hans seinen dicken Goldthaler und andere Sachen mehr richtig empfing [43]).

Den letzten politischen Muth faßten unsere Seestädte kurz vorher, ehe die Nacht für sie anbrach: ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem jugendlichen niederländischen Freistaate. Wir wissen nicht, von welcher Seite der Vorschlag zu so kühner, nur leider zu später Combination ausging [44]); im Juli 1612 eröffnete ihn der Generalsyndicus Dr. Domann, vorzüglich im Namen Lübecks,

das in so großartiger Anlehnung sein Ansehen gegen die Könige Christian IV. und Karl IX., Gebieter der Ostsee, wiederherzustellen gedachte. Aber statt auch die Gegenverpflichtung aufzunehmen, beim Wiederausbruche des Krieges mit Spanien Hülfe zu leisten, begehrte die furchtsame Politik deren überhoben zu sein. Als dessenungeachtet die Generalstaaten darauf eingingen, achtete Lübeck des Kaisers Unwillen nicht, sondern schloß (1613) für sich das Bündniß ab, freilich nur in allgemeinen, zaghaften Worten, wechselseitigen Beistand allein auf den Fall gewaltsamen Angriffs und der Störung des Handels bedingend. Gustav Adolf trat im Jahr 1614 der Verbindung bei, deren nächster Zweck, freie Fahrt durch den Sund, dessen Zoll Christian IV. stets erhöhte, den Dänenkönig zumal gegen Lübeck mit neuem Groll erfüllte. Gleichwol Ausdehnung des Vereins auch auf Erhaltung städtischer Freiheit in Deutschland gab im Jahr 1615 das Erscheinen des Nassauers mit einem Heere vor dem bedrängten Braunschweig kund und ermuthigte am Ende des Jahres noch neun Städte, Bremen, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar und Greifswald, also den Kern der Osterlinge, nebst Magdeburg, Braunschweig und Lüneburg, zum Anschluß. Der Freiheit der deutschen, sich ins Meer ergießenden Ströme ward nicht gedacht. Die Vertretung deutscher Interessen durch die Großmuth der Generalstaaten bei auswärtigen Mächten blieb nicht ganz unfruchtbar; so weit hatte das Rad der Dinge sich gedreht! Als jedoch, nach ernsten Erweisungen niederländischer Hülfsbereitschaft, die Bundesgenossen zur Stunde der Gefahr thätige Theilnahme der deutschen Städte am großen europäischen Entwickelungskampfe foderten, trat die erbärmliche Schwäche

derſelben an den Tag, und nichts in der Welt konnte ſie zu einem heroiſchen Entſchluſſe bewegen. Im Gefühle ihrer Ohnmacht, gleich bange vor dem Kaiſer und vor Spanien, vor dem Könige von Dänemark, ihrem Erbfeinde, welcher mit der Republik ſich verbündet (1621), lehnten die Städte durch ausweichende Antworten, welche der niederländiſche Reſident ſchmählich in Stücken reißen wollte, jede Anfoderung ab und verſchuldeten durch ſo jämmerliches Verhalten, daß die Schrecken Tilly's und Waldſtein's über ſie kamen, ohne daß der Bundesgenoſſe ihnen den Schild hielt.

So rückte denn, um in ihrer Begegnung die Seeſtädte gänzlich zu erdrücken, die erſtarkte Macht des Kaiſers und des katholiſchen Deutſchlands und beider nordiſchen Könige aus der Ferne aneinander; ehe aber das Reich in ſeiner politiſchen Selbſtändigkeit nach allen Seiten unterlag, ſollte ein deutſcher Kaiſer zum erſten und zum letzten male die Herrſchaft über die deutſchen Meere, von der kürzlich Matthias traumgleich geredet, wie in der Ironie des Schickſals, unter den gebieteriſcheſten Umſtänden, und doch nur für wenige Wochen anſprechen!

Der Seemacht und Norddeutſchlands Wohl und Wehe bedingte in der erſten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges wieder nur die Cimbriſche Halbinſel mit ihrem Inſelarchipelag, den die Germanen über ein Jahrtauſend früher dem ſkandinaviſchen Stamme überlaſſen. Nachdem im ehrſüchtigen Streite um Wappenbilder und den Titel des Lappenkönigs Chriſtian IV. und Karl IX. ſeit 1611 die deutſche beſcheidene Schiffahrt beeinträchtigt, der Däne die Seeſtädte befehlsweiſe gewarnt, ſich der Fahrt nach Schweden zu enthalten, über 30 lübiſche Schiffe mit Ge-

walt genommen und ſein Admiral Ulefeld ſelbſt den Hafen von Travemünde geſperrt hielt, hatte Guſtav II. Adolf, Waſa's Enkel, die ſchwediſche Krone (30. October 1611) überkommen. Er ſchloß den Frieden mit den Dänen zu Siöröd (16. Januar 1613), den zu Stolbowa (27. Februar 1617) mit den Ruſſen für Abtretung Karelens und Ingermanlands, und warf ſich dann, weltumgeſtaltende Plane im Kopfe, auf die Polen. Er eroberte Riga (September 1621) mit einem Theile Livlands und erſchien im Sommer 1623 mit 21 Schiffen auf der Rhede von Danzig. Das althanſiſche Danzig, ein deutſcher Freiſtaat unter polniſchem Schutze, hatte ſeit zwei Jahrhunderten auch als Seemacht keine verächtliche Rolle geſpielt, gegen die Engländer, gegen Chriſtian II. wacker zu Schiffe gekämpft, gegen die Wahl Stephan Bathori's als Königs von Polen im Intereſſe Habsburgs muthig ſich aufgelehnt (1577) und den polniſch-preußiſchen Städten Elbing und Braunsberg empfindlichen Schaden zugefügt; dem Könige von Schweden fühlte ſie ſich aber nicht gewachſen. Ebenſowenig das polniſche Herzogthum Preußen; 90 Jahre früher hatte Herzog Albrecht den Waſa unterſtützt, die Entwürfe Jürgen Wullenweber's mit ſeiner Flotte niederzukämpfen; jetzt, im Jahr 1626, beſaßen die Hohenzollernſchen Erben nur ein Schiff, um die Einfahrt von Pillau gegen den Eroberer zu ſchützen. Königsberg, ein Glied der ältern Hanſa, ergab ſich; nur Danzig wies mannhaft alle Angriffe der Schweden ab und blieb von der ſchwediſchen Flotte blockirt, bis der Waffenſtillſtand von Stuhm (26. September 1629), dem Könige einen Theil Preußens, ſowie die Zölle von Danzig und Pillau ſichernd, ihm freie Hand gab, ſeine deutſchen Plane machtvoller aufzuneh-

men, als deren Grundlage er jene Hanseſtadt gern in ſeine Gewalt gebracht hätte.

Inzwiſchen war durch die ſchwächliche, unkluge Theilnahme der niederſächſiſchen Kreisſtände für die Sache des vertriebenen Böhmenkönigs, durch die Unfähigkeit, welche Chriſtian IV., begieriger nach einer Zerſtückelung des nördlichen Deutſchlands zu Gunſten ſeiner Prinzen, als ſich zum Retter der angeblich hochbedroheten Gewiſſensfreiheit aufzuwerfen, als Oberhaupt der Kreisvertheidigung erwies, ſchon im Jahr 1625 das Kriegsfeuer in das Herz des hanſiſchen Bundes getragen worden. Der Dänenkönig, durch Tilly, den Feldherrn der katholiſchen Liga, bei Lutter am Barenberge geſchlagen (27. Auguſt 1626), zog ſich auf ſeine unangreiflichen Inſeln zurück; unſere Städte, ohne Theilnahme für die Plane des übermüthigen Seeherrſchers, des Bedrängers ihres Handels auch jetzt, da er an ſie ſich anlehnen wollte, mußten, weil Guſtav Adolf's Zeit noch nicht gekommen war, die Unbilden des ligiſtiſchen Siegers auf ihrem Landgebiete ertragen, während der Däne ihre Häfen mit ſeinen Kriegsſchiffen ſperrte. Als auch der Herzog von Friedland mit einem kaiſerlichen Heere nach Norddeutſchland heranzog (Herbſt 1627), um den geflohenen Dänenkönig in ſeine Erblande zu verfolgen, vernehmen wir zum erſten male eines deutſchen Kaiſers Anſpruch an die freilich kümmerlich beſtehende deutſche Seemacht, den gemeinſamen Feind des Reichs zu überwältigen; zum erſten male die Verkündigung des Herrſcherrechts an die „deutſchen Meere“ und die Vorbereitung eines großen, kaiſerlichen Plans, den norddeutſchen Handel durch das Monopol mit Spanien zu neuem Glanze zu erheben. Auf Tilly's Foderung an die Seeſtädte (von

denen Rostock und Wismar in Friedland's Gehorsam standen, Stralsund eben eine fast weltgeschichtliche, aber für Deutschland im Allgemeinen nicht ersprießliche, für unsere Seemacht vollends verderbliche Wendung vorbereitete, Lübeck zwischen den Parteien angstvoll schwankte), Schiffe zur Bezwingung Dänemarks zu stellen, war zunächst von Lübeck ausweichend geantwortet worden. König Christian, schon in Jütland bedrängt, konnte freilich nach seinem politischen Standpunkte es für „eine ewige Infamie" erklären, wenn die Städte dem Kaiser Flotte, Häfen und Kriegsmittel gegen ihn gewährten. Bereits hatte Friedland, welcher die Absichten Gustav Adolf's wohl durchschaute, der pommerschen Küste, mit Ausnahme Stralsunds, sich bemächtigt und, ein böhmischer Edelmann, als neuer Herzog von Mecklenburg den großartigen Gedanken erfaßt, um den nordischen Königen die angemaßte Herrschaft der deutschen Meere streitigzumachen, eine Reichsflotte aufzubringen; als der Gesandte Ferdinand's II., Graf Georg Ludwig von Schwarzenberg, am 8. November 1627 der hansischen Versammlung zu Lübeck den Plan der kaiserlichen Minister, das spanische Monopol betreffend, in der würdigsten Sprache eröffnete: „Es sei weltkundig, wie die ehrbaren deutschen Hansestädte durch die Ausländer seit geraumer Zeit nicht allein merklich unterdrückt, sondern ihnen auch von fremden Potentaten die freie Schiffahrt gesperrt, ihre Schiffe überfallen, geplündert oder in den Grund geschossen und zum Hohn und Spott deutscher Nation von ausländischen monopolischen Gesellschaften das Brod gleichsam vor der Faust abgeschnitten sei. Damit nun die ehrbaren Städte verspürten, daß Kaiserliche Majestät die Gelegenheit nicht

verſäume, ſie wieder zum alten Flor, Anſehen und Hoheit herzuſtellen, und bekannt ſei, daß die ſpaniſche Schiffahrt das vornehmſte Mittel gedeihlicher Nahrung geweſen, und die königliche Würde zu Spanien ihm, dem Kaiſer, eine Conjunctur angetragen habe, damit alle aus den ſpaniſchen Königreichen ausgeführten Waaren zwiſchen deutſcher Nation und den ſpaniſchen Unterthanen allein verblieben, ſo habe die Kaiſerliche Majeſtät ſie, die gegenwärtigen Geſandten, an die löbliche Stadt Lübeck als Haupt des uralten Hanſebundes abgeordnet, ſolches ins Werk zu richten, und begehrten deshalb, ſie ſollten den Vorſchlag nicht allein mit den nächſten Anverwandten berathen, ſondern auch andern, an der Seekante belegenen Städten, inſonderheit der Stadt Danzig, eröffnen.“ [45])

Aber die Lübecker, befangen in den Vorurtheilen der Zeit, trauten ſo lockender Anerbietung nicht, horchten auf die Drohungen des Dänen, die Abmahnungen des Schweden und der Niederländer, fürchteten Gefährdung ihrer Religionsfreiheit, da ſie doch vor mehr als 20 Jahren ohne Furcht vor der Inquiſition unmittelbar um daſſelbe Handelsbündniß gebuhlt hatten; beraumten dagegen einen Hanſetag auf den Februar 1628 an. Hier nun wiederholte der kaiſerliche Geſandte ſeinen Antrag, noch die denkwürdigen Worte hinzufügend: „Nachdem der Allmächtige dem Kaiſer wunderbaren Sieg über alle ſeine Feinde verliehen und ihm Ruhe verſchafft, daß er an Wiederherſtellung Deſſen, was hin und wieder im Reiche in Unordnung gerathen, denken könne, wolle er auch die nothwendige Wiederbringung Deſſen, was zur Beeinträchtigung der Reichsrechte von benachbarten Nationen gehandelt worden, nicht länger feiern laſſen, ſondern die

geeigneten Mittel mit Nachdruck ergreifen. Denn was könne einer so ansehnlichen, volkreichen, streitbaren, mächtigen Nation, als die deutsche ist, verkleinerlicher, schimpflicher, spöttlicher sein, als daß sie sich von andern, mit ihr nicht zu vergleichenden Völkern auf ihren eigenen Meeren und Flüssen Recht und Gesetze vorschreiben lassen und denselben gehorchen müsse? Was sei der Zoll im Sunde anders, als ein schädlicher und schändlicher Tribut über ganz Germanien, sodaß sich wol Leute öffentlich verlauten ließen, es sei dies ein rechter Zaum, womit man die deutschen Hansestädte zum Zoll bringen und, es sei ihnen lieb oder leid, behalten könne. England habe die Hansestädte ihrer uralten, mit Gut und Blut theuer erworbenen Privilegien ohne Weiteres beraubt und obenein deutsche Redlichkeit und Ehre durch den dafür gebrauchten Vorwand höchlich beschimpft.“ [46])

Wer ermißt den Umschwung der Dinge, gelang es dem Kaiser auf der Höhe seiner Siege, dem Reiche die freie Fahrt durch den Sund, die Herrschaft des nordischen Meeres und den hansischen Städten, wie er sich erbot, unmittelbaren Handel nach Spanien und Indien, mit Ausschließung der übrigen Nationen, zu erwirken? Mochten sich gegen ein so ungeheures Project mächtige Schwierigkeiten aufthürmen, so konnte der Versuch doch nicht schlimmere Folgen nachsichziehen, als die Unterlassung. Leider aber müssen wir gestehen, daß so schwunghaften Gedanken das unselige kirchliche Vorurtheil, die engherzige Berechnung augenblicklichen Nutzens, die Furcht vor den Zwingherren des Meeres, die Bangigkeit vor einem erstarkten Reichsoberhaupte entgegentraten. Die Hansen verschoben die Entscheidung so hochwichtiger An-

gelegenheit bis auf den Herbst 1628, und da hatten die Dinge sich wesentlich verändert, die schnöde Absonderung einer einzigen pommerschen Stadt, ihr Bündniß mit einer undeutschen Macht, jene Schöpfung für immer vereitelt.

Christian IV. war auf seine Inseln gescheucht, Gustav Adolf noch durch den polnischen Krieg gebunden; Friedland, der neue Herzog von Mecklenburg, begann zu Wismar, dem schönsten Kriegshafen der Ostsee, eine Reichsflotte, die aus 24 Orlogschiffen bestehen sollte, auszurüsten. Die Vereinigung der hansischen Schiffe mit derselben konnte, schlug das Glück Ferdinand's II. nicht um, kaum von den Furchtsamen abgelehnt werden; Friedland galt als Schiedsrichter im nordischen Friedenswerke und hatte unter dem 21. April 1628 vom Kaiser das Patent als „General des Oceanischen und Baltischen Meeres" und als „Generalcapitan der zu errichtenden Armada", sowie ihrer Bemannung mit der ausgedehntesten Vollmacht erhalten [47]); als die Stadt Stralsund die Aufnahme kaiserlicher Völker, unerlaßlich bei Gustav Adolf's kundbaren Planen, verweigerte, mit dem Könige, der schon seit dem Jahr 1625 sein Auge auf das unbeerbte Herzogthum Pommern und auf die wichtige Seestadt gerichtet, am 25. Juni (5. Juli) 1628 ein Bündniß schloß und mit dänischer und schwedischer Hülfe der kaiserlichen Belagerung sich erwehrte. Von diesem Ereignisse hing das deutsche Geschick eines Jahrhunderts, der Verlust unserer Seemacht bis auf diesen Tag ab. König Christian IV., bis dahin die Geißel unserer Küsten, entzog sich durch den Frieden von Lübeck (23. Mai 1628) der weitern Einmischung in die deutschen Angelegenheiten, aber ohne daß von Auf-

hebung des Sundzolls die Rede war; Guſtav Adolf, auf den ſichern See- und Waffenplatz Stralſund geſtützt, erfaßte den glücklichen Moment, Kaiſer und Reich mit Krieg zu überziehen. Wenn der nordiſche König in ſeinem Manifeſte unter andern Gründen, die ihn zur Fehde herausgefodert hätten, auch anführt: „Der Kaiſer habe ſich zum Herrn der Oſtſee machen wollen, zu dieſem Zwecke viele Häfen in Niederſachſen und Pommern beſetzt, eine beträchtliche Anzahl Schiffe gerüſtet und die Admiralitätswürde auf jenem Meere vergeben; dies ſeien ebenſo viel Eingriffe in die Rechte der Schweden, denen von Alters her (?) die Herrſchaft über die Baltiſche See in Gemeinſchaft mit den Dänen gebühre": ſo klang ſolches aus dem Munde des Schweden ganz natürlich, ſowie er auf dem danziger Friedenscongreſſe von ſeinem Standpunkte aus wagen durfte, vom Oberhaupte des Reichs zu begehren: daß alle Schanzen an der Küſte der Nord- und Oſtſee geſchleift würden, der Kaiſer keine Kriegsſchiffe bauen, keine Flotten auslaufen laſſe und, wenn ſchon Orlogſchiffe ausgerüſtet ſeien, dieſelben wieder abzutakeln. Dagegen iſt es der Gipfel nationaler Selbſtvergeſſenheit und ſchmachvollſter politiſcher Gedankenloſigkeit, wenn die deutſchen Zeitgenoſſen, nachbetend, ſich gewöhnten, es für einen empörenden, die Könige des Nordens zur gerechten Strafe herausfodernden Deſpotismus des deutſchen Kaiſers zu erklären, daß er das Deutſche Meer und die Oſtſee als deutſch anſpräche, und wenn proteſtantiſche Publiciſten der ſchwediſchen Anmaßung Lob und Beifall zollten, ſo freche Unbilde abgewehrt zu haben.

Noch war Guſtav Adolf nicht auf deutſchem Boden gelandet, ſeine Kriegsſchiffe hielten erſt alle Häfen von

Preußen bis nach Wismar und Lübeck versperrt — da saßen die Sendboten der bisher verbliebenen hansischen Städte im Monat Februar 1630 zu Lübeck betrübt im großen alterthümlichen Hansesaale beisammen und erklärten, einer nach dem andern, ihr Unvermögen, den Bund fortzusetzen, der für schwere Kosten geringen Vortheil verhieße. Solches Bekenntniß des Kleinmuths, die Trennung der großen, bald vierhundertjährigen Hansa, war der Spruch des Leichenbeschauers über die deutsche Seemacht; und wenn unmittelbar darauf die drei Reichsstädte, Lübeck, Hamburg und Bremen, einen Bund unter sich knüpften, der jenen glorreichen Namen als Hanseaten oder Hanseestädte bis auf die neueste Zeit übertrug [48]): so fehlte so zahmer Vereinigung, welcher nur der Schutz der Neutralität Bestand verbürgte, von vornherein die staatliche Geltung. Zwar wollten jene drei Städte, im Falle gewaltthätiger Bedrängung, verschlügen gütliche Mittel nicht, einander mit Volk, Geld, Wehr und Waffen Vorschub leisten; aber die nächsten Ereignisse verhöhnten so vermessenes Gelöbniß. Als im Jahr 1643 der Krieg zwischen Christian IV. und Schweden ausbrach und der Däne seine Flotte vor Hamburg legte, mußte die Stadt, nicht der kleinsten Hülfe von den Schwestern theilhaftig, sich bequemen, dem Angreifer 280,000 Thaler zu zahlen; und als wiederum Bremen im Jahr 1654 durch den schwedischen Statthalter des Herzogthums Bremen, den Feldmarschall Königsmark, in seiner Reichsunmittelbarkeit thatsächlich bedroht wurde, blieb jeder Beistand aus und konnte die uralte Reichsstadt nur durch eine Art Huldigung sich behaupten. Das Bundesverhältniß des „neuen Phönix" beschränkte sich auf rein mercantilische Interessen; alle

spätern Versuche, eine größere, kräftigere Verbindung abzuschließen, endeten mit der letzten, receßlosen, allgemeinen hansischen Tagefahrt im Jahr 1669. Die prachtvolle Residenz in Antwerpen, seit 1624 die Caserne spanischer Soldaten 30 Jahre hindurch und von Grund aus verwüstet, blieb, bei der Kärglichkeit der vorhandenen Mittel, ihrem Schicksal überlassen; der Stahlhof in London, noch im Besitz einzelner Städte, sank bei dem großen Brande im Jahr 1666 in Asche und mit Mühe entging „solch ein Monument alter Größe" der Schande, als leerer Platz eingezogen zu werden; am Comptoir zu Bergen haftete noch am längsten, wenn die drei Städte mit gebührender „Devotion und reichen Geschenken für König und Königin um ihre Freiheiten", bloße Namen und Worte, angehalten, ein Schatten des altverehrten Bundes.

Am Schlusse haben wir noch das Schicksal der „Armada", der Reichsflotte Kaiser Ferdinand's II. und seines Generals des Oceanischen und Baltischen Meeres, zu berichten, die Beschuldigung übergehend, als habe Letzterer aus selbstischer Rücksicht Schwarzenberg's Wirken gestört. Rostock mit seinem Hafen fiel erst nach der Schlacht von Leipzig am 6. (16.) October 1631 durch Capitulation der kaiserlichen Besatzung in schwedische Hand; in Wismars vortrefflichem Kriegshafen, hinter der Schanze „Walfisch", behauptete sich noch ein Jahr die Reichsflottenstation, als das kaiserliche Admiralschiff, der „König David", mit 40 metallenen schweren Stücken bereits unterlegen war. Wie nämlich der schwedische Admiral Blum, welcher den Hafen von Wismar besetzt hielt, im Vorwinter 1630 nach dem Gellen gelaufen, „sich etwas zu erfrischen", segelte „König David" aus, um etwa schwe-

dische Schiffe „aufzuschnappen"; indessen kehrten die Schweden bald zurück und gewannen ihm den Wind ab, daß er den Hafen nicht mehr erreichen, sondern am 13. December in die Trave seine Zuflucht nehmen mußte. Dort ging der Stern des Kaisers zur See unter, wie denn auch um diese Zeit — so grimmig haßten die nordischen Seemächte den Gedanken an eine deutsche Flotte — eine Anzahl neugeworbener Bootsleute niedergehauen wurden. Als der schwedische Resident in Lübeck, Johann Adler Salvius, die Auslieferung des „David" begehrte, nach dem Waidmannsgrundsatze: „der Jäger könne das auf seinem Grund und Boden aufgetriebene und angehetzte Wild auch auf fremdes Gebiet verfolgen", widersprachen die Lübecker und wollten sich des Schadens, den dieses Schiff ihnen früher zugefügt, an der Beute erholen. Der königliche Resident hatte Ursache, die unzufriedenen Bürger zu schonen, und so wurde denn das Reichsadmiralschiff ihnen zuerkannt, die Besatzung mit dem Geschütz entlassen [49]). In Stadt und Hafen Wismar „das Fundament der kaiserlichen Schiffsarmatur und den prätendirten Dominat über die Ostsee mit der Wurzel auszurotten", setzte der General Aeke Tott die Belagerung nachdrücklich fort und zwang den tapfern kaiserlichen Befehlshaber am 12. Januar 1632 zum Abzuge; nachdem derselbe manches Flottenmaterial vernichtet oder bei Seite gebracht, gewannen die Schweden doch noch viele Schiffe, Kriegsvorräthe, schöne Karthaunen und Feldschlangen [50]). Das war das Ende der ersten kaiserlichen und Reichsflotte seit Karl dem Großen.

Während des dreißigjährigen Jammers, als schwedische und dänische Flotten die Ostsee durchfurchten, Kriegs-

ſchiffe beider Mächte Zölle vor allen deutſchen Häfen von Pillau bis nach Hamburg erhoben — die Rhede von Danzig allein ſoll im Jahr 1635 über 1 Million (Thaler?) eingebracht haben —, ſchien die friedlichere Seefahrtskunde auch bei den Lübeckern einzuſchlafen. Wenigſtens iſt ein Beweis ihres ſchlechten Zuſtandes, daß, als im Jahre des Prager Friedens (1635) Herzog Friedrich von Holſtein jene Geſandtſchaft, die durch Paul Flemming's, des Dichters, Antheil unvergeßlich geworden, nach Moskau abordnete, um über Rußland den Handel mit Perſiens Schätzen an Kiels Hafen, wie vor dem Jahre 1156, zu locken, die koſtbare Ausrüſtung einem lübiſchen Schiffe anvertraut werden mußte, das, obgleich neu und feſt erbaut, durch die Ungeſchicklichkeit ſeines Patrons und des Schiffsvolks an den Klippen von Hochland im finniſchen Buſen rettungslos ſcheiterte[51]). Der Zeiten Druck machte verzagt und unfähig.

Der Weſtfäliſche Friede, ſo ſegenslos auch in andern Beſtimmungen, erkannte die Selbſtändigkeit der Generalſtaaten an und löſte auch das lockerſte Band zum Deutſchen Reiche: die Geltung des Reichskammergerichts, welche der burgundiſche Vertrag von 1548 für den Fall unerledigter Reichsſteuern noch vorbehalten. Jenes Friedenswerk gab einem nordiſchen Könige mehr, als ein Waldemar je beſeſſen: die drei Mündungen des Oderſtroms, ganz Vorpommern und Rügen, Gebiet und Hafen von Wismar, das Herzogthum Bremen mit der einen Seite hier der Elb-, dort der Weſermündung. Von 300 Meilen Meeresküſte, welche die Deutſchen vom 13. bis zum 16. Jahrhundert beſeſſen, blieben nur noch etwa höchſtens 60 Meilen, ohne bedeutende Häfen, ohne freie

Strommündungen. Däniſche und ſchwediſche Wachtſchiffe foderten Zoll und Licente auch von ſo kümmerlichem Reſte.

Zehntes Capitel.

Geſchichte der deutſchen Seemacht von 1650. — Das 18. Jahrhundert. — Danzig. — Blick auf die europäiſchen Seeſtaaten. — Preußens kühner Aufſchwung als Seemacht und afrikaniſches Handelsproject unter dem Großen Kurfürſten (1676—88). — Jan Bart, der franzöſiſche Deutſche (1690). — Entſtehung der ruſſiſchen Seemacht durch Peter I. und Druck auf die kleinern. — Verfall der preußiſchen Marine (1720). — Gunſt und Ungunſt der Friedensſchlüſſe vom Jahr 1720 für Deutſchland. — Geſcheiterte Handelspläne Karl's VI. für Trieſt und Oſtende (1731). — Fall Danzigs (1735). — Preußiſches Seetreffen bei Reppin (1759). — Joachim Nettelbeck von Kolberg. — Bewaffnete Neutralität zur See (1780). — Joſeph II. und die Scheldeſperrung (1784). — Deutſche bei Wiborg und Svensk-Sund (1789). — Die franzöſiſche Revolution. — Eroberung von Holland. — Continentalſperre vollendet. — Lübeck (1810). — Schluß; das Eine was noth thut.

Die Geſchichte einer deutſchen Seemacht in der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert ſcheint ein Widerſpruch in ſich ſelbſt, da die Sache, welche beſchrieben werden ſoll, eigentlich gar nicht vorhanden war. Von der Newa bis zur Düna gehorchten einſt deutſche Küſten der Krone Schweden; der Strich von Riga bis an Pommerns Oſtgrenze ſtand unter polniſcher Oberherrlichkeit; Brandenburgs Scepter gebot nur bis nach Kamin, über den einzigen ſeichten Hafen von Kolberg und die offenen Rheden von Stolp und Rügenwalde; mit der Divenow begann wieder ſchwediſches Gebiet bis Wismar, nur un-

terbrochen durch den Hafen von Rostock; Lübeck allein konnte durch seine Trave eine vom dänischen Holstein leicht zu sperrende Verbindung mit der See vermitteln; Schleswig und Holstein erlagen dänischem Einflusse, der durch Altona und Glückstadt wie durch Helgoland die Elbeinfahrt beherrschte; auf der andern Seite, von Stade bis zur Wesermündung, schwedisches Gebiet; dann Oldenburg, seit 1676 unter unmittelbarer dänischer Botmäßigkeit; Friesland, nur mit einem brauchbaren Hafen, endete, Dank der Habsburgischen Hauspolitik, bei der Mündung der Ems. Zwar besaß Habsburg einen kleinen Winkel am Adriatischen Meere, den sumpfigen Golf von Triest, und hatte jene unbedeutende Stadt seit dem 14. Jahrhundert mit Unterbrechung als Reichsgebiet glücklich gegen Venedig behauptet; aber die Gewalt und Handelseifersucht der Republik von S.-Marco ließ bei Oestreich, unter türkischen, ungarischen und französischen Kriegen, an Gründung einer adriatischen Seemacht nicht denken. Demnach würden wir in der angeblichen Geschichte einer deutschen Seemacht nur von kümmerlichem Küstenhandel oder unsicherer Kauffahrt durch die Nordsee bis Spanien und Portugal, vielleicht bis ins Mittelländische Meer — führte ein schwedisch-pommerischer Schiffspatron sonst ordentliche Türkenpässe — zu reden haben. Allein auch unter so schmählicher Verdunkelung der Rechte eines weltgeschichtlichen Volkes lagen die Elemente der Seemacht verborgen, blickten ein paar mal silbern durch, oder dienten, geschätzt und belobt, zeitweise den Fremden. Wir berichten deshalb unscheinbare Dinge zu unserer Selbstermuthigung, um zu zeigen, welcher deutsche Staat den würdigen Beruf hatte, Deutschlands Seemacht zu vertre-

ten; was er einst that, noch mehr, was er über hundert Jahre hindurch unterließ.

Die Welt war weggegeben um die Mitte des 17. Jahrhunderts; die modernen Seestaaten, bis auf einen, den russischen, standen ausgebildet und jeder in seinen Gewässern gebietend da; die schwedische unter Karl X. Gustav (1654), die dänische unter Friedrich III., dem „Souverain" (1660). Die englische Republik unter Cromwell blickte stolzer auf ihre Meere als selbst die Stuarts; die Navigationsacte behauptete ihr ausschließliches Recht; Amerika, die Zuflucht bedrängter Gewissen, und Indien dienten dem britischen Weltverkehr; Karl II. und Jakob II. sahen auch die Wissenschaft des Schiffbaues und der Seetaktik erblühen. Die Generalstaaten, durch eines Heemskerk und anderer Helden Thaten zum Frieden und zur Anerkennung gelangt, zählten im Jahr 1650 an 120 Orlogschiffe, darunter 70 mit zwei Geschützreihen; längst handelten von (angeblich) 20,000 Fahrzeugen Hunderte großer Kauffahrer nach Westindien, Guinea und Ostindien. Die letzte englische Revolution vereinigte unter Wilhelm III. die Seemacht Hollands mit der britischen, und die Opdam, Tromp und de Ruyter fochten mit Englands Admiralen für eine Sache. Spaniens atlantische Meeresherrschaft, zwar erschüttert durch die Niederländer und Portugals Abfall, stand, gestützt auf Westindien und sein Amerika und auf das Bewußtsein früherer Größe, noch gebieterisch da, und Frankreich hatte, beflügelt durch Ludwig's XIV. Ehrgeiz und Colbert's Genie, sich zum gefährlichen Nebenbuhler der ältern Marinen aufgeschwungen. Zwar Heinrich IV. war vor Ausführung schöpferischer Plane gefallen, und Richelieu hatte

aus Mangel an Schiffen die widerſpenſtige Stadt Rochelle im Jahr 1629 nur nach dem Beiſpiele Alexander's vor Tyrus, durch einen Damm, bezwingen können. Auch Mazarin durfte auf des Vorgängers Grunde nicht fortbauen, und noch der Admiral Duquesne mußte auf eigene Koſten Schiffe gegen die Spanier ausrüſten. Aber Ludwig XIV., im Jahr 1661 nur vier bis fünf kleiner Kriegsſchiffe mächtig, faßte kühnere Entſchlüſſe; der Adel Frankreichs, die Hocquincourt, La Rochefoucauld, Tourville ſcharten ſich unter den königlichen „Pavillon"; Matroſen und Seeoffiziere bildete der rege Nationaleifer; im Jahr 1665 war die ſtolze Denkmünze „Navigatio restaurata" keine Prahlerei. Von da ab beſchämte der „Pavillon der Lilien" mehr als ein mal die vereinte holländiſche und ſpaniſche Flotte, verſcheuchte die Corſaren. Vom Jahr 1672—1677 offenbarte ſich Frankreichs Seemacht, das Mittelmeer beherrſchend, in wüthenden Schlachten, unter Duquesne auch ohne Englands Beiſtand gegen Spaniens und Hollands vereinigte Geſchwader; ſelbſt Ruyter mußte ihre Furchtbarkeit anerkennen. Als Algier und Genua ſich demüthigten (1682, 1684) und Tourville einen Viceadmiral von Spanien zur „Begrüßung" zwang, zählte Frankreich 115 Linienſchiffe und 179 kleinere Fahrzeuge, mit 40,000 Mann beſetzt, einige von 100 und mehr Kanonen. Welcher Staat des zerſtückelten, zertretenen Deutſchlands durfte beim Hinblick auf ſo rieſige Marinen den Gedanken an eine Seemacht zu faſſen wagen? Brandenburg-Preußen unter ſeinem Großen Kurfürſten, mit dem überhaupt wieder die deutſche That erwacht.

Eine alte deutſche Stadt, auf Preußens Küſte glück-

lich belegen, aber politiſch dem deutſchen Bande entſchlüpft, zeigte kühn den Weg. Danzig, ein Freiſtaat unter dem Schutze Polens, deſſen Naturerzeugniſſe es in Gold und Luxuswaaren verwandelte, hatte dem nordiſchen Löwen ſich nicht gebeugt, der ſchwediſchen Zollſchiffe ſich erledigt, ein neues Fahrwaſſer, ſeiner Citadelle Weichſelmünde gegenüber, vom geiſtlichen Nachbar in Oliva errungen, bald mit den drei hanſeatiſchen Städten, bald ſelbſtändig lohnenden Verkehr mit England, Frankreich, Spanien angeknüpft, und war, geſchirmt durch ſeine ſtarken Wälle und ſtädtiſche Miliz, auch im Gedränge gewaltiger Königskriege nicht verzagt. So beim Ausbruch des Feuers, welches Karl X. Guſtav's erbarmungsloſer Soldatenſinn im Jahr 1656 entzündet. Als jene Geißel Deutſchlands, Johann Chriſtoph, Graf von Königsmark, Statthalter von Bremen und Verden, zum polniſchen Kriegsſchauplatz berufen, auf der Fahrt von Wismar nach Pillau mit ſeinen neugeworbenen Compagnien auf die Rhede von Danzig verſchlagen wurde, ſchickte der Rath, welcher ſtandhaft der Schweden Neutralitätsanträge abgewieſen und lieber alle Schiffahrt hemmte als den ſchwediſchen Blockadeſchiffen Zollerhebung erkannte, ſobald er die unfreiwillige Nähe des Feldmarſchalls erfahren, zwei Gallioten mit Bemannung und Geſchütz gegen die ſchwediſche Fregatte; dieſe überwältigten nach tapferer Gegenwehr den hohen Herrn, daß er ſich mit Schiff, Kriegsgeräth und ſtattlichem Gefolge ergeben (19. October 1656) und im Fort Weichſelmünde den Abſchluß des Friedens erwarten mußte [52]).

Kurfürſt Friedrich Wilhelm, nur des Hafens von Pillau, des damals noch unbedeutenden von Memel und

der unſichern pommerſchen Rheden mächtig, ohne Stettin, die Divenow, Swine und Peene, hatte, ein politiſcher Zögling der Dranier, ſchon im Jahr 1647 an eine oſtindiſche Handelsgeſellſchaft, mit Anhalt an reiche Kaufhäuſer in Holland, gedacht und während des großen Krieges, der das Herzogthum Preußen von polniſcher Lehnbarkeit losmachte (19. September 1657), zur Küſtenvertheidigung einige Kriegsſchiffe ausgerüſtet, deren Verpflegung um dieſe Zeit — ein Beweis ihrer Winzigkeit — monatlich 500 Thaler koſtete. Die Bundesgenoſſenſchaft mit Dänen und Holländern während des nordiſchen Krieges hatte ſeine Aufmerkſamkeit auf Handel und Flotte verſtärkt; aber erſt nach dem Siege von Fehrbellin, als die Eroberung ganz Pommerns der Preis des Muthes war (1676), griff er die neue Schöpfung mächtiger an. Leider fand der deutſche Kurfürſt an den Küſten der einſt ſo ſchiffahrtskundigen Oſterlinge keinen Mann, der ſeinem Zwecke entſprach. Dagegen erbot ſich ein holländiſcher Kaufmann, Benjamin Raulé, drei Fregatten zu 20 Kanonen und zehn kleinere Fahrzeugen gegen die Schweden auf der Oſtſee kreuzen zu laſſen. Als „Rath und Marinedirector“ in Dienſt genommen, rüſtete er, nach einem Vergleich, auf Vorſchuß die Schiffe, erhielt Kaperbriefe, hinderte fühlbar den Handel der Schweden, nahm ſogar eine ſchwediſche Fregatte von 23 Kanonen, ſchonte aber ſelbſt engliſche Kauffahrer nicht, die, für Frankreich befrachtet, nach Kolberg als Priſen aufgebracht wurden. Die engliſche Kaufmannswelt ſchrie; der Kurfürſt ging ſeinen Weg, kaufte zur Belagerung Stettins noch drei Fregatten, ließ Schiffe zu Amſterdam bauen — zwei Jahrhunderte früher borgte Weſteuropa

seine Flotten von den Osterlingen —, erleichterte durch so zweckmäßige Kriegsmittel die Eroberung von Stettin, Stralsund und Rügen. Noch vor dem Frieden von St.-Germain (1679), welcher das gewonnene Pommern wieder hinwegnahm, auf Handel und Colonisation mit heißer Erwartung gerichtet, schuf der Kurfürst eine Seehandlung in Berlin, befestigte die Grundlage seiner Marine, indem er mit Raulé einen zweiten Vertrag schloß, für 5000 Thaler monatlich in den kurfürstlichen Häfen sechs völlig ausgerüstete Fregatten von 20—40 Kanonen segelfertig zu halten, die gleichfalls glücklich gegen die Schweden kreuzten, Hamburg zur Zahlung schuldiger Summen zwangen und sogar bis in die westindischen Gewässer gegen Ludwig's XIV. Schiffe sich wagten. Nach dem schmälichen Verluste durch jenen Frieden ward Pillau ausersehen, ein zweites Zaardam zu werden, der dortige Hafen gereinigt, erweitert, Maß und Seezoll festgestellt, ein Commerz- und Admiralitätscollegium errichtet. Schon jetzt kostete die Marine, ohne die Besoldung der höhern Beamten, monatlich über 3000 Thaler. Das Jahr darauf (1680) sehen wir das deutsche Kurfürstlein von der Ostsee einen Kampf mit dem spanischen Habsburg im Ocean wagen. Jene Krone schuldete nach dem Vertrage von 1674 an Brandenburg gegen zwei Millionen Thaler rückständiger Subsidien und hatte, aller Mahnung ungeachtet, den Kurfürsten nicht befriedigt, der erbittert nach mehrjährigen Vorstellungen in einem Seekriege sich Genugthuung zu verschaffen beschloß. Im Jahr 1680 wurden sechs Fregatten von 20—40 Kanonen, mit fast 1000 Mann Besatzung, ausgerüstet, um unter Cornelis van Beveren, einem Hol-

länder, gegen ſpaniſche Schiffe zu kreuzen, nachdem vorher König Ludwig XIV. vertragsweiſe Kleves Sicherheit verbürgt. Dänemarks König, um freie Fahrt durch den Sund und gemeinſchaftliche Sache gegen Spanien, das auch ihm ſchuldete, angegangen, bewilligte das Erſtere, wollte jedoch dem Commandanten in Kronenburg nicht ſchriftliche Weiſung dazu ertheilen; den gemeinſamen Strauß lehnte Chriſtian V. ab, weil er darauf nicht vorbereitet ſei. Sobald die Schweden des Kurfürſten Rüſtung erfuhren, erwachte die Sorge, der Sieger von Fehrbellin könne, zum Nachtheil der nordiſchen Könige, eine baltiſche Seemacht errichten, welche ihre angemaßte Herrſchaft bedrohe. Sie erinnerten den König Chriſtian V., wie weiland Chriſtian IV. im Jahr 1639 Wladislaw's IV. Schiffe am Geſtade von Danzig weggenommen habe, und mahnten, ſich vorzuſehen. Der Däne ſtellte ſich, als beunruhige ihn eine ſo winzige Flotte nicht; ſollte aber der Kurfürſt Schiffe von 50, 60 Kanonen rüſten, würde er ſchon einſchreiten; auch rechnete er auf den Widerſtand der Engländer in ihren Gewäſſern. Der Kurfürſt unterließ nicht, den Nachbar in Dänemark über ſeine unverfänglichen Zwecke zu beruhigen; ſeine Fregatten ſegelten dann in die Nordſee, lagen kurze Zeit bei Seeland unter Anker, brachten ein großes ſpaniſches Kriegsſchiff, Karl II., mit köſtlicher Ladung bei Oſtende auf und führten es durch den Sund nach Preußen, wo in Königsberg die Waaren, im Werthe von 100,000 Thalern, verkauft wurden. Der Anfang war verheißlich; aber die Spanier erhoben über die Keckheit des kleinen Marques gewaltiges Geſchrei; der Geſandte hatte verlangt, daß der däniſche König die

preußischen Schiffe im Sunde aufhielte, weshalb die dänische Regierung gerathen, jene sollten bei Nacht durch den Sund segeln oder durch den Großen Belt zurückkehren. Auch im Haag lärmte der spanische Gesandte, selbst die Engländer zeigten nicht geringe Besorgniß, und baten endlich den Kurfürsten nur, nicht zu weit auszuschreiten. Das Cabinet zu Madrid wollte sich nicht weiter auf schriftliche Erörterungen mit Friedrich Wilhelm einlassen, schalt nur in öffentlichen Ausschreiben auf die widerrechtlichen Angriffe Brandenburgs und hätte gern an Brandenburgs westlichen Provinzen seines Schadens sich erholt, mußte es nicht auch das Landheer des Kurfürsten fürchten. Dieser schickte sein Geschwader ungeirrt bis an Amerikas Küsten, welches zwei spanische Kauffahrer nahm und dann bei St.-Vincent kreuzte, um möglicherweise einige von den spanischen Silbergallionen zu erhaschen. Schon machte die preußische Flagge auf zwei derselben Jagd, als 12 spanische Kriegsschiffe, in Galicien ausgerüstet, jenen zu Hülfe eilten und die ungleichen Freibeuter, das Weite suchend, ohne Verlust nach zweistündigem Gefecht in den portugiesischen Hafen von Lagos sich zurückzogen.[53]) Zwei andere Fregatten und das neuausgerüstete gewonnene spanische Schiff hatten inzwischen ohne Erfolg an Flanderns Küste gekreuzt. Die spanische Angelegenheit verblutete sich; aber Schwedens Minister in Kopenhagen fuhr fort, gegen die brandenburgische Unternehmung zu eifern und hob unter Anderm hervor: „jene Schiffe hätten eine Admiralsflagge geführt, was Niemand zustände, der nicht die Herrschaft des Meeres habe; Brandenburg schicke sich an, einen Theil jenes Dominiums im baltischen Meere an sich zu reißen.“ Däne-

mark fuhr fort, die Sache ruhiger zu betrachten und über Aufstellung so weniger Schiffe mittelmäßiger Größe nicht Lärmen zu erheben, zumal der Kurfürst zwar erklärte: daß ihm an freien Orten Handel und Begleitung der Kauffahrer durch bewaffnete Schiffe wie jedem Andern freistehe, er indessen Dänemark und Schweden nicht zu beeinträchtigen gedenke; seine Admiralsflagge, dergleichen zu führen auch der kleinste Staat, im Besitz von Häfen und Kriegsschiffen, berechtigt sei, kränke Niemand, da ja selbst England, Frankreich und Holland ihr ohne Anfeindung die Fahrt in ihre Gewässer gestattet hätten, sobald sie ihnen die gebührende Ehre erwiesen. So erkannte denn Dänemark an: wo es eine Flotte gäbe, dürfe auch eine Admiralitätsflagge sich aufthun, und Schweden mußte stillschweigen. [54])

Gleichwol ermaß der Kurfürst, daß Berufung auf Naturgesetz und Völkerrecht noch nicht an der Zeit sei, und die fernere Entwickelung einer Kriegsmarine auf den Widerspruch auch anderer Seemächte stoßen würde; deshalb begnügte er sich, seine Plane auf überseeischen Handel zu beschränken. Er gewährte deshalb Rhedern in Memel, Königsberg und Kolberg aus seinen Waldungen Holz zum Bauen von Schiffen, für dessen tadellose Ausführung sein holländischer Schiffszimmermeister sorgen mußte; er erließ den Kaufleuten den Zoll für gewisse Jahre, versprach Convois für je 20 Schiffe, die nach Lissabon und Cadix fahren würden, erlaubte ihnen Handel an der afrikanischen Küste und verbürgte, daß diese Schiffe nie im Falle eines Krieges zum Transport verwandt werden sollten. Stellte er doch der Krone Spanien den Antrag (1682), ihm für die Schuld die Insel

Trinidad abzutreten.[55]) Aber schon das Jahr vorher hatte er auf Raule's Rath den holländischen Capitain Blonck nach Guinea geschickt, um mit einigen Negerhäuptlingen einen Vertrag zu schließen, kraft welches sie sich dem Kurfürsten unterwarfen (Mai 1681), nur mit brandenburgischen Schiffen Handel zu treiben und die Erbauung eines Forts auf ihrem Gebiete gestatteten. Darauf errichtete Friedrich Wilhelm im Jahr 1682 eine afrikanische Handelscompagnie mit Actien auf 30 Jahre, sicherte ihr den Schutz Frankreichs und schickte den Major Friedrich von der Gröben, einen Verwandten des berühmten „adligen Pilgers", mit zwei Kriegsschiffen und einer Compagnie Soldaten nach Afrika. Dieser pflanzte an der Goldküste zwischen Axim und dem Vorgebirge der drei Spitzen auf einer Höhe die brandenburgische Flagge auf, kaufte ein Dorf, baute das Fort Groß-Friedrichsburg, welches er mit 20 Kanonen und einer Besatzung versah, und kehrte mit einem Schiffe zurück, während das andere mit Sklaven nach Amerika segelte. Im folgenden Jahre erweiterte sich das Gebiet mit zwei andern Forts, Acada und Tacarari; eine Negergesandtschaft kam, des Kurfürsten Oberherrlichkeit zu erkennen, sogar nach Berlin. Daran schloß sich die Erwerbung der verlassenen Insel Arguin am Senegal und die Errichtung eines Forts. So weitblickendem Unternehmen bot sich die Gelegenheit, einen Punkt auch an der Nordsee zu gewinnen: den Hafen von Gretsyl am Ausfluß der Ems. Denn als die Vormünderin des jungen Fürsten Christian Eberhard mit den Ständen der hochfreien Ostfriesen in Streit gerathen, schritt der Kurfürst ein, schloß mit den Ständen einen Schutzvertrag und besetzte, auch

bei Hollands Widerspruch, jenen Hafen. So wurde statt Pillaus Emden der Sitz der Afrikanischen Compagnie und der brandenburgischen Marine, die seit 1686 aus 10 von Raulé gekauften Schiffen von 20—40 Kanonen bestand. Ein großartiger Aufschwung der Art, gestützt auf Landbesitz, Geldkraft und eine Marine, die im Jahr 1687 jährlich schon 45,000 Thaler kostete, mußte den Neid der Holländer erregen; sie riefen ihre Matrosen aus dem brandenburgischen Dienste ab, bestritten das Recht des Kurfürsten, die afrikanische Küste zu besegeln, nahmen sogar ein brandenburgisches Schiff. Schon wollte der Kurfürst durch Kaper das Recht der Vergeltung üben, als im Jahr 1685 ein Vertrag zwar mit den Generalstaaten, doch nicht mit der holländischen Westindischen Compagnie, vermittelt wurde, deren gewaltsame Beeinträchtigung gegen Ende des Lebens unsers Kurfürsten fast einen Bruch herbeigeführt hätte. Da inzwischen die erwarteten baaren Vortheile bei den Unterschleifen der Beamten ausblieben, übernahm Friedrich Wilhelm die Compagnie selbst (1686), zahlte die Einlagen den Theilhabern zurück und bemerkte auch anfangs nicht unverächtliche Ueberschüsse. Doch als nach dem Tode des Kurfürsten und dem Ende der unumschränkten Oberleitung Raulé's sich eine große Schuldenmasse der Compagnie herausstellte, ermattete, unter andern Planen, Brandenburgs Sinn für Marine und oceanischen Handel und endeten nach mancherlei Wendungen, in unerfreulicher Weise.[56])

Leider konnte der schöpferische Kurfürst unter seinen „Osterlingen" die Lust an Seefahrt und Schiffskrieg nicht wiedererwecken und mußte er der Holländer als Un-

ternehmer, Schiffsbauer, Capitaine und Matroſen ſich bedienen. Anders würden vielleicht die Dinge ſich geſtaltet haben, hätte ihn ſein guter Stern auf einen deutſchen Seemann geführt, der gleich nach dieſer Zeit in fremdem Solde einen europäiſchen Ruhm erwarb, auf den Niederſachſen Jan Bart. Da eine Geſchichte der deutſchen Seemacht im 17. und 18. Jahrhundert nicht die Aufſtellung von Kriegsflotten und glorreiche Seeſchlachten unter deutſcher Flagge zu erzählen findet, darf ſie die Männer nicht übergehen, welche, Deutſche von Geburt, daheim unbeſchäftigt, im Auslande als Schiffshelden Ehre erwarben. Franzöſiſche Geſchichtſchreiber [57]) nehmen, auf Gewähr eines misgünſtigen Landsmanns, des Grafen von Forbin, keinen Anſtand, Jan Bart als Sohn eines armen Fiſchers zu Dünkirchen um 1650 geboren werden zu laſſen; wir Deutſche haben aber Grund, den berühmten Kaperflottenführer als Niederſachſen oder Frieſen uns anzueignen. Nicht allein des deutſchen Namensklanges wegen, auch andere Beweiſe kommen hinzu. Der angebliche Fiſcherſohn von Dünkirchen im franzöſiſchen Flandern, das ſeit Jahrhunderten mit Frankreich in Verbindung ſtand, obwol es erſt im Jahr 1662 von Karl II. von England an Ludwig XIV. verkauft wurde, ſprach ſelbſt nach mehrjährigem Dienſte auf der franzöſiſchen Flotte ſo wenig franzöſiſch, daß er etwa redete: „Ihr ſein Urſach von das.“ [58]) Ferner berichtet ein, der deutſchen wie franzöſiſchen Verhältniſſe kundiger Zeitgenoſſe und Geſchichtſchreiber, de Larrey [59]), „der berühmte Ritter Jean Bart, einer der beſten Seeleute damaliger Zeit, ſtamme aus dunkler Familie in Niederſachſen, habe einige Zeit

in Hamburg gewohnt, und weil er einen Verdruß von unverwindlicher Art erfahren, ſei er in holländiſche Dienſte als Lehrling des Marineweſens gegangen und dann unter Frankreichs Pavillon getreten." Unſer Leſer wird die markigſten Züge aus Jan Bart's Leben nicht ungern vernehmen.

Dem franzöſiſchen Grafen zufolge „mit geringen Geiſtesgaben, unkundig des Leſens und Schreibens bis auf das Hinmalen ſeines Namens", machte er ſich, ohne Gönner und Stütze, allein durch ſeine Thaten bekannt und ſchwang ſich über alle Stufen des Seedienſtes bis zum Chef einer Escadre auf. „Hoch gewachſen und kräftig gebaut, doch mit bäueriſchem Anſtriche, ſprach er wenig, war aber, obgleich unfähig, erweiterte Plane zu faſſen, im hohen Grade zu verwegenen Handſtreichen geeignet." So der Franzoſe. Die unparteiiſche Nachwelt urtheilt anders über Jan Bart's geiſtige Fähigkeiten. Forbin lernte den Genoſſen ſeiner Abenteuer erſt im Jahr 1688 beim Ausbruch des großen Krieges Englands, Spaniens, Hollands und des Kaiſers gegen Ludwig XIV. kennen. Der Deutſche, bereits Capitain einer Fregatte von 24 Kanonen, erhielt mit Forbin, gleichfalls Führer eines Kriegsſchiffs, zu Dünkirchen den Auftrag, königliche Kauffahrer nach Breſt zu geleiten. Nach einem blutigen Kampfe mit einem holländiſchen Kaper zurück in Havre de Grace eingelaufen, um 20 Kauffahrer zu geleiten, trafen ſie auf der Höhe von Wight, bei ſchönem Wetter, leidlichem Winde, auf zwei ſtärkere engliſche Schiffe und beſchloſſen, auch auf die ſichtbare Gefahr ihres Unterliegens hin, nicht mit ihren Schnellſeglern zu fliehen und die Kauffahrer

preiszugeben, ſondern zwei der größten Handelsſchiffe raſch zum Angriffe auf den großen Engländer zu rüſten und ihrerſeits den andern, ſtärkern aufſichzunehmen. Das Treffen begann, die Franzoſen legten ſich an den Engländer, aber unglücklicherweiſe — Forbin erzählt es — verſah Jan Bart es beim Umlegen zum Entern (il fit un faux abordage); ſtatt an Bord zu klettern, mußte man vom Vordertheile her mit Gewehr und Granaten fechten, und da obenein beide Kauffahrer das Weite ſuchten, geriethen nach zweiſtündigem Gefechte, weil auch der zweite Engländer ihnen auf den Hals kam, beide franzöſiſche Fregatten, die Führer verwundet, in feindliche Gewalt. Der größte Theil ihres Volks war getödtet. Ungroßmüthig geplündert, verhöhnt — unſerm Landsmann erging es etwas beſſer, weil er engliſch verſtand —, nach Plymouth geführt, dachten beide Gefangene alsbald an ihre Rettung. Ein Matroſe von Oſtende, im Beſitz einer kleinen Jolle, nach Forbin ein Vetter Bart's, bot ſeine Hülfe; er ſchaffte Feilen zur Beſeitigung der Eiſengitter; ein Paar Schiffsjungen geſellten ſich hinzu, und ſo gelang es den Verwegenen, mit geringen Vorräthen, einem Compas Nachts in der Jolle quer durch die engliſchen Wachtſchiffe zu entfliehen. Jan Bart täuſchte die Fragenden als „Fiſchermann", wie er die Verfolger denn auch auf falſche Fährte gebracht, indem er ſich, wie zur Landflucht, Tags vorher neue Schuhe gekauft, und warf ſich mit ſolcher Gewalt auf das große Ruder, haſtig kaum einen Biſſen genießend, daß ſie, 64 Seemeilen in weniger als 24 Stunden zurücklegend, glücklich bei St.-Malo landeten. Während der Deutſche, beſorgt, der Seeminiſter werde ihr unbeſonnenes Gefecht

rügen, an der Küste zurückblieb, eilte Forbin zu seinen Gönnern nach Paris, erntete Bewunderung und Gnaden, den Rang eines Linienschiffcapitains, und erwirkte vom Könige — so erzählt er — Lob und gleiche Auszeichnung auch für das Verdienst seines Gefährten, den sonst der Hof vergessen hätte. Zunächst trennten sich beide Seeleute, mit neuen Schiffen versehen; Forbin focht unter Admiral Tourville, und traf erst im Jahr 1690 als Führer der „Perle" zu Dünkirchen mit Jan Bart zusammen. Da die Gegner des Vorhabens der Franzosen inne wurden, acht große Schiffe aus dem dortigen Hafen in See zu schicken, und deshalb die Rhede stark blockirten, beschlossen Forbin und Bart, leichte Kaper, welche der Aufmerksamkeit der Feinde entschlüpfen könnten, auszurüsten. Aber der Hof verwarf, durch Misliebige eingenommen, anfangs die Anschläge Bart's in kränkender Weise, bis der gewandte Gefährte die Erlaubniß erwirkte. Endlich (1691) bei Nacht unbemerkt mit sieben leichten Fahrzeugen unter Segel gegangen, erblickten sie mit Tagesanbruch bedenklich fünf Schiffe auf demselben Curs; zur rechten Zeit sie als Kauffahrer unter Geleit eines englischen Kriegsschiffs erkennend, eroberten sie dieselben ohne große Mühe, mochten jedoch die Beute, im Werth von drei Millionen, nicht, wie des Ministers Weisung lautete, verbrennen, sondern ließen die vier Prisen durch eine Fregatte ihres Geschwaders zum Verkauf nach dem befreundeten Hafen zu Bergen in Norwegen führen. Ein Paar Tage darauf nahmen sie auch eine holländische Heringsflotte von 80 Schiffen, verbrannten die werthlosen Fahrzeuge; einmal in Schottlands Nähe gerathen, landete man in Newcastles Nähe

und verwüstete ohne Widerstand vor dem Aufgebote der Miliz weithin Dörfer und Schlösser. Auf dem Curs nach Norwegen kam Forbin von seinem Obern, dem Deutschen, ab, that unterwegs den Gegnern noch mancherlei Abbruch, fand aber, in Bergen gelandet, die Dinge in häßlicher Verwirrung. Denn Jan Bart, früher angelangt, saß unbekümmert in der Schenke (faisoit bombance dans un cabaret), ja, nach des Franzosen Aussage, hatte der Deutsche geschehen lassen, daß der dänische Stiftshauptmann alle Beute, als gehöre sie einem „Privatkaper", in Beschlag nahm. Außer sich vor Entrüstung über solche Fahrlässigkeit, zwang der Graf durch hochfahrende Worte den Dänen, seinen Irrthum einzusehen, erhielt die Schiffe wieder, die aber indessen bestentheils geplündert waren, wahrscheinlich durch den Beigeordneten des Intendanten von Dünkirchen selbst, welcher, um die zu machende Beute abzuschätzen, die Kaperschiffe begleitete. Dafür legte jetzt Jan Bart den Beamten ohne Weiteres in Eisen. Weil es an Proviantirung zur Rückkehr gebrach, verkaufte man darauf eine der Prisen, und hatte der Graf die eitle Genugthuung, daß, als der dänische Hof auf seine Klage das Verfahren des Stiftsvoigts scharf rügte, die Bürger von Bergen den französischen Capitain, in seiner vornehmen Haltung, in reicher, goldbordirter Kleidung, mindestens als Bastard von Frankreich verehrten. Jan Bart überließ dem Ehrsüchtigen ohne Neid die Vertretung, das Schreiben und Wortemachen, sowie alle kleinern Dienste der Escadre, vergnügte sich mit den rohen Deutschen und Normännern, die noch ganz das Gepräge der hansischen Zeit trugen, und zum zweiten male mußte For-

bin sein vornehmes Ansehn geltendmachen, als kurz vor der Abreise die ehrsame Bürgerscharwacht von Bergen einen trunken lärmenden Schiffsoffizier sehr schimpflich verhaftet hatte. Nach manchen Abenteuern ziemlich ausgehungert in Dünkirchen gelandet, fanden Beide einen schlimmen Stand, gegen die Anklage des Intendanten sich zu rechtfertigen; Jan Bart überließ dem Franzosen, das Eis zu brechen, und folgte ihm nach Paris, wo jedoch der Kriegsminister ihr Verfahren in Schutz nahm. In der Hauptstadt angelangt und dem Hofe vorgestellt, erntete der Deutsche zum schweren Verdruß des Grafen, fast alle Ehre. Er, als Commandant der Escadre, empfing 1000 Thaler Belohnung, und Alles drängte sich herbei, den Helden des Tages zu sehen, der, seiner Wortkargheit ungeachtet, leibhaftig an Jan von Wery in St.-Germain (1638) erinnerte. „Laßt uns zum Ritter von Forbin gehen, er ist ein Bärenführer geworden", sagten die witzigen Höflinge; „die Wahrheit zu gestehen, hatten sie nicht ganz unrecht", äußert neidisch der Ritter.[60]) Freilich mit anderm Gepräge stellte der ungelenke, gerade Seemann dem Könige sich dar. „Jean Bart, ich habe Euch zum Chef einer Escadre gemacht", sprach der dankbare Herrscher, als er ihn eines Tags in der Galerie des Louvre bemerkte. „Sire! daran habt Ihr wohlgethan", erwiderte Jan Bart in trockener Weise, zum Erbleichen und Gespötte der Höflinge, welche in solcher Aeußerung dummdreisten Stolz und plumpe Bauernnatur erkannten. „Sie verstehen den Mann unrecht", belehrte sie der leutselige König, „er fühlt seinen eigenen Werth und ist bereit, mir davon noch größere Beweise zu geben." Forbin beschuldigt, wir wissen nicht

mit welchem Rechte, daß Jan Bart, undankbar, oder beſchränkt und blöde, verſäumt habe, auch ihm das Wort beim Miniſter zu reden; um ſo ungleichem Verhältniſſe ſich zu entwinden, da er alle Dienſte und Obliegenheiten übernehmen, alle Briefe ſchreiben, alle Anſchläge entwerfen müßte, während jener Ehre und Gewinn allein davontrüge, begehrte er aus dem Seedepartement von Dünkirchen in das von Breſt verſetzt zu werden. Da zeigte es ſich (1692), daß Jan Bart, erſt des zudringlichen Vormunds und Plannachers erledigt und gezwungen, ſeine deutſche Trägheit oder Beſcheidenheit abzuſchütteln, auf die eigene Kraft angewieſen, ſeine glanzvollſte Laufbahn begann. Während Forbin, unter den Admiral Tourville geſtellt, das böſe Geſchick des Tages von La Hogue theilte (26. Mai 1692), erſcholl Frankreich und Europa von den ruhmvollen, kühnen Unternehmungen, die Jan Bart als unabhängiger Führer eines Geſchwaders von drei Kriegsſchiffen gegen die holländiſchen Getreideflotten vollbrachte. Er war es dann wieder, welcher mit dem „Glorieux" von 64 Kanonen unter dem Admiral Tourville bei Lagos den Unſtern von La Hogue an dem engliſchen Geſchwader und der Handelsflotte, beſtimmt für Spanien, Italien und die Levante, rächte, und 87 Kauffahrer und mehre Kriegsſchiffe, zuſammen im Werth von 25 Millionen Livres, theils nahm, theils zerſtören half. Ebenſo verbrannte er allein noch im Jahr 1692 ſechs reiche Holländer bei Faros. Während des Kornmangels im Jahr 1693 geleitete Jan Bart, der engliſchen Wachſamkeit zum Trotz, eine Getreideflotte nach Dünkirchen und ſegelte dann einem noch größern Geſchwader mit däniſcher und polniſcher Ladung

entgegen. Bereits hatte der holländiſche Schout by Nacht de Vries jene aufgebracht und glücklich mit acht Kriegsſchiffen auf die Höhe des Texels geführt (Juni 1694), als Jan Bart mit ſechs kleinern Fahrzeugen ihn ohne Zögern angriff, den Admiral, die Piſtole in der Fauſt, enterte und die geſammte Flotte nebſt noch drei Linienſchiffen im Triumphe nach Dünkirchen rettete. Dafür empfing er den Adelsbrief. Im Jahr 1696 täuſchte er nochmals die Engländer, welche drei mal ſtärker als er Dünkirchens Rhede bewachten, und ſtieß auf die holländiſche Flotte des Baltiſchen Meeres von 110 Segeln, bedeckt von fünf Fregatten. Die Begleitung nebſt 40 Schiffen fiel bald in ſeine Gewalt; aber indem 13 Linienſchiffe ihm auf der Rückfahrt nach Dünkirchen begegneten, verbrannte er den größten Theil ſeiner Beute, um den ungleichen Kampf zu vermeiden. Der Friede von Ryswick allein unterbrach den Lauf ſeiner Thaten; in Dünkirchen heimiſch, ſtarb Jan Bart am 27. April 1702, eben als der Spaniſche Erbfolgekrieg ſeiner Erfahrung und ſeinem Muthe neuen Glanz verhieß.[61]) Gerechter als Forbin, ſein Neider, beurtheilten ihn franzöſiſche Zeitgenoſſen, und geſtanden, daß wenn auch waghalſige Handſtreiche ſeine Hauptſtärke blieben, er nichtsdeſtoweniger an der Spitze bedeutender Geſchwader gleiche Umſicht und Klugheit in Entwürfen als Unerſchrockenheit in ihrer Ausführung bekundete.

Welchen Aufſchwung würde unſere brandenburgiſche Kriegsflotte gewonnen haben, fand der Kurfürſt einen Jan Bart als Admiral ſeiner Fregatten, „Friedrich Wilhelm zu Pferde", „Fuchs", „Friede", „Lithauer Bauer", „Rommel-Polt" und wie ſie, ſonderbar genug, ſonſt hießen! Aber

deutsche Seeleute waren geringgeschätzt; der märkische, pommersche und preußische Adel erachtete den Marinedienst seiner nicht für würdig, und darum blieben nur fähige, doch unzuverlässige Holländer, die, wie Benjamin Raulé, endlich in Ungnaden sich entfernen mußten.

Kurfürst Friedrich III., bald Friedrich I. als König, verfolgte andere Zwecke als sein Vorgänger und bedurfte im Spanischen Erbfolgekriege nicht einer Marine, da die Bundesgenossen, England und Holland, dem gemeinsamen Gegner schon Jeder für sich gewachsen waren. Der nordische Krieg, welcher gleichzeitig ausbrach, drückte vollends entmuthigend auf Seeverkehr und junge oder altersschwache Handelsmarinen, wie Preußens, Lübecks, selbst Danzigs, und lockte damals aus dem fernsten Winkel des Finnischen Meerbusens einen neuen, gefährlichen Nebenbuhler um die Herrschaft der Ostsee. Zar Peter, leidenschaftlicher Bewunderer der holländischen Marine und in despotischer Vermessenheit entschlossen, seine trägen Moskowiten zu Seefahrern zu machen, wandte sich mit jener Stahlkräftigkeit seiner Seele auf den Gedanken, am Baltischen Meere seinen Seestaat zu gründen und Rußland durch dieses Gewässer mit dem Westen zu verbinden, als der ähnliche Plan am azowschen Meere misglückt. Benutzend die Unachtsamkeit Karl's XII., der nach dem Schlage von Narva (1700) seine andern Gegner zu zermalmen ging, gewann der Zar mit Nien-Schantz und der Newamündung den Zugang zum Weltmeere, legte im Mai 1703 den Grund zu Petersburg, zimmerte, der Lehrling von Zaardam, Schiffe mit holländischen Meistern, lockte Ausländer — Deutsche waren dazu untauglich geworden — in seinen Flottendienst,

hetzte, unermüdlich selbstthätig, zur Uebung, und stolzirte bald als Bombardiercapitain und Schout by Nacht, mit seinen ersten Rostris gewonnen über schwedische altgediente Seekrieger. Der Beschaffenheit seiner Strommündung und des klippenvollen Golfs von Finnland gemäß, erbaute Peter wiederum Galeeren, dergleichen die Ostsee nimmer erblickt, kaufte Kriegsschiffe in England und Holland, nöthigte auch wol, als das Schicksal Karl's XII. bei Pultava ihn zum unbestrittenen Gebieter Kareliens, Ingermanlands, Esthlands und Livlands bis zur Düna gemacht, und er, daheim sicher, im deutschen Krieg auftreten konnte, die ohnmächtigen Seestädte ihm Schiffe, wie Lübecker und Danziger, zu vermiethen. Als im Mai 1714 zu Petersburg ein Kriegsschiff vom Stapel lief, redete er am Bord desselben jene merkwürdigen Worte, welche der gute Genius der Menschheit nie in Erfüllung gehen lassen möge: „Wer hat, meine Brüder, unter euch sich vor dreißig Jahren träumen lassen, daß ihr mit mir an der Ostsee hier zimmern und mit einer deutschen Kleidung in den durch unsere Mühe und Tapferkeit eroberten Ländern neue Wohnstätten aufschlagen, solche tapfere und siegreiche Soldaten und Matrosen aus dem russischen Geblüte sehen und erleben würdet?" Die Wissenschaften seien, durch Verhängniß der Zeiten aus Griechenland verjagt, in Italien und dann in allen andern europäischen Ländern ausgebreitet, doch durch ihrer Vorfahren Unart verhindert worden, zu ihrer Finsterniß zu gelangen; nunmehr werde die Reihe an sie kommen, wenn sie ihn in seinem ernstlichen Vorhaben unterstützen und, nebst ihrem blinden Gehorsam, zur freiwilligen Erkenntniß des Guten sich

bequemen wollten. „Wie das Geblüt im menſchlichen Körper umlaufe, ahne ihn, daß die Wiſſenſchaften ihre bisherigen Wohnplätze verlaſſen, ſich einige hundert Jahre bei ihnen aufhalten und dann nach ihrer wahren Heimat in Griechenland zurückkehren würden.“ [62]) In tiefem Schweigen hörten die Bojaren dem Selbſtherrſcher zu, gaben mit einem „es iſt wahrhaftig wahr! ihren Beifall und ergriffen mit beiden Händen wieder das Behältniß ihres höchſten Guts, den Branteweinpokal.“

Aber nichtsdeſtoweniger liefen ruſſiſche Flotten in See, entfalteten, ohne Jemand zu fragen, die kaiſerliche Admiralsflagge; Danzig, dem Schützlinge Karl's, Stanislaus Leſzczinski, geneigt, mußte vor den ruſſiſchen Horden ſich bergen, ſah dann das Hoflager des ungnädigen Zaren bei ſich. Nach Beendigung des ſchwediſchen Krieges auf deutſchem Boden, dem Falle Stettins und Stralſunds, liefen die ruſſiſchen Galeeren, welche im Juli 1716 Lübeck — jenes Lübeck, einſt höchſter Gerichtshof für Nowgorods kaufmänniſchen Handel, geſchreckt und die Trave bedeckt hatten, die kaum um das Jahr 1200 ruſſiſche Schiffe auf ihrer Flut getragen, dagegen auf unzähligen Kauffahrern Nowgorods Köſtlichkeiten zugeführt — auch in die Weichſel ein (Juni (1717). Die Foderungen des Zaren hatte ſchon François von Villebois, vor Danzigs Hafen gebieteriſch erſchienen und alle Fahrzeuge durchſuchend, zu erkennen gegeben. Der ruſſiſche Fürſt Dolgoruki begehrte dann von Danzig fünf Fregatten, völlig armirt, zum ſchwediſchen Kriege, zu zwei Dritteln mit Danzigern, einem Drittel mit Ruſſen unter ruſſiſchen Offizieren bemannt; eine halbe Million Speciesthaler für alle von der Stadt der zariſchen Majeſtät zugefügten

Kränkungen und die Visitation aller aus- und einlaufenden Schiffe durch russische Commissarien in Weichselmünde. [63]) So spielte die junge russische Seemacht den Schwächern mit, während Karl XII. seinerseits durch Kaper unter allen nur ersinnlichen Vorwänden die schamloseste Seeräuberei ausüben ließ. [64]) Danzig, hülflos gegen Russen und Schweden, wechselsweise von beiden geplündert, sollte durch den russischen Uebermuth seine zähe hansische Selbständigkeit in der Politik noch härter büßen.

Der Friede zu Nystadt (10. Sept. 1721) vernichtete zwar die schwedische Uebermacht vollends diesseit des baltischen Meeres, brachte aber Deutschland nicht die Möglichkeit, eine Marine wieder aufzurichten. Die deutsche Colonisation von Narva bis Riga fiel aus der Entfremdung durch eine glaubensverwandte, wenigstens germanische Macht, für immer unter die russische Barbarei; König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, im Besitz Stettins und der Odermündungen, sowie Vorpommerns bis zur Peene (Januar 1720), hatte so wenig Sinn für die Begründung einer Marine und war allen „phantastischen" Unternehmungen so abgeneigt, daß er, statt der Vortheile, die Stettin und die Swine ihm verhießen, zu benutzen, die Ansiedelung in Afrika, welche Jahre lang ohne Unterstützung geblieben, den englischen und holländischen Handelsgesellschaften feilbot, „weil er keinen Heller dafür hergeben wollte." Nachdem Fort Groß-Friedrichsburg und Arguin in die Gewalt der Schwarzen gefallen, trat der König sein Anrecht an Afrika der Holländisch-westindischen Compagnie im Jahr 1720 für 7200 Dukaten ab [65]) und verwandte die für Erhaltung der Marine

einſt beſtimmten Zuſchüſſe zum Beſten „ſeiner lieben blauen Kinder", auf die Recrutenkaſſe. Der leidenſchaftliche Liebhaber der Soldateska erinnerte ſich nicht, wie förderlich ihm fremde Schiffe zur Eroberung Stettins, der Inſeln Wollin und Uſedom, ſowie Rügens geweſen. Günſtig für unſer Vaterland ſchien ferner, daß Bremens Herzogthum mit den Mündungen der Elbe und Weſer wiederum mit dem Reiche vereinigt waren und nur das kleine ſchwediſche Vorpommern mit Rügen und Wismar der nordiſchen Krone blieb. Aber zum Unglück mußte gleichzeitig das kurfürſtliche Haus Hannover den Thron Großbritanniens beſteigen und die Abhängigkeit des gemeinſamen Herrſchers vom engliſchen Handelsvolke unmöglich machen, zur Gründung einer deutſchen Marine die örtlichen Vortheile von Stade oder Haarburg und der Weſermündung zu benutzen. Unter engliſcher Botmäßigkeit iſt begreiflicherweiſe am wenigſten für einen deutſch-nationalen Zweck geſchehen. Dänemarks feſtere Stellung in Schleswig, Holſtein und Oldenburg, dem Hauſe Gottorp gegenüber, durchſchnitt vollends ein kräftigeres Seefahrerleben, welches ſich von Lübeck und Hamburg aus entwickeln konnte. Und als hätte Alles ſich verſchworen, unſers armen Vaterlandes Freude über die Wiedervereinigung entfremdeter Provinzen zu verhöhnen, gab der Friede von Utrecht (11. April 1713) die bisherigen ſpaniſchen Niederlande zwar an Habsburg und ſomit als burgundiſchen Kreis ſtatiſtiſch an das Reich zurück; aber die weitblickende Handelsſelbſtſucht der bataviſchen Kaufleute hatte ſchon dafür geſorgt, daß, zur möglichen Beeinträchtigung Amſterdams, nicht etwa im öſterreichiſchen Niederland Verkehr und Seemacht auf-

athme. Schon in den Friedenspräliminarien hatten ſie die unnatürliche Berechtigung erwirkt, daß die Schelde der Schiffahrt geſchloſſen ſei, um das ſchon verödete Antwerpen zur Unbedeutenheit einer Landſtadt vollends herabzudrücken. Sie riefen jetzt nicht eher ihre Beſatzungen ab, bis Karl VI. ſo unwürdige, vernichtende Bedingungen anerkannte. Die einſt weltberühmten Häfen im Swyn und Sluys waren längſt verſumpft und verſandet, und ſo gereichte denn jene Wiedervereinigung der vlämiſchen Küſte unter deutſcher Herrſchaft ſo wenig als die Vertreibung der Schweden dem deutſchen Seeweſen zum Vortheil.

Aber auch unter ſo ſchmachvollen Feſſeln regte ſich das nationale Bedürfniß und thaten ſich von einer andern Seite verheißliche Ausſichten auf. Karl VI., Sieger der Osmanen durch den großen Eugen, gleichzeitig als ein deutſcher Held, Brandenburgs Lehnsmann, aber unglücklicher Krieger gegen Karl XII., der Graf Matthias Johann von der Schulenburg im Dienſte der Republik Venedig die Inſel Korfu gegen die Türken zur See und zu Lande ruhmvoll vertheidigte (1716), und noch bei ſeinem Leben, als faſt einziges Beiſpiel, eine Bildſäule auf dem großen Platze zu Korfu erwarb, faßte, mit mercantiliſchen Planen früh vertraut, den Entſchluß, das kleine aber wohl belegene Trieſt zum Mittelpunkt des Seehandels ſeiner Erbſtaaten zu machen. Er erhob nicht allein daſſelbe im Jahr 1719 zu einem Freihafen, ſondern gedachte auch, ſeinen vlämiſchen Küſten, durch Oſtende, Trieſt diametral am andern Ende der deutſchen Welt entgegengeſetzt, die Vortheile des Seehandels, die diplomatiſche Argliſt entriſſen, zuzuwenden. Er ſchuf dort eine

Oſt- und weſtindiſche Handelsgeſellſchaft, wie er auch bei Preußen darum anhielt, gegen eine zu zahlende Summe unter preußiſcher Flagge mit Oſtindien und China Handel treiben zu dürfen. Aber nichts ſollte zu Deutſchlands Nutzen und Frommen gelingen. Holländer und Engländer erhoben läſterliches Geſchrei, als Karl VI., durch den Baron Ripperda im April 1725 die günſtigſten Handelstractate mit Spanien angeknüpft hatte; der Vertrag zu Sevilla (November 1729) machte der Oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft für immer, ſowie dem erblühenden Freihafen am Adriatiſchen Golf zeitweiſe ein Ende. Ausgeſchloſſen vom Welthandel blieb Deutſchland, weil es ſich ſelbſt aufgegeben.

Auch Danzig, das von allen unſern ehemaligen Seeſtädten unabhängigern Handelsgeiſt und eine gewiſſe politiſche Selbſtändigkeit am zäheſten bewahrt hatte, ward im Jahre 1733 und 1735 hart betroffen, weil es durch Hinneigung zum wiederkehrenden König Stanislaus und durch tapfere Vertheidigung deſſelben die Ungnade der Kaiſerin Anna von Rußland verſchuldet. Schwer heimgeſucht durch die Belagerung unter Feldmarſchall Münnich, weil ſie die Verbindung mit der See nicht behaupten konnte und von Ludwig XV. verlaſſen blieb, mußte die Stadt zu ſchweren Zahlungen und demüthiger Abbitte vor der Zarin ſich bequemen.

König Friedrich II. durch das Erlöſchen des pietiſtiſch-verkümmerten Hauſes Cirkſena, der Enkel jener ſtreitbaren Häuptlinge von Gretſyl, in Beſitz Oſtfrieslands als Reichslehns getreten (1744), konnte, mit Preußens Macht an der Nordſee fußend, dem Anrechte Deutſchlands am Welthandel und an Geltung als Seeſtaat unermeßlichen Vor-

ſchub thun, wenn nicht die rieſige Aufgabe, ſeinen Staat als continentalen militairiſch gegen eine verſchworene Welt zu vertheidigen, die Aufmerkſamkeit auf andere Dinge gerichtet hätte. Darum begnügte er ſich, der bereits Swinemünde der Seefahrt geöffnet, Emden im Jahr 1751 zum Freihafen zu erklären und der im Jahr 1750 geſtifteten Aſiatiſchen Handelsgeſellſchaft eine Bengaliſche hinzuzufügen. Der neuen Preußiſchen Seehandlung erſtes Schiff, der „König von Preußen", im Jahr 1752 nach Kanton geſegelt, brachte, ſchlecht geführt, keinen Segen, ſo wenig wie die „Burg von Emden"; wo war der Frieſen über anderthalbtauſendjährige Schiffertüchtigkeit geblieben? Glücklicher war im Jahr 1731 der „Apollo", ein kaiſerliches Schiff unter preußiſcher Flagge, in die Elbe zurückgekehrt. Die Handelsgeſellſchaften von Emden verſchmachteten bald." [66]) Schien doch im Genuſſe eines fünfundzwanzigjährigen Friedens ſelbſt von den Batavern die uralte Seemannsluſt um 1740 gewichen; Krämerpolitik, im Beſitze unermeßlicher Reichthümer, eine verkehrte ariſtokratiſche Verfaſſung nach Abſchaffung der Statthalterwürde hatten Verluſt des politiſchen Anſehens der einſt ſchiedsrichterlichen Seemacht zur Folge; Hollands Orlogſchiffe faulten in den Häfen und wurden den Würmern zur Beute [67]), während Britanniens Marine ſich endlos vermehrte, und die Oſtindiſche Compagnie unter Lord Clive Kaiſerthümer mit fabelhaften Schätzen eroberte.

Der große Friedrich konnte nichts Halbes thun; aber ſeinen Zwecken dienten auch die kleinern Mittel, wenn er größere anzuwenden außer Stande war. So haben wir ein nicht ruhmloſes Seetreffen unter preußiſcher Flagge als bisher überſehenes Ereigniß des Siebenjährigen Krieges zu mel-

den; eine Parodie mehr auf die Geſunkenheit der Krone von Schweden, als auf Schiffskrieg überhaupt. — „Bald nach der Schlacht von Kollin (18. Juni 1757) befahl der König — gebeugt auch durch häusliche Trauer — am 16. Juli aus Leitmeritz dem pommerſchen Kammerpräſidenten von Aſchersleben mit dem Generalmajor von Manteuffel wegen der Beſchirmung von Wollin, Uſedom, der Swine und Divenow zu ſprechen, die von einem ſchwediſchen Geſchwader bedroht wurden, und inzwiſchen die Vertheidigung des Haffs mit erfahrenen Schiffern zu berathen. Aber erſt im Mai 1758 drang der Feldmarſchall Lehwald auf Ausrüſtung einiger flachen Fahrzeuge, und übertrug die Beſorgung dem Generallieutenannt Grafen von Dohna. So erging denn ein königlicher Kammerbefehl an den Kaufmann Daniel Schulz in Stettin, vier Galioten und vier Zeeſekähne (Fiſcherfahrzeuge auf dem Haff) auszuwählen und mit erfoderlichem Geſchütze zu verſehen. Dieſe Flotille that gute Dienſte und verhinderte das Eindringen feindlicher Schiffe in das Binnengewäſſer, bis ſie am 10. Sept. 1759 durch eine Windſtille und die ſchwediſche Uebermacht zu Grunde gerichtet ward. Sie lag am Repziner Haaken, zwiſchen Uckermünde und Neu-Warp, vor Anker, der rechte Flügel, beſtehend aus dem «Prinzen Heinrich», Capitain Brun, dem «Könige von Preußen», Capitain Schwarz, der Galeere «Jupiter», Capitain Funk, der Galeere «Merkur», Capitain Marquard; in der Mitte eine «Fregatte»; den linken Flügel bildeten der «Prinz Wilhelm», Capitain Braunſchweig, der «Prinz von Preußen», Capitain Likfeld, die Galeere «Mars», Capitain Hanſon, die Galeere «Neptun», Capitain Barkhan. Vier Bar-

kaſſen dienten zum zweiten Treffen. Da kam die ſchwediſche Flotte, vier große Galeeren mit 44 Rudern! zwei Bombardiergalliotten, acht halbe Galeeren, eine Jacht, ein Kranken- und ein Proviantſchiff nebſt 14 Espings, geführt vom Admiral Rudenſpaar angeſegelt; eine verhängnißvolle Zeit, kurz nach der Niederlage von Kunersdorf (12. Auguſt). Gleich nach 8 Uhr Morgens ward der preußiſche rechte Flügel durch zwei große und fünf halbe Galeeren und eine Bombardiergalliotte angegriffen und nach einigen Lagen das Treffen allgemein. Zwei Stunden kanonirte man, unter Anker vom Steuerbord; dann kappte, dem feindlichen Eindringen nicht mächtig genug, der rechte Flügel die Anker, um zu laviren. Das Schiff «Prinz von Preußen» zuerſt erobert und von den Schweden beſetzt, zwang durch ſein Feuer den ringsumſtellten «Mars» zur Ergebung, ſodaß nur der «König», «Prinz Heinrich» und «Prinz Wilhelm» noch unter Segel, die ganze ſchwediſche Flotte aufhielten, bis zuletzt der «König von Preußen», nach dem Verluſte der «Prinzen», und mit dem Geſchütz derſelben kanonirt, ſich fechtend eine Meile weit nach dem Horſt von Ziegenort zurückzog und, als der Wind ganz ſtille ward, das Steuer nicht mehr gebraucht werden konnte, auch er, nach 36 empfangenen Schüſſen, rings umſchloſſen, die Flagge ſtreichen mußte. Der ſieghafte ſchwediſche Admiral geſtand nach dem Gefecht, daß, wenn er die ſtarke Armirung der Schiffe gewußt hätte, er einen Angriff nicht gewagt haben würde. Die zwei ſchwediſchen Barkaſſen waren in Grund geſchoſſen; eine flog, in Brand gerathen, mit der Bemannung in die Luft! Die Schweden verloren 120 Todte." Dieſes Ereigniß, rühmlich

genug, entzog sich der öffentlichen Aufmerksamkeit unter der Fülle gleichzeitiger, dem Verlust von Dresden, dem Ueberfalle von Maxen, und blieb selbst den neuesten Geschichtschreibern unbekannt. „Bald rächte sich die preußische Flotille, erfocht über die Schweden einen vollkommenen Sieg und große Vortheile, weßhalb das Gouvernement in Stettin 500 Thaler Prämie unter das Schiffsvolk austheilen ließ.“ Doch lag noch im Mai 1762 die schwedische Armirung, eine Fregatte in der Mitte, beim „Bock“, dem westlichen Eingange des Haffs, in weitem Halbkreise aufgestellt, ohne verwegene Schiffer von der Durchfahrt abzuhalten: die preußische blieb müßig gegen Ende des Kriegs und ward dann zum Transport österreichischer Gefangener und von Ammunitionsstücken nach Königsberg benutzt. — Soweit unsere magern Nachrichten [68]); hinlänglich, daß Friedrich, wie er den Landkrieg gegen die Krone Schweden durch seinen Husarengeneral führen ließ, so die schwedische Flotte vermittels armirter Haffkähne entfernt hielt.

Ein treffliches Buch gibt uns anschauliche Bilder preußischen und überhaupt deutschen Seefahrerlebens aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: die Selbstbiographie Joachim Nettelbeck's von Kolberg [69]), jenes unvergleichlichen preußischen Bürgers nach altem Schlage. Geboren zu Kolberg im Jahr 1738, zeigte er durch sein langes, schicksalvolles Leben, welcher Kern zur Marine, welche Unerschrockenheit, welche Ausdauer, Geistesgegenwart und Geschicklichkeit, welche Ehrliebe in den Kauffahrern der baltischen Küste lag. Als Kind dachte Nettelbeck schon nichts Anderes, als ein Schiffer zu werden, erhitzte seine Phantasie an Erzählungen, studirte in einer

holländisch geschriebenen Anweisung die Steuermannskunst, floh von Amsterdam, wohin seine erste Fahrt ging, auf ein holländisches Schiff, um die weite Welt zu sehen (1751), überstand unsägliche Noth und Gefahren, nicht sowol auf preußischen Schiffen, denen das Weltmeer verschlossen blieb, als auf holländischen, traf überall deutsche Landsleute jenseit des Oceans, aber unter fremder Nationalität; die Furcht vor der Cantonpflichtigkeit hatte viel junges Volk auf die See getrieben. In unsern Städten fehlte es an unterrichteten Steuerleuten; manche konnten kaum lesen und schreiben! Nettelbeck war es, der im Jahr 1762 sich Nachts mitten durch die schwedische Flotille im Haff wagte, den Schüssen ihrer „Galleien" durch sein leichtes Segelschiff entging; jedes Jahr erweiterte seine Kenntniß, seinen Muth. Aber der Staat konnte einen so bewährten Mann nicht brauchen, oder setzte ihn in seinem Fache hinter großsprecherischen Fremdlingen zurück. So als im Jahr 1769 der Director jener neuen französischen Regie, Delatre, dem Könige gerathen, aus dem Ueberfluß seiner Wälder große Fregatten zu bauen und ausgerüstet an auswärtige Mächte zu verkaufen, ward Schiffer Nettelbeck als Capitain einer neuen Fregatte von 40 Kanonen, die ein französischer Meister im Mai 1770 vom Stapel ließ, des „Duc de Bevre", angestellt, mit der Erlaubniß „königliche Seeuniform, Säbel und Portepée" zu tragen; aber der „Admiral der preußischen Flagge", ein windiger, seeunkundiger Neffe des Herrn Delatre, verleidete bald dem ehrgeizigen, seiner bewußten Pommern das königliche Commando. Nettelbeck errichtete dann in Kolberg eine kleine Navigationsschule, segelte einmal wieder auf einem Holländer nach Afrika

auf den Sklavenhandel, und sah mit patriotischer Betrübniß das Fort Arim, wo der holländische Commandant, ein Deutscher, ihm noch sechs altbrandenburgische Geschütze auf der Batterie zeigte. Er erfuhr das Jammergeschick des letzten preußischen Gouverneurs vom Fort Friedrichsburg, der sich, um nicht in die Hand der Schwarzen zu fallen, freiwillig in die Luft sprengte [70]). Die Lust am englischen Seedienst büßte Nettelbeck (1774) schon auf einer Reise für immer ein, obgleich Lieutenant auf dem „Jupiter" von 64 Kanonen. Nach schlimmem Verlust eigener Schiffe bald Fischhändler, Bürger, Navigationslehrer, Schiffsvermesser, erwarb er im Jahr 1780 zuletzt als Führer eines preußischen Fahrzeugs unter neutraler Flagge nach Lissabon seinem Rheder hohen Gewinn; überall stand die Fahrt offen, nur nicht ins Mittelländische Meer, wegen Mangels an Türkenpässen [71]). Ein furchtbarer Schiffbruch (Mai 1783) machte den vielgeprüften Seemann zum kolberger Pfahlbürger, als welcher er jedoch, zu seinem Ruhme, zu Deutschlands Ermunterung, bethätigte, daß tüchtige, patriotische Schiffscapitaine, wie weiland die hansischen, in den gefährlichsten Lagen der Dinge voranständen (1807) [72]).

Wie wehrlos jeglicher Bedrückung durch fremde Mächte die ehemaligen hansischen Seestädte, jetzt „Hanseaten", preisgegeben waren, mußten Lübeck und Hamburg im Jahr 1762 wieder erfahren, indem beide, obgleich seit länger als 100 Jahren neutral, vom König Friedrich V. von Dänemark bei seiner Rüstung gegen des Zaren Peter III. Angriff gemishandelt, und so politisch unschuldig, zu schweren Summen gezwungen wurden. Jedem Stärkern war Alles gegen die Seestädte erlaubt.

Wunderbar ging jedoch Fortbildung des neuern Völkerrechts in Bezug auf Seehandel von Rußlands Selbſtherrſcherin aus, „die bewaffnete Neutralität". Seit der Aufhebung des barbariſchen Strandrechts hatten die Seeſtaaten jenen abſcheuwürdigen Grundſatz, welchem König Chriſtian I. von Dänemark im Jahr 1468 gegen Lübeck zuerſt Ausdruck geliehen: „Feindes Gut macht feinden Boden, feinder Boden macht feindes Gut", mit unüberbotenem Scharfſinn geübt, ungeachtet Holland ſchon auf den Utrechter Friedensverhandlungen die Beſtimmung ausgeſprochen: „Die Flagge deckt die Ladung, frei Schiff, frei Gut." Seit dem Ausbruche des nordamerikaniſchen Freiheitskampfes war von den betheiligten Seemächten neutraler Flagge nicht geſtattet worden, dem Feinde Waaren irgend einer Art zuzuführen. Da gelang dem ruſſiſchen Reichskanzler Grafen Panin, ſeiner eiteln, glanzſüchtigen Gebieterin, deren Flotte bereits im Jahr 1770 den Durchgang durch die Dardanellen verſucht, jene, der Civiliſation würdigen, Principien als die ihrigen unterzuſchieben, welche, in Katharina's Erklärung vom 28. Februar 1780 enthalten, die Jahrhunderte geübte ſyſtematiſche Seeräuberei zeitweiſe abſchafften [73]). Obgleich Preußen und Oeſterreich, ohne ein Kriegsſchiff, zur Aufrechterhaltung des neuen Princips nicht das Geringſte beitragen konnten, ſo wenig als ein anderer deutſcher Staat, erheiſchte doch ihr Vortheil den Beitritt beider, Deutſchlands Ohnmacht ſtellte ſich unter den Schutz der großmüthigen Herrſcherin des Nordens. Aber Grundſätze der Großmuth und Humanität fanden ſonſt im Staatsleben wenig Raum; König Friedrich, durch das ungeſegnetſte Werk des 18. Jahrhunderts, die Theilung

Polens (1772) auch im Beſitz Polniſch-Preußens, freilich ehemals (bis 1466) deutſchen Gebiets, gelangt, entbehrte ſchmerzlich die Seehandelsſtadt Danzig, welche Rußlands Misgunſt ihm nicht gönnte, und fing bald darauf an, als Oberherr der Abtei von Oliva den Hafen von Neufahrwaſſer ſich zueignend, jenen vereinſamten, bedrängten Freiſtaat auf alle erſinnliche unedle Weiſe das Recht des Stärkern empfinden zu laſſen, bis die zweite Theilung im Jahr 1793 die weiland Seekönigin an der Weichſel dem preußiſchen Scepter unmittelbar unterwarf. Noch im Jahr 1757 hatte Danzig eine Rhederei von 73 Schiffen, im Jahr 1839 von nur 59.

War Gewaltſinn und Neid überall an der Ordnung, wo es galt, Deutſchlands Handels- und Marineintereſſen zu unterdrücken, ſo durfte am wenigſten Joſeph's II., des haſtigen Reformators verjährter Unbilden, wohlthätiger Plan, die ſchimpfliche Scheldeſperre aufzuheben, um das Recht der Vernunft und Natur ſeinen Niederlanden zu erkämpfen, der Anfeindung und Vereitlung entgehen. Holland und England hatten ſeinen Großvater gezwungen, Oſtendes und Trieſts Seeverkehr zu feſſeln; jetzt nun, als die Generalſtaaten an Macht und Wohlſtand geſunken, glaubte der junge Herrſcher, raſch dreinfahrend, wo er das Gute auf ſeiner Seite erkannte, die Stunde gekommen, jenes Joch zu ſprengen. Er foderte am 23. Auguſt 1784 die Eröffnung der Schelde peremtoriſch, um Antwerpens öden Hafen wieder zu beleben; aber der Generalſtaaten kriegeriſches Bewußtſein war durch die Ereigniſſe des letzten Kriegs wieder etwas gehoben. Wegen unklug zögernder Erklärung von der bewaffneten Neutralität ausgeſchloſſen und von England bekriegt (20. De-

cember 1780), hatten sie bis Ende Januar 1781 schon 200 Kauffahrer verloren, ihre Colonien auf Amerikas Festlande sowie ihre Niederlassungen in Ostindien eingebüßt, ohne dem Bundesgenossen, Frankreich, in jenen furchtbaren Seeschlachten in Westindiens Gewässern Beistand leisten zu können, welche die französische Flotte zu den glanzvollsten Thaten ihrer Seeannalen rechnet. Sogar in der Ostsee sich zu behaupten, hinderte der politische Zwiespalt daheim und die mangelhafte Flottenausrüstung; nur die altbatavische Tapferkeit des Admirals Cornelius Zoutmann und Jan Hendrik's von Kinsbergen hatte im Kattegat bei Doggersbank (5. August 1782) in dem wüthendsten Seegefecht die Ehre ihrer Flagge gegen Admiral Hyde-Parker bewahrt. Ruhmvoller, wenn auch nicht siegreicher, waren die Thaten der französischen Flotte unter de Grasse zwischen den Kleinen Antillen gegen Sir George Rodney gewesen (April 1782); auch Gibraltars Belagerung, von Frankreichs und Spaniens Seemacht begonnen, und verewigt durch Elliot's Vernichtung der schwimmenden Batterien — dieselbe Kriegskunst, welche, nach Maßstab der Zeit, die alten Hansen schon im Jahr 1428 vor Kopenhagen versucht —, durfte nicht Hollands Mitwirkung aufweisen; indessen hatten die Friedensschlüsse von Versailles und Paris (3. Sept. 1783) den holländischen Volksgeist, wenn auch nicht befriedigt, doch in Aufregung erhalten. Als nun die kaiserliche Brigantine Ludwig im October 1784 die Schelde hinabfahren wollte, nöthigten die Holländer, auch ermuthigt durch Rückhalt auf Frankreich, durch ihr Feuern von Saftingen aus das kaiserliche Schiff zur Rückkehr nach Antwerpen. Frankreichs diplomatische Ränke, Jo-

ſeph's unbeſonnenes Verfahren und anderweitige Verwickelungen brachten ihn endlich dahin, im November 1785 ſein natur- und vernunftgemäßes Recht gegen eine Geldſumme abfertigen zu laſſen [74]).

Bei ſolchem Unſegen aller Art und gänzlicher Nichtigkeit irgend eines Anſpruchs Deutſchlands auf die Vortheile ſeiner Lage, bei der Unmöglichkeit, ein Nationalbedürfniß zu befriedigen, blieben doch immer Deutſche in fremder Dienſtbarkeit ausgezeichnet auch im Seekriege. War das einſt ſo ſeemächtige Reich der Deutſchen im 18. Jahrhundert ſo ſchmählich verarmt, daß der Kaiſer nicht einmal die Ströme ſeiner Erblande vom Joche kleiner Nachbarn freimachen durfte, und an Deutſchland, wie zum Hohn, die Auffoderung erging, ohne ein Wehrſchiff der bewaffneten Neutralität beizutreten: ſo konnten ſelbſt die erſten Seeſtaaten auf ihren Flotten deutſcher Männer nicht entbehren. Ueber den engliſchen Admiral Kempenfeld, unbezweifelten deutſchen Urſprungs und Siegsgefährten Sir George Rodney's, wiſſen wir nicht Näheres; auch Johann Heinrich von Kinsbergen, zu Doesburg in Geldern geboren, ausgezeichnet in den ruſſiſchen Siegstagen von Tſchesme und Theilnehmer der Ehren Zoutmanns bei Doggersbank, wollen wir den Holländern laſſen, da die Nationalität politiſch ſchwankt; dagegen eignen wir uns die Helden des ruſſiſch-türkiſchen Krieges von 1787—91 und des gleichzeitigen ſchwediſch-ruſſiſchen mit Recht an. Karl Heinrich Nikolaus Otto Prinz von Naſſau-Siegen, aus dem katholiſchen Zweige des Hauſes, welcher wegen der Misheirath Emanuel Ignaz' mit Mademoiſelle de Nesle nicht als echt anerkannt wurde, geboren zu Paris im Jahr 1745 und dort erzogen,

diente, ſich ſelbſt ſeine Bahn zu ſchaffen, als Freiwilliger vom 14. Jahre an der Krone Frankreich, verließ ſie als Rittmeiſter und Flügeladjutant eines Marſchalls, und entſagte, um die Welt zu ſehen, dem Genuß und den Lebensfreuden der Hauptſtadt, indem er den Herrn von Bougainville, den erſten franzöſiſchen Weltumſegler, auf ſeiner Reiſe begleitete (1766—69). Ein ritterlicher Sonderling, von wüſt-romantiſchen Sitten, wagte er oft ſein Leben in Aſien und Afrika an den Kampf mit wilden Thieren, entſchädigte ſich dann wieder in der Liebe einer Königin von Otaheiti, und kehrte nach vielen Abenteuern nach Frankreich zurück, wo er als Oberſt ein franzöſiſches Infanterieregiment und eins deutſcher Reiterei führte. Wegen ſeines heitern Muthes und leicht reizbaren Ehrgefühls als deutſcher Fürſt in unzählige Ehrenhändel verflochten, ein wunderlich gemiſchter Charakter, bizarr, verſchwenderiſch, feſt im Willen, und doch wieder leichtſinnig und verſöhnlich — ſo lernten ihn der ältere Graf von Ségur und der Prinz von Ligne kennen —, von kaltem Aeußern, und doch bei jedem Worte auffahrend, dann wieder vorurtheilsfrei und ſanftmüthig, verließ er, ſo leidenſchaftlich Vergnügungen und den Weibern ergeben, beim erſten Trompetenſtoße oder dem entfernteſten Kriegsgerüchte ohne Bedauern ſeinen Lieblingsaufenthalt Paris. Im Jahr 1779 verſuchte er vergeblich den Engländern die Inſel Jerſey zu nehmen; darauf finden wir ihn im amerikaniſchen Kriege als Schiffscapitain der Krone Spanien; vor Gibraltar ficht er auf einer ſchwimmenden Batterie und rettet ſich, halb verbrannt und halb erſäuft als der Letzte durch Schwimmen. Als Generalmajor und Grande erſter Claſſe, auch als deutſcher, jedoch land-

loser Fürst anerkannt, abenteuert er nach Polen, gründet sein Vermögen neu durch eine Heirath mit eines reichen Woywoden Tochter, und wird durch Ségur, seinen geschworenen Bruder, der Kaiserin Katharina empfohlen, die ihm erlaubt, die Erzeugnisse seiner Domainen in Polen unter russischer Flagge ins Schwarze Meer zu verschiffen, und ihm ein Gut in der Krim schenkt. So begleitet er die Selbstherrscherin auf der berühmten Fahrt den Dniepr hinab, erwirbt die Achtung und das Vertrauen Potemkin's, wird ein Russe und empfängt als Viceadmiral im Jahr 1788 den Befehl über die Ruderflotte auf dem Schwarzen Meer, 65 Galeeren, zum Theil jene eleganten Fahrzeuge, die der Reise der Kaiserin dienten und von Potemkin eilig gegen die Türken ausgerüstet waren. Die russische Segelflotte führt der Contreadmiral Paul Jones, namhaft als glücklicher Freibeuter im amerikanischen Kriege. Obgleich nicht systematisch zum Seemann gebildet, entspricht der Prinz von Nassau den kühnsten Erwartungen seiner Gönner. Bei der Belagerung von Oczakow, welche der Kapudan-Pascha, der tapfere Hassan mit einer starken Flotte von 66 Segeln zu verhindern suchte, gewinnt er am 7./18. Juni die ersten Lorbern, indem er ohne Mitwirkung der Linienschiffe die türkische Ruderflotille zum Weichen zwingt; am 16./27. Juni steuert der Türke mit seiner ganzen Macht den Liman, das enge Gewässer am Ausfluß des Dniepr, aufwärts, um die Scharte auszuwetzen. Aber der Prinz sucht den überlegenen Feind vor der Tagesdämmerung (17./28. Juni) auf, ein großes Schiff und selbst der Admiral gerathen nach dem ersten Feuer auf den Grund; schon erklettern, auf Nassau's Geheiß, unter

heftigem Feuer die Kosacken des Schwarzen Meeres, seine Matrosen, die großen, feindlichen Dreidecker, als dieselben, in Brand gerathen, zur schleunigen Flucht nöthigen und in furchtbarer Explosion in die Luft fliegen. Vollständig bleibt der Sieg den Russen: während der weißbärtige Hassan-Pascha unter dem Gefechte mitten im heftigsten Feuer auf seinem Kirlangitsch zwischen den Schiffen umfuhr und seine Befehle austheilte, sah man den Prinzen von Nassau ebenso kaltblütig auf seiner Schaluppe unter dem Kugelregen manoeuvriren. Noch blutiger war die Nacht; Hassan, auf seinen Standort vor Oczakow zurückgekehrt, gedachte in der Dunkelheit aufs hohe Meer hinaus sich zu retten; aber Suworow's Batterie, auf der Landspitze von Kinburn errichtet, eröffnete ein mörderisches Feuer auf die im Mondschein Vorüberseglenden. Der Russe schrieb dem Prinzen in seiner bekannten Weise: „Unüberwindlicher Doria, es ist Zeit, den Nachfolger Barbarossa's gefangenzunehmen", worauf Nassau sogleich mit der Morgendämmerung unter dem Feuer von Oczakow und der dortigen Flotille herbeieilte, ohne Unterstützung des Amerikaners Paul Jones, der ihm vielmehr vom tollkühnen Unternehmen abrieth, mit Galeeren und platten Fahrzeugen ein starkes Geschwader hochbordiger Linienschiffe von 74 Kanonen anzugreifen. „Keineswegs", erwiderte der Prinz; „jenen Kolossen fehlt die Seele, ihren Geschützen die Kunst. Sie verstehen nicht zu zielen und schießen in die Luft. Unter einem Gewölbe von Feuer, das uns wenig schaden wird, gehen wir auf sie los und werden sie vernichten." Und so geschah es. Kühn näherten die kleinen Fahrzeuge sich den größten Linienschiffen und Fregatten, gewannen, unter

dem Feuer weg, ihren Bord und entfernten ſich haſtig mit Gefangenen und Koſtbarkeiten, ehe dieſelben, von den Flammen erfaßt, aufflogen. Ueberall leitete Naſſau das Gefecht, welches unter furchtbarem Verluſt der Türken mit dem Auffliegen des letzten Schiffs um Mittag endete. Was von der türkiſchen Flotte entkam, befand ſich im traurigſten Zuſtande; der Reſt der Ruderflotille ward unter Oczakows Wällen am 1./12. Juli vollends durch den Prinzen zerſtört. So erfüllte ſich freudig, was der Fürſt von Besborodko bei Eröffnung des Kriegs ſcherzhaft in Petersburg geäußert: „es müßte wunderbar zugehen, wenn bei vier ſo lebhaften Köpfen, als Naſſau, Paul Jones, Suworow und Haſſan-Paſcha, nicht bald wichtige Dinge geſchähen.“ Niemand jubelte aber mehr über die Thaten ſeines Freundes als der Prinz von Ligne. Dennoch fiel die Türkenfeſte erſt, als der Kapudan-Paſcha beim Beginn der ſtürmiſchen Jahreszeit ſich aus dem Meere entfernt hatte: denn Potemkin, der ruſſiſche Oberfeldherr, zögerte mit den äußerſten Maßregeln, zum Misfallen Naſſau's und des ſchonungsloſen Suworow. Bei einem feindlichen Ausfalle 18./29. Auguſt rettete Naſſau durch das geſchickt angebrachte Feuer ſeiner Kanonenböte den bedrängten Prinzen von Anhalt-Bernburg, ohne Geheiß Potemkin's, bei dem er ſich ironiſch entſchuldigte, die Türken ohne Befehl zum Rückzuge genöthigt zu haben. Ungeachtet der Fürſt in lebhaften Ausdrücken den Viceadmiral als Retter pries, runzelte Potemkin die Stirn, unzufrieden über die Regſamkeit Naſſau's, der bald darauf mit dem ſtolzen Gönner brach. Dieſen zum Sturm zu bewegen, hatte er keck geäußert: „falls man ihm die Oberleitung übertrüge, wolle er bald

eine solche Bresche legen, daß ein ganzes Regiment zugleich hineinmarschiren könne." Als Potemkin fragte: wie viel Breschen er denn vor Gibraltar gelegt? verdroß diese Stichelei den Prinzen so höchlich, daß er, voll Klage, beim Hofe seine Zurückberufung verlangte. So ward der Held des Liman zu wechselndem Geschick in den Finnischen Meerbusen versetzt, um „Deutschen unter undeutscher Flagge zu befehlen". [75])

Haben wir leider noch immer nichts von ruhmvollen deutschen Seetreffen für deutsches Gemeinwohl oder deutsche Ehre zu berichten, so bleibt uns doch zu erzählen, was deutsche Männer auf deutschen Schiffen, aber für fremde Nationen, gleichzeitig auch auf unserm baltischen Meere verrichteten. König Gustav III. von Schweden hatte im Jahr 1788 einen Krieg gegen Katharina eröffnet, dessen Kanonendonner die Zarin in ihren Palästen zu Petersburg erbangen machte. Der Aufruhr der eingeborenen Obersten hatte das gehoffte Glück des ersten Jahres vereitelt; treu und mit liebender Hingebung fochten für den verrathenen Herrscher nur seine deutschen Diener, die vornehmsten Befehlshaber des Heeres und der Flotte. Meierfeld, Platen und der ältere Stedingk, Pommern und Rüganer, führten die Hauptabtheilungen des Landheeres; der jüngere Stedingk war schon vor dem vierzigsten Jahre Admiral der kleinen oder der Scheerenflotte. Der Vater jenes merkwürdigen Brüderpaares, ein alter preußischer Major aus des Feldmarschalls Schwerin harter Schule, dessen Adjutant er gewesen und dessen natürliche Tochter er geheirathet, saß auf einem kleinen Gute bei Wolgast und hatte die Söhne streng soldatisch erzogen. Der ältere dieser Heldenenkel focht

unter Rochambeau und Lafayette für die Freiheit der Amerikaner zu Lande; der jüngere war als Seeoffizier in jener blutigen Seeſchlacht zwiſchen den Kleinen Antillen, wo Sir George Rodney die Flotte des Grafen de Graſſe zerſtörte, der einzige, unverwundete Offizier auf dem Admiralſchiffe „Ville de Paris“ [76]), welcher bei der Uebergabe dem Sieger den Degen überreichen konnte. Das Jahr 1789 ſah die furchtbarſte Anſtrengung beider kämpfenden Nationen zur See und zu Lande; kühn ſegelte und ſchlug ſich König Guſtav bis in die Mündung des Kimen und fand als Admiral der ruſſiſchen Scheerenflotte den Prinzen von Naſſau vor ſich, den er in Spanien und Frankreich geſehen und für ſeinen Dienſt zu gewinnen gehofft hatte. Doch war der deutſche Fürſt, ſeit ſeinem Abſchiede von Potemkin mit wichtigen diplomatiſchen Sendungen von der Kaiſerin betraut, dem Doppeladler treugeblieben. Die erſte ritterliche Begegnung 24. Auguſt 1789 unweit Rogenſalm hatte Guſtav's Erwartung ſchlimm für ihn ſelbſt gerechtfertigt; die ruſſiſche Scheerenflotte brachte die ſchwediſche Flotte zum Weichen und Naſſau gewann ſelbſt das Admiralſchiff mit mehren Linienſchiffen. Auch am 1. September erlitt die ſchwediſche Scheerenflotte gleichen Verluſt bei Högfors. Misgelaunt über das Erfahrene ließ der König, allen chevalereskeu Gleichmuth vergeſſend, gegen den ruſſiſchen Schlachtbericht einen andern veröffentlichen, der ſeine Einbuße verkleinerte; worauf der Prinz unter dem 20. September 1789 einen beißenden Brief an die Majeſtät ſchrieb und deren Darſtellung der Ereigniſſe unehrerbietig Lügen ſtrafte. Noch war, alles vergoſſenen Blutes ungeachtet, für die Wendung des Kampfes nichts gethan. Aber mit dem

erſten Frühling im Jahr 1790, ſobald die Häfen vom Eiſe frei, maßen ſich die beiderſeitigen Streitkräfte in rieſig entſcheidender Weiſe. Mit dem Vorſatz, die Kaiſerin in ihrer Reſidenz zu ſchrecken, drang die ſchwediſche große und kleine Flotte mit 2000 Kanonen am Bord bis in die Nähe von Wiborg und landete ein Heer neun Meilen von Petersburg; doch des Herzogs Karl von Södermanland, des Großadmirals, Misgeſchick gab den Ruſſen Gelegenheit, ihre beiden Flotten zu vereinigen (6. Juni), worauf der König, wider den Rath der Flottenführer, beſonders des freimüthigen Stedingk, der mit ſeinem kleinen Schnellſegler „Toka" (die Närrin) nicht in die Falle gehen wollte, ſeine geſammte Schiffsmacht zwiſchen den Scheeren und Inſeln in die Bucht hineinzog und ſich plötzlich durch die große ruſſiſche Flotte wie in einen Sack eingeſperrt fand. Drei Wochen eng eingeſchloſſen, ohne daß ein günſtiger Wind die umlagernden Ruſſen vertrieb, ſprachen Kleinmüthige bereits von Ergebung; der König aber und ſein herzhafter Stedingk faßten den kühnen Gedanken, ſich den Weg mit Gewalt zu öffnen. Stedingk, nach ſeinem Erbieten, mit ein Paar Brandern den Ausgang zu erzwingen, ſegelte, in Begleitung leichter Schiffe, voran (3. Juli); aber der Wind jagte die Brander auf die eigenen Schiffe zurück, die bald in Flammen ſtanden, oder auf den Strand liefen, während die Scheerenflotte Naſſau's und die Segelflotte Tſchitſchakow's ihre Schlacht mörderiſch begannen. Gleichwol brachten der König in leichter, fliegender Schaluppe, und Stedingk im heißeſten Feuer voran, den größten Theil der Flotte und des Heeres glücklich durch, wenn auch mit Einbuße von 7 Linienſchiffen, 3 Fregatten

über 30 Galeeren- und Kanonenböten und 6—7000 Mann. Bei beſſerm Einverſtändniſſe der ruſſiſchen Admirale, und — geſtehen wir es — wäre der Prinz von Naſſau ein ſo eingeſchulter, kalt überlegender Seetaktiker als heiß-tapferer Ritter geweſen, mußte die ganze ſchwediſche Macht im Wiborgsſunde vernichtet werden. Dieſe hatte in die geſchützte Bucht von Svenskſund ſich begeben, der König entſchloſſen, an Schwedens Grenze Sieg oder Grab zu finden. Ohne an Wegſegeln oder ſichere Häfen zu denken, rüſtete man zur Schlacht, als der Prinz von Naſſau am 8. Juli mit ſeiner Flagge vor den Klippen erſchien. Mit zuverſichtlicher Kühnheit am 9. Juli ſein ermüdetes Schiffsvolk zum Angriff ſpornend, ſah der Sieger vom Liman ſeinen Stern erbleichen; bis zum Vormittag des 10. Juli ward von beiden Seiten mit beiſpielloſer Wuth gefochten. Naſſau's Verwegenheit, zumal bei ungünſtigem Winde, zahlte ſchwere Buße: faſt die ganze Scheerenflotte mit 8000 Gefangenen und 5000 Todten ging verloren. Stedingk focht wie bei Wiborg; aber des Oberſten Kronſtedt Abtheilung, die aus in Pommern gebauten und mit ſtralſundiſchen, barthiſchen, darſiſchen Matroſen bemannten Schiffen und Kanonenböten beſtand, gewann in dieſem herrlichen Kampfe den Siegesnamen. Jene pommerſche Halbinſel Dars iſt berühmt durch ihre kühnen und ſchönen Schiffer und Matroſen; Moritz Arndt ſah noch im Jahr 1817 drei ſolcher Matroſen mit engliſchen Ehrenzeichen der Schlacht von Trafalgar an der Bruſt; zwei derſelben hatten auf Nelſon's Victory gedient. Solche deutſche Männer halfen der Krone Schweden, der anmaßlichen Herrin der Oſtſee, den ehrenvollen Frieden von Werelä (14. Auguſt

1790) erfechten; aber Nassau's Ruhm welkte hin, obgleich sein Selbstvertrauen durch die Niederlage nicht gebrochen war und er der Kaiserin schrieb: er habe das Unglück gehabt gegen die Elemente, die Schweden und die Russen — die Neider seines Glücks — gleichzeitig kämpfen zu müssen. Der Rest seines Abenteurerlebens war widerspruchsvollen Bestrebungen gewidmet; er starb im Jahr 1805 [77]). Wie Würdiges hätten nicht Männer wie Stedingk, Nassau, sobald er gelernt, seinen unbesonnenen Muth zu zügeln, gebietend über deutsche zahlreiche Schiffscapitaine wie Nettelbeck, Steuerleute und Matrosen auf fremden Flotten und Kauffahrern, die sich aneinander zur Kriegsmarine ausbilden konnten, für eine große, nationale Sache geleistet!

Die Französische Revolution brach das Band, welches die Entwickelung vieler Völker gehemmt hatte, und auch die morsche deutsche Reichsverfassung; die Scheldemündung und Antwerpen wurden wenigstens ihrer holländischen Fesseln erledigt, als Pichegru die zwieträchtigen Generalstaaten (Winter 1794—95) eroberte und in die Batavische Republik verwandelte; aber Colonien und Schiffe gingen an die Engländer verloren und wurden durch die Schlacht von Trafalgar vollends eingebüßt (1805). So endete die Seemacht des deutschen Niederlands; die Küste der Osterlinge, die Hanseaten allein, streng neutral geblieben, durften sich ungestört noch eines einträglichen Zwischenhandels erfreuen. Aber die Dinge änderten sich bald nach dem Frieden von Luneville und Amiens (1802). Die Mündungen der Elbe, Weser und Ems wurden gesperrt, die wohlthätigen Satzungen der bewaffneten Seeneutralität von 1780 umgestoßen, und als Friedrich

Wilhelm III. im verhängnißvollen Jahre 1805 aus Napoleon's Hand Hannover hingenommen, büßte auch Preußen durch die erbitterten Briten ſeinen blühenden Oſtſeehandel ein. Der Friede zu Tilſit (9. Juli 1807) trennte Preußen von der Nordſee, von Oſtfriesland, das es 33 Jahre ohne Frommen der deutſchen Seemacht beſeſſen; Kolberg, wiewol ohne Kriegsſchiffe, hatte nur durch das Wagniß ſeefahrtkundiger Bürger, wie Nettelbeck's, ſich vor der Schmach der Ergebung bewahren können. Das Decret Napoleon's von Berlin (19. November 1806), 12 Tage nach Lübecks unverſchuldeter Heimſuchung, war das erſte Glied der gewaltigen Kette, mit welcher des Kaiſers Rieſengeiſt der angemaßten Meeresherrſchaft zu widerſtehen gedachte. Die Erklärung der engliſchen Admiralität vom 7. Januar 1807, welche allen Schiffen, die aus einem von Frankreich beſetzten Hafen kämen, das Einlaufen in engliſche Häfen verbot, machte die See von ehrlicher Schiffahrt leer; das Edict von Trianon (5. Auguſt 1810) unterſagte jeden Verkehr mit England und deſſen Pflanzörtern, und die unfreiwillige Nachgiebigkeit Preußens in die Feſtlandsſperre, die Einverleibung Hollands (Juli 1810), der Gebiete an den Mündungen der Ems, Weſer, Elbe und Trave in das Kaiſerreich (December 1810), franzöſiſche Herrſchaft auch über die altfreien hanſiſchen Schweſtern ſchloß den Ring der Ueberwältigung. Es gab keinen Fuß breit freier deutſcher Küſte mehr!

Und hier nun legen wir die Feder nieder, nachdem wir berichtet, wie der Kreislauf von faſt zwei Jahrtauſenden die Anwohner der Oder, Elbe, Weſer und des Rheins wieder zurückgeführt habe auf den Stromnachen,

„cavatum ex materia alveum“, die einzige bei ihnen gebräuchliche Art von Fahrzeugen, die einſt auf der Elbe Auguſt's Stiefſohn, Tiberius, begegnete. Vierzig Jahre ſind, ſeit Napoleon's Reich bis an die Oſtſee, aber nicht in die Oſtſee, ſich erſtreckte, dahingeſchwunden; was Jahrhunderte verſäumt haben, konnte in ſo kurzer Friſt nicht wiedergutgemacht werden, obgleich inzwiſchen auch Großbritanniens Herrſchaft vom deutſchen Boden gewichen iſt und die deutſchen Guelfen, mit geringer Unterbrechung, vom Dollart und Oſtfriesland, Preußens entfremdetem Kleinode, bis nach Hamburg gebieten. Daß aber in anderthalb Menſchenalter gar nichts geſchehen ſei, um Deutſchland in ſein unverjährtes Recht auf einen Seeſtaat herzuſtellen, iſt eine Wahrheit, deren Schilderung der zeitgenoſſiſche Leſer uns gern überhebt.

Was Oeſterreich in Trieſt und Venedig für ſeine Flotte und ſeinen Handel gethan, diente ſeiner Ehre und Wohlfahrt allein, und bildete mehr Italiener und Slavonier zum Seeweſen aus als Deutſche. Wiederholt erhoben ſich in Norddeutſchland mahnende, vorwurfsvolle Stimmen über ſo ſchmachvolle Selbſtvernachläſſigung; Dichter phantaſirten und träumten mit Beifall von einer deutſchen Flotte, und wackere, einſichtsvolle Männer, wie Andreſen Siemens, der Schiffbauer in Hamburg, ließen es an patriotiſchen Vorſchlägen nicht mangeln. Der Sundzoll, als unerträgliche Feſſel des baltiſchen Verkehrs, wies ſchon von der Schleswigſchen Frage auf die einzige Löſung durch die Waffen hin; aber unbeachtet blieb Siemens' wohlgemeinter Plan, die Regierungen möchten durch Beiträge, Erlaß von Gebühren und Hafenabgaben, den Bau von ſtarken, hohen

Kauffahrteiſchiffen begünſtigen, welche im Fall der Noth in Kriegsfahrzeuge umgewandelt werden könnten. So kamen die ernſten Tage des Jahres 1848! Wie brennt die Beſchämung in A. Duckwitz's Geſtändniſſen, des mit den Marineangelegenheiten betrauten weiland Reichshandelsminiſters, die der ehrenhaft ſtrebſame Mann in ſeiner Schrift vom Jahr 1849 niederlegte! Es fehlte an Schiffen, an Schiffsbauern, an Schiffsführern, ſogar an Perſonal zur Bildung eines Marinedepartements, oder ſchien an Allem zu fehlen. Mühſam wurden aus fremden Seeſtaaten fähige Männer, wenige geborene Deutſche, gelockt; für theures Geld jenſeits des Oceans unzuverläſſige Aushülfe erkauft; der öſterreichiſche Admiral Sourdeau, dem die „Centralgewalt" die Oberleitung der Reichsmarine zugedacht, beantwortete nicht einmal den Antrag! — Schweigen wir, wie es weiter erging, wie es jetzt ſteht. — Am genügendſten erſcheint die „Verordnung betreffend die Uniformirung der Offiziere und Mannſchaften der Reichsmarine"; Schnitt des Kragens, Zahl der Knöpfe, Breite der Treſſen als Kennzeichen des Ranges, und dergleichen wichtige Dinge ſind mit gebührender Gründlichkeit erörtert; auch der Strafcodex vollzogen, welcher bei unerläßlicher Schärfe — gelobt werde Lobwerthes — menſchenwürdigen Geiſt athmet, der Verantwortlichkeit der Offiziere enge Grenzen ſteckte [78]).

Wir ſind noch das ärmſte reiche Volk unter der Sonne, wie jene Witwe des einſt unermeßlich reichen hanſiſchen Kaufherrn, die an der Kirchthüre im ſilbernen Becken Almoſen für die „arme reiche Frau" ſammelte. Wir haben Eiſen und Kupfer in unſern Bergwerken, hochgewipfelte Tannen im Schwarzwald, die als Maſtbäume und Stangen

jährlich nach Holland hinunterſchwimmen. Wir haben in den Oſtſeeprovinzen rieſige Eichen zu Kielen und Planken und knorriges Krummholz zu Schiffsrippen in Fülle, die alljährlich ſelbſt in den Norden ausgeführt werden. Hanf gedeiht bei uns in Menge zu Tauwerk und Segel. Wir haben lernbegierige Schiffsbaumeiſter und Zimmerer, Anker- und Kettenſchmiede, Stückgießer. Wir haben vom Samlande bis nach Oſtfriesland ein zahlloſes Fiſcher- und Schiffervolk, breit von Bruſt und Schultern, markvollen Knochen, ſcharfen Auges; Piloten, deren wettergebräuntes Geſicht trotzig in den Sturm blickt, und die die Pfade des Meeres, ſeine Tiefen überall kennen. Wir haben geſchützkundige Meiſter, Soldaten, die den Tod nicht ſcheuen, mehr als wir brauchen; entſchloſſene, unerſchrockene Schiffsführer. Wir haben die Wiſſenſchaft, welche die Sternenbahnen mißt und die geheimen Geſetze der Natur ergründet, und — dennoch kein Kriegsſchiff, um einen übermüthigen, kleinen Nachbar hinter ſeinen ſchmalen Belten aufzuſuchen und, unter dem weiten Himmelsgewölbe, kein Fleckchen freien Landes zur Aufnahme darbender, fleißiger Menge!

Täuſcht uns unſere Prüfung alter Geſchichten und der deutſchen Volksnatur nicht, ſo bleibt nur ein Mittel, aber ein wie unerreichbares! um jeder Seemacht der Welt gewachſen zu ſein: ſtarke Territorialeinheit an unſern Meeren, durchdrungen von ſtolzem demokratiſchen Geiſte.

Anmerkungen.

1) S. die hiſtoriſche Unterſuchung bei Hüllmann, Städteweſen des Mittelalters (Bonn 1826), I, 123. Prescott, Geſchichte Ferdinand's und Iſabellens (Leipzig 1847), I, 498. Treatise of naval architecture by A. F. Creuze (Edinburgh 1841, 4.), 9. Nach Ramuſio bei Hüllmann a. a. O., 125, ſoll der Gebrauch des Compaß in der Nordſee ſich ſchon um 1380 finden.

2) So ſagt ſchon Lodov. Guicciardini in ſeiner Descrittione di tutti Paese bassi, altrimenti detti Germania inferiore (Anversa 1588, Fol.), 4, allein auf Holland blickend: „Sieno stati autori di dare i nomi a' venti tali quali hoggi di si veggono con le medesime voci e termini osservate da tutte le nationi, che gli Italiani chiamano Oltramontane."

3) S. über M. Behaim: Diplomatiſche Geſchichte M. Behaim's. Aus Originalurkunden, von C. G. von Murr. 2. Aufl. Gotha 1801.

4) Sartorius, Urkundliche Geſchichte der deutſchen Hanſa, III, 446 fg.

5) Guicciardini, 111.

6) Fugger, Spiegel der Ehren des Erzhauſes Oeſtreich, 1259. Peutinger, De German. Sermones etc. Schard., Scr. R. Germ., I, 229.

7) Weſſel's Leben, hinter B. Saſtrowen's Lebenslauf, III, 273.

8) Bei dem Widerſpruche der deutſchen Nachrichten in M. Crusii Suevic. annal., XI, c. 3, 4, — in Gassari Chronic. August. bei Mencken, Scr. Rer. Germ., I, — H. Benſon in der Histor. Nov. Orb., c. 25, und der parteiiſchen, unkritiſchen Darſtellung W. Robertſon's (History of America) ſind wir überwiegend Anton. de Herreras' (des Präſidenten des Indiſchen Rathes) Descriptio Ind. occidental. (Amst. 1627, Fol.), II, c. 19, gefolgt. Der deutſchen Geſchichte der Abenteuer N. Federmann's

vom 2. Oct. 1529 bis zum 31. Aug. 1532, von seinem Verwandten Joh. Kißhaber aus Ulm im J. 1555 herausgegeben, haben wir nicht habhaft werden können. S. auch Marci Velseri Biographie von Ch. Arnold, vor dessen Ausgabe der Opp. M. Velseri (Norimb. 1682, Fol.), 23 sqq.

9) S. über den dänischen Krieg Dahlmann, Geschichte von Dänemark, III, 305—308, und Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern, IV, 2, 73—80. Becker, Geschichte von Lübeck, I, 486 fg.

10) Im J. 1494 waren auf dem Hansetage zu Bremen noch 72 Städte vertreten.

11) Balthasar Russowen, Nye Lyfflendische Chronica (Rostock 1578, 12.), 51.

12) Abbildung hinter Creuze, Nr. 448.

13) Willebrandt, Vorbereitung zur hanseatischen Chronik, 124.

14) Bug, Biegung, nicht vom englischen Bow; Spreet heißt Stange im Allgemeinen, so noch am Bauerwagen der Verbindungsbaum des vordern und hintern Theiles.

15) D. Chytraei Saxonia (Lips. s. a., Fol.), 197.

16) Sartorius, III, 446 fg.

17) Jürgen Wullenweber von Lübeck, oder die Bürgermeisterfehde, im Historischen Taschenbuch, erste F., 6. Jahrg. Vergl. damit L. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, III, 565 fg.

18) Regkmann, der tapfere Bergenfahrer aus Lübeck. Lübeckische Chronik (1619, Fol.), 118. Der Däne sprach: „Wir geben der kaiserlichen Stadt Lübeck das Reich und die Stadt auf, nicht dem Schelmen Gustav Erikson, der da steht!"

19) Abgedruckt bei Regkmann, 125 fg. Auch anziehend der deutschen Seemannssprache wegen. Der hohe Schanzkasten auf dem Piratenschiffe heißt „Kobrügge" (Kuhbrücke; 126); Bugspriet, aber auch Volyne (Bowline). Der Schiffsführer gibt „syppelnd" Zeichen (wol aus dem englischen to whistle, pfeifen).

20) S. die Bestätigung dieser Ansicht bei Ranke, a. a. O., 576.

21) Gert Korbmacher's, des Augenzeugen, eigenhändiges Schiffstagebuch (Regkmann, 191—204), voll wichtiger Beiträge über Schiffahrts- und Seekriegskunde.

22) S. außer unſerer Monographie Ranke's Anhang, VI, 266—279, die Urgichten enthaltend.

23) So Ranke, IV, 13. Robertson, The hist. of the Emp. Charl. V (Lond. 1798), III, erzählt dagegen nach Heraei Annal. Brabant.: eine vlämiſche Flotte habe aus den Häfen der Niederlande ein Heer deutſchen Fußvolks übergeführt. Die Zeit ſcheint für ſo weite Schifffahrt zu kurz.

24) Hub. Thomae Leodii Annal. de vita Friderici II. Palatini (Francof. 1624), 213 sqq.

25) Doch ließ die Königin Anna von Bretagne die Cordelière, ein großes Schauſtück, bauen.

26) Mémoires de Martin du Bellay (Paris 1753), VI, X, 59. Franc. Belcarii Historia Gallica (Lugd. 1642, Fol.), 766. In Lübeck wurde im Jahr 1540 ein großes Schiff von 700 Laſten, 91½ Ellen im Kiel und 19¾ Ellen breit, gezimmert und an den König verkauft. Becker, II, 114.

27) Du Bellay, l. c., 86.

28) A. de Thou, Hist. universelle, XVI, 381 sqq. (franz. Ueberſ. à la Haye 1740). Ein Freiherr von Reiffenberg, Neffe Friedrich's, des deutſchen Oberſten in Heinrich's II. Solde, trug ſich bereits mit dem Gedanken einer Ueberſiedelung nach Amerika.

29) Zur Vergleichung geben wir die Maße der neuern engliſchen Linienſchiffe erſten Ranges: Dreidecker Queen, 110 Kanonen, Länge des Gun-Deck 204 engl. Fuß, des Kiels 166 F., Breite 60 F., Tiefe des Kielraums 28 F., Tonnengewicht 3099. Ein ſolches Schiff hat gleichfalls ſechs Böden. Wir kennen das Verhältniß der Tonnen lübiſchen Gewichts zum engliſchen nicht; jedenfalls muß aber das lübiſche viel geringer ſein.

30) Willebrandt, 29, nach Bonnus'-handſchriftlicher Nachricht.

31) S. Abbildungen gleichzeitiger niederländiſcher Schiffe hinter Guicciardini l. c.

32) Ueber den däniſch-ſchwediſchen Krieg ſ. Becker, II, 150 fg., und die dort angeführten Quellen.

33) Becker, a. a. O., und Sartorius, III.

34) De Thou, III, L. 50, 455 sqq. Nach dem Berichte bei Schard., R. G., IV, 171, waren die Laſtſchiffe nicht zur Stelle.

35) Augenzeugniß des Verf., und Leben D. L. von Sparr, in den Hiſtoriſch-merkwürdigen Beiträgen zur Kriegsgeſchichte des Großen Kurfürſten (Stendal 1793), 77.

36) S. im Allgemeinen Sartorius, III, 276 fg., und Willebrandt unter den betreffenden Jahren.

37) Guil. Camden, Annales regnante Elisabetha (Lugd. Bat. 1639), 552. Die hanſiſchen Schiffe waren um die Orkaden und Irland herumgegangen.

38) Sartorius, III, 408.

39) Italieniſche Muſter und Einfluß italieniſcher Schiffsbauer verräth auch die Benennung. Frigate kommt vom italieniſchen Worte fregare, reiben, ſchmieren, ſchmücken, iſt alſo ſehr uneigentliche Bezeichnung.

40) S. die Abbildung und Beſchreibung bei Creuze, 16.

41) Burmeiſter, 120.

42) Ebend., 30. Sartorius, III, 469 fg.

43) Leben Hans von Schweinichen, herausgeg. von Büſching (Leipzig 1823), I, 396.

44) Nach Burmeiſter's Beiträgen zur Geſchichte Europas im 16. Jahrhundert (Roſtock 1843), 114, knüpften Geſandte der Generalſtaaten in Lübeck ſchon im J. 1611 an.

45) Burmeiſter, a. a. O., 188.

46) Khevenhiller, Annales Ferdinandei, XI, 134.

47) Urkunde in A. von Wallenſtein's Briefwechſel, herausg. von F. Förſter (Berlin 1829), II, 10.

48) Willebrandt, 294.

49) Chemnitz, Schwediſcher in Deutſchland geführter Krieg (Stettin 1648, Fol.), I, 92.

50) Ebend., 254 fg.

51) Vermehrte Newe Beſchreibung der Muscowitiſchen und Perſiſchen Reyche, von A. Olearius (Schlesw. 1656, Fol.), Buch II, L. 4: „Die meiſten unſerer Schiffsleute waren in Wiſſenſchaft der Schifffahrt ſo alt und geübt als das Schiff.“

52) Curicke, Hiſt. Beſchreibung von Danzig (Ebend. 1687, Fol.), 427.

53) Hertzberg, Dissertation contenant des anecdotes du

Règne de Frédéric Guillaume le Grand Electeur de Brandeb. et surtout des ses exploits maritimes, 1781. S. de Pufendorf, Comment. de rer. gest. Frideric. Guil. M. Elect. Br. (Berol. 1695. Fol.), II, 1386.

54) Ibid., 1388.

55) Ibid., XVIII, 1436.

56) S. darüber L. von Orlich, Geſchichte des preuß. Staates im 17. Jahrhundert, II, 428.

57) Selbſt die neue Biographie universelle unter Jean Bart.

58) Mémoires du Comte de Forbin. Collect. Petitot, sec. sér., XXV, 7: „dit, avec son mauvais français: Vous être cause de ça.“ P. 18 ſagt der Graf, welcher ſich wol nicht genau um des Nebenbuhlers Herkunft bekümmert: „Il était de Dunquerque — de pauvre pêcheur — il s'éléva — par tous les degrés de la marine.“

59) Histoire de France sous le règne de Louis XIV (Roterd. 1722, 4.), II, 555.

60) Mém. du Comte de Forbin, II (LXXV), 18.

61) Larrey, II, 221, 281. Biographie universelle unter Jean Bart.

62) Weber, Verändertes Rußland (neue Aufl., Frankfurt 1738, 4.), I, 10.

63) Gralath, Geſchichte von Danzig (Berlin 1791), III, 328—356.

64) Rühs, Geſchichte von Schweden, IV, 360 fg.

65) Pauli, Preuß, Stenzel und Orlich.

66) Lebensbeſchreibung des Grafen von Seckendorf, IV, 250.

67) Schilderung Friedrich's II. in den Oeuvres posthumes.

68) Urkundlich: C. L. Lieberkühn's Miscellanien (Stettin 1778), Stück II, 125.

69) Joachim Nettelbeck, Bürger von Kolberg, herausg. von Haken (2. Aufl., Leipzig 1845).

70) Nettelbeck, 172: „Um 200,000 — hätte Friedrich Wilhelm I. ſeine Anrechte an Holland verkauft, nachdem beide Forts 30 Jahre im Schutt gelegen.“

71) Die Kauffahrer aus den ſchwediſch-pommeriſchen Städten

erfreuten ſich im 18. Jahrhundert eines einträglichen Verkehrs im Mittelmeer, indem die Krone durch jährliche Geſchenke an die Barbareskenſtaaten die Sicherheit ihrer ſchiffenden Unterthanen erkaufte. In der Mitte des 17. Jahrh. verirrte ſich kein ſchwediſches Schiff durch die Meerenge von Gibraltar, ja nicht einmal an die Küſte von Portugal, um Salz zu holen. Vermittels eines jüdiſchen Unterhändlers wurden ſchon im Jahr 1667 Abkommen gegen Geſchenke mit Algier, Sale, Tunis und Tripolis, doch vergeblich verſucht. S. Rühs, Geſch. von Schweden, IV, 227.

72) Der Plan Nettelbeck's, am Fluſſe Kormantin auf Guyanas Küſte eine preußiſche Niederlaſſung zu gründen (S. 341), ward ſowol von Friedrich II. als von deſſen Nachfolger abgelehnt. Noch in ſeinen letzten Lebensjahren ſann Nettelbeck auf preußiſche Coloniſation.

73) S. darüber Dohm, Denkwürdigkeiten, II, 104 fg.

74) Schloſſer, Geſchichte des 18. Jahrhunderts, III, 2. Abtheil. (Heidelberg 1843), 428 fg.

75) Soweit über Naſſau nach: Denkwürdigkeiten, Rückerinnerungen und Anekdoten aus dem Leben des Grafen von Ségur (deutſch, Stuttgart 1825), I, 78 fg.; III, 246 fg., 296. Briefe, Charaktere und Gedanken des Prinzen von Ligne, franzöſiſch von Frau v. Staël-Holſtein, und deutſch von J. C. W. Spazier (Leipzig 1812), 191, 213. J. Castéra, Histoire de Catherine II (Par. l'an VIII), t. III. Suworow's Leben und Heerzüge, dargeſtellt von Smitt (Wilna 1833), I, 295, 323.

76) Die „Ville de Paris" galt als das größte und ſchönſte Linienſchiff Frankreichs und Englands. Es hatte 120 Kanonen und 1300 Mann an Bord.

77) Ueber den ſchwediſch-ruſſiſchen Krieg ſ. Ségur a. a. O. III, 373—378. Arndt, Schwediſche Geſchichten unter Guſtav III. (Leipzig 1839), 120—127. Castéra, III, 297—307. Schloſſer, V, 179—184.

78) Duckwitz, Ueber die Gründung der deutſchen Kriegsmarine (Bremen 1849).

Der Congreß zu Karlsbad.

Ein Beitrag zur Geſchichte der Entwickelung der deutſchen Geſammtverfaſſung.

Mit beſonderer Benutzung ungedruckter Quellen

von

Adolf Friedrich Heinrich Schaumann.

Digitized by Google

I.

Es ist vielleicht zweckmäßig, beim Eingange dieser Mittheilungen kurz anzudeuten, auf welche Weise sie im genauesten Zusammenhange stehen mit der im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs befindlichen Abhandlung über die Geschichte der Bildung der deutschen Gesammtverfassung auf dem Wiener Congresse. Von dieser ward dort (S. 244 fg.) gesagt, daß sie von der Zeit an einen Keim der Unhaltbarkeit in sich aufgenommen, als sie, eigentlich nur erste unvollständige Grundlage zu einem künftigen vollständigen Gesetze, sich nicht einer Ausbildung wie sie allein zum Ziele führen konnte, zu erfreuen hatte, sondern wo diese ganz allein von den Höfen mit einer ausschließlichen einseitigen Unumschränktheit in die Hände genommen wurde, die mit den Landesverfassungen in einen Widerspruch gerieth, der von Tage zu Tage größer wurde. Die Schwäche der menschlichen Natur, die über das Allgemeine nie die eigene Persönlichkeit vergessen kann, brachte es als natürliche Folge dann mit sich, daß die Behörde des Bundestags in ihrer alten Form, dazu bestimmt die deutsche Gesammtverfassung in einer der Zeit würdigen Weise fortzuführen und auszubilden, statt dessen nach und nach immer mehr zu einem Familien-

congreß im persönlichen Intereſſe der regierenden Familien gemacht wurde, ſodaß darüber das ganze Deutſchland mitunter bis zu dem Punkte vergeſſen wurde, daß, wenn ſeine Intereſſen mit den perſönlichen der Regenten collidirten, für erſtere ſehr häufig Incompetenzerklärungen erfolgt ſind, um die letztern deſto ausſchließlicher berückſichtigen zu können. Die Geſchichte des Congreſſes zu Karlsbad gibt den beſten hiſtoriſchen Commentar zu dieſem Thema, und vielleicht auch den ſchlagendſten Beweis für die Richtigkeit der obigen Behauptung, und darum wird es vielleicht lehrreich ſein, auf jene Geſchichte ein wenig näher einzugehen.

Auf der andern Seite ward aber auch geſagt, daß der weitere Verſuch einer Geſammtverfaſſung, zu Frankfurt gemacht, an einem ganz gleichen Fehler ſcheiterte, an dem, daß ganz entgegengeſetzt nun das Volk, ohne Berückſichtigung der althergebrachten und wohlerworbenen Rechte der Regenten, ebenſo einſeitig eine neue Verfaſſung herſtellen wollte, — eine Verfaſſung, in welcher nun umgekehrt die Regenten ebenſo willenlos abhängig vom Volke ſein ſollten, als dieſes ſich früher gefühlt hatte. Die Geſchichte irgend eines Abſchnitts in den frankfurter Berathungen würde ein ſchlagendes Parallelſtück zu den Verhandlungen des Karlsbader Congreſſes abgeben. So weit beide auch nach rechts und links voneinander anfänglich abzuſtehen ſcheinen, als Extreme ſind ſie auf dem Wege des Kreiſes ſich ſchon näher zur Berührung gekommen, als man bei oberflächlicher Betrachtung des Gegenſtandes wohl glauben möchte. Vielleicht übernimmt es einmal ein dazu vollſtändig Berufener, dies in einer hiſtoriſchen Schilderung näher darzuthun!

Ueber die Wichtigkeit der Karlsbader Beschlüsse für deutsche Verfassungsgeschichte bedarf es einer Auseinandersetzung nicht. Es genügt anzuführen, daß wieder sie es waren, die ganz besonders für jene oben angedeutete einseitige Entwickelung der deutschen Gesammtverfassung durch die Cabinete maßgebend wurden. Obwol anfänglich nur zu provisorischen Maßregeln bestimmt, dauerten sie lange über den ihnen zuerst gesetzten Zeitpunkt hinaus. Durch die Ereignisse von 1830 eine Zeit lang beschränkt, traten sie bald in der alten Kraft wieder auf; und wenn auch nach ihrer letzten endlichen Aufhebung eine neue Auferstehung ebenso wenig zu hoffen wie zu wünschen und daher das legislative Interesse an ihnen gänzlich gesunken ist, so lebt das historische dagegen, indem sie einen gewaltigen Factor in unserer vaterländischen Geschichte gebildet haben, jetzt dafür doppelt und dreifach wieder auf.

Die Berathungen in Karlsbad wurden bekanntlich geheim gehalten, und von den Debatten und Protokollen kamen lange nur auszugsweise, oder auf mündlichen Ueberlieferungen beruhende Mittheilungen zur öffentlichen Kenntniß; nichts war in officieller Form. Erst im Jahre 1845 ward dem abgeholfen mit dem Erscheinen des Werks: „Wichtige Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation, mit eigenhändigen Anmerkungen von Johann Ludwig Klüber, aus dessen Papieren mitgetheilt und erläutert von Karl Welcker", ein Werk das da es vollständig das Vermißte enthält; wegen seines Stoffes so wichtig ist, wie irgend eins in unserer ganzen deutschen publicistischen Literatur. Kommt es allein auf die wörtliche Kenntniß des Inhaltes des urkund-

lichen Stoffes an, so genügt das Werk vollkommen, und macht jede weitere Arbeit unnöthig. Da man also auch den wörtlichen Inhalt der Berathungen als bekannt voraussetzen darf, so braucht dieser nicht weiter als zum Verständniß des Gegenstandes überhaupt nöthig ist, nochmals wiedergegeben zu werden. Nur über den Commentar, der als Kritik über den Geist der Berathungen hinzugefügt ist, über Entstehung des Congresses selbst, den wahren politischen Kern der Berathungen, über den Geist der Opposition, ihre Mittel und ihre Stellung zur damaligen Zeit, — mit einem Worte, über die eigentliche historische Bedeutung der in Karlsbad gesprochenen und niedergeschriebenen Worte läßt sich noch das Eine oder Andere beibringen, was zur Vervollständigung des obigen Werkes dienen kann. Unsere Arbeit stellt sich daher rein auf den historischen Standpunkt, nicht wie Welcker, auf den der staatsrechtlichen und politischen Kritik. Davon ausgehend, fällt es sogleich in die Augen, daß Welcker (ohne die obersten staatsrechtlichen Grundsätze, die er anzieht, hier irgend bezweifeln oder nochmals theoretisch durchsprechen zu wollen) namentlich bei den kurz hingeworfenen Bemerkungen und Noten mitunter zu wenig Gewicht darauf zu legen scheint, daß er immitten einer Versammlung von Diplomaten steht, welche oft genöthigt sind, nach dem einmal eingetretenen Lauf der Dinge, den der Einzelne ohne nur Schaden zu erleiden und anzurichten, auch mit dem besten Willen nicht mit einem Schlage in das Gegentheil umkehren kann, ihre Deductionen in ein anderes Gewand zu kleiden, als dies die ganz unbefangene Theorie der Schule nöthig zu thun haben würde. Hier muß oft von einer Seite her der Angriff erfolgen

in einer Art, daß Niemand schon an einen Angriff denkt; Worte müssen herben Gegenständen oft ein milderndes Gewand umhängen; und wenn — nach dem höchst bezeichnenden Ausdruck der Diplomatie — der Pelz gewaschen werden soll ohne ihn naß zu machen, so ist man oft gezwungen, mit den Worten duldsamer nachzugeben, um den Erfolg selbst zu erstreiten. Weil dazu die Unterhandlungen geheim waren und die Theilnehmer daran also auch nicht die Absicht hatten, für das Publicum in logischer Form Abhandlungen oder vielmehr künstlich geordnete Reden über die besprochenen Stoffe ausgehen zu lassen, so kann hauptsächlich nur die Eine große Gesammtfrage: „was wollten sie mit ihren Erörterungen, welcher letzte Zweck sollte damit erreicht werden?" den einzig praktischen Inhalt eines Commentars abgeben. Welcker hingegen commentirt mehr Satz für Satz nur die einzelnen, philologisch aufgefaßten gesprochenen Worte, seltener den allgemeinen Sinn, die allgemeine Absicht eines zusammenhängenden Vortrags oder Memoirs. Der Maßstab seiner politischen Kritik ist dann auch sehr häufig seine eigene Ansicht und seine eigene damalige politische Stellung, und der größere oder geringere Tadel wird darnach zugemessen. Auch die Nothwendigkeit einer Glosse überhaupt ist ihm meist dadurch bedingt. Nicht minder hängt wieder der Ton der kritisirenden Glossen mit der damaligen Stimmung Welcker's zusammen. Der lange unausgesetzte Kampf, den er so viele Jahre auf dem Felde der parlamentarischen Debatte geführt hatte mit den verschiedensten Erfolgen, bei denen aber bis zum Jahre 1845 die Resultate trotz aller Anstrengungen weit hinter dem von ihm Gewünschten und Erstrebten zurück-

geblieben waren; die persönlichen Erlebnisse: Untersuchungen und Freisprechungen, Anfeindungen und Rechtfertigungen; der damalige Zustand und die zweifelhafte Zukunft der vaterländischen Verhältnisse überhaupt, mochten Welcker wol mit Recht in eine trübe, fast bitter gewordene Stimmung versetzen, die sich auch mitunter in seinen Zusätzen zu den Karlsbader Actenstücken Bahn bricht, und ihm die unbefangene, rein historische Anschauungsweise der Verhandlungen dann ebenso oft beengt. Denn man glaube ja nicht, daß in Karlsbad nur der allgemeine einstimmige Geist der Reaction zu Gericht gesessen und wirken gewollt habe; auch hier galt es verschiedene politische Zwecke, die oft der anscheinend eifrig verhandelten Sache doch weiter entfernt lagen, zu verfolgen; Zwecke, die nicht immer nebeneinander hinliefen, sondern sich mitunter, wie zwei entgegengesetzte Pole, geradezu voneinander abkehrten. Und die Kämpfer erkennen sich auch leicht. Wir haben hier keineswegs die Erscheinung, welche unerhört in der Weltgeschichte wäre: eines von vorn herein einigen Sinnes bei Vielen; es bestand auch hier ein Wogen und Kämpfen der Meinungen so gut wie auf allen Congressen. Schon die Resultate beurkunden Das. Sie blieben in der Mitte zwischen den beiden äußersten Absichten und den davon ausgehenden Vorschlägen, und man gelangte dahin durch wechselseitiges Zugestehen und Ablassen. Dazu staken allenthalben hinter den Worten noch solche politische Zustände, die sich nicht immer allein aus jenen ableiten lassen; man gab sich im Gegentheil die äußerste Mühe, sie nicht von weitem durchblicken zu lassen. Und so können einzelne Andeutungen, welche hauptsächlich die

eben hervorgehobenen Punkte berücksichtigen und das dazu gehörige Material vervollständigen, wol noch dazu dienen, die historische Anschauung der Karlsbader Beschlüsse zu berichtigen und zu erweitern. [1])

Dabei drängt es mich zunächst, noch einmal auf den Herausgeber der Protokolle selbst zurückzukommen. Wie haben sich doch, seitdem er damit hervortrat, die Verhältnisse geändert! Damals noch von den Regierungen als Führer der Demagogie bezeichnet, von dem Volke als der Hauptvertreter des Liberalismus und das unermüdlichste Mitglied der Opposition hoch und einstimmig gefeiert, muß sich nun derselbe Welcker am Ende einer sorgenschweren Laufbahn von einem großen Theile desselben Volkes noch als Reactionair und Fürstendiener angeklagt sehen! Es wiederholt sich doch Alles im Leben. Auch Sièyes, der Vertreter der Gesetzgebung der Revolution, und daher in gewisser Beziehung mit demselben Rechte so gut ihr wahrer Vater wie Mirabeau, mußte sich öffentlich vor dem Volke rechtfertigen, weil es in ihm bald den Reactionair wittern wollte. Wie sollen unsere Verhältnisse beständig werden, bei solch äußerster Unbeständigkeit der Gesinnung? Wie will man hoffen Bleibendes darzustellen mit Hülfe eines Elements, was beweglicher ist als der Wind? Wer ein festes Haus bauen will, muß auch festen, unveränderlichen Stoff dazu verwenden. Möchte man aus solchen historischen Erscheinungen endlich doch wenigstens lernen, wo man diesen nicht zu suchen hat!

II.

Der Congreß zu Karlsbad, welcher seine Arbeiten vom 6.—31. August 1819 in 23 Sitzungen vollendete, war keineswegs von allen deutschen Staaten beschickt, indem nur an die größern überhaupt Einladungsschreiben ergangen waren. Zehn Höfe hatten ihnen ganz unbedingt folgegeleistet, sodaß folgende Staatsmänner als Abgeordnete erschienen: Für Oestreich der Fürst von Metternich, Haus-, Hof- und Staatskanzler; für Preußen Graf von Bernstorff, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und Freiherr von Krusemark, Gesandter am wiener Hofe; für Baiern Graf von Rechberg, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und Freiherr von Stainlein, Gesandter am wiener Hofe; für Sachsen Graf von Schulenburg-Klosterrode, Gesandter zu Wien, und der Staats- und Cabinetsminister Graf von Einsiedel, welcher jedoch durch Geschäfte in Dresden zurückgehalten, erst in der zweiundzwanzigsten Sitzung als in Karlsbad anwesend in den Protokollen erscheint; für Hannover der Staats- und Cabinetsminister Graf von Münster und Graf von Hardenberg, Gesandter in Wien; für Würtemberg der Minister des Auswärtigen, Graf von Wintzingerode; für Baden der Staatsminister von Berstett; für die beiden Mecklenburg der Staatsminister von Plessen, und endlich für Nassau der Staatsminister Freiherr von Marschall-Biberstein. Als Protokollführer war vom Fürsten Metternich der für dieses Amt bei Congressen schon unvermeidlich gewordene Hofrath von Gentz mitgebracht worden, der zuweilen in dieser Arbeit vom Freiherrn von Marschall unterstützt wurde.

Außerdem erschien noch vier Tage vor dem Schluß der Conferenzen der Freiherr von Münchhausen, kurhessischer Gesandter am wiener Hofe. Er stellte sein Erscheinen nur als zufällig dar, bat als Gast zu den Verhandlungen zugelassen zu werden, bevorwortete aber dabei, daß er, ohne Instruction, wol seine persönliche Meinung aussprechen, über die Verhandlungen überhaupt aber seinem Hofe nur werde referiren können. Daß er übrigens mit vollem Wissen desselben sich in Karlsbad befand, leidet wol keinen Zweifel. Diese sonderbare Stellung glaubt Klüber aus der Eifersucht des damaligen Kurfürsten von Hessen auf seine nach außen unabhängig zu erhaltende monarchische Stellung erklären zu müssen. [2])

Auch der weimarische Staatsminister von Fritsch nahm an einer einzigen Sitzung, nämlich der vierten, Theil. Wenn jedoch Klüber über dies Verhältniß [3]) die Erörterung gibt: daß es dem damaligen Großherzog Karl August auch nicht gefallen habe den Karlsbader Congreß zu beschicken, daß der Fürst Metternich dem gerade dort als Gast weilenden Herrn von Fritsch aber eingeladen, bei den Berathungen über Universitäten, Gymnasien und Schulen seine Ansichten nach den bisherigen Erfahrungen mitzutheilen: so bedarf dies einer kleinen Berichtigung. Allerdings spricht das Protokoll selbst sich in diesem Sinn aus, allein es ist eine mildere Fassung für ein etwas anderes Sachverhältniß. Das weimarische Land war durch die Ereignisse, die von der Universität Jena ausgingen, und die nach den nicht zu vermeidenden vergrößernden Zusätzen, je weiter davon, desto schrecklicher lauteten, gerade damals zur Zeit der Maßregeln gegen Demagogie bei vielen Höfen Deutsch-

lands nicht im allerbesten Credit. Der kräftige Großherzog, Karl August, dem die soviel besprochenen studentischen Umtriebe und Thaten in nächster Nähe eher als Unbesonnenheiten der Jugend — freilich sehr große — denn als staatsgefährliche, planmäßige politische Unternehmungen und Verschwörungen erschienen, hatte um deswillen auch nicht sofort zu solchen äußersten Maßregeln gegriffen, wie sie andere Höfe gewünscht und auch wol unter der Hand angegeben hatten. Das blieb unvergessen und in Karlsbad sollte nun unter der Form eines allgemeinen Gesetzes Das durchgesetzt werden, dem nicht gleich folgegeleistet war. Der Großherzog von Weimar hielt es daher umsomehr für nöthig, da Thaten, in seinem Lande geschehen, ganz besonders ein neues Gesetz motiviren sollten, dabei auch ein Wort mitzusprechen und die nöthigen Aufklärungen und Erläuterungen zu geben. Dazu war Herr von Fritsch bestimmt. Allein er bekam einen harten, nicht sehr angenehmen Stand, und von der feindseligen Stellung, welche man in Karlsbad überhaupt gegen die Demagogie annahm, mußten unschuldigerweise mittelbar auch Land, Fürst und Gesandter von Weimar etwas mitleiden. So konnte es Herr von Fritsch nicht durchsetzen, bei allen Berathungen eine gleiche Stellung mit den übrigen Gesandten zu erringen, und wie man sich nun einmal beeilt solche Verhältnisse nach dem diplomatischen Gebrauch auch in andern ganz unschuldigen gesellschaftlichen Beziehungen wieder auf die verschiedenste Art hervortreten zu lassen, so geschah das nach den authentischen Erzählungen der Gesandten auch in Karlsbad bei dem Herrn von Fritsch.

Das Präsidium in den Sitzungen gestand man dem

Fürſten Metternich zu, nachdem man ſich am Schluſſe der zweiten derſelben ausdrücklich die äußerſte Geheimhaltung ſowol der Protokolle ſelbſt als aller Aeußerungen in den vertraulichen Berathungen verſprochen hatte. Er eröffnete die Conferenzen damit, daß er ſich im Allgemeinen über die Gefahren ausſprach, in welche der ganze Bund und einzelne Bundesſtaaten durch die revolutionairen Umtriebe und demagogiſchen Verbindungen verſetzt ſeien; die dringendſten Maßregeln ſeien nöthig, und die Anweſenheit ſo vieler Geſandten gebe eine vortreffliche Gelegenheit, einen übereinſtimmenden Beſchluß der Höfe dieſerhalb zu faſſen. Seiner Meinung nach zerfallen die Gegenſtände einer ſolchen Uebereinkunft in zwei Claſſen: je nachdem ſie entweder durch ihre Dringlichkeit augenblickliche Maßregeln erfodern, oder ſolche, die wegen ihres Zuſammenhangs mit den Grundverhältniſſen des Deutſchen Bundes ausführlichere Berathungen nöthig machten. Zu erſtern ſchienen ihm zu gehören: 1) die ungeſäumte Abfaſſung gleichförmiger Verfügungen über die Preſſe in Deutſchland, 2) die dringendſten Maßregeln in Hinſicht auf Univerſitäten, Gymnaſien, Schulen, 3) Maßregeln in Anſehung der bereits entdeckten Umtriebe der politiſchen Parteien; zu den andern dagegen: 1) die nähere Beſtimmung oder Berichtigung und Erläuterung des Artikels 13 der Bundesacte, 2) eine permanente Inſtanz um den öffentlichen Rechtszuſtand der Bundesſtaaten zu ſichern, und ihre zum gerichtlichen Wege geeigneten Streitigkeiten untereinander zur ſchnellen Entſcheidung zu bringen, 3) die Einführung einer Bundesexecutionsordnung, um ſowol die Erkenntniſſe des Bundestags als die jener gerichtlichen Inſtanz zur ſchnellen Entſcheidung zu

bringen, und endlich 4) die Erleichterung von Handel und Verkehr zwiſchen den Bundesſtaaten nach Art. 19 der Bundesacte.

Man nahm im Allgemeinen dieſe Geſchäftsordnung an, nur der würtembergiſche Abgeordnete, Graf von Wintzingerode, äußerte noch in Beziehung darauf: daß es ihm zweckmäßig ſcheine, wenn Berathungen über Erläuterungen des Art. 13 unter die Claſſe der dringlichen Gegenſtände mitaufgenommen würden. Der Fürſt Metternich war nicht entgegen, und bemerkte, man erwarte nur, was in dieſer Hinſicht von den verſchiedenen Seiten geäußert werden möchte. [4])

Die Verhandlungen begannen nunmehr nach angegebener Ordnung. Zunächſt alſo die über die Preſſe, und die Sitzungen 1, 3, 10, 11, 16, 20 ſind dieſem Gegenſtande ganz oder zum Theil gewidmet. Metternich ſchlug vor, freilich zunächſt als eine proviſoriſche Noth- und Ausnahmsmaßregel, ſich nicht allein in den Staaten der anweſenden Geſandten über ein vollſtändig herzuſtellendes Syſtem der Cenſur zu vereinen, ſondern dies auch für alle übrigen Lande Deutſchlands maßgebend zu machen, indem das Ganze vergiftet werden könne, wenn auch nur in Einem kleinen Staate Preßfreiheit beſtehen bliebe. Der Graf Wintzingerode war allein anderer Meinung, und glaubte das Inſtitut der Cenſur würde um deswillen der gehegten Abſicht ſchwerlich entſprechen, weil man wenig tüchtige Subjecte zu Cenſoren finden könne, und weil es ihm bedenklich erſcheine, dem Volke die Vergünſtigung der Preßfreiheit da wieder zu nehmen, wo ſie ihm einmal gegeben ſei. Er halte deshalb die franzöſiſche Einrichtung des Cautionnement für entſchieden

zweckmäßiger. Allein er konnte damit nicht durchdringen; man warf ihm ein, dies Institut passe nicht auf Deutschland und sei dazu ein neuer Versuch, dessen Erfolge überhaupt erst abzuwarten seien. Man beschloß daher, außer einer früher über diesen Gegenstand vom Herrn von Gentz gefertigten Arbeit, noch besonders auf zwei größere Vorlagen, die der Fürst Metternich hatte ausarbeiten lassen, näher einzugehen. Von diesen suchte eine den Standpunkt, von welchem aus eine im Deutschen Bunde zu ergreifende Maßregel gegen die Presse zu beurtheilen sei [5]), so festzustellen: die innere Ruhe des Bundes kann nicht allein durch materielle Eingriffe des einen Mitgliedes in die Rechte des andern, sondern auch durch moralische Uebergriffe gestört werden. Wer solche Umtriebe im eigenen Gebiet leidet, macht sich der Felonie gegen den Bund schuldig. Die Presse gehört namentlich hierher. Fremde Länder ohne gegenseitige Beziehungen können nur auf dem Wege der diplomatischen Verhandlungen Remedur erlangen; der Deutsche Bund aber hat als solcher unzweifelhaft das Recht, das Uebel selbst durch gemeinschaftlich beschlossene Präventivmaßregeln zu verhindern. Die andere Vorlage enthielt nun die Grundlinien für einen Beschluß zur Verhütung des Misbrauchs der Presse in den Bundesstaaten. [6]) Nachdem die ganze Angelegenheit nochmals einer Commission, bestehend aus dem Herrn von Plessen und Herrn von Gentz zur Bearbeitung übergeben worden war, und diese noch einzelne Zusätze und Veränderungen der Metternich'schen Vorschläge in Antrag gebracht hatten, vereinte man sich in der zehnten Sitzung (nachdem jedoch der Gegenstand nochmals in den Sitzungen 11, 16, und 20 angeregt wurde) über folgende Haupt-

punkte: „Es wird, vorerſt nur proviſoriſch auf fünf Jahre, die Cenſur bei allen periodiſch und täglich erſcheinenden Blättern eingeführt. Von den größern gedruckten Werken ſind nur die von 20 Bogen und darüber cenſurfrei. Außerdem hat man ſich mit einer gleichförmigen Inſtruction für alle Cenſurbehörden in Deutſchland und mit Entwerfung von gleichförmigen geſetzlichen Verfügungen gegen den Misbrauch der Preſſe in ſolchen Schriften, welche ihres Umfangs wegen cenſurfrei ſind, zu beſchäftigen. Der Bundestag iſt dann anzuhalten, ſolche Beſtimmungen in ein Geſetz zu bringen, und dieſes, als für alle Bundesmitglieder verbindlich zu proclamiren.“

In der zweiten Sitzung ward die Errichtung einer vom Bunde ausgehenden Centralcommiſſion zur gemeinſchaftlichen Unterſuchung und factiſchen Eruirung der hochverrätheriſchen Unternehmungen und Handlungen, über welche gegen Individuen und Verbindungen in den einzelnen Bundesſtaaten nähere oder entferntere Anzeigen vorlägen, beſprochen. [7]) Der Herr von Marſchall hatte einen Entwurf, aus 11 Artikeln beſtehend, dazu vorgelegt. Sie ſollte aus ſieben Mitgliedern zuſammengeſetzt werden, die jedoch Rechtsgelehrte ſein und ſchon richterliche Functionen ausgeübt haben müßten. Alle Landesbehörden ſind anzuweiſen, auf Erfodern ſämmtliche der Commiſſion nöthige Unterſuchungsacten an dieſe einzuſenden, und auch wieder allen andern Verfügungen, welche ſie ſonſt belieben würde, nachzukommen, namentlich Verhaftungen vorzunehmen und die Verhafteten ſicher nach Mainz zu ſenden. Da die Centralunterſuchungscommiſſion ſich zunächſt nur mit Herſtellung eines ſichern Thatbeſtandes beſchäftigt, ſo bleibt nachher die eigentliche

Criminalprocedur und Bestrafung den Landesbehörden in Beziehung auf das ihnen von jener namhaft Gemachte, vorbehalten. Man vereinigte sich ferner darüber, daß vorerst die Höfe von Oestreich, Preußen, Baiern, Hannover, Baden, Darmstadt und Nassau die Mitglieder zu ernennen haben, indem man absichtlich auch solche Staaten hineinzog, welche augenblicklich in Karlsbad nicht vertreten waren, — der Grund mochte wol sein, Ratification durch stillschweigende Fügung zu erzielen. Oder wollte man nur Darmstadt, weil Mainz zum vorläufigen Sitz jener Behörde bestimmt war, ein Compliment machen? Obgleich der sächsische Gesandte diese Bestimmungen vorerst nur seinem Hofe zum Vortrag bringen zu können erklärte, so ist ein Widerspruch später unsers Wissens nicht erfolgt. Preußen hatte auch zuerst vorgeschlagen, statt einer Untersuchungsbehörde, gleich ein peinliches Bundesgericht in Mainz herzustellen, was auch die Strafen für politische Verbrechen auszusprechen habe, und diesem Vorschlage schien sich Würtemberg in der neunten Sitzung anschließen zu wollen. Allein theils der Einwurf: man dürfe keinen Verbrecher dem ordentlichen Richter entziehen, — man mochte sich wol der Bourbonischen Prevotalhöfe erinnern; — theils das etwas naive Bedenken Metternich's, was er in Folge eines weitläufigen von Herrn von Gärtner eingeholten Gutachtens in der zwölften Sitzung zum Vortrag brachte: „Man müsse wenigstens mit der Veränderung in ein bestrafendes Gericht solange zögern, bis man auch die Gewißheit habe, daß die Untersuchungen genug Stoff zu Bestrafungen gegeben, damit eine mit soviel Pomp angekündigte neue Behörde im Fall des Cessirens der gehörigen Verbrechen sich nicht

zu blamiren brauche", ließen es vorerſt bei den obigen Beſtimmungen. Dies Bedenken hätte Einiges für ſich gehabt, wenn man jene Unterſuchungscommiſſion, nach dem Principe der Warnungstheorie im Criminalrecht, nur als ein drohendes Geſpenſt im Hintergrunde gezeigt hätte, um von künftigen politiſchen Verbrechen abzuhalten; allein ſie beſchränkte ſich ja mehr auf das Vergangene!

Die Angelegenheiten über Univerſitäten, Gymnaſien und Schulen wurden im Allgemeinen ziemlich kurz, ganz beſonders in den Conferenzen 4, 9 und 11 beſprochen. Da nämlich die Bundescommiſſion ſich mit demſelben Gegenſtande bereits beſchäftigte, ſo ſchien es zweckmäßig, abzuwarten, was dieſe Behörde ſchon bringen könne. Der Fürſt von Metternich ſchlug nur vier Punkte vor, welche als ganz beſonders dringlich, ſelbſt bis zum Erſcheinen der Bundesbeſchlüſſe ſchon in Kraft zu ſetzen ſeien, nämlich: 1) auf allen Univerſitäten außerordentliche Commiſſarien zu beſtellen, um die Oberaufſicht über Lehre, Lehrer und Studirende zu führen; 2) Suspenſion der beſtehenden akademiſchen Geſetze und Privilegien, inſofern dieſelben ein Hinderniß gegen die Entlaſſung notoriſch ſchlechter Profeſſoren und Lehrer, und die Verfolgung demagogiſcher Umtriebe ergeben ſollten; 3) wechſelſeitige Verabredung der Regierungen, keinem wegen ſtrafbarer Lehre entfernten Profeſſor auf andern Univerſitäten eine Anſtellung zu verleihen; und endlich 4) das allgemeine Geſetz, auf keiner deutſchen Univerſität Studirende aus auswärtigen deutſchen Staaten (?) ohne die gehörige Legitimation, daß ſie hierzu die landesherrliche Bewilligung haben, zuzulaſſen. Ein Bedenken hiergegen ward nicht

erhoben, und als derselbe Gegenstand, nachdem ein von dem Bundestage gefodertes Gutachten eingelaufen, nochmals in den Sitzungen 16, 17 nnd 18 zur Sprache gekommen war, fügte man noch hinzu, daß es gut sei, wenn Individuen, die nach diesem Beschluß noch in geheimen Verbindungen geblieben, oder in solche eintreten würden, nie zu einem öffentlichen Amte zugelassen würden. Diese Beschlüsse wurden dann auch nach Weimar zur Unterschrift, — wol mehr noch aus dem Grunde der schleunigsten Belehrung und Nachachtung für die Universität Jena — geschickt.

Die umfangreichern und in jeder Hinsicht bedeutendern Verhandlungen über die Interpretation des Art. 13 der Bundesacte begannen mit der siebenten Sitzung. Bekanntlich ist sein Wortlaut: In allen deutschen Staaten wird eine landständische Verfassung sein. Der Fürst von Metternich, um eine allgemeine Erörterung seiner Ansichten — natürlich ganz im Geiste seiner zukunftlichen politischen Pläne und Absichten und um diese selbst schicklich einzuleiten — überflüssig zu machen, hatte den Herrn von Gentz zur Abfassung seines bekannten Aufsatzes: „Ueber den Unterschied zwischen den landständischen und repräsentativen Verfassungen" veranlaßt, der, unter die Mitglieder des Congresses vertheilt, die Stelle einer Eröffnungsrede über diesen Gegenstand vertrat. Es ist nöthig, den Inhalt jenes Schriftchens genauer anzugeben.

Die Definition der beiden in Frage kommenden Verfassungsformen wird so gefaßt: „Landständische Verfassungen sind solche, in welchen Mitglieder oder Abgeordnete durch sich selbst bestehender Körperschaften ein Recht der Theilnahme an der Staatsgesetzgebung

überhaupt, oder einzelner Theile derselben in verfassungsmäßiger Form ausüben; Repräsentativverfassungen hingegen, wo die zur unmittelbaren Theilnahme an der Gesetzgebung und den wichtigsten Geschäften der Staatsverwaltung bestimmten Personen nicht die Gerechtsame einzelner Stände, sondern die Gesammtmasse des Volks vorzustellen berufen sind. Daraus folgt als Grundcharakter, daß erstere, auf der natürlichen Grundlage einer wohlgeordneten bürgerlichen Gesellschaft ruhend, sich im Laufe der Zeit neben dem landesherrlichen Rechte historisch ausgebildet und modificirt haben, und daher der Erhaltung aller wahren positiven Rechte und aller wahren im Staate möglichen Freiheit günstig seien, während letztere, stets in letzter Instanz auf den verkehrten Begriff der Souverainetät des Volks begründet, darauf stets wieder zurückführen, und sich bestreben das Phantom der Volksfreiheit (d. h. der allgemeinen Willkür) an die Stelle der bürgerlichen Ordnung und der von Gott selbst gestifteten Standes- und Rechtsunterschiede zu setzen. Weitere Gegensätze liegen auch im Ursprunge: während landständische Verfassungen aus den für sich bestehenden nicht von Menschenhänden gemachten Grundelementen des Staats entspringen, sind repräsentative stets die Frucht äußerer Willkür oder Gewalt, namentlich wenn letztere in vorhergegangenen Revolutionen sich Bahn bricht. Zwar kann, wenn Gerechtigkeit, Weisheit und gewissenhafte Schonung bestehender Verhältnisse vorwalten, noch Manches aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet werden; aber solche durch gewaltsame Umwälzungen herbeigeführte Verfassungen werden doch nie ihren Ursprung ganz verleugnen können, denn der Kampf der sich

feindlich gegenüber stehenden Gewalten hört selbst zur Zeit der schönsten Blüte und Fülle nie auf. Daher kommt es, daß nur große und sehr mächtige Staaten, wo die Regierung stark genug ist und sein muß, sich gegen Widerstand zu behaupten, und außerdem einen umfangreichen durch reichen Besitz an das Bestehende gefesselten Stand der Einwohner für sich hat, mit Verfassungen dieser Art leben kann; während kleinere Staaten, denen es an einem solchen Gegengewichte meist fehlt, damit unausbleiblich zugrundegehen. Die von dem repräsentativen Systeme unzertrennliche Volkswahl, wie sehr sie auch auf die Bedingungen der Wahlfähigkeit und Wählbarkeit beschränkt werden mag, ist allemal, aber besonders in kleinern und zerrissenen Staaten, der nächste Schritt zur Demagogie, und mittelbar wieder zu wiederholten Erschütterungen, unter denen die rechtmäßige Macht erliegen muß; die Folgen, wenn sie auch sich hier langsamer, dort schneller entwickeln, sind dieselben. Was den Wirkungskreis angeht, so ist bei landständischen Verfassungen die Theilnahme der Stände auf gewisse Gegenstände beschränkt, worin mit veränderten Umständen stets eine paßliche Veränderung gestattet werden kann; jene Theilnahme kann aber nie soweit gehen, daß der Landesherr aufhörte oberster Gesetzgeber zu sein oder in irgend einer wesentlichen Function gehemmt würde. Die Theorie des Repräsentativsystems geht auf förmliche Theilung der Gewalten, und so wird die Einheit der Staatsverwaltung theils durch die den Volksvertretern eingeräumten jeder willkürlichen Auslegung fähigen Rechte, theils durch fortschreitende Anmaßungen und Eingriffe dergestalt zerstückelt und zer-

brochen, daß es oft schwer hält zu bestimmen, wer in solchen Verfassungen eigentlich regiert. Ob eine oder zwei Kammern da sind, ist für den Fundamentalbegriff des Systems gleichgültig; allerdings können in großen Staaten zwei Kammern eine temporaire Garantie bieten. Alle Attribute der Repräsentativverfassungen, doppelte Verantwortlichkeit der Minister gegen den Landesherrn und gegen die Volksvertreter, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, unbeschränkte Preßfreiheit, unbeschränktes Petitionsrecht u. s. w., welche sämmtlich mit den Grundbedingungen der Monarchie in Widerspruch stehen, sind den landständischen Verfassungen fremd. Dazu können endlich die letztern nie den Grundverhältnissen und Grundbedingungen des Deutschen Bundes widersprechen, eben, weil der Landesherr nie aufhört oberster Gesetzgeber zu sein, und die Uebereinstimmung der Gesetzgebung seines Landes mit der des Bundes stets aufrechthalten kann. Die Fortdauer des Deutschen Bundes ist daher nie gefährdet, während sie unmöglich ist bei Repräsentativverfassungen, indem diese den Regenten besondere und möglicherweise ganz entgegengesetzte, widerstrebende Pflichten auferlegen, was die eifrigsten Anhänger der Volksvertretung auch schon anerkannt haben. [9]) Daher ist allein schon mit diesem Geständniß der Bundesversammlung, wenn alle Staaten sich zum repräsentativen Systeme bekehren sollten, der Stab gebrochen; aber sie kann auch dann nicht bestehen, wenn ein Theil der Staaten diese, ein anderer andere Verfassungsformen einführt. Zwar hat man schon den Vorschlag gethan, die Bundesversammlung gleichfalls durch eine Deputirtenkammer zu ergänzen, aber dem

wird Niemand Gehör geben, der nicht eine allgemeine Revolution wünscht oder den Glauben hat, wir stünden an dem Punkte, daß diese unabwendbar sei. Wenn also jetzt die Fürsten sich nicht über eine ganz übereinstimmende Auslegung und Vollziehung des Art. 13 vereinigen, so bleibt Nichts übrig als dem Bunde zu entsagen, — ist es dahin gekommen, dann sind alle weitern Betrachtungen überflüssig."

Soweit der Herr von Gentz. Es ist heutzutage wol darüber gar kein Zweifel mehr, daß, wenn er sich mit seiner Schrift um die Aufnahme unter die akademischen Systematiker des Staats- und Völkerrechts beworben hätte, er unbedingt zurückzuweisen sein würde, weil Manches darin unhistorisch, Manches widerrechtlich und Vieles nicht unbefangen, sondern mit verdeckter und täuschender Dialektik, einem ganz besondern Systeme zu Gefallen, dargestellt ist. Ganz anders würde freilich die Sache stehen, wenn es sich darum handelte, Herrn von Gentz wegen seiner Arbeit eine Stelle unter den kleinen Propheten anzuweisen. Hier würde ihm die Aufnahme, und zwar eine glänzende Aufnahme, schwerlich verweigert werden können!

Auf eine solche Vorlage gestützt, führte nun der Fürst Metternich noch Folgendes aus: Man habe bei Abfassung des Art. 13 der Bundesacte das Wort „landständische Verfassungen" mit großer Vorsicht gewählt, um damit gleich den Gegensatz zu repräsentativen Verfassungen auszudrücken. [10]) Dazu müsse es ja auch den Regierungen näher liegen, zu alten herkömmlichen, als zu solchen Institutionen zu greifen, welche in Folge von Revolutionen in fremden Reichen eingeführt seien. Auch

habe man im Jahre 1815 die aus einer Volksrepräsentation entstehenden Folgen, namentlich daß sie nur das Ende oder der Anfang einer Revolution sei, noch nicht vollständig übersehen können. Darum hätten seiner Meinung nach von den Staaten in Deutschland, welche entweder landständischer — gleichviel ob nach der alten oder reformirten — oder repräsentativer oder keiner von beiden Verfassungen sich erfreuten, eigentlich nur die den Art. 13 erfüllt, welche die erstern bei sich eingeführt. Denn nur diese Staaten könnten ihre Pflichten gegen den Bund, die doch mit den Rechten, welche er gewährte, gleichzeitig übernommen seien, vollständig und ohne Abzug erfüllen. Das Bestehen des Bundes selbst beruhe daher mittelbar hauptsächlich auf ihnen. Dies Verhältniß werde um so klarer, als die zwischen Volk und Regenten getheilte gesetzgebende Gewalt in den Staaten mit Repräsentativverfassungen mit einer der Bundesversammlung zukommenden unumschränkten obersten Gesetzgebungsgewalt nie werde in Uebereinstimmung gebracht werden können; ein Verhältniß, durch welches dies möglich werde, folge daher schon aus dem obersten Begriff des Bundes selbst. Was also auch bereits isolirt in Deutschland in Verfassungssachen geschehen, — das Allgemeine stehe über ihm, und fodere als Remedur allgemeine ganz übereinstimmende Beschlüsse. Das könne sich begreiflich nur auf Das beziehen, was im repräsentativen Geiste den landständischen Formen, als den gesetzlichen und zulässigen gegenüber, geschehen sei. Das zu veranlassen, dazu bieten sich zwei Gelegenheiten: die gegenwärtigen, oder noch besondere, demnächst in Wien zu veranlassende Conferenzen. Nachdem noch die Frage aufgeworfen war, ob es zur

Erzielung solcher Resultate nicht gut sein möchte, wenigstens für die allernächste Zeit einen eigenmächtigen örtlichen Fortschritt des Verfassungswesens allenthalben in Deutschland zu verhüten, kamen fast alle Mitglieder der Conferenz darin überein, daß für diese ganze Angelegenheit gewisse und sichere Normen, wenn auch nur im Allgemeinen, in diesen Conferenzen festgestellt werden möchten.

Schon früher, indem der würtembergische Minister, Graf Wintzingerode bereits in der ersten Sitzung den Antrag stellte, die Interpretation des Art. 13 unter die schleunig zu beendenden Vorlagen aufzunehmen, hatte er sich näher über den Geist, in welchem jene Interpretation zu halten sei, ausgesprochen.[11]) Seiner Meinung nach schritt die revolutionaire Bewegung also fort, daß die Revolutionairs zunächst auf die Volksvertreter (im Gegensatz zu Landständen zu verstehen) zu wirken suchten, und daß diesen dann bei Oeffentlichkeit der Verhandlungen ein Antheil an der gesetzgebenden Gewalt nebst einer unbedingten Steuerbewilligung ertheilt worden sei. Diesem müsse entgegengearbeitet werden. Ob dies aber so zu bewerkstelligen sei, daß dem Art. 13 eine die repräsentative Verfassungsform ganz ausschließende Interpretation gegeben werde, wünsche er zwar, halte es aber, wie die Sachen jetzt stehen, für ganz unmöglich. Denn mehre größere deutsche Regierungen hätten die Pflicht, den Art. 13 durch Einräumung einer Volksvertretung zu erfüllen, feierlichst anerkannt; der Wiener Congreß selbst habe sich vorher dem nie entgegen, sondern eher zustimmend ausgesprochen; und so würde, da der Mensch einmal nicht vergessen kann, was er weiß,

es mehr revolutionaire Ausbrüche befördern, als verhindern, wenn man ein so wichtiges, dem Volke einmal gegebenes Recht ihm wieder entziehen wollte. Wenn daher mit dem Repräsentativsystem das Princip der Volkssouverainetät verbunden ist, so gibt es hiergegen kein Mittel mehr; die Partie ist angefangen, die Regierungen haben diesen Point vergeben zu können geglaubt; wie sehr sie es bereuen mögen, — die Partie muß ausgespielt werden. Dahingegen läßt sich bei praktischer Ausführung einer Repräsentativverfassung viel thun, um zu verhindern, daß sie nicht zugleich den Demagogen freies Feld gestatte. Daher müssen sowohl die Wahlen der Vertreter, als auch das Wahlrecht der Wähler an Besitzstand und hohe Steuerquoten gekettet werden, damit die Vertretung in die Hände Solcher gerathe, welche wegen der Wahrscheinlichkeit eines Verlustes in Revolutionen diesen entgegen sein werden. Wenn ferner, was den Antheil der Stände an der gesetzgebenden Gewalt anlangt, dieser nicht mehr auf ein bloßes Votum consultativum wird zurückgeführt werden können, so wird man ihn doch praktisch stets in Schranken halten können durch das Princip: er dürfe nie bis zu der Ausdehnung gelangen, wo er mit andern Bestimmungen der Bundesacte in Widerspruch gerathe. Das unbedingte Steuerbewilligungsrecht der Stände ist dadurch zu beschränken, daß, um die Unabhängigkeit der Regenten zu sichern, ihre Civilliste überall in liegenden Gründen zu dotiren ist; daß alle Lasten, welche zur Erfüllung von Verbindlichkeiten gegen den Bund nöthig sind, keiner ständischen Bewilligung bedürfen; und endlich, daß man den Grundsatz ausspreche, es müßte das gleiche Resultat da ein-

reten, wo es sich um Deckung nachgewiesener, auf erworbenen Rechten beruhender Bedürfnisse handele. Gegen die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen, welche den Demagogen Zutritt und Einwirkung auf dieselben gestattet, sowie gegen den Preßunfug müsse man sich unbedingt erklären. Neben Beseitigung dieser Auswüchse gegenwärtiger und zukünftiger Volksvertretungen habe man aber auch nicht minder die Pflicht, den gesunden Stamm zu erhalten, und darunter ist die Aufrechthaltung des Grundsatzes zu verstehen: daß die Bundesgesetzgebung auf keine Weise in die Autonomie einzelner Staaten eingreifen dürfe, solange diese nicht dem Zwecke des Bundes widerspricht oder gar seine Existenz bedroht. Nebenbei hatte dann aber der Graf Wintzingerode den Antrag gemacht, daß es zur Aufrechthaltung der Souverainetät der Regenten durchaus nöthig sei, eine Interpretation des Art. 14, welcher den Mediatisirten und ehemaligen Reichsunmittelbaren zu viel Befugnisse ertheile, im monarchischen Sinne vorzunehmen. Denn auch von dieser Seite her, nicht blos von der, welcher man durch eine Interpretation des Art. 13 entgegenarbeitete, sei die ungetheilte Souverainetät gefährdet. Wir kommen später auf diesen Gegenstand zurück.

Das war der Stand des diplomatischen Kampfplatzes mit zwei entgegenstehenden Meinungen über diesen Gegenstand, die einer weitern Erörterung, und demnächst einer Beseitigung der einen durch die andere, oder doch wenigstens einer Vermittelung gewärtig waren. Inzwischen ward ein Ausschuß ernannt, bestehend aus den Grafen von Bernstorff, von Rechberg, von Münster und dem

Freiherrn von Pleſſen, um eine Redaction über die Art und Weiſe zu entwerfen, wie derſelbe Gegenſtand von dem Bundespräſidium aufzufaſſen und auch von ihm beim Bundestage zum Vortrag zu bringen ſei. Als oberſter leitender Grundſatz und als Rechtsprincip für die Interpretation des Art. 13 ward vorläufig ausgeſprochen: der Bundestag als oberſte Behörde dürfe es nie den Fürſten erlauben, ihre Gewalt mit ihren Ständen in der Art zu theilen, daß dadurch ihren Verhältniſſen zum Bunde der geringſte Eintrag geſchehe. Es würde dies dem monarchiſchen Principe ganz entgegenlaufen, und da nur auf dieſes der ganze Bund gebaut ſei, ſo müſſe er fallen, wenn ein Princip aufkomme, was als ganz unvereinbar damit ſich herausſtelle. [12])

Bei den weitern Verhandlungen in Karlsbad blieben entſchieden die Anſichten über die Interpretation des Art. 13 in der Mehrheit, welche der Fürſt Metternich und der Freiherr von Gentz aufgeſtellt hatten, namentlich wenn man das Gewicht der politiſchen Macht prüft, was den Stimmen zur Seite ſtand. Mit Oeſtreich gingen unbedingt damals Preußen, Sachſen und Hannover. Die Geſandten von Baiern und Baden erklärten ſich nur mit der allgemeinen Phraſe: daß Dasjenige, was über die Identität repräſentativer Verfaſſungen mit Volksſouverainetät vorgebracht ſei, wol nicht ganz auf ihre Länder zu paſſen ſcheine; namentlich hatte der Graf Rechberg hervorgehoben, wie in Baiern noch jetzt auch die früher beſtandenen Claſſen vertreten ſeien, wie den Ständen bei einer ſechsjährigen Steuerbewilligung nur die Zuſtimmung zu den Geſetzen eingeräumt ſei, die Freiheit und Eigenthum der Staatsbürger betreffen, und daß der König

ohne Theilung alle Rechte der Staatsgewalt in sich vereinige. Etwas dunkler sprach sich der nassausche Minister von Marschall aus.[13]) Nachdem er sich hoch dagegen verwahrt, das Princip der Volkssouverainetät irgendwie zu begünstigen, folgerte er aus dem Princip der Legitimität, in Folge dessen die Existenz eines Staates nicht als das Product des Willens der Regierten angesehen werden könne, daß die Staatsregierung allein das Recht haben müsse, die Form der Verfassung und auch die Art der Vertretung des Volks zu bestimmen. Dabei habe die Regierung nur die Extreme zu vermeiden, daß die gewährte Vertretung nicht in das Princip der Volkssouverainetät übergehe. Diese Ansicht scheint mehr oder weniger den Baum auf beiden Schultern zu tragen, und ausgesprochen zu sein, um es mit Niemand zu verderben. Mit ihr konnte nach Belieben das landständische und auch das repräsentative System gehalten werden.

Ein anderer Ausgleichungsmodus in Beziehung auf den Inhalt des Art. 13 lag in dem Vorschlage des mecklenburgischen Bevollmächtigten, Freiherrn von Plessen[14]): jedes Streiten über den Unterschied zwischen landständischen und repräsentativen Verfassungen aufzugeben, diese sich nicht mehr entgegenzustellen, sondern nur die volksvertretenden Ständeversammlungen als unzulässig zu bezeichnen, denen mehr oder weniger die Idee der Volkssouverainetät unterliege, und die weitere Anwendung dieses Princips im Einzelnen den Bundesstaaten zu überlassen. Bei den ältern Landständen habe man stets dem gemäß das Kriterium festzuhalten, daß die Regierung mit ihnen wie mit Regierten, die nach verschiedenen Abthei-

lungen eingerufen ſind, unterhandele. In den Verfaſſungen neuern Urſprungs ſind hauptſächlich die Stände aus den Claſſen der Grundeigenthümer und der größern Beſitzer zu wählen, und dieſen iſt die Vertretung des ganzen Landes und ihrer eigenen Intereſſen in die Hände zu legen. Die Obergewalt des Bundes aber über alle Ständeverſammlungen müßte in der Art ausgeſprochen werden, wie es die Commiſſion in ihrem Gutachten über die Behandlung der Ständefrage beim Bundestage (S. 220.) vorgeſchlagen habe.

Nachdem man ſich nun bis ſoweit ausgeſprochen, nahm der Graf von Wintzingerode nochmal Gelegenheit, ſich dahin zu erklären, daß eine Interpretation des Art. 13 in dem Sinn, die repräſentativen Verfaſſungen für geradezu mit dem Weſen des Bundes als unverträglich, und nur die alten landſtändiſchen für dazu geeignet zu nehmen, die mislichſten Folgen in Deutſchland hervorrufen müßte, — für den Bund, inſofern die Entziehung eines Rechtes, ohne Widerſpruch des Bundes ertheilt und bis dahin auch ohne Widerſpruch ausgeübt, allenthalben revolutionaire Ausbrüche hervorrufen würde; für Würtemberg insbeſondere, weil man hier die Wiedereinführung der alten Stände als der Uebel ärgſtes bezeichnen müſſe, indem ſie der Regierung gefährlicher und ſie mehr einſchränkend ſeien, als irgend eine reine Volksrepräſentation. In den Nachbarſtaaten würde wahrſcheinlich ein ähnliches Verhältniß obwalten. Darum dürfe dann auch der Bundesverſammlung bei ihren Arbeiten und Vorlagen nie vorzuſchreiben ſein, die nähere Ausführung des Art. 13 in der Art zu bewerkſtelligen, daß alle repräſentativen Verfaſſungen ſchon a priori verdammt würden, umſoweniger, weil man damit nicht einmal den

Hauptzweck erreiche, den man stets im Auge haben müsse: den revolutionairen Tendenzen einen Boden, auf den sie wurzeln könnten, zu entziehen. Denn die Erfahrung habe nur zu oft bewiesen, wie sie die Landstände ebensogut als die neuern Volksvertretungskammern zu ihrem Tummelplatz gemacht hätten. Indem der Graf Wintzingerode nochmals auf seine frühern Vorschläge zurückkam: das active und passive Wahlrecht an Grundbesitz zu knüpfen und die Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Stände zu untersagen, schloß er mit der Bemerkung: daß er die Versammlung dringend bitten müsse, von keinem einseitigen Standpunkte auszugehen, denn wenn das Resultat der Verhandlungen über den Art. 13 ein solches sei, wie er es als unzweckmäßig bezeichnet, so würde er und die Abgeordneten der süddeutschen Staaten, wenn sie ihren Regierungen so etwas vorlegen sollten, in eine so große Verlegenheit gerathen, daß man zur Bezeichnung derselben schwerlich Worte finden dürfte. Diese ausgesprochene Ansicht vervollständigte dann der Gesandte Würtembergs nach zuvor gehabter Communication mit seinem König später noch dahin [15]): daß es überall zweckmäßiger erscheine, nicht in einer einseitigen stricten Interpretation des Art. 13 — insoweit nämlich, als daraus nur eine Form der Vertretung als zulässig folgern solle — das Heil des Bundes und Unterdrückung der revolutionairen Tendenzen finden zu wollen; das letztere vielmehr mit praktischer Durchführung des Grundsatzes zu erstreben: daß die Beschränkung der Landesgesetzgebung im Allgemeinen Folgerung aus dem Bunde sei, und daher allenthalben da eintreten müsse, wo der Bund dies als Bedingung für seine Existenz fodere.

Auf dieſem Stande der Erörterung blieb im Allgemeinen dieſe für Deutſchland ſo höchſt wichtige politiſche Frage in Karlsbad ſtehen, um demnächſt in Wien nochmals aufgenommen zu werden. Was hier verhandelt wurde, liegt dem Inhalte dieſes Aufſatzes fern. Es ſei nur kurz bemerkt, daß, wie der Inhalt der Wiener Schlußacte von 1820 ergibt, auch hier kein äußerſtes Reſultat, ſondern nur ein vermittelndes zuſtandekam, — vielleicht das unglücklichſte von Allem, weil ihm ſtets die wenigſten aus der Realität der Dinge ſelbſt geſchöpften Vorausſetzungen unterliegen. Daß man dieſer letztern Wahrheit doch ſo oft vergeſſen hat und ſie im politiſchen Leben ſo oft und alle Tage vergißt! Sie iſt der wahre Grund der ſich von Ewigkeit zu Ewigkeit im Leben der Staaten und Völker wiederholenden Erſcheinung, über die ſich ſo mancher Unverſtändige wundert: die äußerſten Extreme finden leicht einen zahlreichen, bis zum Fanatismus zu ſteigernden Anhang; das Vermittelnde, ſtatt Alle zu befriedigen, wird gehaßt und von Allen angefeindet und ewig umgeworfen!

Es lag im Intereſſe der in Karlsbad verhandelnden Höfe, die daſelbſt gefaßten Beſchlüſſe, die man als proviſoriſche Ausnahmsgeſetze vorerſt zu nehmen übereingekommen war, ſchnell in Kraft zu ſetzen, und zwar, wie das den Diplomaten am nächſten zu liegen ſchien, durch die Bundesverſammlung. Die Berathungen über eine ſolche proviſoriſche Executionsordnung begannen auch ſchon mit der fünften Sitzung [16]), und die nähere Bearbeitung des ganzen Gegenſtandes, der noch oft, namentlich in den Sitzungen 6, 14, 15 und 17 zur Sprache kam, war commiſſoriſch in die Hände des Grafen von Münſter

und des Herrn von Marschall gelegt. Es würde hier überflüssig sein, die nähern Einzelnheiten dieser Executionsordnung durchzugehen; sie sind nicht von historischem Interesse; nur das ganze Resultat: „Die Karlsbader Beschlüsse sind durch die Bundesversammlung zu publiciren und auszuführen und zwar in der Art, daß ihr Inhalt in einen Präsidialvortrag zusammengefaßt, und, nachdem die Bundestagsgesandten von ihren Höfen die Instruction, ihn anzunehmen, erhalten, von ihnen förmlich gutgeheißen wird", ist ein Factum, dessen rechtliche und historische Bedeutung in seinen Folgen für Deutschland von damals schwerlich geahneter Wichtigkeit geworden ist.

Dabei geschah dann theils im Namen des Congresses selbst, theils noch privatim von den einzelnen Abgeordneten alles Mögliche, um den Inhalt der Beschlüsse zu sichern und schnell zu fördern. In der zwanzigsten Sitzung gab der Fürst Metternich Mittheilung darüber, daß die in Karlsbad nicht vertretenen Höfe von den daselbst gefaßten Beschlüssen am besten so in Kenntniß gesetzt werden könnten, daß man ihnen jenen beabsichtigten Präsidialvortrag zuschicke, mit der Anweisung, ihren Gesandten beim Bundestage bis zum September, wo die Sache zum Vortrage kommen würde, die Instruction einer unbedingten Annahme zu geben. Von Prüfung und von etwaigen Bedenken war gar keine Rede.

Der hannöversche Gesandte, der Graf von Münster, schrieb noch von Karlsbad aus an den Geheimerath zu Braunschweig, der sich zur Zeit mit einer verbesserten Landtagsordnung des Herzogthums beschäftigte: daß es

ſich zwar bei einem ſolchen Geſetz nicht um eine Verfaſſung im repräſentativen Geiſte handle; daß aber in Folge der eben geſchloſſenen Uebereinkunft es nöthig ſei, an den paſſenden Orten ausdrücklich die Hauptſätze einzuſchalten, daß der Landesherr ſouverainer (d. h. unabhängiger) Fürſt ſei, daß der Bund die höchſte Autorität in Deutſchland bilde, daß daher von einem Einwilligungsrecht der Stände in Bundesſachen oder bei Beſchlüſſen des Bundes keine Rede ſein könne. Da der Graf Münſter damals die eigentlichen Geſchäfte der Vormundſchaft über die noch unmündigen Prinzen von Braunſchweig beſorgte, ſo war die Andeutung umſomehr gleich einem Befehle.

Das „Journal de Francfort“ machte noch im October 1819 ein Rundſchreiben des preußiſchen Cabinetsminiſters von Bernſtorff an ſämmtliche preußiſchen diplomatiſchen Agenten bekannt. Es war im Geiſte der Karlsbader Beſchlüſſe erlaſſen, und gab zum Theil wörtlich Das wieder, was über die ungeheure Verwirrung der Ideen, über den verderblichen revolutionairen Geiſt und über die Nothwendigkeit der Regierungen, ihn auf jede Weiſe zu bekämpfen, in den Rechtfertigungen und Ausführungen der betreffenden Anträge zu Karlsbad vorgekommen war. Ganz beſonders iſt es der Ton und die ewige Wiederholung in der eintönigen Behandlung des immer wieder auftauchenden Themas, was Herr de Pradt in ſeiner Schrift über den Karlsbader Congreß tadelt. Uebrigens gab dieſes Sendſchreiben auch zu weitern Erörterungen mit franzöſiſchen Publiciſten Veranlaſſung, auf die näher einzugehen unſerer Aufgabe fern liegt.

Nebenbei war ſchon früher in der neunten Sitzung von

oem badiſchen Geſandten von Berſtett darauf angetragen, die Handels- und Verkehrsverhältniſſe im Innern Deutſchlands in Folge des Art. 19 der Bundesacte näher zu ordnen. Zur weitern Erläuterung dieſer Angelegenheit war von ihm ein eigenes Memoire in Umlauf geſetzt worden [17]) (von Nebenius verfaßt?), was ſich auf das Princip ſtützte: alle Zoll- und Mauthgrenzen im Innern Deutſchlands aufzuheben und ſolche nur an den äußern Grenzen gegen das eigentliche Ausland zum Schutz des deutſchen Handels und der deutſchen Induſtrie herzuſtellen. Würtemberg unterſtützte dieſen Antrag, allein von andern Seiten hielt man die Sache für zu verwickelt, und glaubte, es ſei deswegen auch bei dem Bundestage nur auf Antrag der innern Zollvereine ſelbſt weiter vorzuſchreiten. Dabei hielt der Freiherr von Pleſſen einen ſtufenweiſen Fortſchritt im freien innern Verkehr für allein praktiſch. Man ſolle dieſen zuerſt den Lebensmitteln, dann nach und nach andern Erzeugniſſen zugutekommen laſſen, und dabei ſtets den ungehinderten freien Durchgang durch die einzelnen Staaten zu befördern ſuchen. Weiter als ſich in der angegebenen Art auszuſprechen, geſchah in Karlsbad in dieſer Angelegenheit nichts, namentlich nachdem der Fürſt Metternich in der zweiundzwanzigſten Sitzung noch die Erklärung gegeben, daß die gegenwärtige Conferenz dieſen Gegenſtand nicht aufnehmen könne, weil ſie ihn doch wegen ſeines Umfangs nicht zu beendigen vermöchte.

In derſelben Sitzung ſprach ſich dann auch der Fürſt entſchieden gegen den frühern würtembergiſchen Antrag — Interpretation des Art. 14, die Beſchränkung der Stellung der Mediatiſirten betreffend — aus. Das war

freilich ein sehr böser und sehr kitzlicher Umstand. Der Fürst Metternich besaß damals noch in Würtemberg die Standesherrschaft Ochsenhausen. Hätte er als Partei vor einem Richter pro aris et focis gekämpft, es hätte ihm Niemand das verdenken können; allein der Fürst Metternich war mehr in der Stellung, eine wichtige staatsrechtliche Frage und mittelbar dann eine Sache, in der er selbst geradezu Partei war, von oben herab als höchster Richter und Minister einer großen Macht abzuthun!

Da war man denn soweit gekommen, daß der Präsident die Sitzungen für beendet erklären und diejenigen Gegenstände namhaft machen konnte, welche im November desselben Jahres 1819 in neuen Sitzungen zu Wien paßlich weiter zu besprechen sein würden. Als solche Gegenstände wurden vorgeschlagen:

1) Eine permanente Instanz, um den öffentlichen Rechtszustand im Bunde zu sichern, und die zum gerichtlichen Wege geeigneten Streitigkeiten der Bundesstaaten untereinander zur schnellen Entscheidung zu bringen.

2) Eine definitive Executionsordnung, um die Erkenntnisse jener Instanz und des Bundestags überhaupt in ungehinderte Vollziehung zu setzen.

3) Feststellung der völkerrechtlichen Verhältnisse des Bundes in Beziehung auf Krieg und Frieden.

4) Verhandlungen über die Bundesfestungen.

5) Die matricularmäßige Contingentstellung.

6) Erleichterung des Handels und Verkehrs zwischen den Bundesstaaten in Gemäßheit des Art. 19 der Bundesacte.

Außerdem würden noch folgende Gegenstände vorläufig zu besprechen und vertraulich zu berathen sein:

7) Aufstellung des Grundsatzes: inwieweit die näher zu bestimmenden organischen Bundeseinrichtungen durch absolute oder relative Stimmenmehrheit in der Bundesversammlung entschieden werden können, und welche Verhältnisse dabei zwischen der Majorität und Minorität eintreten.

8) Die Anwendung der in dem Präsidialvortrage aufgestellten Erläuterungen des Art. 13 der Bundesacte mittels der am Bundestage abzugebenden Erklärung der einzelnen Bundesstaaten.

9) Richtige Anwendung und endliche Erfüllung des Art. 14 der Bundesacte.

10) Endliche Bestimmung der nach Art. 6 der Bundesacte in Frage gestellten Curiatstimmen in pleno für die Mediatisirten.

Nachdem der preußische Abgeordnete nochmals ausgesprochen, daß er sich von diesen künftigen wiener Conferenzen die gedeihlichsten Resultate verspreche, wenn sie in eben dem Geiste wie die gegenwärtigen in Karlsbad gehalten würden, konnte eine gleiche zustimmende Erklärung von allen Seiten nicht ausbleiben, und so schloß man denn den Congreß unter den allenthalben üblichen weitern geschäftlichen und conventionellen Formen.

III.

Um die Thaten der Menschen ihrer wahren Bedeutung nach richtig würdigen zu können, muß man zuerst

genau wiſſen: was für ein letzter Zweck ſollte durch ſie erreicht werden, zu welchem Ganzen ſollte ſich das als einzeln Daſtehende vereinigen. So auch bei unſerm Gegenſtande. Man glaube nicht, daß man das getrennt Berathene als voneinander unabhängige politiſche Fragen aufgefaßt, und denen, die zuerſt beſprochen, darum das höchſte Gewicht für ihre Bedeutung beigemeſſen habe. Die entgegengeſetzte Anſicht hat ſonſt genaue und ſorgfältige Hiſtoriker in Beziehung auf den Karlsbader Congreß zu entſchiedenem Irrthum geführt.[18]) Und ſo ſei denn ſogleich hier zu Anfang ausgeſprochen: die Berathungen über den Art. 13 der Bundesacte ſind der wahre politiſche Kern der Conferenzen zu Karlsbad, indem man von einer Seite her die Abſicht hatte, ſie zu benutzen, um unter der Form einer collegialiſchen Interpretation jenes Geſetzes eine Beſeitigung jeder repräſentativen Verfaſſungsform zu verſuchen. Alle andern verhandelten Punkte erſcheinen im Vergleiche damit umſomehr als Nebenſache, weil, wenn dieſer Verſuch gelungen wäre, dann jede Beſtimmung darüber ſchon von ſelbſt ganz in die Hände der Regierungen kommen mußte. Was man gegen das allgemein geſchriebene Bundesrecht und gegen manche Landesrechte nur als proviſoriſches Ausnahmegeſetz und als Erſatz für den augenblicklich noch nicht durchzuſetzenden letzten Plan zur Zeit durch eine auf den Nothſtand gegründete Maßregel rechtfertigen mußte um damit den verfaſſungsmäßigen Widerſtand auszuſchließen, konnte man dann aus verfaſſungsmäßiger Machtvollkommenheit überall ohne Weiteres verfügen. Der moraliſche Widerſtand dagegen wäre freilich wol nicht ausgeblieben, aber er hatte kein

geschriebenes Recht, auf welches er sich stützen durfte, und bei seiner Bekämpfung konnte man dann auch nach ganz andern Principien verfahren. Das Folgende wird theils zur nähern Erörterung theils zum Beweise dieses Factums dienen.

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß die Unzufriedenheit über die Art und Weise, wie sich unsere innern Zustände seit dem Jahre 1815 geordnet, immer mehr umsichzugreifen und sich immer lauter auszusprechen begann. Die also hervorgerufene üble Stimmung hatte so gut wie jede andere Stimmung über Zustände im gesellschaftlichen Leben ihre Stufenleiter vom geduldigen, mitunter apathischen Ertragen an bis zum unbedingt Verdammenden; aber nur den äußersten Ansichten Huldigenden, die auf weiter keiner andern Grundlage als der des Unverstandes und Mangels jeder Erfahrung standen, gehören Excesse an wie die des Wartburgsfestes und spätere schlimmere. Allein die Regierungen nahmen dergleichen Erscheinungen für den allgemeinen Geist jener Stimmung, der dann freilich allerdings drohend genug gewesen wäre, um durch gemeinschaftliche Maßregeln einen Versuch, ihn zu bannen, zu machen. In diesem Sinne waren schon auf dem Congresse zu Aachen 1818 Andeutungen geschehen, und später hatte man in Deutschland diplomatisch diesen Gegenstand durch Gesandte bei den einzelnen Höfen stets in Anregung erhalten. Es würde also jedenfalls einmal zu irgend einer allgemeinen nähern Besprechung gekommen sein. Weniger bekannt ist aber, daß Baiern der Staat war, der den nächsten — ich weiß wahrlich nicht, ob ich directen oder indirecten sagen soll — Anstoß dazu gab,

daß gerade im Sommer 1819 dieser Congreß zu Karlsbad zusammenkam. Die Aufregung nämlich, welche in Baiern der Constitution von 1818 voranging, hatte einen hohen Grad erstiegen; noch stürmischer begannen die ersten Verhandlungen der constitutionellen Kammern, namentlich die Differenz der Reichsräthe mit der zweiten Kammer. Das liberale Princip, mit dem der damalige Minister, der Graf von Rechberg schon lange nicht eben siegreich gekämpft hatte, drohte ihn zu überfluten, und als es fast soweit gekommen war, daß er nicht mehr aus noch ein wußte, wandte er sich um Hülfe an den Minister seines Nachbarstaates, den Fürsten Metternich. Die Ausführung einer schon lange bestandenen Absicht — einer Zusammenkunft für gemeinschaftliche Maßregeln gegen Alles, was der unumschränkten Souverainetät entgegen war — ward auf diese Art ausnehmend beschleunigt; von Seiten Oestreichs wurden die übrigen Höfe Deutschlands sogleich dafür günstig gestimmt, und alsbald ergingen die Circularschreiben an die einzelnen Höfe, ihre Minister zu einem Congresse nach Karlsbad abgehen zu lassen.

Diese, soviel ich weiß, bisher weniger bekannte Thatsache ist auch wie ein Commentar zu einer andern historischen Notiz aus etwas späterer Zeit über den Grafen von Rechberg zu benutzen. Sie ist enthalten in dem Schreiben vom Mai 1822, welches eine Charakteristik der damaligen Bundestagsgesandten enthält, und auch wol unter dem Namen der Langenau'schen Note bekannt ist (Welcker, S. 350). Hier heißt es: „Dieses ist zum Glück gar nicht so schwer (es handelt sich nämlich hier um die soviel besprochene sogenannte Epuration des Bundestags),

da der Minister von Rechberg das bairische System vergißt, sobald man ihm in irgend einem magischen Spiegel die Revolution und den Fürsten Metternich als ihren Bändiger zeigt."

Dem Letztern gab nun gerade dieser directe Anlaß einer Besprechung über innere Zustände eine erwünschte Gelegenheit, dem repräsentativen System, was er für den östreichischen Staat als ihn auflösend und in seine Theile zerlegend fürchtete, ernsthafter entgegenzutreten. Es sollte nicht allein in Baiern und andern Staaten beschränkt, sondern theoretisch und praktisch auf Tod und Leben bekämpft werden, um durch dessen vollständige Beseitigung in ganz Deutschland es von Oestreich am sichersten fern zu halten. Diese Absicht scheint außer allem Zweifel zu sein. Um eine vollständige rechtshistorische und politische Grundlage für seinen Plan zu haben, hatte Metternich durch den Herrn von Gentz nämlich jene kleine Abhandlung über den Unterschied landständischer und repräsentativer Verfassungen, deren wir oben erwähnt haben, ausarbeiten lassen, und ihr Inhalt ist daher wie ein Programm über Absicht und Politik des Fürsten, und als wie von diesem selbst niedergeschrieben, zu nehmen.[19]) Noch vor der Eröffnung des Congresses ward diese Abhandlung an alle Mitglieder desselben vertheilt — ein Beweis, welche Wichtigkeit man dem Inhalte beilegte —, und wenn sie nachher von der Redactionscommission der Actenstücke erst als Beilage dem siebenten Protokoll beigefügt ist, so glaube man ja nicht, daß sie nur die weitere Ausführung eines hier vorgekommenen Nebenpunktes zu bilden bestimmt gewesen sei.

Außerdem sprach Metternich obige Absicht noch vor Eröffnung des Congresses zu Karlsbad ziemlich unumwunden gegen den Gesandten eines deutschen Hofes aus, als dieser mit dem Fürsten in dessen Carrosse von Teplitz nach Karlsbad fuhr. Der Inhalt dieses Gesprächs ist dann gewiß an den betreffenden Hof berichtet, und das Actenstück hierüber wird sich in den Archiven dort noch finden. Soviel ich mich erinnere, ward besonders dies hervorgehoben:

„Wenn überhaupt von einem Deutschen Bunde die Rede sein und dieser bestehen soll, so muß der jetzt herrschende revolutionaire Geist aufhören, der nur auf Umwälzung und Umsturz der gesetzlichen Regierungen geht. Das ist die erste und hauptsächlichste Grundbedingung und folgt schon aus den ersten Artikeln der Bundesacte, laut denen der Bund nur aus unabhängigen souverainen Fürsten, keineswegs aber aus solchen Staaten gebildet ist, welche sich im Zustande der Desorganisation und in den Händen einer vollkommenen Volkssouverainetät befinden. Wenn dies Verhältniß noch weiter umsichgreift und nicht durch schleunige Maßregeln abgestellt wird, so kann Oestreich seine fortwährende Theilnahme am Deutschen Bunde für keine Verpflichtung von seiner Seite mehr anerkennen, sondern würde genöthigt sein sich davon zurückzuziehen. Die kleinern Souverains, welche bisher einen solchen Geist in ihren Staaten dadurch zugelassen haben, daß sie repräsentative Verfassungen einführten und sie noch fortdauernd dulden, mögen es wohl bedenken, daß die einzige Bedingung für die Fortdauer ihrer politischen Existenz allein der Bund sei, indem die große europäische Staatenverbin-

dung, welche auf Erhaltung der Rechte der Regierungen, der Einigkeit und des Friedens geht, ihnen nur eine Anerkennung in dieser Gesammtstellung gewährt hat, nicht als einzelne Staaten, und daß daher der Boden, auf welchem allein ihre Selbständigkeit beruht, ihnen unter den Füßen fortgezogen wird, so wie der deutsche Bund nicht mehr existirt. Gerade die kleinen Fürsten haben daher ein großes Interesse daran, Alles zu thun, was er für nöthig erachtet, und ihm nicht mit einer Opposition zu begegnen, deren Geist mit dem Wesen desselben unverträglich ist. Ganz besonders sind aber die repräsentativen Verfassungen als der Grund aller Aufregung und der Anfang einer vollständigen Demagogie anzusehen; darum kann auch der Art. 13 der Bundesacte niemals eine solche Interpretation erleiden, welche die Grundprincipien des Bundes geradezu aufheben müßte, und überall, wo solche Verfassungsformen schon bestehen, können und dürfen sie nichtsdestoweniger nur als rein provisorische Maßregeln angesehen werden, deren Fortbestehen oder Aufhören lediglich von einem allgemeinen Bundesbeschlusse abhängig ist. Nicht nur sind mehre Minister kleiner Staaten mit mir bereits vollkommen einig über diesen Punkt, sondern namentlich harmonirt auch Preußen ganz mit diesen Grundsätzen und hat bei den zu nehmenden Maßregeln seine Zustimmung bereits dahin erklärt, daß es mit Oestreich ganz dieselbe Politik verfolgen werde. Bei den Berathungen über dies Thema jedoch und bei denen über die Maßregeln, welche zu nehmen sein werden, müßte es Oestreich wünschen, daß die Initiative zu Vorschlägen

nicht direct von ihm, sondern vielmehr vom Deutschen Bunde als solchem ausginge, nicht als ob irgend eine Besorgniß oder Furcht davon zurückhielte, sondern nur um auch den geringsten Schein der Provocation oder des diktatorischen Einflusses auf den Bund zu vermeiden. Wenn auch der Karlsbader Congreß nur eine Einleitung zu Maßregeln in diesem Geiste wird, so könnte denn doch dieser Gegenstand in einer weitern Conferenz, welche nur die größern Staaten Deutschlands zu beschicken brauchten, näher und ausführlicher besprochen werden."

Soweit der Fürst Metternich. Es bedarf wol nicht der Bemerkung, daß bei diesem Gespräche unter vier Augen seine Ausführungen und Aussprüche nicht wie Sätze aus einem Codex des Staats- und Völkerrechts zu nehmen sind, sondern als eine Ausmalung politischer Situationen, um sie einladender zu machen, und zwar nach eigenen, persönlichen Ansichten und Meinungen darüber; mit einem Wort: nicht Oestreich redet hier, sondern allein der Fürst Metternich. Namentlich findet dies Anwendung bei der Behauptung: Sachsen, Hessen, Oldenburg, Nassau, überhaupt die einzelnen Staaten Deutschlands geringern Umfangs seien in der großen völkerrechtlichen Uebereinkunft zu Wien von Europa nicht als solche, sondern nur in ihrer Eigenschaft, als integrirende Mitglieder des deutschen Staatenbundes anerkannt worden. Diese politische Frage ist soviel ich weiß, nie als eine Controverse nur aufgeworfen; aus dem allenthalben anerkannten selbständigen Gesandtschaftsrechte jener Staaten möchte übrigens allein schon die Unrichtigkeit der Metternich'schen Behauptung folgen. Ob aber diese Frage nicht in der nächsten Zeit abermals

hervorgezogen und von höchster Bedeutung werden könnte, das ist eine andere Sache. Die Praxis des positiven Völkerrechts leitet die Resultate, welche sie wünscht, ja immer weniger aus der philosophischen oder rechtlichen Theorie ab, als vielmehr aus dem Nützlichkeitsprincipe, und zwar in dem Umfange, den wieder die Macht jenem Nützlichkeitsprincipe, dem eignen Vortheile zu Gefallen, zu geben erlaubt. Das also gewonnene Resultat gilt dann wieder als völkerrechtliche Theorie solange, bis derselbe Proceß sich erneuert. Es wäre wenigstens den kleinern deutschen Staaten immer anzurathen, ihre Politik so einzurichten, daß sie stets darauf gefaßt sein könnten, jene Frage, die Vergrößerungsbestrebungen Einzelner so günstig und so gelegen ist, einmal wieder erhoben zu sehen. In voreiliger Verblendung und in Verkennung der Geschichte einen Deutschen Bund schon ganz ohne Noth verleugnen — wie z. B. in der Antwort auf die östreichische Circularschrift vom 26. April 1850 geschieht —, könnte immer einmal sehr bittere Früchte tragen für die zu wenig Umsichtigen, namentlich wenn ihre politische Macht nur eine geringe ist!

Die Vorschläge, welche sodann Metternich in Karlsbad stellte, bestätigen, wenn noch Zweifel darüber obwalten sollten, seine eben namhaft gemachte Absicht. Sie gingen nicht auf eine Interpretation des Art. 13 im nur einschränkenden Sinne; es sollte nicht über ein Minimum oder Maximum unterhandelt werden, was man repräsentativen Ständeversammlungen zugestehen dürfe. Gerade hiergegen erklärte er sich, als völlig unstatthaft, mehrmals. Aus deutscher Geschichte und aus den Verhältnissen und Rechten des Bundes sollte vielmehr ge-

folgert werden, daß der Art. 13 nur durch Landstände im alten Sinne erfüllt werden könne, und daß jede andere Verfassungsform der ursprünglichen Absicht und dem Geiste jenes Artikels geradezu entgegen sei. Um nichts zu versäumen, ward gleich beim Beginne der Conferenzen ein Kurier an den König von Würtemberg gesandt, der noch in Unterhandlungen über Herstellung einer neuen Grundverfassung begriffen war, mit der Weisung, in seinen Zugeständnissen zu zögern, namentlich den Foderungen eines repräsentativen Systems in Nichts wenigstens bis dahin nachzugeben, bis man über diesen Punkt zu einer festen Uebereinkunft gekommen sei.

Die Beweggründe, welche den Fürsten Metternich zu einer solchen Politik bestimmten, liegen auf der Hand. An der Spitze des östreichischen Kaiserstaates stehend, hielt er, und mit ihm im Jahr 1819 wol noch ein Jeder, eine Gesammtverfassung auf der Grundlage der Volksvertretung für denselben für eine Unmöglichkeit. Jeder einzelnen Nationalität eine besondere Constitution ertheilen, hieße das Kaiserthum in ebenso viele ziemlich unabhängige Staaten zerlegen und einen Staatenbund aus ihm machen. Zwar waren den östreichischen Völkern keine Versprechungen für Herstellung einer solchen Verfassungsform gemacht worden; die östreichische Regierung stand also günstiger als manche andere; sie hatte keine rechtliche Verbindlichkeit, in dieser Beziehung etwas vorzunehmen. Allein Volksrepräsentation in Deutschland und überhaupt begünstigen, hätte sie mit der Zeit Oestreich auch näher führen und sie dann mit ihren vermeintlichen Folgen unabwendbar machen müssen. Um darum den Kampf mit dem repräsentativen

Princip nicht als Angegriffener und Belagerter in den eignen Grenzen führen zu brauchen, beschloß man es theoretisch auch schon dann zu bekämpfen, als es sich noch in weiter Ferne zeigte. Geschah es aber allein aus dem individuell östreichischen Gesichtspunkte zum eigennützigen Vortheile nur dieses Staates, so würde Metternich schwerlich auf viel Sympathien haben rechnen können, und die alte Opposition Deutschlands gegen Oestreich, welche ununterbrochen bis auf den heutigen Tag fortgedauert, seitdem der erste Kaiser aus dessen Fürstenhause den Thron bestiegen, würde ganz gewiß um so lebhafter hervorgetreten sein. Darum mußte es höchst wünschenswerth für Metternich sein, durch das Bundesrecht und den Bundestag als allgemeine Politik Das verkündet zu sehen, was Oestreich ganz besonders zugute kam, — sowie er durch die heilige Allianz dann in dem weitern Umkreise von Europa das gleiche Resultat für sich zu erstreben suchte.

Aus demselben Grunde ist sodann wieder leicht zu begreifen, daß Metternich, um diese Absicht nicht allzu klar hervortreten zu lassen, gar zu gern die Initiative für die dahin abzielenden Maßregeln von sich fern gehalten hätte, — um scheinbar ganz unbetheiligt dabei zu stehen. Daher die mitgetheilte mündliche Eröffnung; daher ferner, als der würtembergische Gesandte von Wintzingerode in der ersten Sitzung anheimgab, die „Interpretationsangelegenheit des Art. 13 unter die schleunigst zu beendenden Gegenstände zu setzen", die Erklärung Metternich's: „man erwarte nur dahin abzielende Anträge." Allein da andere Staaten, wie sich ergeben wird, eine solche Initiative entweder nicht übernehmen wollten, andere es

wegen ſchon eingeführter repräſentativer Formen nicht wohl konnten, ſo mußte der Fürſt Metternich doch endlich in den ſauern Apfel beißen und ſich ſelbſt dazu verſtehen.

Wenn wir alſo die Vorbereitungen machen ſehen, Deutſchland als Mittel hinzuſtellen, um ein Oeſtreich beſonders günſtiges Staatsrecht zu begründen, ſo hätte es Preußen in ſeiner oft von ſich behaupteten Eigenſchaft des wahren intenſiven Mittelpunktes des wahren Deutſchthums vor Allen obgelegen, hiergegen eine entſchiedene helle Oppoſition zu erheben. Kein Staat war auch vermöge ſeiner Macht ſo dazu berufen. Wo blieb damals Preußen? Möchte man doch die Geſchichte unſers Vaterlandes ein bischen beſſer kennen lernen, und wiſſen, wieviel von allen Seiten bis hierher geſündigt iſt. Es müßte dann ſchon der Geiſt der Verſöhnung in die Gemüther einziehen, und mit dem richtigen Erkennen der Fehler kann allein wie bei der wahren Buße auch der feſte Wille, es beſſer zu machen, entſtehen, und eine beſſere Zukunft verbürgt werden. Was hilft es aber, mit Vorwürfen, Anklagen und ewigen Anſchuldigungen hinüber und herüber die Erbitterung in unſerm Vaterlande immer größer zu machen? Glaubt man, man würde ſich in der öffentlichen Meinung dadurch als ganz unſchuldig und ſtets im Recht, den Gegner als allein ſchuldig und ſtets im Unrecht hinſtellen? Was geſchehen iſt, iſt geſchehen; alle Declamationen ändern auch nicht ein Pünktchen daran; und ſo kann nur die Folge eintreten, daß jeder Vorwurf mit einem ganz gleich ſtarken erwidert wird. Wo ſoll das Ende ſein, da es keine Behörde gibt, welche mit der Duplik dieſen Anklageproceß

ſchließt, in welchem die Parteien nur ſich ſelbſt, und mittelbar dem Allgemeinen ſchaden? Rühme ſich doch keiner, in dem furchtbar dicken Schuldbuche Deutſchlands ein großes Guthaben für ſich in Anſpruch nehmen zu können; ſei man lieber auf Tilgung des bisher Eingeſchriebenen bedacht. Eine brüderliche Handreichung thäte Alles; die Geſchichte wird einſt richten über Die, welche ſich im gänzlichen Verleugnen der Vergangenheit und in einſeitiger Befangenheit oder um einem verdammungswürdigen Egoismus zu fröhnen, Dem entgegenſtellen!

Preußen befand ſich im Jahre 1819 in einer Oeſtreich ähnlichen Lage, — auch bei ihm mußte man deutſches und außerdeutſches Gebiet unterſcheiden. Dazu glaubte es als kleinſte der Mächte der europäiſchen Pentarchie den Unterſchied an ſtatiſtiſchen Mitteln gegen die übrigen nur durch ein bis ins Einzelne ausgebildetes Centraliſationsſyſtem, was alle Fäden der Monarchie der leitenden Hand augenblicklich zum Anziehen zur Verfügung ſtellte, ausgleichen zu können. Es war Dies auch nichts Neues für Preußen, ſondern nur das Syſtem Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II. was man feſtzuhalten beſchloß; und die neuere Bureaukratie unterſchied ſich von der des vorigen Jahrhunderts nicht durch geringere Unumſchränktheit und Rückſichtsloſigkeit, ſondern am meiſten wol nur durch höhere Intelligenz der Beamten. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer ſolchen Politik für Preußen muß ſehr feſtgeſtanden haben; ſie war ſo ſtark, daß man ſogar die bündigſten und feierlichſten Verſprechungen, davon abzugehen, nicht nur nicht erfüllen zu können vermeinte, ſondern ſogar das Erinnern an die eigenen Worte der Regierung für ein ſchweres Staatsvergehen anſah.

Vorgänge, wie die, welche das Werk Görres' „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit" hervorriefen, oder wie die, welche das Verfahren gegen Arndt herbeiführten, geben die reichhaltigste Erläuterung. Keine Verfassungsform, welche im Innern diese Politik stören konnte, sollte daher folgeweis geduldet werden; darum ergriff man auch in Preußen bereitwillig die Metternich'schen Vorschläge, erklärte sich ganz damit einverstanden, und half sie durchsetzen, weil man sich für Preußen gerade soviel Vortheile davon versprach, als Metternich aus ihnen für Oestreich ableiten wollte. Aber Preußens äußere Politik in dieser Hinsicht war viel klüger und mehr berechnet, und man hatte sich in dieser Hinsicht in eine Lage gesetzt, welche der Feinheit der Lenker des Staats, wenn man die Sache vom rein preußischen Standpunkt ansieht, alle Ehre macht. Von jedem andern Standpunkt der Beurtheilung aus erscheint die Sache denn natürlich auch etwas anders. Preußen hütete sich nämlich sorgfältig, alle aus seinem Staatssysteme entspringenden politischen Fragen, welche dem Geiste der Zeit und der öffentlichen Meinung entgegen waren, irgend wie provocirend zu behandeln, sondern es folgte darin gern, selbst anscheinend gezwungen, nur den Vorschlägen Anderer und den Bestimmungen weiterer Gemeinschaften, — für Deutschland denen des Bundes, für Europa denen der Heiligen Allianz. Es existirt eine Denkschrift eines preußischen Staatsmannes vom Jahre 1822 über die von seinem Cabinet zu befolgende Politik [20]); sie setzt in Beziehung auf Deutschland das Angedeutete am besten mit ihren eigenen Worten auseinander:

„Dabei (es sind nämlich die Punkte aufgezählt, in denen Preußen gemeinschaftlich mit Oestreich handeln müsse: Militairverfassung, Erhaltung der Ruhe und Unterdrückung des demokratischen Princips, und Auflösung aller Separatverbindungen in Deutschland) ist möglichst Alles so vorzubereiten, daß, wenn einmal eine Trennung Oestreichs von Preußen erfolgen sollte, der überwiegende Theil der Bundesstaaten sich für letzteres erklärte, und die vorhandenen Bundesformen nicht zu sehr zum Nachtheile der preußischen Verfassung benutzt werden könnten. Dies scheint durch nichts mehr befördert zu werden, als wenn man Oestreich bei jenem Wirken die von ihm systematisch gesuchte Ausübung der Initiative in seinem eigenen Namen und die damit verbundene formelle Geschäftsführung bereitwillig überließe, und nur in wesentlichen Punkten eine geheime Einverständigung zwischen Berlin und Wien in Anspruch nähme. Mag Preußen dabei eine passive Rolle zu spielen und in manchen Punkten nur der östreichischen Politik zu folgen scheinen — je mehr es diesen Schein zu gewinnen glückt, desto sicherer wird ihm einst die Mehrheit der Bundesstaaten zufallen, wenn das Aufhören der preußisch-östreichischen Allianz auch den Druck, den ihr vereintes und umfassendes Gewicht ausübte, aufhören läßt."

Es kann eine Absicht nicht klarer ausgesprochen werden, und es bedarf in Beziehung auf die in Karlsbad verhandelte Frage der Interpretation des Art. 13 nur noch der Bemerkung: daß Preußen schon 1819 ganz jenes politische System angenommen. Es wünschte ebenso sehnlich wie Oestreich die vollständige Beseitigung aller

repräsentativen Verfassungsformen und den Bund und die Bundesgesetzgebung als Mittel, um durch sie rein individuelle Zwecke durchzusetzen; indem es sich aber still hinter dem Vorhange hielt, fiel Oestreich dabei die ganze öffentliche Thätigkeit zu; dadurch stand natürlich scheinbar allein Oestreich als der Staat da, welcher Deutschland in eigenem Interesse misbrauchen wollte, und gegen Alles ankämpfte, was die öffentliche Meinung dazumal in Schutz genommen hatte. Diese mußte denn wol zum förmlichen feindlichen Haß werden, und Preußen stieg neben Erreichung aller seiner Absichten gegen Deutschland, noch um ebenso viel in ihr, als Oestreich bei allen Denen sank, welche die Erscheinungen nur nach ihrem Aeußern, nicht nach dem innern Kern auffassen; freilich die Mehrzahl der Menschen. Die Abstimmungen des preußischen Ministers, des Grafen von Bernstorff, in Karlsbad, sind ganz im angegebenen Geiste. Sie waren nur Genehmigungen der Vorschläge Metternich's, und nur in der Frage, ob die Centralbehörde in Mainz nur Untersuchungs- oder auch aburtheilendes Gericht sein solle, ging der preußische Vorschlag noch etwas mehr gegen das allgemein Gesetzliche als der östreichische.

Hanover, Sachsen und Mecklenburg, wo gleichfalls noch keine repräsentativen Verfassungen sich befanden, gingen am entschiedensten mit Oestreich und Preußen.

Dahingegen hätte allen andern Staaten Deutschlands, wo dieselben seit dem Jahre 1816 nach und nach eingeführt waren, oder wo doch deren Einführung schon beschlossen war, die ganz natürliche Opposition gegen solche Absichten Oestreichs und Preußens zugestanden. In ihr bil-

deten dann wieder die größern süddeutschen Staaten, Baiern, Würtemberg und Baden den eigentlichen Kern. Ihre politische Bedeutung war zu jener Zeit eine um Vieles höher anzuschlagende als in unserm Jahrzehnd. Sie hatten seit der Stiftung des Rheinbundes ein eigenes System verfolgt, was auch noch später aus manchen einzelnen Denkschriften hervorleuchtet, die in der Zeit der Befreiungskriege und der folgenden Congresse gewechselt sind. Diese Staaten, die, was man nicht vergessen darf, damals noch besonders das rein deutsche Element repräsentirten, glaubten nämlich bei eigenen Verfassungsformen in einem festern Zusammenhalten untereinander die beste und sicherste Basis ihrer politischen Existenz und ihrer wahren Stellung nach außen zu finden. Der Umstand, daß die diese Länder bildenden Volksstämme wegen näherer Verwandtschaft auch eine nähere Verbindung foderten, ist dann später weiter politisch ausgeführt in der so berühmt gewordenen Schrift: „Manuscript aus Süddeutschland", die bald nach dem Karlsbader Congreß so viel Aufsehen machte. Durch eine solche Politik wollte man den Einfluß in Deutschland überwiegender Mächte ausschließen, und wenn Preußen in jener oben angeführten Denkschrift von 1822 die Nothwendigkeit ausspricht, mit Oestreich gemeinschaftlich alle Separatverbindungen in Deutschland zu bekämpfen, so dachte man dabei ganz vorzüglich an jene süddeutsche. Alles sollte unbedingt folgen. Die Ereignisse der neuern und neuesten Zeit sind einer süddeutschen Vereinigung aber ferner nicht günstig gewesen. Schon ist das religiöse Element trennend eingetreten, und durch die badischen Ereignisse und durch die Erwerbung Hohenzollerns scheint es

Preußen mehr wie je in der Hand zu haben, auch im Südoſten ein entſcheidendes Wort zu reden, während ſeinem directen Einfluß bisher hauptſächlich Norddeutſchland zur Verfügung geſtellt war.

Eine Oppoſition jener drei Staaten im engern Verein, oder die einer Zahl von 7—8 Millionen rein deutſchen Stammes, wäre allerdings von nicht geringer Bedeutung geweſen; Baiern als der umfangreichſten Macht ſchien darin, wie ſich von ſelbſt verſtehend, die Rolle der Wortführung zuzufallen. Allein gerade damit und mit der Oppoſition überhaupt war es eine eigene Sache. Gerade der bairiſche Miniſter befand ſich in Karlsbad in einer ungewöhnlich delicaten Stellung. Er war es ja geweſen, der an den Fürſten Metternich den Hülferuf gegen das repräſentative Syſtem erlaſſen; ſollte er jetzt deſſen unbedingter Vertheidiger werden? Wie, wenn Metternich dieſen Widerſpruch öffentlich aufgedeckt? Auf der andern Seite hatte ſich der Graf Rechberg es gewiß nicht verſehen, daß die Hülfe, welche er begehrte, in gänzlicher Aufhebung Deſſen beſtehen ſollte, was er nur ein wenig niedergehalten wünſchte. Noch kurz zuvor, bei Einführung der langerſehnten neuen Stände durch die neue Verfaſſung in Baiern, hatte der König es „den glücklichſten Augenblick ſeines Lebens" genannt, wo er ſeinem Lande dieſen Wunſch erfüllt hätte. Eine Inſtruction, das eben Gegebene wieder ganz zu nehmen, konnte daher dem nach Karlsbad Abgeordneten unmöglich gegeben werden! Der badiſche Geſandte, Herr von Berſtett ſtand auch, wenn aus ſpätern Briefen ſchon auf frühere Zeiten geſchloſſen werden darf, in mannichfachen perſönlichen Beziehungen zum Fürſten Metternich;

daher die befangenern Vota von Baiern und Baden, die, wenn man ihren mit allgemeinen Redensarten ausgedrückten allgemeinen Inhalt näher ins Auge faßt, eigentlich wenig oder nichts bedeuten.

Also geschah es, daß die eigentliche Opposition in die Hände Würtembergs und seines Gesandten, des Grafen Wintzingerode gerieth. Es war dies wahrlich keine geringe Aufgabe. Der Staat, welchen er vertrat, — wie unbedeutend war er an Macht gegen die, deren Absichten vereitelt werden sollten! Dazu waren so mancherlei Rücksichten zu nehmen, von denen die Bücher selten Kunde geben können, die aber das Leben wegen der Schwäche der menschlichen Natur ewig in den geraden Weg zum Ziele wälzen, und somit zu schwierigen und ermüdenden Umwegen zwingen wird. So mußten, um nur eins anzuführen, die Ansichten bestritten werden, welche Herr von Gentz über die Theorie der repräsentativen Verfassungen ausgearbeitet hatte. Gerade dieser aber war von so empfindlichem und reizbarem Temperament, daß er sich sehr leicht verletzt und beleidigt fühlte. Wegen des sehr großen Einflusses auf den Fürsten Metternich, dem dann wieder das ganze Gewicht der östreichischen Macht zu Gebote stand, war es von selbst angerathen, jenen Diplomaten mit sehr zarten und behandschuhten Fingern anzufassen! Solche und ähnliche Umstände sind es, welche gebieterisch die äußere Fassung und den Wortlaut der verhandelten Gegenstände vorschrieben. Wer sie nicht kennt, oder wer sie nicht berücksichtigt, wird daher nie ein gerechter Beurtheiler der Protokolle von Karlsbad sein können. Ein Buch, in der Stube eines Gelehrten entstanden, und eine Verhandlung

unter Diplomaten über denselben Gegenstand wird, solange die Welt steht, immer eine sehr verschiedene Sache bleiben.

Wie der Graf Wintzingerode seine Aufgabe gelöst, dafür gibt das Resultat des Congresses das beste Zeugniß. Wirft man die Frage auf: „was würde ohne die Opposition Würtembergs geschehen sein", so wird, wenn man den Protokollen und Verhandlungen aufmerksam folgt, wol bei Wenigen Zweifel darüber sein, daß einer Interpretation des Art. 13 in dem Sinne, daß er alle repräsentative Verfassungsform ausgeschlossen, wenig im Wege gestanden hätte. Darum bedenke man wohl, daß es sich in Karlsbad nicht darum handelte, diese zu erweitern, oder theoretische Grundsätze über dieselbe zu verhandeln, sondern es galt sie überhaupt zu retten. Wenn unser Vaterland daß Dies erreicht wurde sich zum Heil anrechnet, dann sollte es aber auch nie vergessen, wem es einen großen Dank und eine gerechte Anerkennung noch immer schuldig geblieben ist, während es Beides oft auf Andere, die es minder verdient, gehäuft hat. Es möge sich dabei wohl erinnern, daß unter den Männern, welche es 1815 in Paris sich angelegen sein ließen, aus dem europäischen politischen Chaos unserm Vaterlande das ihm nach Geschichte und Recht Zustehende, ihm aber willkürlich Entzogene wieder zurückzufodern, derselbe Graf Wintzingerode auch mit in erster Reihe steht. Welche nächste und directe Ursachen man auch später als Grund seiner plötzlichen Entfernung von den Geschäften in Würtemberg angeführt hat, — ich müßte mich sehr irren, wenn nicht das in Karlsbad gegründete feindliche Verhältniß zum Fürsten Metternich die erste und wahre Veranlassung dazu gewesen sein sollte!

Daß übrigens die allgemeinen Vota Baierns und Badens, der Ausgleichungsmodus des Herrn von Pleſſen, ſelbſt das dunkle, nach zwei Seiten auszulegende Votum des Herrn von Marſchall immer noch etwas dazu dienten, die Oppoſition Würtembergs inſoweit zu unterſtützen, als ſie ſich gegen ein Aeußerſtes ſetzten, was von der andern Seite beabſichtigt wurde, muß anerkannt werden. Ihre Würdigung muß man daher nicht ſo verſuchen, daß man die Worte theoretiſch-ſtaatsrechtlich anatomiſirt, ſondern ſo, daß man ihren ganzen Inhalt ungetrennt nimmt, und dieſen wieder in ſteter Berückſichtigung der äußern Umſtände und des letzten Ziels, was erreicht werden ſollte, einer nähern Prüfung unterwirft.

Erkennt man endlich richtig, daß die ganze Beſeitigung aller repräſentativen Verfaſſungsformen Hauptzweck des Congreſſes zu Karlsbad war; erwägt man die Mittel der Oppoſition: ſo war an eine vollſtändig ſiegreiche Anerkennung des repräſentativen Syſtems von vorn herein gar nicht zu denken, ſondern man konnte allerdings ſchon zufrieden ſein, nur das Princip überhaupt gerettet zu haben. Wenn daher die Kämpfer für daſſelbe, um nur dies zu erreichen, bei Fragen über die temporaire Praxis oder über den Umfang des Princips nachgaben; oder wenn ſie ferner in einer Menge von andern Foderungen, welche die größern Mächte damals erhoben, ſich willfährig erzeigen mußten, — wer wird ihnen Dies verdenken, oder ihnen wol gar als Mangel einer wahren patriotiſchen Geſinnung anrechnen wollen? Hätte dagegen die Oppoſition den Kampf ſo geführt, daß ſie ihrerſeits wieder auf einem Aeußerſten beſtanden, wie es dem Theo-

retiker des Staatsrechts genügen konnte, so würde ganz gewiß Nichts erreicht, vielleicht und wahrscheinlicher aber Alles verloren worden sein.

Diese historischen Facta sind es, welche allein die richtige Anschauung der Karlsbader Verhandlungen bedingen; sie sind es ferner, welche zu der spätern, verhängnißvollen Fassung in der Auslegungsangelegenheit des Art. 13 führten: man könne über landständische Verfassungen nicht eher einen Beschluß fassen, bis man sich über eine Interpretation jenes Artikels in monarchischem Sinne vereinigt habe. Eine ganze Zukunft lag in diesem einen Beschluß. Man überließ ferner eine bedeutungsvolle Seite des innern politischen Lebens ganz allein sich selbst. Für eine indirecte Duldung und für eine indirecte Verdammung Dessen, was sich nun nach und nach entwickelte, hätte der Jurist gleichviel aus dem deutschen Staatsrecht zusammenbringen können. Wer wird sich wundern, bei diesem schwebenden Zustande, der nicht ewig dauern konnte, es endlich dahin kommen zu sehen, daß die Sache, um die es sich handelte, sich selbst mit Gewalt ihre rechtliche Stellung erstritt, ohne die Nichts haltbar ist? Die höchste Reichsbehörde, der es obgelegen hätte, Alles hier der Zeit und Gerechtigkeit gemäß zu ordnen, hatte es ja nicht gekonnt oder nicht gewollt. Verzichtet der Mensch, wo er die Macht hat, den natürlichen Lauf der Dinge zum Vortheil seiner weitern Entwickelung und einer erhöheten Civilisation zu leiten, auf dieses ihn so hoch über Alles erhebende Vorrecht, dann treten auch in der Geschichte der Menschheit an die Stelle des geistigen Willens nur die allgemeinen Gesetze der übrigen organischen Natur hervor, wo dann nichts weiter übrig

bleibt, als ihnen, gleich dem todten Stoffe, nur zu folgen, und hinterher zu klagen, daß man nicht bei Zeiten klug gewesen. Aber nie wird es dem Menschen frei stehen, dann wieder umzukehren, und das einmal Versäumte von neuem weiser zu beginnen; er muß den Kelch, den er einmal an die Lippen gesetzt, bis zum Grunde leeren, und höchstens spätern Generationen ist es vorbehalten, nach von ihren Vätern schwer erkauften Regeln ihre Zustände glücklicher zu gestalten, — aber selbst die Söhne und Enkel steigen so ungern und so selten in diesen ewig offenen Goldschacht der Erfahrung hinab! Ein ewiges Räthsel in der Geschichte der Menschheit!

IV.

In der Entwickelungsgeschichte der deutschen Gesammtverfassung muß man die Resultate des Congresses zu Karlsbad nicht als etwas fertig Abgeschlossenes und für sich Dastehendes auffassen. Was hier eingeleitet, und theils vollständig theils nur unvollständig erreicht wurde, daran ward später fortwährend weiter gearbeitet. Der Weg, auf dem man zum Ziele zu kommen gedachte, war aber auch dabei später nicht mehr frei zu wählen. Man hatte zu Karlsbad Einen gewissen Pfad eingeschlagen, und war dabei im ersten Anlauf schon soweit vorgeschritten, daß ein Umkehren nicht mehr möglich war — er mußte gewandelt werden bis ans Ende, obwol seiner vielen Windungen und Verwickelungen wegen auch das geschärfteste Auge alle die Gefahren und durchkreuzenden Abwege, auf die man stoßen mußte, im Vor-

aus wol nicht erſpähen konnte. Darum ſind auch die Karlsbader Reſultate nach meiner Meinung nur inſofern von hoher Bedeutung, als ſie andere, an ſich größere Reſultate unabwendbar bedingten, welche man auf dem Gange, in den man die Entwickelung unſerer Geſammtverfaſſung einmal gedrängt hatte, nun nicht mehr umgehen konnte, und die durchgemacht werden mußten, man mochte ſich drehen und wenden wie man wollte. Man kann darum den Karlsbader Congreß mit gleichem Rechte den Keim und das Programm einer folgenden ſchweren Zeit nennen.

Kommen wir wieder auf das zurück, von dem wir ausgegangen ſind: die zu Wien 1815 zuſtandegekommene Geſammtverfaſſung hat die Erwartungen der Deutſchen nicht erfüllen und kein allgemeines Heil bringen können, weil ihre weitere Ausbildung ganz einſeitig von den Regierungen als ihr ausſchließliches Recht in die Hände genommen iſt.

Der Karlsbader Congreß war es eben, der dies uſurpirte Verhältniß zunächſt als förmliches, ausſchließliches Recht verkündete. Er machte ſodann in ganz natürlicher Conſequenz dies Recht fortlaufend, und nahm, wenn es vielleicht einmal nicht anerkannt werden ſollte, auch die Befugniß in Anſpruch, es auf dem Wege executiviſcher Gewalt durchzuſetzen. Es war aber dies Syſtem eigentlich nichts als ein Fehler, der nun in ſeiner Fortdauer am deutſchen Staatskörper bald zur Krankheit, und dann zum Grund einer furchtbaren Krankheitskriſis werden mußte. Daß dies Uebel exiſtirte, darüber bedarf es als einer bekannten Thatſache keines weitern Nachweiſes; aber wie es entſtand, der Gang auf dem es nach und

nach verderblich wurde, der muß Schritt vor Schritt verfolgt werden.

Auf dem Congresse zu Karlsbad sprach man zuerst ganz unumwunden das Princip aus: Die Einheit Deutschlands und seine wahre Kraft nach innen und außen beruht ganz vorzüglich auf der Einigkeit der Höfe oder der Regenten. Natürlich suchte man diese auf alle mögliche Art nun herzustellen. Aber der Kreis der sich verständigenden Personen war nur ein kleiner, sich damit abschließender, der in persönlichem Nahetreten nunmehr weiter nichts ausglich, als die persönlichen Interessen, die er selbst an den politischen Zuständen oder diesen gegenüber, hatte; ein Kreis, der sich damit täuschte, daß er eine auf rein individuellem Interesse beruhende Gesetzgebung, durch welche er sein Verhältniß zu den Zuständen festsetzte, für eine gerechte Ausgleichung der Zustände selbst nahm. Es war also damit aufgegeben, allgemeine Einheit und Einigkeit auf alle wirklich vorhandenen Sachverhältnisse und auf die Natur der im deutschen Staatsleben historisch entwickelten Zustände zu gründen. Diese einzig wahre Grundlage blieb unbebaut beim Fortgang der Entwickelung einer Gesammtverfassung, und wenn die aus jener alle Tage sich neu entwickelnden Verhältnisse ihre Berechtigung zur Existenz nicht freiwillig aufgeben wollten, so mußten sie in ewiger Opposition gegen die Bundesgesetzgebung ankämpfen. Diese verdammte natürlich solches Streben, und so blieb denn nichts übrig, als endlich offener Kampf, eben weil auf dem ruhigen und gesetzmäßigen Wege der Verfassung kein Raum für die Bewegung erstritten werden konnte. Statt daß also die

Regenten dem innern Geiſte und der Natur der vaterländiſchen Zuſtände hätten folgen ſollen — wahrlich weder eine Schmach noch eine Erniedrigung für ſie —, verlangten ſie umgekehrt, daß ihrer perſönlichen Einigung die Natur der Dinge, wie ſie war und ſich in den verſchiedenen Ständen und Rechtsverhältniſſen im Staate zur Anſchauung brachte, ſich unterordnen ſollte. Seit der Zeit mußte wol die unſelige Trennung und die faſt ſchon feindliche Stellung der Regenten und Völker in Deutſchland entſtehen, vermöge der man ſich daran gewöhnte, es allemal als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes vorauszuſetzen, daß die Intereſſen der Regenten und Völker ſich ſchnurſtracks entgegenliefen! Es bedarf nur dieſer Andeutung, um daraus die ganze Folge unſerer vaterländiſchen Geſchichte abzuleiten, — wie dies unſelige und auf die Dauer unmögliche Verhältniß endlich mit Gewalt gebrochen werden mußte, und wie dann der Sieger natürlich ſeine Gewalt zu ſeinem Intereſſe nun ebenſoviel misbrauchte, als er ſich auf der andern Seite für verkürzt hielt. Denn die rechte Mitte findet ſich nicht in der Zeit der höchſten Aufregung und in den Tagen der ringenden Parteien. Und wenn dieſe perſönliche Einigung noch zu dem Zweck begründet wäre, durch beſondere Berückſichtigung des gerade an Ort und Stelle Nöthigen das Ganze ſo zu heben, daß dieſes wieder ſeine volle Kraft dazu benutzte, Das durchzuſetzen, wozu die geringen örtlichen Kräfte nicht ausreichten! Sie war aber vielmehr, wie Karlsbad lehrt, wenn man nur ein wenig hinter die Couliſſen ſieht, von einigen großen Staaten faſt befohlen, die denn durch dieſe Einigung wieder noch ſpeciellere Zwecke nur für ſich durchſetzen

wollten. Mit den Waffen konnte den Mindermächtigen Niemand zu fördernden Dienstleistungen zwingen; man versuchte es nun mit einem anscheinend friedlichen staatsrechtlichen Princip. Unbillige und nicht gerechte Foderungen werden immer nur auf krummen Wegen durchgesetzt; aber damit ist dann auch die feste, sichere Ordnung, welche auf unumstößlichem klarem Rechte begründet ist, über den Haufen geworfen. So auch beim Deutschen Bunde.

Mit jenem Zustande konnte zunächst auch die einem Staatenbunde unterliegende allgemeine völkerrechtliche Idee: „daß außer den Verbindlichkeiten, welche die einigende Constitutionsurkunde für das Ganze fodert, jedes Mitglied bei sich zu Haus selbstständig in Erfüllung der örtlichen Bedürfnisse und Foderungen verfahren dürfe", unmöglich ferner in Uebereinstimmung gebracht werden. Man gab der persönlichen Einigung wegen, diese zusammenhaltende Idee, eigentlich den Geist der Verfassung auf, — was Wunder wenn sie selbst damit fiel!

Dadurch gerieth dann weiter die Bundesgesetzgebung in andere nicht mehr zu lösende Widersprüche. Der Bundestag in Frankfurt sollte principiell die höchste, an die Stelle der alten Reichsbehörden tretende Instanz in Deutschland sein, namentlich sollte er die höchste gesetzgebende Gewalt da haben, wo es sich darum handelte, das Nöthige für Aufrechthaltung der Einheit des Bundes zu verfügen. Diesen Grundsatz sprach der Fürst Metternich sogar nochmals wörtlich in demselben Augenblick in Karlsbad aus, als er Anträge machte, welche ihn der Sache nach geradezu über den Haufen werfen mußten![21])

Unabhängigkeit und Selbständigkeit jener Behörde wäre wol die erste und nöthigste Bedingung zur Erreichung eines solchen Zieles gewesen; aber damit und mit der eigenen Thätigkeit war es in demselben Momente aus, wo die Regenten durch ihre persönliche Einigung Das auszuführen übernommen, was einer unabhängigen Behörde zustehen sollte. Seitdem deren Mitglieder nicht mehr nach freier Ueberzeugung und in freier Berücksichtigung der Lage der Dinge, sondern nur streng nach den Instructionen abstimmen durften, die sie von Haus aus den geheimen Cabineten erhalten, seit der Zeit war schon dasselbe Verhältniß entstanden, wie bei der Cabinetsjustiz in den Gerichten; um ebensoviel, wie Recht und Gerechtigkeit bei solchem Verhältniß leiden, litten auch die innern politischen Zustände Deutschlands bei dem geradezu umgedrehten Geist seiner Verfassung.

Neuere Verkehrtheiten entstanden ferner und wurden zunächst durch die Resultate des Karlsbader Congresses zur klaren Anschauung gebracht. Der Bundestag, als höchste gesetzgebende Behörde, wäre es eigentlich gewesen, der die einzelnen Höfe zur Erfüllung solcher Maßregeln zwingen mußte, wie sie von ihm als der Einheit und Wohlfahrt Deutschlands nöthig erkannt worden. Die Ministerien der einzelnen Länder hätten sich dabei nothwendig nur wie untergeordnete, executive Behörden verhalten können. Statt dieses natürlichen und aus dem Bundesstaatsrecht fließenden Verhältnisses setzen sich umgekehrt die Minister der Höfe in Congressen als die oberste gesetzgebende Behörde ein, und zwingen ganz naiv den Bundestag durch die von den Höfen befohlenen Vota, willenlos die untergeordnete executive Behörde für

ihre Beſchlüſſe zu werden! Herr von Gentz in ſeiner oft erwähnten Schrift hebt mit Recht als höchſten Nachtheil, den der Staat von demagogiſchen Ständeverſammlungen erleidet, den hervor: es komme bei ihren ewigen Uebergriffen endlich dahin, daß man nicht wiſſe, wer eigentlich regiere, ſie oder die Regierungen. Seit Karlsbad haben wir bei der Bundesregierung ganz daſſelbe Verhältniß. Die zu Regierenden, namentlich die Miniſter der Höfe, werden plötzlich die eigentlichen Regenten, und ſo entſtehen für deutſche Geſammtverfaſſung nach oben hin dieſelben umſtürzenden Erſcheinungen, die man bei dieſem ganz verkehrten Verhältniß im Staate ſonſt gewöhnlich nur nach unten hin zu beobachten pflegt. Aus dieſer ſchwachen, oder vielmehr ſchon ganz aufgehobenen Stellung des Bundestags entſtand bald der Mangel jeglicher Achtung dieſer Behörde. Das einmal ganz verſchobene Syſtem des Bundesſtaatsrechts ward fortwährend eine weitere Quelle gänzlich verkehrter, theils ſich geradezu widerſprechender, theils der Natur der Dinge gar nicht angemeſſener Beſchlüſſe, die in ihrer Verkehrtheit endlich ſogar ſoweit gingen, daß der Bundestag ſich in Sachen für incompetent erklären und da Juſtiz verweigern mußte, wo er doch vor Gott und vor Deutſchland nach Recht und Geſetzen die einzig rechtliche und geſetzliche Behörde war! So mußte er denn wol, nachdem er ſich noch eine Zeitlang kümmerlich hin und her gewunden, nachdem er 1830 in Tagen der Noth ohne Autorität zu Allem duldend die Augen zugedrückt, dann nach überſtandener Gefahr 1834 wieder als Mund des ſich überhebenden, aber auch außerhalb Frankfurts wurzelnden Uebermuthes misbraucht worden war, endlich

in eine Sackgasse ohne Ausgang gedrängt, vor einer kleinen, plötzlich auftauchenden und nun schon längst wieder in Nichts zerflossenen Macht auf Gnade und Ungnade schimpflich die Waffen strecken! Ein schmachvolleres Ende für den Erben derjenigen alten ehrwürdigen Behörden, denen einst das mächtigste Volk und die mächtigsten Regenten der Christenheit sich gefügt, könnte wol nicht einmal von Dichtern ersonnen werden. Es ist hier mehr noch als ein zweites Finis Poloniae!

Während für solche Erscheinungen der Karlsbader Congreß theils erste Veranlassung, theils weitere Förderung wurde, liegt in seiner Geschichte noch eine andere tiefe politische Wahrheit verborgen, deren Inhalt für das Heil unsers Vaterlandes besonders in unsern Tagen von hoher praktischer Bedeutung ist. Man sollte sie daher wohl beachten, umsomehr, weil offenbar die Weisheit der Menschen mit ihren für unsere Zustände erfundenen Heilsmethoden den Staatskörper alle Tage nur kränker macht, und nicht im Stande ist mit selbsterfundenen neuen Theorien Das zu verdrängen, was als tief in innerster Natur liegend, doch einmal wieder durchdringen muß. Und diese Wahrheit ist folgende:

Nirgend zeigt die Geschichte Ein Factum, aus dem der Beweis geführt werden könnte, daß die für Deutschland als einzig mögliche gewonnene Gesammtverfassungsform des Staatenbundes an dem traurigen Verlaufe unserer weitern innern Einheitsentwickelung die einzige Schuld sei. Sie zeigt vielmehr, wenn man sich nur die Mühe nehmen will in ihr Buch zu sehen, daß nur die Art und Weise, wie man diese Verfassungsform umdrehete und ihren wahren Geist daraus

vertrieb; daß ihre einseitige, ungerechte, daher feindlich stimmende Entwickelung, die keineswegs als nothwendig in ihr lag, sondern gewaltsam usurpirt wurde, zu den Resultaten führte, welche wir heute noch beklagen. Also nicht der Staatenbund, sondern nur Das, was man, seine innerste Natur verkennend, aus ihm gemacht hat, das ist es, was uns unerträglich durch sein allenthalben hinderndes Eingreifen geworden ist.

Zwar war unsere Bundesverfassung von Anfang an nicht sehr ausführlich. In vielen Punkten nur ganz allgemein andeutend, lag es in ihr, daß sie vielfach auf eine zukünftige speciellere Ausführung verweisen mußte. Es war Dies allerdings ein großer schon in Wien 1815 von Manchem richtig erkannter Nachtheil, der zur Quelle manches Uebels werden mußte. Aber man muß sich wohl hüten, die nachher eingetretenen Uebel selbst für identisch mit dem der Kürze der Verfassung zu nehmen. Denn daß gerade diese Ausführung des Unvollständigen erfolgen mußte, dafür liegt in der ursprünglich deutschen Einheitsverfassung durchaus keine zwingende Vorschrift, sondern man hat diesen Ausführungsweg willkürlich nnd einseitig eingeschlagen, so gut wie auch ganz der entgegengesetzte hätte verfolgt werden können, wenn die eigentliche Macht zur Zeit in andern Händen gewesen wäre. Die Ereignisse von 1848 in Frankfurt, wo dies Angedeutete wirklich eintrat, sind wol genugsamer Beweis hierfür. Denn Das zeigt wiederum die Geschichte des Karlsbader Congresses deutlich: alle geschriebenen Verfassungen verhalten sich stets nur wie leere Gefäße, in die der gute oder böse

Wille der Menschen erst Das hineinträgt, was sie zum Heil und Segen oder zum Fluch und zur Verderbniß der Nationen werden läßt. Man glaube ja nicht, mit ein Paar Abschnitten und Paragraphen mehr den Gang der Ereignisse ganz in der Hand zu haben und ihren Verlauf ihnen vorzuschreiben. Die obige Wahrheit bleibt bestehen. Denn über allen Verfassungen schwebt im Leben der Staaten noch etwas Höheres: Die wirkliche, sachliche Macht; nicht die, welche die Verfassungen als die höchste aufzubauen sich bestreben, sondern die, welche sich oft nach dieser bald nach jener Seite im Staate kehrt, und so erst Verfassungen macht, oder sie nur ändert und auslegt. Wann hätte aber wol je das Erschaffene seinen eigenen Schöpfer gezwungen? Darum häufe man auch in den Capiteln und Unterabtheilungen der geschriebenen Verfassungen Cautionen auf Cautionen: — sie bieten nie eine Garantie gegen die eigentliche Macht im Staate, welche, wenn sie überhaupt soweit angeschwollen ist, daß sie alte Verfassungen umwirft und neue entstehen läßt, immer in diese hineintragen und aus ihnen machen wird, was ihr beliebt. Diese Macht aber, wohin sie sich auch wendet, zur Regierung, zur Hierarchie, zur Aristokratie, zum Militair, zur Bourgeoisie, zum Proletariat, oder welche Quelle man ihr auch anweisen mag, Recht, Geschichte, öffentliche Meinung, Majorität, — immer kann sie doch nur in den Menschen und durch die Menschen in den Staaten zu Anschauung gebracht werden; und daher sind sie es immer wieder, welche mit gutem oder bösem Willen die Verfassungen in ihrer praktischen Anwendung zum Guten oder zum Bösen lenken. Nur eine Verkennung dieser ewigen Wahrheit

konnte in den letzten Jahren unsere vaterländischen Verhältnisse so unglückselig verwirren. Man hat unser ganzes Heil und dessen festeste Garantie in schönen systematischen — aber immer doch nur auf dem Papier stehenden — Grundrechten und Constitutionen gesucht. In unfruchtbaren Zänkereien und Meinungsstreitigkeiten über die Form der Abfassung mitunter nur eintägiger Verfassungen hat sich ein großer Theil der besten und edelsten Kräfte der Nation aufgerieben, während die nationalen Sympathien dabei sich keineswegs stärker anzogen, sondern sich nur noch mehr abstießen. Da meinte man, wenn man endlich eine schwarz auf weiß redigirte Einheit durchgesetzt habe, dann sei Alles gut, und es fehle nun dieser nichts mehr. Unseliges Beginnen! die Formen thun es nie, oder vielmehr, jede Form kann es thun; darum hätte man auch von Anfang an weniger auf sie bedacht sein sollen, als vielmehr darauf, Männer an die Spitze des Gemeinwesens zu bringen, die vermöge ihres innern Werthes schon als Garantie eines in die Formen einziehenden guten Geistes erscheinen mußten; Männer, die statt das zerstörende Feuer des Constitutionsstreites zu nähren, der deutschen Nation durch ihr edles Beispiel begreiflichmachen konnten, daß guter Wille und eine gute Praxis mit jeder Form zum guten Ziele gelangen kann. Eine bessere Zukunft wird uns nie und nimmer allein durch die unzähligen Constitutionen, die wir im Großen und Kleinen haben entstehen sehen, bedingt. Um so sicherer kann man Dies aussprechen, als die letzten Jahre zu unserm deutschen politischen Erfahrungsschatze noch eine andere, bisher noch nicht so gekannte Wahrheit hinzugefügt haben, nämlich die: der Enthusiasmus der

Deutschen für innere Reform ging allemal nur bis zur auf dem Papier fertiggewordenen und dann verkündeten Constitution, darüber hinaus nicht; wenn die Praxis derselben beginnen sollte, wenn man jenen Enthusiasmus erst recht gebraucht hätte, dann war er dahin, und Apathie und Ueberdruß war vorherrschend, und der Tadel der sich weiser Dünkenden begann nach der Melodie des alten, stets wieder von vorn angehenden Liedes seine immer gleiche Arbeit. Es wäre wol einmal an der Zeit, hier auf einem entgegengesetzten Wege das Heil zu suchen.

Deutschland zählt viele Millionen Einwohner. Und doch werden unter ihnen sehr Wenige sein, die in den letzten drei Jahren nicht einmal mit Andersdenkenden über Verfassungsfragen und ganz besonders über deutsche Verfassungsfragen bis aufs Blut disputirt hätten! Mit unglaublich wenigen, vielleicht ohne alle Ausnahmen, werden sämmtliche Besprechungen allemal so geendet haben, daß Keiner den Andern überzeugt, belehrt, oder Andere gar zu seiner Ansicht bekehrt hätte. Nachdem vielmehr das Gespräch im ewigen Kreise sich herumgedreht und beständig wieder von vorn angefangen, verharrte Jeder gewiß nur um so hartnäckiger bei seiner ursprünglichen Meinung, und die Disputanten schieden voneinander öfter nur mit erhöheter Erbitterung, stets aber gerade so klug wie zuvor. Aber was hat es groß geschadet? Sie gingen nach Haus; die Häuslichkeit mit ihren Sorgen und Pflichten nahm den Familienvater in Anspruch, und der Dienst oder das tägliche Geschäft, die ungehindert fortgingen, verwischten bald Alles wieder; man vergaß, und der Staat hatte wenigstens keinen directen Nachtheil

davon. So gut, wie jedem seiner Bürger, ist es unserm Gesammtvaterlande nicht geworden. Bei dem großen Verfassungsdisputatorium, was in ihm eröffnet ist, wird der Erfolg zwar gewiß und wahrhaftig bis aufs Haar der obige sein; aber Deutschland hat nun kein Haus und kein Gebiet mehr, in welches es sich auch wie seine Bürger zurückziehen könnte, um hier wenigstens unter Fortsetzung der alten täglichen Geschäftigkeit ruhig abzuwarten, was für Gutes aus dem Streite der Parteien und Ansichten sich als bewährtes lauteres Gold ausscheiden werde, um es sogleich in sich aufnehmen und verarbeiten zu können. Wenn der kühne Ferdinand Cortez vor seinem Zuge zur Eroberung einer neuen Welt die eigenen Schiffe hinter sich verbrannte, so wird die Geschichte diese That stets als eine heldenmüthige Hochherzigkeit preisen. Wenn Deutschland hingegen die wenn auch schwache, darum doch einzige Grundlage seiner Einheit sich selbst unter den Füßen fortzieht, bevor es noch irgend eine feste Idee hatte, was denn eigentlich an deren Stelle treten sollte; wenn es nun so ganz in der Luft stehend, seine Kinder in unfruchtbarem, zu Nichts führendem Hader sich aufreiben sieht, so wird hier gewiß einst das Urtheil der Geschichte ein ganz anderes sein, und sie wird die Voreiligkeit tadeln von Solchen, die das Privilegium in Anspruch nahmen, allein klug und weise zu sein, es aber nicht waren, und die Thorheit von Phantasten und Romantikern, — wenn sie für unsere innere Noth nicht noch beklagenswerthere Motive aufdecken muß!

Und was wird die Folge sein von alle diesem Hader, in dem wir doch nicht alt werden können? Denn es ist gewiß, es genügt uns nicht eine Walhalla zum Sam-

melplatz der Büſten uud Bilder unſerer großen Todten, wir bedürfen auch für das rege tägliche Leben die Walhalla einer einigenden Verfaſſung in deren Räumen die großen Lebenden wirken können! Man muß ſich und man wird ſich endlich auf das Mögliche vergleichen, ſei es nun bei Zeiten und in Frieden, oder nach einem langen verderblichen Kriege. Was iſt aber das Mögliche? Man ſollte faſt meinen, daß die Zeit ſelbſt ſeit 35 Jahren täglich und ſtündlich in ihren Erſcheinungen ſich bemühete, die Lehre von der Löſung jener Frage auseinanderzuſetzen. Wenn in Wien 1815 in europäiſchen und deutſchen langen und heftigen Verhandlungen der Staatenbund endlich als das einzig mögliche, Alle vereinigende Reſultat erkannt ward, ſo beſtätigt die Gegenwart bis ins Einzelne, daß wir darin einer zwingenden Nothwendigkeit nachgegeben, und nicht auf der Grundlage eines diplomatiſchen Kunſtſtückes ſtehen. Jene Form war unmittelbare Folge der tauſendjährigen geſchichtlichen Entwickelung unſers Vaterlandes ſelbſt. Beim Abgehen davon in der neueſten Zeit ſind die Erſcheinungen, die uns zunächſt in die Augen fallen: gänzliches Verſchwinden jedes deutſchen Gemeinweſens; directe Erklärung der Mehrzahl der Staaten dieſes unter einer andern Form nicht herſtellen zu wollen; dadurch erhöhete Zwietracht der Staaten; Unmöglichkeit, auf einem andern Wege die Sympathien der Stämme zu vermitteln; als nächſte Ausſicht das Entſtehen eines eiferſüchtigen und natürlich bald feindlichen Dualismus; Krieg deſſelben wie im vorigen Jahrhundert, in dem Deutſchland nur die eigenen Kräfte aufreibt, der fremden Politik und Einmiſchung einen willkommenen Spielraum öffnet und am Ende wie immer die Koſten

bezahlen muß; in Aussicht stehender Verlust eines größern Theiles des schönsten Gebiets unsers Vaterlandes, als es je in den Tagen seiner tiefsten Erniedrigung an Frankreich abgeben mußte; Ungewißheit der einzelnen Theile des zerfallenen Staatenbundes und Schwanken der Meinungen im Schooße derselben bei jedem Einheitsprojecte, was von der alten Form abgeht und was man ihr unterzuschieben strebt; — doch es mag genug sein, nur das Eine ist gewiß, die Reihe solcher traurigen Folgen könnte bis ins Endlose vermehrt werden. Wer in der Erscheinung, daß alle diese Uebel dagegen bei der Form des Staatenbundes nicht existirten, in derselben doch noch nicht das einzig Mögliche und Nöthige erkennen will, wer den Declamationen Einzelner, daß diese Form uns stets geschadet habe und ferner der Grund alles Schadens sein werde, dennoch mehr glaubt als den mit so furchtbarer Schwere redenden handgreiflichen Zuständen, mit dem ist freilich nicht zu rechten und zu streiten. Wer einmal trotz aller historischen Evidenz bei seiner Meinung bleiben will, eben weil er es will, der kann von Niemand gezwungen werden. Aber es ist dann wenigstens Sache aller Vernünftigen, sich diesen Eigensinn nicht für tiefes Verständniß der politischen Zustände selbst aufschwatzen zu lassen!

Darum wird man immer, geschehe es nun früh oder spät, das voreilig Niedergerissene wieder aufbauen müssen. Mag man dann das neue Gebäude immerhin freier, räumlicher und mit weiterer Aussicht aufrichten, — wer würde nicht gern dazu die Bausteine mit herbeitragen? Wir haben ja Zeit gehabt einzusehen, wo es fehlte, aber die alte Grundlage wird man nimmermehr ganz verlassen können, wenn überhaupt noch ferner von

einem „Deutschland" die Rede sein soll. Dies Resultat zeigt uns die richtende Geschichte im Hintergrunde, man müßte sie denn zuvor, wie man freilich so Vieles abgesetzt hat, auch als ein längst veraltetes, auf zu schmaler Grundlage ruhendes, daher nicht mehr volks- und zeitgemäßes Weltgericht in Ruhestand versetzen!

Mit Recht erwartet der Mensch viel von der Zukunft; sie kann ihm allerdings Vieles bringen, — nur Eins nicht! Die Weisheit die er alle Tage braucht, kann er nicht schon aus ihr haben, sie muß er aus der Erfahrung der Vergangenheit schöpfen und nur mit der letztern kann er sich die Brücke zum Lande seiner Hoffnungen bauen. Dir, mein deutsches Vaterland, hat man eine Unzahl von Glückseligkeitswechseln auf die Zukunft ausgestellt. Du hast sie alle nur zu bereitwillig angenommen; aber vergebens müheſt du dich nun unter Sorgen und Wehen ab, die Zahlung darauf zu erlangen; sie sind alle nicht anzubringen oder zum Theil geradezu als falsch zurückgewiesen und deine Angelegenheiten gerathen von Tage zu Tage mehr in Verwirrung. Nur einmal, ein einziges mal nur gehe zurück in deine eigene Geschichte, und nimm Das was du brauchst aus dem reichen Erfahrungsschatze deines eigenen Lebens. Du wirst wieder ruhiger und auch ehrwürdiger und größer daſtehen. Und nur, wenn statt der eingebildeten Weisheit deiner Kinder dies untrügliche Steuer das Schiff deines Geschickes leitet, wirst du glücklich die Klippe umsegeln: im Jahr 1850 dieselbe unglückselige Trennung als eine langersehnte Errungenschaft und den Anfang einer künftigen Größe zu preisen, die vor 35 Jahren eine bessere Generation mit Abscheu und Entrüstung von sich zurückgewiesen hat.

Anmerkungen.

1) In dieſer Andeutung darüber, was unſer Aufſatz will, liegt zugleich der Grund, weshalb das bekannte Werk von de Pradt: „Congrès de Carlsbad“ (nouvelle édition par M. A. Lameth, Paris 1820), für unſere Zwecke ſo wenig bietet. Es ſtellt ſich gleichfalls viel mehr auf den politiſch-kritiſchen als auf den hiſtoriſchen Standpunkt — natürlich mit der breiteſten Grundlage franzöſiſcher Declamation!

2) Vorbericht von Klüber zu den Protokollen, in Welcker's „Wichtige Urkunden ꝛc.“, S. 106.

3) Ebendaſelbſt.

4) Ebend., Prot. 1 nebſt Beilage 1.

5) Ebend., Beilage B zum erſten Protokoll.

6) Ebend., Beil. C, welche noch ein Supplement enthält.

7) Ebend., Prot. 2 mit Beil. D.

8) Wieder abgedruckt bei Welcker als Beilage zum ſiebenten Protokoll.

9) Nach einer Anmerkung Klüber's kommt dieſer Punkt vor in den Verhandlungen der badiſchen Kammer, dem Commiſſionsantrag des Deputirten Winter; in dem Paulus'ſchen Aufſatze im Rotteck'ſchen Archiv; Dr. Wieland's Erklärung über Bundesarmee ꝛc. ꝛc. 17. Welcker, S. 228.

10) Dieſe Behauptung des Fürſten Metternich iſt ganz willkürlich. Bei den Verhandlungen des Wiener Congreſſes iſt hierüber gar keine Discuſſion geweſen. Der Art. iſt promiſſoriſch, für die Zukunft verſprechend. Was man hat, braucht nicht verſprochen zu werden. Hätte man die Abſicht gehabt, etwas Altes nur zu garantiren, ſo wäre die Faſſung des Art. 13 ganz

anders, nach allen diplomatiſchen Gebräuchen, geworden! Dazu darf man nicht vergeſſen, daß gerade die Verſprechungen, die man in den Art. 13 zuſammengefaßt, eine Vergütung für außerordentliche, in den Befreiungskriegen gemachte Anſtrengungen enthalten ſollten. Und dieſe Vergütung ſollte nur in dem beſtanden haben, was man ſchon hatte? Entweder muß ſich hier der Fürſt Metternich geirrt haben, oder der Vorwurf der offenbaren Argliſt wäre bei der Abfaſſung des Art. 13 gegründet!

11) Das Memoire über dieſen Punkt iſt in der dritten Sitzung vorgeleſen; es bildet bei Welcker S. 250 die Nebenbeilage I zum achten Protokoll.

12) Welcker, Beilage 2, 3 und 4 zum achten Protokoll.

13) Ebend., Nebenbeilage 5 zum achten Protokoll.

14) Ebend., Nebenbeilage 6 zum achten Protokoll.

15) Ebend., Beilage N zum zwanzigſten Protokoll.

16) Ebend., Protokoll der fünften Sitzung mit Beilage F dazu.

17) Ebend., Protokoll 9 und Nebenbeilage 1 dazu.

18) Hagen, Geſchichte der neuern Zeit, wenn er ſagt: Die Verhandlungen über Interpretation des Art. 13 haben nach denen über das Preßgeſetz den wichtigſten Gegenſtand der Karlsbader Berathungen gebildet.

19) Dieſer Umſtand beweiſt mir am beſten die Falſchheit und das Gemachte eines Buches, was einmal ein großes Aufſehen in Deutſchland erregte: „Europäiſche Geheimniſſe eines Mediatiſirten" (Hamburg 1836). Der Verfaſſer läßt nämlich hier öfters Metternich ſich dem Geiſte jener Gentz'ſchen Schrift ganz entgegen ausſprechen.

20) Sie iſt namentlich nachdem das „Portfolio" ſie mitgetheilt hatte, vielfach wieder abgedruckt worden.

21) Bei Gelegenheit ſeines Vortrages über die Interpretation des Art. 13. Vgl. Protokoll 7 nebſt den dahin gehörigen Beilagen.

Zwölf Briefe über Sitten und ſociales Fürſtenleben auf den deutſchen Reichstagen.

Ein Beitrag zur Sittengeſchichte des 16. Jahrhunderts

von

Johannes Voigt.

I.

Augsburg, 1. Juni 1582.

Es ist Euch, mein werther Freund, wie Ihr mir schreibt, bis jetzt noch nicht möglich gewesen, Euch ein klares Bild von einem deutschen Reichstage zu machen; Ihr habt wol, wenn von solchen Reichstagen die Rede gewesen, oft viel von politischen Reichsangelegenheiten, von Reichssatzungen, Reichssteuern, Beihülfen zum Türkenkrieg, Reichsfehden, Landfriedensgesetzen, auch viel von kirchlichen und religiösen Streitigkeiten zwischen den Kaisern, Fürsten und Gelehrten und andern ähnlichen reichstäglichen Verhandlungen gehört. Allein Ihr habt dabei doch immer noch Manches vermißt, um eine klare und vollständige Vorstellung von einem Reichstage zu gewinnen. Ihr leget mir demnach die Frage vor: ob auf der Bühne unserer Reichsversammlungen stets nur so ernste und oft so unerquickliche Schau- und Trauerspiele vorübergegangen seien und ob die oft so zahlreich versammelten Fürsten, Prälaten und Gesandte, aus allen Ländern des heiligen römischen Reiches in den Mauern einer Stadt vereinigt und Monate lang zusammen lebend, sich stets nur mit meist so unerfreulichen Dingen des Staats und der Kirche beschäftigt, oder ob sie mitunter

nicht auch den Freuden des socialen Lebens sich hingegeben und nach menschlicher Weise gesellschaftlichen Lustbarkeiten und Vergnügungen gehuldigt? Ihr füget, wenn dies der Fall sei, der Frage die Bitte hinzu, Euch ein möglichst treues Bild des socialen Fürstenlebens auf unsern deutschen Reichstagen zusammenzustellen und das meist so ernste, wol oft sogar auch düstere Gemälde unserer Reichsversammlungen mit einigen heitern Lichtfarben auszustatten. Ich will es versuchen, Euerm Wunsche, den wahrscheinlich der uns hier in Augsburg nächstens bevorstehende Reichstag bei Euch angeregt hat, soviel mir möglich zu entsprechen. Vielleicht gelingt es mir, indem ich meine Licht- und Schattenfarben theils aus den Reichstagsberichten hiesiger Stadt und wo ich sonst erhalten kann, entnehme, theils aus den Mittheilungen eines Freundes wähle, der als wandernder Kaufmann seit vielen Jahren die Reichstage in andern Städten mit seinen Gold- und Silberarbeiten besucht und das Leben und Treiben der Versammelten immer genau beobachtet hat, Euch das gewünschte Gemälde des sittlichen und socialen Fürstenlebens auf unsern Reichstagen einigermaßen treu vor Augen zu stellen. Ihr werdet mir gestatten, daß ich meine Mittheilungen an die Ereignisse und Begebnisse anknüpfe, wie sie sich mir bei dem Reichstage, den wir hier zu erwarten haben, darbieten werden.

Vor wenigen Tagen ist der Reichsmarschall Konrad von Pappenheim hier angekommen, um die nöthigen Vorbereitungen zum Reichstage einzuleiten. Findet es nämlich der Kaiser nothwendig, zur Berathung mit den Reichsständen über irgend wichtige Reichsangelegenheiten

einen Reichstag auszuschreiben, so erläßt er darüber zunächst eine Anmeldung an den Rath der Stadt, in welcher die Reichsversammlung gehalten werden soll, sendet aber zugleich an ihn auch bald einen Reichsgrafen, bald einige kaiserliche Fouriere, meist aber den Reichsmarschall mit dem Befehl, in Verbindung mit dem Rath die erfoderlichen Vorbereitungen zur Aufnahme der einberufenen Reichsstände zu treffen, namentlich dafür zu sorgen, daß die Stadt mit Lebensmitteln aller Art, mit Futter für die Pferde und allen nöthigen Bedürfnissen so reichlich als möglich versehen werde. Da die Abhaltung eines Reichstags gemeinhin auch mit mancherlei Beschwerden und Belästigungen für die Stadt verbunden ist, so läßt mitunter der Rath zuvor an den Kaiser die Bitte um Abhülfe oder Linderung solcher Belästigungen ergehen. Augsburg sandte wiederholt aus diesem Grunde einige seiner Rathsherren an den Kaiserhof, um dort Vorstellungen wegen Beseitigung der bei den vorigen Reichstagen vorgefallenen, der Stadt besonders in Betreff des Fourierens höchst nachtheiligen Beschwerden einzureichen. Die Stadt und die gesammte Bürgerschaft, erklärte man im Jahre 1553, seien durch die zuletzt in ihr gehaltenen Reichstage in einen Zustand versetzt worden, daß sie unmöglich öfter solche Belästigungen aushalten könne.

Eins der wichtigsten Geschäfte der kaiserlichen Beamten ist jeder Zeit die Ermittelung der Quartiere oder sogenannten Herbergen für den kaiserlichen und königlichen Hofstaat, die Kurfürsten, Fürsten und andern Stände oder deren Abgesandte. Der Rath beauftragt dann einige seiner Rathsherren, in Verbindung mit den Ab-

geordneten die Herbergen zu bestellen, und fodert gewöhnlich die Bürgerschaft zu diesem Zweck auf, „bei Beschreibung der Quartiere sich gegen die Fouriere bescheiden aufzuführen". Bei sehr zahlreichem Besuche eines Reichstages reichen mitunter die bezeichneten Herbergen für die ankommenden Gäste nicht zu, wie es im Jahr 1547 hier in Augsburg der Fall war, indem die Zahl der täglich herbeieilenden Kurfürsten, Fürsten und Gesandten so bedeutend anwuchs, daß sie in den bereits ermittelten Quartieren beiweitem nicht alle Unterkommen fanden und der Rath sechs sogenannte Geschlechter und sechs Kaufleute beauftragen mußte, eine nochmalige Häuserbeschreibung vorzunehmen. Zwar wenden sich die Fürsten häufig zuvor auch selbst an den Rath der Stadt und ersuchen ihn um die Bestellung einer bequemen Herberge. Allein sie sind dann noch nicht sicher, sie wirklich auch beziehen zu können, denn kommt der Reichsmarschall, so wird oft Alles anders; er verfügt meist wie er will und der Rath muß nachgeben. So meldete mir mein Freund aus Nürnberg zur Zeit des Reichstages zu Speier im Jahr 1544: „Der Kaiser ist in Speier mit mehr als 2000 stark gerüsteten Pferden angekommen und hat dort, was ihm zusteht, die besten Herbergen eingenommen, obgleich solche zuvor von Fürsten, Bischöfen, Herren und andern bestellt gewesen. Die Kaiserlichen reißen überall die Wappen ab und machen die ihrigen daran." Ihr müsset nämlich wissen, daß nach alter Sitte die Fürsten und überhaupt alle Reichsstände während ihrer Anwesenheit auf dem Reichstage ihre Wappen an ihre Wohnungen anbringen lassen.

Hier in Augsburg residirte der Kaiser zur Reichs-

tagszeit früher gewöhnlich in der biſchöflichen Pfalz, wo er in einem großen, prachtvoll ausgeſchmückten Saale die Fürſten bei ſich aufnehmen konnte. Seit vielen Jahren aber pflegt er ſeine Reſidenz in dem großartigen, ſehr geräumigen und mit wahrhaft königlicher Pracht eingerichteten Hauſe des in aller Welt berühmten, reichen Banquiers Anton Fugger zu nehmen, deſſen Familie bei Kaiſer Karl V. in ſo hohem Anſehen ſtand, daß er die Gebrüder Anton und Raimund Fugger zu Grafen und Bannerherren auf der ſchwäbiſchen Grafenbank ernannte. Es wird deshalb der Verkehr auf dem Weinmarkt, auf welchem das Fugger'ſche Haus liegt, zur Reichstagszeit während des Kaiſers Anweſenheit auf den Ulrichsplatz verlegt, weil, wie Ihr ſpäter hören werdet, der Weinmarkt zu mancherlei Feſtlichkeiten benutzt wird. Ein großer Theil der Geſandten und übrigen Reichstagsgäſte kehren in den öffentlichen Gaſthöfen ein, denn deren hatte Augsburg eine ſo große Zahl, daß der Rath im Jahr 1563 für nöthig fand, ſie bedeutend zu beſchränken, „um den Bürgern", wie es damals hieß, „die Gelegenheit zum liederlichen Leben abzuſchneiden".

Sobald das Geſchäft der Quartierbeſtellung, wobei der Rath und die Bürger mit den meiſt ſehr anmaßenden Quartiermeiſtern oft ihre große Noth haben, beendigt iſt, wählt der Rath zwei Rathsherren oder er beauftragt den Bürgermeiſter und einige angeſehene Bürger, um in Verbindung mit den kaiſerlichen Fourieren oder dem Reichsmarſchall in Betreff der Lebensbedürfniſſe und des Futters für Pferde eine für die Dauer des Reichstags geltende Taxordnung im voraus feſtzuſtellen. Sie dient dazu, die Reichstagsgäſte ſoviel als möglich gegen Ueber-

theuerung und Uebervortheilung zu sichern. Als Beispiel mögen folgende Bestimmungen dienen, die, wie ich in Reichstagsberichten finde, für den Reichstag zu Regensburg im Jahr 1532 entworfen wurden: „Jeder Wirth solle dem Gast zu einem Mahle vier Essen geben, ein Fleischmahl für 6 Kreuzer und ein Fischmahl für 7 Kreuzer mit bairischem Wein, mit Bier aber ersteres für 4 Kreuzer, letzteres für 5 Kreuzer, mit oberländischem Wein oder Ostwein jenes für 8 Kreuzer, dieses für 9 Kreuzer. Ohne Zutrinken jedoch sollen es fünf ziemliche Gerichte sein. Wenn ein Gast Morgensuppen, Vesperbrot und Schlaftrunk verlangt, soll der Wirth den Kopf Wein nicht höher geben, als er ihn vom Zapfen schenkt. Von jeder Fischgattung wird für das Pfund ein fester Preis bestimmt. Fremde Metzger (mit Ausnahme der kaiserlichen und königlichen Hofmetzger) sollen das Pfund Fleisch für einen Heller geben. Wer von dem Wirth Futter und Streu für seine Pferde nimmt, soll täglich an Stallmiethe für ein Roß 2 Kreuzer zahlen. Der Wirth aber darf von seinen Gästen für eine Metze Hafer nicht mehr als 10 Kreuzer fodern. Eine ähnliche Taxordnung ward auf dem Reichstag zu Nürnberg im Jahr 1542 publicirt. In beiden werden zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Gästen und Wirthen vom Rath zwei Rathsmänner bevollmächtigt oder ein Rathsverordneter und der Hofmarschall dazu besonders beauftragt."

Es fehlte indeß über die von den kaiserlichen Abgeordneten oft anmaßend und willkürlich vorgenommenen Quartierbestellungen und Taxordnungen mitunter auch nicht an Beschwerden und Streitigkeiten. So hatten

vor der Ankunft der Fürsten zum Wahl- und Krönungstag zu Frankfurt im Jahr 1562 mehre von ihnen und selbst auch der Kaiser den Rath der Stadt ersucht, ihnen bequeme Wohnungen auszumitteln und einzurichten. Darüber aber beschwerte sich der Erbmarschall von Pappenheim, vorgebend: es streite gegen die Goldene Bulle, daß sich der Rath in Quartiersachen mische. Er mußte sich zwar beruhigen, als ihm der Rath die ihm zugekommenen kaiserlichen und fürstlichen Aufträge zeigte, rächte sich aber damit, daß er bei der Quartierbeschreibung die sonst gefreiten Häuser der Schöffen gleich den andern in Anspruch nahm. Noch ärgerlicher waren die Verdrießlichkeiten, in welche der Rath von Augsburg zur Zeit des Reichstags im Jahr 1566 mit dem vom Kaiser hierher gesandten Reichsmarschall von Pappenheim gerieth. Geldgierig wie immer und nur darauf bedacht, auch dieses ihm aufgetragene Geschäft zu Geldgewinn für sich zu benutzen, ertheilte er nicht blos gegen alles alte Herkommen auch kaiserlichen und reichsständischen Bedienten den Wein- und Bierschank, sondern maßte sich sogar auch das Recht an, den unter seinem Geleite stehenden Juden ebenso wie den Reichsständen Quartiere anzuweisen, fremden Krämern zu ihren Kramladen bestimmte Plätze einzuräumen und von ihnen Standgeld fodern zu lassen. Ueberdies war auch die Taxordnung vom Marschall so umgeändert, daß die Bürgerschaft ohne den größten Nachtheil unmöglich dabei bestehen konnte. Die Beschwerde des Raths ging bis an den Kaiser, blieb aber unerörtert. Nach langen, verdrießlichen Verhandlungen stand zwar endlich der Marschall von einigen seiner Neuerungen ab; seiner Foderung indeß in Betreff des Standgeldes,

die er nicht zurücknehmen wollte, mußte sich der Rath mit einem strengen Verbot der Zahlung entgegenstellen.

Der Streit hat sich aber in diesen Tagen hier in Augsburg wieder erneuert. Der Reichsmarschall von Pappenheim wiederholt aus Geldsucht nicht nur alle seine frühern ungehörigen Anmaßungen in Betreff des Standgeldes, der willkürlichen Bestellung der Quartiere und der Schutznahme der Juden, denen er abermals wie den zu den Reichsständen gehörigen Personen besondere Wohnungen anweist, sondern er läßt sich im Uebermuth sogar beikommen, ohne auf die Vorstellungen der ihm zugeordneten Rathsherren zu achten, von manchen Bürgern zu verlangen, daß sie ihre Häuser völlig räumen, anders umbauen oder neue Stallungen einrichten sollen, und wenn sich die Bürger seinen Foderungen nicht fügen, so belegt er ihre Häuser so stark mit Einquartierung, daß sie für sich selbst kaum noch Platz zum Wohnen darin finden. Und um seinen Drohungen bei etwanigen Unruhen auch Nachdruck geben zu können, fodert er gegen alles Herkommen, daß die von der Stadt in Sold genommenen Soldaten unter seinen Befehl gestellt und die Stärke der Stadtwache ihm angezeigt werden solle. Der Rath widersetzt sich jedoch diesen Anmaßungen mit größter Entschiedenheit, verordnet, daß die Bürger ohne Beisein der Rathsdeputirten sich mit dem Marschall in Betreff der Quartiere in Nichts weiter einlassen sollen, hat auch bereits die unter des Marschalls Geleite hier befindlichen und bei den Bürgern schon einquartierten Juden durch den Stadtvogt aus der Stadt weisen lassen und auch die Publicirung einer vom Marschall entworfenen Taxordnung verboten, die ebenfalls gegen alles Herkommen

noch vor Anfang des Reichstags in Geltung treten sollte, denn der Kaiser hat der Stadt selbst angezeigt, daß die Taxordnung, wie auch sonst geschah, erst nach seiner Ankunft publicirt werden solle.

So steht jetzt der Streit. Der Kaiser wird entscheiden und ich finde wol später Gelegenheit, Euch in wenigen Worten die Entscheidung mitzutheilen.

Ihr sehet, mein Freund, daß vornehmlich des Marschalls Gewinnsucht, die er durch die Krämer und Juden zu befriedigen hofft, zu dem Streit Anlaß gegeben. Sobald nämlich ein Reichstag in eine Reichsstadt ausgeschrieben ist, strömen gemeinhin aus allen benachbarten Städten Kaufleute, Krämer und Juden in großer Zahl herbei, um den Fürsten und Fürstinnen, Reichsgroßen und Gesandten ihre Waaren, seidene Gewande, kostbare Goldstoffe, silberne und goldene Schmucksachen und Kleinodien, Kunstarbeiten mit Perlen und Edelsteinen, goldene und silberne Tischgeräthe, Trinkbecher u. dergl. zum Kauf zu stellen. Wie meine Freunde, die weitbekannten Kunsthändler Georg Schultheß, Hieronymus Schürstab und der berühmte Goldschmid Arnold Wenk aus Nürnberg in solchen Zeiten regelmäßig nach Augsburg, Regensburg oder Frankfurt kamen, so zogen und ziehen noch jetzt die Regensburger, Augsburger und andere mit ihren Kaufwaaren wiederum nach Nürnberg oder wo sonst Reichstag ist, denn an jeden Reichstag, wenn er nur irgend zahlreich besucht ist, knüpft sich immer auch ein sehr lebendiger Handelsverkehr. Vor allen aber ist es dann das heranströmende Krämervolk der Judenschaft, welches sich auch auf den Reichstagen überall hinzudrängt, wo es ein Verdienstchen gibt und

etwas zu feilſchen und zu handeln iſt. Vor Jahren ſpielte vorzüglich der überaus reiche Jude Michel, im ganzen Deutſchen Reich als der reiche Michel bekannt, auch auf den Reichstagen eine große Rolle und machte überall bedeutende Geſchäfte. An Pomp und Pracht überſtrahlte er manchen deutſchen Fürſten, denn wo er erſchien, trat er immer im Glanze eines großen Herrn auf, deſſen ganzes Aeußeres es verrieth, daß er über mehr Geldſäcke zu gebieten habe als mancher deutſche Kurfürſt. Man ſah ihn in den Gaſſen nie anders als in den ſtattlichſten, koſtbarſten Kleidern, den Hals mit ſchweren goldenen Ketten behängt, meiſt auf einem reich ausſtaffirten Pferde reitend, ihm zur Seite zehn bis zwölf ſeiner Diener, alle Juden, doch nicht anders als reiſige Knechte um ihn herlaufend. Seine Perſönlichkeit hatte ſoviel Impoſantes und ſogar Adeliges, daß das Gerücht ging, ſein rechter Vater ſei ein Graf von Reinfeld geweſen. So habe ich ſelbſt in meiner Jugend dieſes jüdiſche Prachtſtück hier in Augsburg im Jahr 1548 geſehen, als damals der ſogenannte „geharniſchte Reichstag" in unſerer Stadt gehalten wurde; auch erinnere ich mich noch des ärgerlichen Streichs, der dem alten Erbmarſchall von Pappenheim mit dieſem reichen Michel begegnete. Der alte Herr, deſſen Augen ſchon ſchwach waren, begegnete ihm eines Tages, ohne ihn zu erkennen, auf der Straße und zog vor ihm nicht nur mit allergrößter Höflichkeit den Hut ab, ſondern verbeugte ſich auch vor ihm mit ganz beſonderer Ehrerbietung als vor einem ſehr hohen, angeſehenen Herrn. Als ihm aber bemerkt wurde, daß es der reiche Michel ſei, dem er ſeine Reverenz bewieſen, brach er voll Aerger

über die dem Geldjuden erzeigte Ehre in die Worte aus: „Daß dich Gotts Element ſchände, alles ſchelmiſche Juden!“

Außer den Krämern und Juden aber ſtrömt in die Reichsſtadt, wo Reichstag ſein ſoll, auch eine große Menge fremder, gemeiner Menſchen zuſammen, die ſo zu ſagen von der Hand in den Mund leben, Bänkelſänger, Glücksſpieler, Gaukler und Luſtigmacher, allerlei loſes und liederliches, männliches und weibliches Geſindel, welches ſich gerne zu den gemeinſten Dienſten verkauft und für alle Freuden des gemeinen Lebens feil iſt. Deshalb ſind auch bei jedem Reichstage ſtrenge Sicherheits- und polizeiliche Maßregeln nothwendig. Der Rath nimmt gewöhnlich zur Aufrechthaltung der Ordnung eine anſehnliche Zahl von Fußknechten, 800—1000 Mann in Sold und beſetzt damit die Thore und vornehmſten Poſten der Stadt. Die meiſten Straßen werden dann, wie dies auch ſonſt in vielen Städten Italiens und Frankreichs gebräuchlich war, mit Ketten verſehen, um ſie bei einem Auflauf oder Aufruhr augenblicklich ſchließen und verſperren zu können. So geſchah es bei dem wichtigen Reichstage in Augsburg im Jahr 1530. Indeß Kaiſer Karl billigte damals dieſe Anſtalten nicht; er ließ ſie bei ſeiner Ankunft wieder aufheben, befahl das gemiethete Söldnervolk zu entlaſſen und beſetzte Poſten und Thore mit kaiſerlichen Kriegsleuten, welche der Rath jedoch beſolden mußte. Andere polizeiliche Maßregeln betreffen die Aufrechthaltung bürgerlicher Ordnung und guter Sitte, die Sicherheit zur Nachtzeit, die Säuberung der Stadt von loſem, unnützem Geſindel, die freilich nie recht gelingt. Der Rath befiehlt, daß zu einer gewiſſen Abend-

ſtunde alle Häuſer verſchloſſen ſein müſſen. In der Nacht darf Niemand auf der Straße ohne Licht gehen. Bei Feuersgefahr darf kein Fremder ſich auf der Straße finden laſſen; Jeder muß in ſeiner Herberge bleiben. Der Rath verordnet ferner auch, daß während des Reichstages die Straßen der Stadt möglichſt rein und ſäuberlich gehalten werden, denn damit ſieht es in manchen unſerer Reichsſtädte eben noch nicht ſehr tröſtlich aus, wie Ihr ſchon daraus abnehmen könnt, daß der Rath zu Frankfurt bei dem bevorſtehenden Reichstage im Jahr 1562 die Verordnung ergehen laſſen mußte, den Miſt aus den Straßen und ſonſt in der Stadt wegzuſchaffen. Um ärgerlichen Streithändeln unter den verſchiedenen Religionsparteien ſoviel als möglich vorzubeugen, warnt der Rath, daß Niemand den Andern der Religion wegen ſchelten oder ſchmähen oder wegen der Sprache, Kleidung und Sitten in irgend einer Weiſe verſpotten ſolle. Andere Verordnungen betreffen die Bettelei, die gemeine wie die vornehme, die Marktpolizei u. ſ. w. Ich finde auch in unſern Reichstagsberichten, daß Kaiſer Karl ſelbſt, um Gaunern und Gaudieben den Ernſt der Geſetze zu zeigen, hier in Augsburg gleich nach ſeiner Ankunft zum Reichstage im Jahr 1548 mitten in der Stadt, hart am Rathhauſe, welches hier der Berlach heißt, einen Galgen und gerade gegenüber ein mannshohes Gerüſt habe aufrichten laſſen, worauf Verbrecher gerädert, geköpft, ſtrangulirt, geviertheilt und dergleichen Hinrichtungen vollzogen werden ſollten; und ſchon nach kurzer Zeit büßten auf dieſem Blutgerüſte mehre Uebelthäter und meuteriſche Söldlinge ihre Verbrechen mit dem Leben.

Doch hiermit genug von den faſt bei jedem Reichstage nothwendigen Voranſtalten, mit denen ich Euch, werther Freund, zuvor wenigſtens einigermaßen bekanntmachen mußte, wenngleich ich beinahe fürchte, Euch damit vielleicht zu lange ermüdet zu haben. Mein nächſter Bericht wird Euch, wie ich hoffe, Dinge von etwas wichtigerm Belange mittheilen.

II.

Augsburg, 28. Juni 1582.

Am geſtrigen Tage iſt Kaiſer Rudolf II. zum angekündigten Reichstage von München kommend in unſere Stadt eingezogen, und ſomit bietet ſich mir ein geeigneter Anlaß dar, Euch, mein werther Freund, einige nähere Nachrichten über Sitte, Gebrauch und Feſtlichkeiten bei ſolchen Einritten der Kaiſer in die Reichsſtädte zur Abhaltung der Reichstage mitzutheilen. Ich finde, daß früherhin ſolche Einzüge der Kaiſer im Ganzen einfacher und ohne den außerordentlichen Pomp und Prunk der ſpätern Zeit erfolgten. Kaiſer Friedrich III. noch legte bei ſolchen Gelegenheiten keinen beſondern Werth auf majeſtätiſchen Glanz; indeß fanden doch ſchon zu ſeiner Zeit beim Einritt zum Reichstage mancherlei Feierlichkeiten ſtatt, die zeigen ſollten, daß es die kaiſerliche Majeſtät ſei, die ihren Einzug in die Reichsſtadt halte. Als er im Jahr 1473 mit ſeinem Sohne Maximilian und einem Bruder des türkiſchen Kaiſers zum Reichstag in unſere Stadt einzog, begleitete ihn eine Schar

von 700 trefflich gerüſteten Reitern. Die anweſenden Fürſten, der ganze Rath der Stadt mit 100 Pferden waren ihm entgegengeritten und als er herannahete, ſtiegen der Bürgermeiſter und Baumeiſter vom Pferde und bewillkommneten ihn knieend mit einer feierlichen Rede. Beim Einzug in die Stadt ritt das zahlreiche Geleite der Kurfürſten und Fürſten voran, dann vierzehn Trompeter und ein Heerpauker nebſt ſechs kaiſerlichen Herolden. Nun folgten die Fürſten Pfalzgraf Ludwig der Schwarze genannt, Herzog Wilhelm von Sachſen, dann der junge, damals erſt 14 Jahre alte Prinz Maximilian und neben ihm in morgenländiſchem Schmuck der türkiſche Prinz, darauf der damals noch jugendlich rüſtige Kurfürſt Ernſt von Sachſen allein, der gemäß der ihm gebührenden Ehre dem Kaiſer das Reichsſchwert vorantrug. Ihm zunächſt ſodann der Kaiſer und nach dieſem der Kurfürſt von Mainz und der Biſchof von Eichſtädt. Am Thore empfingen den Kaiſer vier Rathsherren unter einem, mit dem kaiſerlichen Adler und den Wappen der kaiſerlichen Erblande geſchmückten damaſtenen Prachthimmel, unter dem ſie ihn bis an den hohen Dom begleiteten, wo ihn alsdann der würdige Biſchof von Augsburg in den Chor einführte und ein feierliches Te Deum begann. Nach deſſen Beendigung begab ſich der Kaiſer in die biſchöfliche Pfalz, wo er damals zu reſidiren pflegte.

Faſt ganz in ähnlicher Weiſe hielt Kaiſer Maximilian ſeine Einzüge zu Reichstagen, meiſt nur von einer Schar von 500—700 roth gekleideten Trabanten und vielen Grafen und vornehmen Herren begleitet, denn der einfache, ehrlich deutſche Max war kein Freund von

Prunk und Pracht, wie ſchon ſein bekanntes Sprüchlein beweiſt:

Ich bin ein Mann wie ein anderer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann.

Weit mehr Gewicht legte ſein Enkel Kaiſer Karl auf majeſtätiſchen Glanz und Pomp auch bei ſeinen Einzügen zu Reichstagen. Er ſah es gern, wenn er aufs feierlichſte mit Huldigungen empfangen wurde; er ordnete mitunter wol auch ſelbſt durch einen beſondern Befehl das ganze Ceremoniel an, mit dem er bei ſeinem Einritt in eine Reichsſtadt empfangen ſein wollte, was er vielleicht von dem ceremoniöſen Hofe Spaniens mit nach Deutſchland brachte. So fand nach ſeiner eigenen Anordnung ſein Einzug in Augsburg im Jahr 1530 in folgender Weiſe ſtatt.

Nachdem der Kaiſer ſeine Ankunft auf den 15. Juni angekündigt und der zu Mittag ankommende Cardinal von Lüttich die Nachricht gebracht, daß die kaiſerliche Majeſtät nach gehaltenem Mittagsmahl im nahen Dorfe Katzingen herannahe, ritten ſämmtliche Kurfürſten und Fürſten in feſtlichem Schmucke mit dem ganzen zahlreichen Troß ihrer Hofleute um drei Uhr bis an die Lechbrücke dem Kaiſer zum feierlichen Empfange entgegen. An ſie ſchloß ſich auch der Biſchof von Augsburg im feſtlichen Ornat an der Spitze ſeiner Geiſtlichkeit und ein Theil der Rathsherren mit zahlreichem Geleite zu Roß und zu Fuß an. Es dauerte jedoch einige Stunden, ehe der Kaiſer dort ankam. Als man ihn darauf, begleitet von ſeinem Bruder, dem König Ferdinand, den Herzogen Wilhelm und Ludwig von Baiern, dem Pfalzgrafen Friedrich, den zwei Cardinälen von

Salzburg und Trient, ſowie von mehren andern deutſchen und italieniſchen Fürſten und Biſchöfen, über den Lech herannahen ſah, ſtiegen eiligſt die Kurfürſten und Fürſten vom Pferde und gingen dem Kaiſer entgegen. Sofort ſtieg auch dieſer ſowie ſein Bruder vom Roß. Schnell herbeieilend wollten die Fürſten dem Kaiſer das Abſteigen erſparen; er war indeß raſcher vom Pferde und reichte allen Kurfürſten und Fürſten freundlich die Hand. Nur der päpſtliche Legat, der Cardinal Campeggio, und die Cardinäle von Salzburg und Trient blieben auf ihren Eſeln ſitzen. Erſterer brachte darauf dem Kaiſer, ehe er ſein Roß wieder beſtieg, die Benediction oder den geiſtlichen Gruß, den Karl und ſein Bruder nebſt allen Fürſten knieend anhörten. Nur der Kurfürſt von Sachſen und die andern proteſtantiſchen Fürſten nahmen an dieſer Feierlichkeit nicht theil. Da keiner der anweſenden Biſchöfe und Prälaten es übernahm, dem Legaten in lateiniſcher Sprache mit Bewillkommnung zu antworten, ſo redete ihn der Kurfürſt Joachim von Brandenburg in einer kurzen lateiniſchen, ſo wohlgeſetzten Begrüßung an, daß ſich der Kaiſer darüber mit der größten Zufriedenheit und Bewunderung ausſprach. Nach ihm nahm noch der Erzbiſchof von Mainz das Wort, und als er ſeine glückwünſchende Anrede an den Kaiſer geendigt, beſprach ſich dieſer einige Minuten mit ſeinem Bruder und dem Pfalzgrafen Friedrich, worauf er durch Letztern den Kurfürſten und Fürſten „eine tapfere, höfliche Antwort und Dankſagung geben ließ". Nachdem zuletzt auch die augsburger Rathsherren den Kaiſer knieend begrüßt, beſtieg dieſer wieder ſein Roß, wobei die jungen Fürſten, die Herzoge Georg von Sachſen, von Mecklenburg und

Lüneburg, der Markgraf von Brandenburg, der Landgraf von Heſſen und der Fürſt von Anhalt ihm den Sattel, den Zaum und die Steigbügel hielten. Schnell ſaßen auch die Andern wieder zu Roß; nur der päpſtliche Legat, der ſein Eſelein nicht verlaſſen, hatte ſich mittlerweile etwas weiter zurückgezogen, „vielleicht weil er beſorgte, daß ihm beim Empfange nicht genug gebührliche Ehre erwieſen werden möchte".

Nun ſetzte ſich der Zug in der vom Kaiſer vorgeſchriebenen Ordnung nach Augsburg hin in Bewegung. Voran das Kriegsvolk, welches der Kaiſer in München angenommen und gemuſtert, an 1000 Mann mit zwei Fähnlein, angeführt von dem Oberſt Maximilian von Eberſtein. Ihm ſchloß ſich an je drei und drei in Gliedern der zahlreiche reiſige Zeug der Kurfürſten von Sachſen, von Brandenburg, Mainz und Köln, dann der der Herzoge von Baiern mit Hauptharniſch und Spießen, des Herzogs Heinrich von Braunſchweig, des Landgrafen von Heſſen und des Herzogs von Pommern; darauf ein kleiner Reiterhaufe des Deutſchmeiſters nebſt etlichen Spaniern. Dieſer geſammte reiſige Zeug der Fürſten ritt eine halbe Stunde voraus, weshalb man ihn „den Vorzug" nannte. Am meiſten glänzte in ihm die Schar der Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, 500 Reiter ſtark in ihren prachtvollen Harniſchen und Federbüſchen.

Dieſem Vorzug folgte erſt eine Schar glänzend geſchmückter Edelknaben, voran die des kaiſerlichen Großhofmeiſters, dann 22 andere des Königs Ferdinand, alle roth gekleidet auf ſtattlichen Hengſten, nach ihnen die des Kaiſers, an Zahl 23, in gelben ſammtenen Röcken auf polniſchen Hengſten und türkiſchen, arabiſchen und

andern leichten Pferden. Hierauf erſchienen die kaiſerlichen und königlichen Räthe und das geſammte Hofgefolge, viele darunter Spanier auf mehr als 200 Pferden, die meiſten in koſtbare Goldſtücke und ſchwarzen Sammet gekleidet, dann die Botſchafter mehrer Potentaten, die Räthe der Fürſten, die Herren des Regiments. Alle aber überſtrahlten durch ihren Glanz der prachtvollſten Kleidung die nun folgenden reichen Herren aus Böhmen, mit großen goldenen Ketten geziert, auf koſtbar ausſtaffirten Hengſten, die ſie ſo ſtattlich zu tummeln wußten, daß es ſchwer war, zu ſagen, wer von beiden ſtolzer ſei, ob das Roß auf den Reiter oder der Reiter auf ſein Roß.

Darauf ſah man 16 kaiſerliche Trompeter und Heerpauker, denen ein langer, ſchwarzgekleideter Pfaffe folgte, in der Hand ein großes Kreuz tragend; an ihn ſchloſſen ſich neun kaiſerliche Herolde an, alle in wunderlichen Habiten. Sie kündigten im Verein mit Trompeten- und Paukenſchall den Heranzug der Fürſten an, die nun in dieſer Ordnung folgten: voran Herzog Georg von Sachſen, dann die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern nebſt den Pfalzgrafen Philipp und Otto Heinrich, hierauf der Pfalzgraf Friedrich und Markgraf Georg von Brandenburg, die Herzoge Heinrich von Braunſchweig und Ernſt von Lüneburg, Landgraf Philipp von Heſſen, zwei Herzoge von Pommern, Albrecht von Mecklenburg, Johann Friedrich und Johann von Sachſen nebſt deſſen beiden Söhnen, dann Markgraf Joachim von Brandenburg, der junge Fürſt Wolfgang von Anhalt, Herzog Franz von Lüneburg und zuletzt eine Anzahl Biſchöfe und Prälaten.

Den Fürſten ſchloſſen ſich die Kurfürſten an, voran der Brandenburger, dann die von Mainz und Köln, zuletzt der Kurfürſt Johann von Sachſen, der als Erzmarſchall der kaiſerlichen Majeſtät das bloße Reichsſchwert vorantrug.

Nun erſchien unter einem rothdamaſtenen, in der Mitte mit einem ſchwarzen Adler geſchmückten Prachthimmel, den die Rathsherren von Augsburg trugen, der ernſte Kaiſer auf einem weißen, mit goldenem Zeug bedeckten polniſchen Roſſe, im goldenen ſpaniſchen Wappenrock, das Haupt mit einem kleinen ſeidenen ſpaniſchen Hütlein bedeckt. Ihm zur Rechten 200 in gelbe, braune und aſchfarbige Gewande gekleidete kaiſerliche Trabanten, Deutſche und Spanier, zur Linken 100 andere rothgekleidete des Königs Ferdinand. Dieſer ſelbſt ritt dem Kaiſer zur Rechten, der päpſtliche Legat Campeggio auf ſeinem Eſelein zur Linken, zufrieden, daß ihm dieſe Ehre zutheilgeworden; hinter ihnen die beiden Cardinäle von Salzburg und Trient nebſt einer großen Zahl von Biſchöfen und andern vornehmen Geiſtlichen.

Jetzt folgte eine Schar von 100 kaiſerlichen Hartſchierern auf ſtark gerüſteten Roſſen, dann auf 200 Pferden das königliche und biſchöfliche Hofgeſinde, darunter auch zwölf Stratioten und zwei Türken. Nach ihnen zogen heran 17—1800 Fußknechte in ſchöner Rüſtung mit vier Fähnlein, dann das augsburgiſche Kriegsvolk mit Spieß und Hauptharniſch, Küraſſiere mit ſchwarzen Paldröcken, andere in aſchfarbiger Kleidung, deren das reiche Haus der Fugger 122 ausgerüſtet. Den Schluß des Zuges bildete Augsburgs Bürgerſchaft, reiche Herren und Kaufleute, wol an 2000 zu Fuß mit vier

Fähnlein, alle ſtattlich ausgerüſtet. Vor ihnen her gingen zwölf halbe Feldſchlangen, womit man der Stadt des Kaiſers Ankunft angemeldet. Als er ſich ihr näherte, verkündeten die Glocken aller Kirchen das Erſcheinen der kaiſerlichen Majeſtät, und auf allen Mauern und Thürmen donnerte das ſchwere Geſchütz fort und fort ſo gewaltig dazwiſchen, daß, wie ein Augenzeuge ſagt, keiner ſein eigenes Wort hören konnte. So hatte der Kaiſer Alles ſelbſt angeordnet und man ſah es ihm auch wol an, er fühlte ſich in dieſer Anordnung als ein Herrſcher in mehren Welttheilen, in deſſen Reichen die Sonne niemals unterging.

Vor dem Thore der Stadt empfingen den Kaiſer mit einem Fußfall der Bürgermeiſter und Rath, die dann vor ihm in die Stadt vorausgingen. Noch vor dem Thore verlangte der päpſtliche Legat, beim Einzug in die Stadt dem Kaiſer zur Seite zu reiten; allein die Kurfürſten und andere Fürſten gaben Dies nicht zu, weil es Sitte und geziemend ſei, daß der Kaiſer allein reite. Wie deshalb der Legat, ſo gerieth auch die augsburger Geiſtlichkeit in eine etwas üble Stimmung. Sechs Rathsherren nämlich, die den Kaiſer unter den köſtlich geſchmückten Prachthimmel genommen, geleiteten ihn bis in die Stadt hinein. Am Rathhauſe, bis wohin die Geiſtlichkeit dem Kaiſer in Proceſſion entgegengezogen war, ſtand ſie bereit, um ihn unter ihren Prachthimmel aufzunehmen und ſo in den Dom einzuführen. Allein wunderlich genug, das ſcheue Roß des Kaiſers wollte ſich durchaus nicht unter das geiſtliche Himmelreich fügen. Es war mächtiger als der Kaiſer, er mußte ihm gehorchen und zum Verdruß der Prieſterſchaft unter dem

bürgerlich rathsherrlichen Himmel bis an den Dom verbleiben, wo ihn der Biſchof von Augsburg unter Geſang und Glockengeläute mit ſeinem Segen empfing. Nach beendigter gottesdienſtlicher Feier bezog dann Karl die biſchöfliche Pfalz als ſeine damalige Reſidenz.

Jedoch, mein werther Freund, ich darf es am Schluſſe meines heutigen Berichts nicht verſchweigen: es munkelte damals wol im Volke, das kaiſerliche Roß habe des Reiters geheime Winke gut verſtanden und Roß und Reiter ſeien wol eines Sinnes geweſen. Und ſolche kluge Pferde gibt es auch noch heutzutage, wie ich Euch in meinem nächſten Bericht melden werde.

III.

Augsburg, 30. Juni 1582.

So großartig, glänzend und prachtvoll, wie ich Euch, mein werther Freund, den Einzug des Kaiſers in Augsburg im Jahr 1530 in meinem letzten Schreiben geſchildert, war er freilich nicht immer; oft konnte er es nicht ſein, denn zuweilen kam Karl zur Abhaltung eines Reichstages in einer Reichsſtadt an, ehe noch irgend ein Fürſt ſich eingefunden. Im Februar des Jahres 1541 ſollte Reichstag in Regensburg ſein. Hocherfreut durch den außerordentlichen Volksjubel beim Einzug in Nürnberg und durch die dortigen äußerſt glänzenden Huldigungen und Feſtlichkeiten der reichen Bürgerſchaft, begleitet von zwei päpſtlichen Legaten und von den Bot-

ſchaftern der Könige von Frankreich, England und Portugal, ſowie von Venedig, Lucca und Florenz, von denen einige über hundert Pferde mitſichführten, umgeben von einem ſo zahlreichen wälſchen, ſpaniſchen und deutſchen Hofgeſinde, daß es, wenn es zuſammenzog, eine Schar von 3000 Pferden zählte, langte Kaiſer Karl am 23. Februar bei Regensburg an. Er mochte auch hier einen glänzenden Empfang erwartet haben; allein es kamen ihm nur die Geiſtlichkeit, der Rath und die Bürgerſchaft mit geziemender Huldigung entgegen, denn noch war kein einziger Fürſt anweſend und es gingen faſt fünf Wochen vorüber, ehe der erſte ankam. Auch bei ſeinen ſpätern Einzügen zu Reichstagen wurde ihm von Seiten der Fürſten nicht mehr die frühere ehrenvolle Huldigung zutheil. So hatte im Jahr 1550, ſchon im begonnenen Niedergange ſeines Glücksſterns, ſein Eintritt in Augsburg zum Reichstag mehr nur einen kriegeriſchen Charakter. Den gefangenen alten Kurfürſten von Sachſen hatte er in einem Wagen unter ſcharfer Bewachung von 300 ſpaniſchen Hakenſchützen im Vorzug und 100 ſpaniſchen Reitern im Nachzug vorausgeſchickt. Das Geleite des Kaiſers beſtand nur aus ſeinem Kriegsvolk und zahlreichem Hofgeſinde. Kein Fürſt kam ihm mit einer huldigenden Begrüßung und Bewillkommnung entgegen, denn außer dem Erzbiſchof von Mainz hatte der Auffoderung des Kaiſers zum perſönlichen Erſcheinen kein einziger Folge geleiſtet; die meiſten ließen ſich auf dieſem Reichstage durch Geſandte vertreten. Auch hieraus ward es ihm klar, ſeine große Zeit ſei vorüber, denn ſchon drohten Stürme, denen ſeine Kraft nicht mehr gewachſen war.

Wie ich Euch, mein werther Freund, ſchon im Anfange meines letzten Schreibens gemeldet, ſahen wir hier in Augsburg vor wenigen Tagen den Einzug unſers Kaiſers Rudolf II. zu dem jetzt ausgeſchriebenen Reichstag. Er war, wenn auch nicht ſo prunkvoll und glänzend, doch im Uebrigen ein getreues Abbild des Einzugs Karl's V. zum Reichstag im Jahr 1530, weshalb ich Euch dieſen in meinem vorigen Schreiben nach gleichzeitigen Berichten darüber etwas genauer geſchildert habe, als Ihr ſonſt wol finden möget. Das ganze damals angeordnete Empfangsceremoniel wiederholte ſich auch jetzt, ſogar bis auf den Umſtand, daß auch diesmal der Kaiſer nicht unter dem Prachthimmel der ihm entgegenkommenden Kleriſei, ſondern unter dem der Rathsherren in den Dom einzog. Jedoch will die Fama wiſſen, der katholiſchfromme Kaiſer ſei unſchuldig an dem böſen Aergerniß und nur das überkluge Roß habe ſich nicht unter den katholiſchen Himmel fügen wollen. Bereits iſt auch dem Rath gemeldet, daß in wenigen Tagen der König Matthias von Ungarn und der Erzherzog Maximilian, jetzt Meiſter des Deutſchen Ordens, Beide des Kaiſers Brüder, jedoch nicht zu Roß, ſondern was ſonſt ungewöhnlich, in 55 Kutſchen hier ankommen werden. Das iſt, ſolange Augsburg ſteht, noch nicht geſchehen.

Aber, ich will Euch, mein werther Freund, mit weitern Schilderungen ſolcher Einzüge nicht ermüden, denn daß es dabei an Triumphbogen, Ausſchmückungen der Thore, Feuerwerken und andern Bewillkommnungsanſtalten nicht fehlt, daß auf den Thürmen Fahnen und Wimpeln wehen, Thore, Häuſer und Fenſter mit Teppichen, Gemälden und Wappen geſchmückt ſind, könnt

Ihr Euch wol ſelbſt denken. Doch eines Einzugs muß ich noch kürzlich erwähnen; es war der wunderlichſte, den Kaiſer Ferdinand erlebte; ich meine ſeinen Empfang in Prag im Jahr 1558. Zwölf bärtige Zwerge ſtanden als Generalanführer an der Spitze von 1500 weißgekleideten Knaben, die den Kaiſer empfingen; auf der andern Seite eine Schar von 2000 zierlich geputzten Jungfrauen, deren eine, die Schönſte die kaiſerliche Majeſtät mit einer lateiniſchen Anrede bewillkommnen mußte. Die Herren der Univerſität hatten den Einfall, neun auserwählte Studenten in neun liebliche Muſen zu verwandeln, deren jede vor dem Kaiſer eine Ode zu declamiren hatte. So war damals böhmiſcher Geſchmack.

Dem Kaiſer und dem Römiſchen König folgte gewöhnlich auf die Reichstage ein äußerſt zahlreiches Hofgeleite. Schon zur Zeit Kaiſer Friedrichs III. beſtand der Hofſtaat aus einer ſo großen Menge von Fürſten, Grafen, Herren, Rittern und anderm adeligen Hofgeſinde, daß gemeinhin der Zug über tauſend Pferde ſtark war und 36 Wagen das Gepäck des Hofes führten. Kaiſer Karl zeigte ſich zwar in Dingen ſeines Hofſtaats und ſeiner gewöhnlichen Umgebung meiſt ſehr ſparſam und genau. Man weiß, daß ihm die gewöhnliche Bedienung ſeiner Perſon und ſein Tiſch nicht mehr als 120,000 Scudi koſteten. Während er ſich früher gern in einer zahlreichen und glänzenden hofſtaatlichen Umgebung bewegte, hatte er dieſe in ſpäterer Zeit ſehr verringert. Man erzählt ſogar, er habe ſeine Pagen ſo ſelten neu bekleiden laſſen, daß ſie faſt immer Riſſe und Löcher in ihren Kleidern hatten, und wie er ſelbſt in ſeiner gewöhnlichen Kleidung ſich von einem Edelmann

kaum unterſchied, ſo ſoll er auch geſagt haben: man dürfe für ein Pelzfutter nicht über 200 Scudi ausgeben; wer mehr gebe, ſei ein Thor. Anders dagegen zeigte er ſich in früherer Zeit, zumal wenn es darauf ankam, die kaiſerliche Majeſtät in ihrem vollſten Glanze vor der Welt zur Schau zu tragen. Dann trat er mit einem ebenſo zahlreichen als prunkvollen Hofſtaat auf. Weil damals Kaiſer und König, Fürſten und Biſchöfe faſt immer nur zu Roß reiſten und blos fürſtliche Frauen ſich wol auch bequemer Karoſſen bedienten, ſo betrug die Zahl der Pferde des kaiſerlichen Hofſtaats gewöhnlich mehre Tauſende. Als der Kaiſer — um aus ſeiner Zeit nur eines Beiſpiels zu erwähnen — im Jahr 1521 nach Worms zog, befanden ſich unter Anderm in ſeinem Gefolge: der Großkämmerling von Arſchot mit 50 Pferden, der Großhofmeiſter mit 38 Pferden, der kaiſerliche Stall, aus 120 Pferden beſtehend, der kaiſerliche Beichtvater nebſt ſeinen Kaplanen und der ganzen Kapelle mit 30 Pferden, 41 kaiſerliche Pagen und Edelleute mit 124 Pferden. Die den Kaiſer begleitenden Fürſten und Herren, als Herzog Friedrich Pfalzgraf, Markgraf Johann von Brandenburg, Graf Heinrich von Naſſau, Graf Egmont und mehre andere waren mit 300 Pferden anweſend; außerdem ſoll des Herzogs von Savoien Bruder allein 250 Pferde gehabt haben. Ebenſo die geiſtlichen Fürſten, der Cardinal von Sitten mit 40, der Cardinal von Salzburg mit 72, der von Croy mit 60, der Biſchof von Lüttich mit 50, der von Trient mit 40 Pferden. Die großen Herren aus Spanien, der Herzog von Alba mit 50 Pferden an ihrer Spitze, begleiteten den Kaiſer mit 214 Pferden. Nehmt Ihr nun noch

dazu die fremden Botſchafter, den päpſtlichen Legaten, die Geſandten aus England, Ungarn und Polen mit 120 Pferden, die großen Herren aus Italien, die kaiſerlichen Räthe aus Spanien und den Niederlanden, die bedeutende Zahl von Grafen und Edelleuten, jeder mit 6, 10 — 25 Pferden, und endlich die mit dem Kaiſer einziehenden Hartſchiere und deutſchen Trabanten, ſo werdet Ihr es wol glaublich finden, daß das geſammte Geleite des Kaiſers ſich auf 2669 Pferde belief. Um aber auch aus ſpäterer Zeit noch ein Beiſpiel hinzuzufügen, ſo ritt Kaiſer Ferdinand zur Wahl und Krönung ſeines Sohnes Maximilian zum Römiſchen König auf dem Reichstage zu Frankfurt im Jahr 1562 nebſt ſeinem Hofgeſinde dort mit 1463 Pferden ein, Maximilian mit 900, der Kurfürſt von Sachſen nebſt ſeiner Gemahlin und einigen ihn begleitenden Fürſten mit 800, ein Herzog von Baiern nebſt ſeiner Gemahlin mit 700, Brandenburg mit 450, Kurpfalz mit 360, der von Mainz mit 360 und ſo verhältnißmäßig dem Range auch andere Fürſten, ſodaß man die Zahl der Perde in Frankfurt damals auf faſt 16,000 ſchätzte.

Den Kaiſer Karl begleitete auf Reichstage öfter auch ſein Bruder, der Römiſche König Ferdinand; dann ſah man auch in deſſen Gefolge einen zahlreichen Hofſtaat, ſo bei ſeinem Einzug in Augsburg im Jahr 1530 einen Oberſtkanzler, einen Oberſthofmeiſter, einen Oberſtſtallmeiſter, einen Reichsrichter zu Rotweil und Legat in öſtreichiſchen Landen, einen oberſten Richter in Böhmen, einen böhmiſchen Kanzler, einen Erbtruchſeß des Römiſchen Reichs, einen Erbſchenk und Legat in Würtemberg, einen Erbſchenk in Kärnten, einen Oberſtkämmerer, einen ungari-

ſchen Hofmeiſter, einen böhmiſchen Oberſtkämmerer, einen Erbtruchſeß in Oeſtreich, einen Erbkämmerer in Kärnten, einen oberſten Geſchützmeiſter in Oberöſtreich, einen Oberſtſchatzmeiſter, einen oberſten Kammerſecretair, einen böhmiſchen und deutſchen Vicekanzler, mehre Doctoren, darunter auch ein Geſchichtſchreiber (Urſinus Velius); außerdem noch 5 Schenke, 12 Truchſeſſe, 3 Vorſchneider, 10 Secretaire und Miniſter theils adelige, theils bürgerliche, darunter noch ein Geſchichtſchreiber (Dr. Georg Logus), über 30 Kammerherren, 97 Edelknaben und 43 andere dienſtthuende Adelige und Räthe. Endlich durften auch ein Rieſe und ein Zwerg im Hofſtaat nicht fehlen. Dazu kam auf demſelben Reichstag noch der zahlreiche Hofſtaat der Königin Anna, Ferdinand's Gemahlin, und der der verwitweten Königin von Ungarn Maria, des Kaiſers Schweſter, mit ihren Oberhofmeiſtern, Schatzmeiſtern, Räthen, Kämmerern, Secretairen, Edelknaben u. ſ. w. Den Hof des Römiſchen Königs begleitete auf Reichstage immer auch ſeine vortreffliche Kapelle, welche einſt die Ehre hatte, von dem gekrönten Poeten Kaspar Bruſchius aus Eger beſungen zu werden.

So zogen Kaiſer und Könige in die Reichsſtädte zu Reichstagen ein. Dieſe füllten ſich aber noch bedeutend mehr an, wenn nach und nach auch die Fürſten mit ihren zahlreichen Gefolgen anlangten. Und damit Ihr, mein werther Freund, eine Vorſtellung gewinnt, was ſich zur Zeit eines Reichstages in den Mauern einer Reichsſtadt zuſammendrängt, kann ich nicht umhin, Euch hiervon wenigſtens einige Beiſpiele vorzuführen. Man ſah in Augsburg im Jahr 1530 den Kurfürſten von Sachſen, in deſſen Gefolge ſich der Prinz Johann Friedrich, der Herzog Franz von Lüneburg, der Fürſt

Wolfgang von Anhalt, der Graf Albrecht von Mansfeld und gegen 70 sächsische Edelleute befanden, mit 160 berittenen Dienern einreiten. Der Landgraf von Hessen hielt damals seinen Einzug mit einem Geleite von 120 Mann; auf einem Reichstag zu Regensburg aber (1541) erschien er mit 300 Pferden. „Der Kurfürst von Brandenburg", schrieb mir damals mein nürnberger Freund aus Regensburg, „ist hier angekommen fast mit 200 gerüsteten und so wohlgeputzten Pferden, wie noch kein Fürst hier eingeritten ist. Als sein Hofgesinde sind mitgekommen Fürst Hans und Johann von Anhalt und Herzog Wilhelm von Braunschweig; auch des Kurfürsten Sohn und Herzog Albrecht von Mecklenburg sind bei ihm." Bald darauf langten auch Markgraf Albrecht von Brandenburg mit 115 trefflich gerüsteten Pferden und der Herzog von Pommern mit 100 wohlgewappneten Reitern an, und so in ähnlicher Begleitung die übrigen Fürsten. Ich finde in Reichstagsberichten, daß zu einem Reichstag in Speier der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen zusammen mit nicht weniger als 7000 wohlgerüsteten Pferden einritten, nachdem der Kaiser dort schon mit mehr als 2000 stark geharnischten Reitern eingezogen war. Fragt Ihr nun, wie es denn möglich gewesen, eine so bedeutende Reiterschar mit ihren Rossen in einer Reichsstadt zu herbergen, so kann ich von Augsburg nur melden, daß die Stadt schon im Jahr 1472 an 6000 Stallungen hatte.

War ein Fürst in der Nähe einer Reichsstadt mit seinem Gefolge angelangt und seine Ankunft gemeldet, so zogen die ihm befreundeten Fürsten zu Bewillkommnung mit stattlichem Geleite entgegen und holten ihn

feierlich ein. So war es früher immer Sitte und iſt es auch noch in unſerer Zeit. Es herrſchte früher auch der Brauch, daß auch der Kaiſer, wenn Kurfürſten ankamen, ihnen entgegenritt und dann vom Pferde ſtieg, um ſie freundlich zu bewillkommnen. Dieſer löblichen Sitte huldigte auch noch der alte, biedere Maximilian bis in ſeine letzten Jahre, denn als im Jahre 1518 der ihm ſtets ſo treu ergebene Pfalzgraf Friedrich zum Reichstag zu Augsburg mit ſeinem Geleite der Stadt ſich näherte, zog ihm der Kaiſer nebſt dem päpſtlichen Cajetan, den anweſenden Kurfürſten, Fürſten, Herren und Grafen eine Strecke Wegs entgegen und empfing ihn vom Roſſe ſteigend mit beſonderer Freundlichkeit. Der Empfangene hatte dann jeder Zeit die Ehre, beim Einzug in die Stadt dem Kaiſer zur Seite zu reiten. Auch Kaiſer Karl kam auf ſeinem erſten Reichstage zu Worms dieſer Sitte noch nach. Anders aber in der ſpätern Zeit. Schon auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) unterließ er es, den Kurfürſten entgegenzureiten, „weil die ſpaniſche Hoffart es ihm widerrathen hatte". Als ihm nämlich gemeldet ward, der Erzbiſchof von Köln ſei im Anzug, erhob der beim Kaiſer vielgeltende Kanzler Granvella Zweifel, ob es ſich auch zieme, daß die kaiſerliche Majeſtät ſich ſoweit herablaſſe, einem Fürſten entgegenzuziehen. Der Pfalzgraf Friedrich, den man darüber um Rath fragte, war der Meinung: da es bisher ſo Gebrauch geweſen und aus dem alten Brauch gewiſſermaßen ein Recht geworden ſei, ſo werde der Erzbiſchof von Köln wol auch verlangen können, daß man ihm ſolche Ehre erzeige. Granvella wandte dagegen wol ein: Was frühere Kaiſer gethan, ſei für ſpätere noch kein

Geſetz; auch habe, ſeit man von Kurfürſten im Deutſchen Reiche wiſſe, noch nie ein ſo allgewaltiger Kaiſer und König über eine ſo große Menge von Ländern geherrſcht, daß man ſie in Einem Athem nicht nennen könne. Der Pfalzgraf aber erwiderte: Das ſei nicht zu bezweifeln; allein man dürfe auch nicht vergeſſen, daß in Augsburg nicht der König von Spanien, ſondern der Kaiſer nur als Römiſcher König anweſend ſei, von welchem den Kurfürſten nun einmal ſolche Ehre gebühre. „Für den Fall jedoch, daß es der kaiſerlichen Majeſtät widerſtrebe, dürfe ſie ſich ja nur krank anſtellen und den Gebrauch einem Andern übertragen. So geſchah es denn auch wirklich und ſpäterhin auch gewöhnlich. Als Kurfürſt Joachim von Brandenburg im Jahr 1541 zum Reichstag nach Regensburg vom Landgrafen von Heſſen, dem Fürſten Wolfgang von Anhalt und den Räthen der Kurfürſten von Sachſen und Mainz mit einem Reitergeſchwader von 300 Pferden feſtlich eingeholt wurde, ließ ihn der Kaiſer nur durch ſeinen oberſten Kämmerer und eine Anzahl ſpaniſcher Herren in gewöhnlicher Weiſe bewillkommnen. Auch den Landgrafen von Heſſen, dem der Fürſt von Anhalt und alle Ritter der ſächſiſchen Geſandtſchaft in ſtattlichem Geleite entgegenzogen, ließ der Kaiſer durch Granvella, Naves und den Herrn von Breda willkommen heißen. Und als der edle Fürſt unter dem Schalle der Trompeten auf ſeinem ſtolzen, nach allen Seiten drohend wiehernden, hirſchfarbenen Roſſe in Regensburg einritt, konnte es ſich der Kaiſer doch nicht verſagen, den Reiterzug mit anzuſehen; da er aber hinter dem Erker ſeiner Herberge den Landgrafen auf ſeinem feurigen Roſſe herankommen ſah, rief er aus: „We de

Gaul, ſo de Mann!" — Karl's Nachfolger, Kaiſer Ferdinand ließ der Sitte wieder ihr altes Recht widerfahren und holte auf ſeinen Reichstagen die Kurfürſten immer aufs freundlichſte in die Reichsſtadt ein. Begleiten Fürſtinnen ihre Gemahle auf die Reichstage, ſo iſt es Sitte, daß der Kaiſer ſie bei ihrer Ankunft durch einige vornehme Herren ſeines Hofſtaats in ſeinem Namen beſonders willkommen heißt. Eine ausgezeichnete Ehre ward im Jahr 1541 der Kurfürſtin Hedwig von Brandenburg ſogleich bei ihrer Ankunft auf dem Reichstage zu Regensburg zutheil. Der Kaiſer beauftragte nicht nur einige vornehme ſpaniſche Granden, ſie zu bewillkommnen und zu begrüßen, ſondern er ritt darauf, begleitet von einem ſpaniſchen Gefolge, auch ſelbſt in des Kurfürſten Herberge, um der Kurfürſtin perſönlich ſeinen Beſuch abzuſtatten und ihr zu ſagen, wie ſehr er ſich ihrer Gegenwart freue. Da ſie die belgiſche Mundart des Kaiſers nicht verſtand, ſo mußte der Pfalzgraf Friedrich zwiſchen Beiden den Dolmetſcher machen. Nach einer halbſtündigen Unterhaltung erfreute die Kurfürſtin den Kaiſer durch Ueberreichung eines Geſchenks, eines ausgezeichnet ſchönen Kranzes, deſſen Werth man auf 1000 Gulden ſchätzte.

Vor wenigen Tagen begab ſich eine Deputation unſers Raths in die kaiſerliche Reſidenz, um unſerm Kaiſer Rudolf im Namen der geſammten Bürgerſchaft zum Willkomm ein Ehrengeſchenk zu überreichen. So iſt es nämlich alte Sitte. Ich finde, daß ſchon dem neuerwählten Römiſchen Könige Friedrich III., als er im Jahr 1442 auf ſeiner Krönungsreiſe nach Augsburg kam, nach einem feierlichen Empfang von Seiten der

wohlhabenden Stadt ein ansehnliches Geschenk, eine sogenannte Doppelscheuer (Pokal) im Werth von 139 Goldgulden, gefüllt mit 1000 Gulden, ferner vier Wagen mit Wein, sechs Wagen mit Hafer, vier Ochsen und 60 Stück Fische überbracht wurden. Die Stadt trug außerdem auch die übrigen Bewirthungskosten, deren Rechnung für den nur fünf Tage dauernden Aufenthalt 1632 Gulden und 710 Pfund betragen haben soll; für die damalige Zeit eine nicht unbedeutende Ausgabe. Ein gleiches Geschenk erhielt er als Kaiser nach seinem Einzug in Augsburg zum Reichstag im Jahr 1473, wobei zugleich auch sein Sohn Maximilian mit einer goldenen Scheuer, Wein und Fischen, desgleichen auch die Kurfürsten und Fürsten mit Scheuern, Wein und Fischen, z. B. der Erzbischof von Mainz mit einer Scheuer von 70 Gulden, der Kurfürst von Sachsen mit einer von 65 Gulden, der Brandenburger mit einer von 67 Gulden, selbst auch die kaiserlichen Räthe und Bedienten bis herab zum Thürhüter, jeder nach Stand und Würden mit Geschenken verschiedener Art erfreut wurden. Da schon im nächsten Jahr (1474) in Augsburg wieder Reichstag war, so konnte der Rath zwar nicht umhin, das Ehrengeschenk zu wiederholen, ließ jedoch ohne die Scheuer mit dem Geldgeschenk dem Kaiser nur 200 Schaff Hafer, 10 Faß Neckarwein, 3 Legel Rheinfall, 8 Ochsen und 36 Stück Fische darbieten. Späterhin zu Kaiser Karl's Zeit wurde dieses Ehrengeschenk noch bedeutend erhöht. Beim Beginn des Reichstages im Jahr 1530 brachte ihm der Rath von Augsburg drei sehr künstlich gearbeitete vergoldete Pokale, mit 2000 Goldgulden gefüllt, und wie gewöhnlich auch Wein, Fische

und Hafer, und ebenſo dem Römiſchen König Ferdinand zwei vergoldete Trinkgefäße nebſt Wein und Fiſchen entgegen. Bei des Kaiſers Anweſenheit in Augsburg im Jahr 1547 ſcheint ihm kein Geldgeſchenk überreicht zu ſein, doch ließ ihm die Stadt zwei Wagen mit weißem und zwei mit rothem Wein, acht Zober mit Fiſchen und vier Wagen mit Hafer zubringen. Den mit ihm angekommenen Erzherzog Maximilian dagegen beehrte ſie mit einem mit 200 Goldgulden gefüllten ſilbernen Trinkbecher, und als ſpäter der Römiſche König Ferdinand zum Reichstag einzog, empfing ihn der Rath ſogleich bei ſeiner Ankunft (weil er, wie es heißt, das erſte mal als Römiſcher König kam) mit einem Ehrengeſchenk von zwei ſilbernen und vergoldeten Scheuern, die eine mit 500 Dukaten, die andere mit 500 neugeprägten augsburgiſchen Gulden angefüllt, und wie gewöhnlich mit Wein, Fiſchen und Hafer. Aber nicht blos zur Reichstagszeit, auch wenn ſonſt ein kaiſerlicher Prinz in eine Reichsſtadt kam, wurden ihm häufig ſolche Geſchenke geſpendet. So ließ Augsburg dem Sohne Kaiſer Karl's, Philipp, bei ſeinem Beſuche im Jahr 1549 zwei vergoldete, mit 500 Dukaten und 500 rheiniſchen Goldgulden gefüllte Trinkgeſchirre nebſt mehren Wagen mit Neckarwein und Malvaſier überbringen, obgleich er ſich in der Stadt nur drei Tage aufhielt.

Ihr ſeht hieraus, mein werther Freund: vornehme Gäſte ſind theure Gäſte. Man legte aber auch unter Kaiſer Karl's Nachfolgern am Kaiſerhofe fortan einen zu großen Werth auf dieſe goldene Sitte, als daß man ſie nicht immerfort hätte in Geltung erhalten ſollen. Wie es Kaiſer Ferdinand gar gern ſah, als man ihm

auf ſeinem erſten Reichstage zu Augsburg im Jahr 1558 am Neujahrstage 2000 funkelneue augsburgiſche Goldgulden und dann die üblichen Zugaben von Wein u. ſ. w. entgegenbrachte, ſo ließ ſich auch ſein Nachfolger, Kaiſer Maximilian II. auf dem Reichstage im Jahr 1566 von unſerer Stadt mit einem gleichen Geſchenk beehren, wozu diesmal außer zwei Wagen mit Neckarwein auch noch einige Gefäße mit Kretiſchem und Malvaſier hinzugefügt waren. Auch Marie, die Kaiſerin, nahm es damals ſehr freundlich auf, als man ihr 400 neugemünzte Goldgulden auf einer goldenen Schüſſel überreichte und für ſie noch einen Wagen mit Landwein, zwei Legel mit ausländiſchem Wein und ſechs Zober mit Fiſchen vorführen ließ. Und ſo iſt die Sitte dieſer kaiſerlichen Ehrenſpende bis auf unſere Tage geblieben.

Auch die ankommenden Fürſten brachten zuweilen dem Kaiſer irgend ein paſſendes Geſchenk entgegen, irgend ein ſchönes Jagdgeräth, einen ſanfttrabenden Zelter oder ſonſt eine Seltenheit, einen niedlichen Zwerg u. ſ. w. Landgraf Philipp von Heſſen erfreute den Kaiſer auf dem Reichstage zu Speier (1544) mit einem Paar hochfliegenden ausgezeichnet ſchönen Jagdfalken, die er vom Herzog von Preußen zum Geſchenk erhalten. Und wie nöthig mitunter ſolche Geſchenke von Seiten der Fürſten waren, beweiſt unter Anderm der Rath, den der Geſandte des Herzogs Moritz von Sachſen, Chriſtoph von Carlowitz ſeinem Fürſten auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1546 gab. „Weil Ew. Gnaden", ſchrieb er ihm, „an den Sachen ſoviel gelegen, ſo will ich Ew. fürſtliche Gnaden ganz dienſtlicher getreuer Meinung erinnert haben, ob es nicht gut und den Sachen förderlich ſei,

daß Ew. fürſtliche Gnaden die zwei ſchönen geſchnittenen Stufen, ſo Herzog Georgen ſeligen geweſt und daneben deſto mehr Geld mit ſich anher genommen hätte, damit Ew. fürſtliche Gnaden durch die Stufen der kaiſerlichen Majeſtät und dann durch das Geld die andere Majeſtät oder da es nicht, ſeinen Sohn dazu beehren könnte, denn Ew. fürſtliche Gnaden wiſſen, wie es Andere an den Enden pflegen zu halten, und mich bedünkt, ſolches würde ſich mit der Zeit wohl ſelbſt bezahlen."

Bei der Wahl Maximilian's II. zum Römiſchen König verſäumte es ſelbſt der Sultan nicht, eine anſehnliche Geſandtſchaft auf den Reichstag nach Frankfurt zu ſchicken, um dem neuerwählten Könige eine auserleſene Anzahl von Geſchenken, ein türkiſches Roß mit einer goldenen Decke, zwei auf türkiſch köſtlich geſchmückte Kameele, einen ſchönen türkiſchen Hund, einen türkiſchen Flitſchbogen nebſt Köcher und Pfeilen, zwei venetianiſche Krüglein, zwei ſilberne mit Edelſteinen beſetzte Schalen, einen koſtbaren türkiſchen Teppich u. a. in ſeinem Namen überbringen zu laſſen.

Doch hiermit will ich diesmal meinen Bericht ſchließen. Zwar mag es Euch vielleicht ſcheinen, mein werther Freund, als ſei ich in der Schilderung des beim Anfange eines Reichstages gebräuchlichen Ceremoniels etwas zu ausführlich geweſen; allein Ihr werdet mich darin durch meine Euch künftig noch zukommenden Berichte hoffentlich gerechtfertigt finden. Jetzt kam es mir vor Allem darauf an, Euch das Bild der Feierlichkeiten beim Beginn einer Reichsverſammlung möglichſt treu zu geben, wozu ſich mir die Farben gerade in unſerer Vaterſtadt ſo reichlich darboten.

IV.

Augsburg, 3. Juli 1582.

Da Ihr, mein werther Freund, in einer Stadt wohnet, in welcher nie ein Reichstag gehalten worden, auch wol nie zur Zeit eines Reichstages eine Reichsſtadt beſucht habt, ſo möget Ihr Euch ſchwerlich ein Bild von dem eigenthümlichen Leben und Treiben, von dem bunten Gewirre und Gewühle der verſchiedenartigſten Menſchen machen können, wie es ſich bei ſolcher Gelegenheit dem Beobachter darbietet. Freilich iſt auch darin nicht ein Reichstag dem andern gleich. Es ſind öfter Reichstage gehalten worden, und ich möchte ſie die ſtillern nennen, auf welchen nur wenige Fürſten, auch nur etwa einige Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Aebte perſönlich anweſend waren, die Abweſenden aber ſich durch Geſandte vertreten ließen. So ſollte, um nur eines Beiſpiels zu erwähnen, nach dem kaiſerlichen Ausſchreiben auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahr 1523 jeder Kurfürſt, Fürſt, Prälat u. ſ. w. in Perſon erſcheinen und die übrigen Stände ihre bevollmächtigten Räthe ſchicken; es war mit einer Strafe von 20 Mark gedroht. Und was geſchah? Es erſchienen blos die kurfürſtlichen, von den Fürſten keiner.

Wir haben aber auch hier in Augsburg und anderwärts Reichstage gehabt, die in der Verſchiedenheit der Anweſenden ebenſo glänzend als zahlreich waren, und es boten ſich dann in den Mauern einer Stadt dem Auge alle Standesunterſchiede dar, die nur irgend das menſchliche Leben in ſeiner Stufengliederung aufzuweiſen

hat. Dann ſehen wir obenan den Kaiſer und den Römiſchen König, zuweilen auch wol Königinnen, ihnen zunächſt alle Kurfürſten, Pfalzgrafen, Herzoge, Markgrafen, Landgrafen, Grafen und andere fürſtliche Herren weltlichen Standes; ferner die ernſten Geſtalten geiſtlichen Standes; da ſchreiten einher Cardinäle, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Aebte, Domherren u. a. Auch der Meiſter des Deutſchen Ordens fehlt meiſt nicht. Dazu dann die Geſandten der abweſenden weltlichen und geiſtlichen Fürſten, die Bevollmächtigten und Abgeordneten der freien und Reichsſtädte aus dem ganzen Heiligen römiſchen Reich. Außerdem gewöhnlich auch eine große Zahl von Grafen, Edelleuten und andern hohen Herren, die irgend ein Intereſſe auf den Reichstag führt, ohne zur Standſchaft der Reichsverſammlung zu gehören. Dazu denkt Euch nun noch die Schar der kaiſerlichen und königlichen hohen Hofbeamten, die Kanzler, Marſchälle, Schenken, Truchſeſſe und wie die Hofdiener ſonſt noch Namen haben mögen, adelige Räthe und Ritter und das zahlreiche Hofgefolge der geiſtlichen und weltlichen Fürſten, Grafen und hohen Herren; im Geleite der Fürſten immer auch eine große Zahl von Räthen und Gelehrten, Doctoren, Profeſſoren und Licentiaten katholiſchen und proteſtantiſchen Bekenntniſſes. Ueberdies finden ſich noch, wie ich bereits in einem frühern Berichte erwähnte, aus vielen nahegelegenen Handelsſtädten Kaufleute und Kunſthändler aller Art bis zum gewöhnlichen Kramjuden ein, auch allerlei Kunſtdilettanten, für deren Waaren und Productionen ein reichbeſuchter Reichstag immer auch einen einträglichen Markt verſpricht. Und endlich — ich darf es nicht verſchweigen — ſchleicht ſich auf die Reichs-

tage auch allerlei geldhungeriges Volk ein, Banden von Spielleuten, vagirende Schalksnarren, Bänkelsänger, sogenannte Freiharte, eine Classe herumschweifender, sittenloser Buben, die sich zu allerlei Gelegenheitsmachen und allen gemeinen Diensten für ein Stückchen Geld brauchen lassen, und eben von gleichem Gelichter eine Menge liederlichen, feilen Gesindels männlichen und weiblichen Geschlechts, dienstbar und verkäuflich zu jeder gemeinen und niedrigen Lust und Freude. — Das ist das bunte Menschengewühl auf unsern reichbesuchten Reichstagen.

Und dennoch würdet Ihr, mein edler Freund, wenn Ihr Euch auch die Physiognomie dieser verschiedenartigen Menschenmasse als ein Ganzes zusammenstellt, doch kein ganz vollständiges, treues Gemälde eines Reichstages vor Augen haben. Ihr würdet Euch darin doch, wie mir scheint, blos die deutsche Nation in ihren ständischen Unterschieden als in Einer Stadt versammelt denken. Aber nein, mein Freund, wir haben in unsern Reichsstädten bisweilen Reichstage gesehen, auf denen die Nationalitäten von fast ganz Europa vertreten waren. Auf mehren unserer Reichstage hier in Augsburg (1473 und 1530) befanden sich Türken, Gesandte der Könige von England, Frankreich, Portugal, Abgeordnete der Könige von Dänemark, Polen u. A. Auf einem spätern Reichstage zu Frankfurt (1562) erschienen die Botschafter der Könige von Frankreich, Spanien, Polen, der Königin von England, des Papstes, der Republik Venedig, des Herzogs von Florenz, Gesandte des Sultans, vieler wälschen Fürsten und Städte und eine große Menge von Grafen, Freiherren, Rittern und Edlen aus verschiedenen Ländern. Auf den meisten nur irgend zahlreich besuchten Reichs-

tagen ſah man auch einen päpſtlichen Legaten und mit ihm mehre italieniſche Biſchöfe und andere hohe Geiſtliche. Außerdem befanden ſich am Hofe und im Gefolge des Kaiſers Karl, wenn er zu einem Reichstag zog, beſtändig eine große Anzahl von italieniſchen Großen und Dynaſten, ſpaniſchen Granden, niederländiſchen Edelleuten u. a. Alſo wie vorhin geſagt: faſt ganz Europa war zuweilen in ſeinen Völkern auf einem deutſchen Reichstage repräſentirt. Dazu denkt Euch nun noch die oft ſehr bedeutende Anzahl von Kriegsvolk, welches zur Zeit eines Reichstages in die Reichsſtadt oder in ihre Nähe eingelagert ward. So lagen beim Reichstage zu Augsburg im Jahr 1530 außer dem ſpaniſchen und deutſchen Kriegsvolk, welches der Kaiſer bei ſeinem Einzug mitbrachte, in der Stadt als Beſatzung bereits 10 Fähnlein Landsknechte und in der Nähe auf dem Lande umher 12 Fähnlein Spanier, 700 neapolitaniſche Reiter und 600 niederländiſche. Und ſo ſagt denn auch ein Augenzeuge, der dieſes verſchiedenartige Menſchengewühl hier in Augsburg mit anſah, wol mit Recht: „Es war nicht blos ein geharniſchter, ſondern auch ein hochanſehnlicher, pompoſiſcher Reichstag.“

Hiernach dürfte es zwar kaum nöthig ſein, Euch noch über die Anzahl der auf beſonders zahlreich beſuchten Reichstagen anweſenden eigentlichen Reichstagsmitglieder Weiteres mitzutheilen. Vielleicht indeß kommen Euch einige nähere Angaben über einige der frequenteſten Reichsverſammlungen nicht ganz unerwünſcht. So ſah man auf einem Reichstage zu Nürnberg im Jahr 1491 außer vielen Geſandten und den Botſchaftern aus Portugal, Britannien, Polen, Böhmen und Mailand noch

32 deutſche Fürſten verſammelt. Einer der glänzendſten Reichstage ward hier in Augsburg im Jahr 1510 von 4 Kurfürſten, 37 Fürſten, 12 Biſchöfen und einer ſehr bedeutenden Zahl anderer Prälaten, Grafen, ritter- und reichsſtädtiſchen Abgeordneten beſucht. Er zeichnete ſich auch ſonſt durch den außerordentlichen Prunk aus, den viele der hohen Herren zur Schau trugen. Als Luther im Jahr 1521 in die Reichsverſammlung zu Worms eintrat, fand er da außer dem Kaiſer und deſſen Bruder Ferdinand noch 6 Kurfürſten, 28 Herzoge, 11 Markgrafen, 30 Biſchöfe und Prälaten nebſt einer großen Zahl von Abgeordneten. Auf dem berühmten Reichstage zu Augsburg (1530) vertraten das Römiſche Reich 20 regierende und 16 nichtregierende Fürſten, welche letztern meiſt im Gefolge der erſtern angekommen waren, ferner 17 Erzbiſchöfe und Biſchöfe, 27 Geſandte von abweſenden Kurfürſten und Fürſten, 26 freiwillig erſchienene Grafen und Herren, 45 Abgeordnete der freien Reichsſtädte, dazu noch 53 Theologen, theils päpſtliche, theils proteſtantiſche, und andere Gelehrte. Nicht minder glänzend und wol noch zahlreicher beſucht war der Reichstag zu Speier im Jahr 1544. Man ſah dort, was ſeit Menſchengedenken nicht geſchehen, alle ſieben Kurfürſten und außer einer ſehr bedeutenden Zahl von Fürſten, Grafen u. a. auch die Abgeordneten aller Reichsſtädte. Ihn übertraf aber noch an äußerm Glanz der Reichstag in Augsburg im Jahr 1547, der zahlreichſte deſſen man gedenken konnte. Gleich anfangs waren fünf und nach der Ankunft Joachim's von Brandenburg und des Königs Ferdinand alle ſieben Kurfürſten, von den geiſtlichen und weltlichen Reichsfürſten beiweitem die Mehrzahl und

eine große Menge fürſtlicher und ſtädtiſcher Geſandten anweſend. Seitdem hat unſer Augsburg nie wieder eine ſo glänzende Fürſtenverſammlung in ſeinen Mauern geſehen, wie denn überhaupt ſchon ſeit vielen Jahren der Beſuch der Reichstage ſich bedeutend vermindert hat. Wie mitunter ſchon früher nur eine geringe Zahl von Fürſten perſönlich erſchienen, ſo ſah man auf mehren Reichstagen zu Augsburg (1550 und 1555) keinen einzigen Kurfürſten und auch nur wenige Fürſten, von den meiſten nur Bevollmächtigte. Schon Kaiſer Karl und ebenſo ſeine Nachfolger haben oft ihre Noth, um einen Reichstag zuſtandezubringen, und müſſen nicht ſelten die Fürſten wiederholt ermahnen und auffodern, perſönlich zu erſcheinen, und doch folgen dieſe auch dann oft nicht. So ſind auch jetzt auf dem hier in Augsburg ſtattfindenden Reichstage im Ganzen nur 17 Fürſten und eine Anzahl Prälaten und Grafen anweſend.

Sind eine hinlängliche Anzahl von Reichstagsmitgliedern angelangt und haben die gebräuchlichen gegenſeitigen Anzugsbeſuche und Begrüßungen ſtattgefunden, ſo erfolgt dann an dem gewöhnlich ſchon im kaiſerlichen Ausſchreiben feſtgeſetzten Tage die feierliche Eröffnung der Reichsverſammlung. Sie geſchieht durch eine im Namen und Auftrage des Kaiſers von einem Reichsfürſten gehaltene Anrede, worauf ein anderer Reichsfürſt im Namen der Verſammlung in einer Gegenrede zu antworten pflegt. Nachdem werden die kaiſerlichen Propoſitionen vorgetragen, über welche auf dem Reichstage verhandelt und Beſchlüſſe gefaßt werden ſollen. Ueber dieſen faſt immer gleich gebliebenen Hergang finde ich vom Reichstage zu Augsburg im Jahr 1547 Folgendes be-

richtet: „Kaiſerliche Majeſtät hat den jetzigen Reichstag den 2. September angefangen und nach Vollendung der Kirchenämter die Stände alle auf das Haus (d. h. das Rathhaus) erfodern und ihnen in ihrer Majeſtät Gegenwart die Propoſitionen vorleſen laſſen; iſt aber erſtlich von ihrer Majeſtät wegen ein ſchöner Fürtrag durch den jungen Erzherzog Maximilian von Oeſtreich geſchehen, mit Erzählung, warum und aus was Urſachen ihre Majeſtät ſolche Kriegshandlungen vergangener Zeit fürzunehmen höchlich bewegt und folgends dieſen jetzigen Reichstag gen Augsburg auszuſchreiben verurſacht worden, denn ihre Majeſtät je nichts Anderes begehrt, als der deutſchen Nation und des ganzen Römiſchen Reichs Wohlfahrt zu fördern und Friede und Recht im Heiligen römiſchen Reich aufzurichten. Darauf ſind die Propoſitionen des Reichstags vorgeleſen worden, welche in acht Artikeln verfaßt geweſen."

Aber wir finden auch, daß die auf einen beſtimmten Tag feſtgeſetzte Eröffnung des Reichstages mitunter in mancherlei Weiſe verhindert wurde. Bald konnte der Kaiſer, durch andere wichtige Reichsgeſchäfte oder auch, was namentlich bei Kaiſer Karl mehrmals der Fall war, durch ſeine bekannte, von Zeit zu Zeit wiederkehrende Krankheit und körperliches Leiden abgehalten, nicht zur beſtimmten Zeit eintreffen; bald waren die Fürſten noch nicht in gehöriger Anzahl anweſend, um die Verhandlungen beginnen zu können. Kaiſer Friedrich III. mußte im Jahr 1443, als er den Reichstag zu Frankfurt am 15. April eröffnen wollte, beinahe noch zwei Monate vorübergehen laſſen, ehe ſich ſo viele Reichsfürſten und Abgeordnete einfanden, um an die Vornahme von Ge-

ſchäften denken zu können. Ich erwähnte bereits in meinem letzten Bericht, daß Kaiſer Karl bei ſeiner Ankunft zum Reichstag in Regensburg im Jahr 1541 keinen einzigen Fürſten anweſend fand und faſt fünf Wochen auf das Erſcheinen einiger Herzoge und Biſchöfe warten mußte, worauf dann ein ärgerlicher Streit zwiſchen dem Landgrafen Philipp von Heſſen und dem Herzog Heinrich von Braunſchweig die Eröffnung des Reichstages wieder mehre Tage verzögerte. Es kam wol auch vor, daß Fürſten in Betreff ihres Erſcheinens zuvor gewiſſe Bedingungen ſtellten, die ihnen der Kaiſer voraus bewilligen ſollte. So meldete mir mein Freund im Jahr 1551 aus Regensburg: Der Kurfürſt von Sachſen habe auf den dortigen Reichstag einen Botſchafter geſandt, um dem Kaiſer ſagen zu laſſen, daß die proteſtirenden Stände nicht eher dort erſcheinen könnten und wollten, als bis ihnen ſicheres Geleite und ein friedlicher Anſtand zugeſichert, insbeſondere aber ihnen auch bewilligt ſei: „daß ſie auch ihre Prediger ein jeder in ſeiner Herberge unverwehrt predigen laſſen dürften.“ Und man verſehe es ſich“, fügte der Freund hinzu, „der Kaiſer werde alles bewilligen müſſen, um die Fürſten nur auf den Reichstag zu bringen.“

Da trat denn für die Anweſenden eine läſtige Langeweile ein und man hört in ihren Berichten Klagen auf Klagen über unnütze Koſten und ärgerliche Zeitverſchwendung. „Die kaiſerliche Majeſtät“, ſchreibt unter Anderm ein Geſandter auf dem Reichstage zu Worms im Jahr 1545, „iſt noch nicht angekommen, auch vom Könige weiß man nichts; es iſt auch auf die kaiſerlichen Propoſitionen noch nie ein Reichsrath gehalten worden. Am

nächsten hat's gemangelt an vielen Ständen, die noch nicht hier sind, auch nicht geschickt haben. Darum hat nichts vorgenommen, vielweniger ausgerichtet werden können. Man gehet fein gemach nach altem Gebrauch und Gewohnheit mit den Sachen um. Ist unnütz Geld und Zeit vergeudet." Nach Verlauf mehrer Monate klagt derselbe Gesandte wieder: „Wie ich schon nächstens vermeldet, daß wider alles Hoffen der Reichstag sich in die Länge verzöge, das geschieht auch noch. Nun wäre es Niemand so hoch beschwerlich, wenn nur etwas gehandelt oder beschlossen würde; aber darum, daß es so zunichtig zugehet, ist's allen Menschen verdrossen. Wie lange es wohl währen will, das weiß Gott. Ich wollt, daß solch langweilig Leben ein Ende hätte." Ein Hofnarr hat also Recht, wenn er in einem Liedlein sagt:

Kommt's dann zum Reichstag, will's nimmer enden,
Man thut nur Zeit und Geld verschwenden.

V.

Augsburg, 6. Juli 1582.

Ihr würdet sehr irren, mein werther Freund, wenn Ihr meintet, es herrsche unter den auf den Reichstagen versammelten Fürsten und reichsstädtischen Abgeordneten immer Friede und freundliches Verständniß. Im Gegentheil, Ihr dürft nur die Geschichte einiger Reichsversammlungen durchblättern, um Euch zu überzeugen, wie zwistig und eifersüchtig oft die Fürsten nicht weniger als die fürstlichen Gesandten und städtischen Abgeordneten, auch

abgeſehen von ihren höhern politiſchen Intereſſen und ihren ſie trennenden religiöſen Bekenntniſſen, einander gegenüber ſtanden. Ich will nur eines Streitpunkts erwähnen, der unter den Reichstagsmitgliedern herrſchenden Rangeiferſucht, die über ein halbes Jahrhundert immer wieder neuen Stoff zu Unfrieden und Zwiſt gab. Unter den Abgeordneten der Reichsſtädte ſelbſt war es ſchon zur Zeit Kaiſer Friedrich's III. auf einem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1474 zu einer gewiſſen Verſtändigung über die Rangordnung gekommen, an der man damals beſchloß auch in der Folge feſtzuhalten und nach welcher Sitz und Stimme geregelt bleiben ſollten. Auf der einen Seite ſollten fortan die Rheiniſchen, Elſaſſiſchen, Wetterauiſchen, Sächſiſchen und Thüringiſchen, anf der andern Seite im Rathsſaale die Schwäbiſchen und Fränkiſchen ſitzen. Nun erhoben aber auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahr 1524 die Reichsſtädte die Foderung, daß ihnen die dritte Stimme bei Berathungen in der Reichsverſammlung zuerkannt werde, von neuem, obgleich ſie ihnen auf einem vorhergehenden Reichstage abgeſchlagen worden war. Sie machten geltend, daß ſie, vom Kaiſer als Reichsſtände miteinberufen, gefaßte Beſchlüſſe mitunterſiegeln müßten und ſie demnach nicht ferner zugeben könnten, daß ſolche Beſchlüſſe ohne ihre Mitberathung und Zuſtimmung gefaßt würden. Als berufene Reichsſtände ſeien ſie nicht minder als die Fürſten berechtigt, an der Reichsgeſetzgebung theilzunehmen, zumal da ſie ſchon vormals auf Reichstagen den ihnen mitgetheilten Gutachten und Stimmen der übrigen Stände zuweilen zugeſtimmt, zuweilen ſich aber auch nicht damit einverſtanden erklärt hätten. Dem ent-

gegnete indeß der Reichstag: Der Stand der Städte sei von altersher niemals in die Reichsversammlungen zugelassen, habe auch nie Sitz und Stimme gehabt; erst unter dem mainzer Erzbischof Berthold sei die Neuerung eingetreten, nach getroffener Auswahl auch Städte dazu zu berufen. Sie errege jedoch manche Bedenklichkeit, denn wenn die Städte durch Theilnahme an den Berathungen, besonders über Gegenstände, welche sie selbst berührten, die Ansichten und Meinungen der Fürsten vernähmen, werde daraus zwischen ihnen und den Fürsten nur Mistrauen und Feindschaft entstehen; ferner sei bei dem häufigen Wechsel der städtischen Magistrate auch zu fürchten, daß Geheimnisse leicht ausgebracht würden u. s. w. Um jedoch die Städte einigermaßen zu beruhigen, räumte man ihnen ein, daß sie, wofern es der Kaiser genehmige, zwei Personen ernennen möchten, welche Sitz und Stimme bei den Berathungen haben sollten.

War hiermit schon genug Samen zu Hader und Streit ausgeworfen, so kam noch dazu, daß auch die Fürsten unter sich zum Theil sehr uneinig waren. Auch unter ihnen herrschte vielfach Zwist und Eifersucht über Rang und Stand. Es war darüber Vieles noch so unbestimmt, daß es auf einem Reichstage zu Nürnberg sogar noch in Zweifel stand, ob dort der Erzherzog Ferdinand von Oestreich, des Kaisers Bruder, oder Pfalzgraf Friedrich vom Rhein die oberste Stelle einzunehmen habe. So oft daher Ersterer anwesend war und den ersten Sitz einnahm, begab sich Friedrich in das fünf Stunden von Nürnberg entfernte Neumarkt, um den Streit wegen des Vorsitzes an des Kaisers Statt zu vermeiden, wozu Beide gleiches Recht behaupteten. Auf

demselben Reichstage lagen die beiden Kurhäuser Mainz und Sachsen über das Recht der Umfrage in so heftigem Streit und er wurde mehre Sessionen hindurch mit solcher Hartnäckigkeit geführt, daß Gefahr drohte, der ganze Reichstag werde unverrichteter Sache sich wieder auflösen müssen.

Zwei Jahre nachher (1526) kam es auf dem Reichstage zu Speier zu einem neuen Rangstreit. Die Gesandten und anwesenden Räthe der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen und des Landgrafen von Hessen brachten beim kaiserlichen Statthalter und den Reichsständen die Beschwerde ein: die Gesandten der bairischen Fürsten hätten sich unterstanden, ihnen als den Gesandten des Herzogs Georg von Sachsen und des Markgrafen Kasimir von Brandenburg an deren althergebrachter und angeerbter Session Abbruch zu thun und sie darin zu hindern. Die Stände, denen sie diese Beeinträchtigung bereits angezeigt und die Bitte vorgelegt hätten, sie in ihrem Recht der ihnen gebührenden Session zu schützen, hätten aus mancherlei Ursachen nicht eher darin eine Aenderung vornehmen wollen, als bis der kaiserliche Statthalter und die übrigen Fürsten durch Commissarien angezeigt haben würden, wie es zunächst auf diesem Reichstage gehalten werden solle: „nämlich daß jeder Fürst, Graf, Botschafter oder Prälat ungefährlicherweise sitzen solle, wie er in den Reichsrath komme, doch ihm und seinem Fürsten ohne einigen Vortheil und Nachtheil, so daß diesmal keine Session stattfinden solle.“ Dies hätten sie, die Gesandten von Brandenburg und Sachsen, sich auch gefallen lassen. Die bairischen aber hätten im Reichsrath öffentlich erklärt: die Fürsten ihres Hauses

ſeien aufs neue darin übereingekommen, fortan keinem Reichsfürſten, wie er auch heiße, oder einem Botſchafter zu geſtatten, über oder auch zwiſchen ihnen zu ſitzen, ſondern die Fürſten von Baiern wollten hinfüro alle nacheinander ohne Unterſchied die Seſſion nach den weltlichen Kurfürſten behaupten. Daraus hätten die beiden genannten Kurfürſten und der Landgraf erſehen, daß die bairiſchen Fürſten „ſolches unziemliches, thätliches Begehren" wie jetzt, ſo auch auf künftigen Reichstagen ſich anmaßen möchten, was die Fürſten der Häuſer Sachſen, Brandenburg und Heſſen jedoch in keiner Weiſe geſtatten würden. — So lautete die bei den Reichsſtänden angebrachte Klage der erwähnten Geſandten. Sie fügten im Auftrag ihrer Fürſten die Bitte hinzu: der Streit möge in Güte beigelegt und der alte Brauch aufrechterhalten werden, daß außer den Kurfürſten aus den drei kurfürſtlichen Häuſern jeder Zeit der älteſte Fürſt obenan ſitze, gehe und ſtehe, wie es für die Fürſten von Sachſen und Brandenburg herkömmlich ſei. Werde aber von den bairiſchen Fürſten künftig dieſes altherkömmliche Recht geſchmälert, ſo würden die Häuſer Sachſen, Brandenburg und Heſſen insgeſammt für Einen Mann ſtehen und den alten Brauch für alle ihre Fürſten zu handhaben wiſſen; doch wünſchten ſie, daß Friede und Einigkeit erhalten würden.

Ein frommer Wunſch, der aber leider nicht in Erfüllung ging. Ihr ſeht daraus, mein werther Freund, wie ſchon damals Rangneid, Mistrauen und Eiferſucht gerade in Denen, welche „von Gottes Gnaden" im Heiligen römiſchen Reich am höchſten geſtellt, für Heil und Wohlfahrt unſeres großen Volks und Vaterlandes ſorgen

ſollten, die Seelen ſo erfüllten, daß kaum ein Gedanke für deutſche Einigkeit und Einheit, kaum eine Anwandlung echtdeutſchen vaterländiſchen Geiſtes in ihnen erwachen konnte. Und iſt es in unſerer Zeit denn anders? Iſt's nicht, als leſe man in der Geſchichte unſerer Tage die Geſchichte der damaligen Zeit? Seht nur auf die Fürſten hin, es kehren alle alten Sünden wieder. So oft ſie in größerer Zahl zuſammenkamen und das Heil und Gedeihen des gemeinſamen Vaterlandes ihre Bruſt hätte erfüllen, ihr einziger Gedanke hätte ſein ſollen, ſtellten ſie ſich aus Eiferſüchtelei einander feindlich gegenüber. Blickt nur auf den Reichstag zu Augsburg (1530) hin. Schon beim Einzuge des Kaiſers fielen unter den Fürſten allerlei Rangſtreitigkeiten vor. Der Schabernack aber, den einige Tage darauf in einer der erſten Tagsſitzungen der Kurfürſt Joachim von Brandenburg einem Herzog von Baiern ſpielte, beweiſt, wieweit ein ſolcher Fürſt in ſeiner Eiferſucht ſich und die fürſtliche Würde vergeſſen konnte. Der Herzog nämlich kommt eines Tags in die Verſammlung und weil er glaubt, ſein behauptetes Rangrecht in Anwendung bringen zu müſſen, nimmt er ſeinen Sitz unmittelbar neben dem Kurfürſten. Dieſen verdrießt die kecke Anmaßung, ſodaß er aufſteht und ſtillſchweigend weggeht. Nach der Sitzung aber läßt er insgeheim die Stelle der Bank, wo der Herzog geſeſſen, ſo weit ausſägen, daß ſie nur noch wenig zuſammenhält, und wie vor den Teppich wieder darüber legen. Als nun am andern Tag der Herzog ſich wieder auf dieſelbe Stelle ſetzt, bricht das Bankſtück ab und der Herzog fällt zum großen Gelächter in der ganzen Verſammlung rücklings in den Saal.

Vielleicht geſchah es infolge dieſes etwas grobkörnigen Poſſens, daß der Kaiſer verordnete: es ſolle auf dieſem Reichstag, wie es auch ſchon auf frühern geſchehen ſei, unter den Fürſten und Reichsſtänden „eine ungefährliche Seſſion gehalten werden", ohne Nachtheil für irgend einen Stand an ſeinem Rechte und altem Herkommen. Er befahl zugleich, daß die der Seſſion wegen untereinander zwiſtigen Fürſten und Stände binnen drei Monaten ſchriftlich anzeigen ſollten, welche Anſprüche jeder vorzubringen habe, damit endlich ein Beſcheid gegeben und eine Ordnung feſtgeſtellt werde, wie es künftig mit der Seſſion zu halten ſei. Der Kurfürſt Joachim und Markgraf Georg von Brandenburg reichten auch bald darauf dem Kaiſer einen Bericht darüber ein, wie es unter den vorigen Kaiſern von altersher im Hauſe Brandenburg auf Reichstagen in Betreff der Seſſion Gebrauch geweſen und welche Neuerungen man ſeit einigen Jahren verſucht habe.

Hätte die Sache nicht auch an ſich ſchon eine nicht unwichtige geſchichtliche Bedeutung, die man dabei ins Auge faſſen muß, ſo dürfte doch für Euch, mein werther Freund, als Unterthan des brandenburgiſchen Hauſes eine kurze, gedrängte Mittheilung des Weſentlichen aus dem erwähnten Bericht nicht ohne Intereſſe ſein.

Mit Bezug auf die auf dem Reichstage zu Speier (1526) erhobenen Anſprüche der Herzoge von Baiern gegen die Häuſer Brandenburg, Sachſen und Heſſen und mit Rückſicht auf eine ſeitdem auch von den Herzogen von Braunſchweig erneuerte Anmaßung gegen die Fürſten von Brandenburg heißt es in dem Bericht: Die drei kurfürſtlichen Häuſer Pfalz, Sachſen und Brandenburg, als

von Kaisern und Königen vor allen privilegirt, hätten stets ihren Stand nacheinander gehabt. Altem Herkommen gemäß folgte nach ihnen zuerst der älteste Fürst von Baiern, diesem zunächst der älteste von Sachsen und dem zunächst der älteste von Brandenburg, darauf alle Fürsten von Baiern, Sachsen und Brandenburg nach ihrem Alter einer nach dem andern untermischt. Demnach haben die Häuser stets in einer ordentlichen Session allen andern Reichsfürsten voran gesessen und gestanden, wie es der Dignität der drei kurfürstlichen Häuser auch geziemt und gebührt. Auf dem Reichstage zu Speier unternahmen es aber die Fürsten von der Pfalz und von Baiern, alle nacheinander sich über die Fürsten von Sachsen und Brandenburg zu setzen, und wollten keinen über und zwischen sich sitzen lassen. Sachsen und Brandenburg mit Beistand des Landgrafen von Hessen (wegen der Erbverbrüderung in der Sache zur Erhaltung der Würde der Kurhäuser mitbetheiligt) protestirten dagegen öffentlich. Die Kurhäuser Sachsen und Brandenburg sind dem Kurhause von der Pfalz ganz gleich; keins hat diesfalls einen Vorzug vor dem andern und die Kurfürsten sitzen nur deshalb nacheinander, weil sie nicht alle zugleich oben oder unten sitzen können. Daß jetzt der von der Pfalz vor denen von Sachsen und Brandenburg sitzt, kommt nur daher, daß die Pfalzgrafen vor Sachsen und Brandenburg jetziger Geschlechter zu der Kur gelangt sind.

Man finde auch, heißt es dann, in Chroniken, Gemälden und Briefen, daß der Brandenburger, als Erzkämmerer immer der Nächste beim Kaiser, vor allen andern Kurfürsten die Session gehabt. Wenn aber auch eins der kurfürstlichen Häuser obenan sitze, so folge daraus

doch noch nicht, daß auch alle Fürſten deſſelben Hauſes über den Fürſten der andern Kurhäuſer ſitzen dürften, ſondern wie ein Kurfürſt über dem andern ſitze, ſo ſollten auch die aus kurfürſtlichen Häuſern geborenen Fürſten nach dem Alter einer um den andern oben und unten ſitzen und dann die andern nicht aus kurfürſtlichen Häuſern geborenen Fürſten nach ihrem Herkommen. So ſei es früher immer mit der Seſſion gehalten worden.

Darauf geht der Bericht auf das Geſchichtliche der Sache zurück. Unter Kaiſer Maximilian auf dem Reichstage zu Nürnberg 1492 habe der Seſſionsſtreit angefangen. Damals ſeien durch den Reichsmarſchall nach den weltlichen Kurfürſten zuerſt dem Herzog Otto von Baiern, dann dem Herzog Albrecht von Sachſen, darauf zunächſt dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg nach altem Herkommen ihre Sitze angewieſen worden, ſodaß Herzog Albrecht von Baiern unter dem Markgrafen Friedrich und Herzog Georg von Baiern unter dem Markgrafen Sigismund hätten ſitzen ſollen. Darüber unwillig hätten die beiden Herzoge von Baiern zwei mal die Sitzung verlaſſen und ſeien dann nicht mehr in die Reichsverſammlung gekommen. Durch ihr Weggehen aber hätten ſie nur gezeigt, daß ſie ihre Anfoderung nicht weiter beweiſen konnten. Auf dem Reichstage zu Worms hätten die Baiern keinen Streit gegen Sachſen und Brandenburg erhoben, aber dagegen ein Herzog von Braunſchweig verlangt, zunächſt nach Herzog Albrecht von Sachſen über dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu ſitzen. Da man ihm Dies nicht geſtattet, habe er ſich einen Stuhl in den Reichsrath bringen laſſen und ſich dem Markgrafen gegenüber geſetzt. Auf

demſelben Reichstage ſei dem Markgrafen Friedrich bei der Belehnung des damals zum Herzog erhobenen Grafen Ulrich von Würtemberg vom Kaiſer ſelbſt auch angezeigt worden, daß die Markgrafen von Brandenburg nicht gemeine Markgrafen des Reichs ſeien, ſondern von einem kurfürſtlichen Hauſe und Erzherzogthum abſtammten und überdies vor andern auch ſolche Fürſten ſeien, von denen andere Herzoge ihre Lehen empfangen müßten. Daher habe damals Markgraf Friedrich auch bei allen kurfürſtlichen und fürſtlichen Belehnungen ſeinen Stand bei dem königlichen Stuhl gehabt.

Am Schluſſe des Berichts wird auch die Anmaßung der Herzoge von Braunſchweig zurückgewieſen, die ſich ſeit einiger Zeit wieder unterfangen hatten, nicht allein über den Fürſten von Brandenburg, ſondern auch über denen von Sachſen ſitzen zu wollen. „So wenig jemals", heißt es, „von Baiern und Sachſen geſtattet worden, daß Braunſchweig oder ein anderer Fürſt im Reich über einem bairiſchen oder ſächſiſchen Fürſten in Reichsverſammlungen ſitzen oder ſtehen ſoll, ſo wenig iſt dies auch von Brandenburg zugeſtanden worden."

Soweit im Weſentlichen der Bericht der beiden brandenburgiſchen Fürſten an den Kaiſer Karl, dem ſie ſchließlich die Bitte vorlegen, hiernach eine feſte Ordnung in der Seſſion zu beſtimmen und insbeſondere die Braunſchweiger mit ihrer Anmaßung zurückzuweiſen.

Doch ich breche davon ab, denn nur die Vorausſetzung, daß auch Euch in dieſen Rang- und Seſſionsſtreitigkeiten eine gewiſſe geſchichtliche Bedeutung nicht entgehen werde, hat mich zu dieſer Mittheilung veranlaßt.

VI.

Augsburg, 9. Juli 1582.

Wenn ich in meinem letzten Bericht von einer in den Rangſtreitigkeiten der Fürſten liegenden nicht unwichtigen hiſtoriſchen Bedeutung ſpreche, ſo dürftet Ihr, mein werther Freund, wol daran etwas zweifeln, wenn Ihr jetzt erfahret, was in ſolchen Streithändeln über Rang und Streit auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1541 vorging. Aber ich gebe ſelbſt auch zu, daß dabei mitunter auch perſönlicher Haß und Leidenſchaft im Spiele waren.

Ihr wiſſet, wie wenig Achtung und Anſehen der unruhige, ſtolze und tyranniſche Herzog Heinrich von Braunſchweig (man nannte ihn oft nur „den tollen Herzog") bei den meiſten deutſchen Fürſten genoß. Nur die Herzoge von Baiern ſtanden mit ihm in etwas freundlichern Verhältniſſen; doch luden auch ſie, wenn ſie auf dem Reichstage fürſtliche Gäſte bei ſich ſahen, den Braunſchweiger nie mit ein. Auch die hohe Geiſtlichkeit vermied ſoviel als möglich ſeinen Umgang. Als er eines Tages auf dem erwähnten Reichstage in der Kirche dem Biſchof von Lund begegnet, reicht er dieſem die Hand. Der Biſchof aber, ohne ihm die ſeinige zu geben, wendet ſich von ihm weg, nachdem er ihm geſagt: Wenn er ſich verletzt fühle, daß er ihm die Hand nicht gebe, ſo möge er ihn beim Kaiſer verklagen; dann werde er ihm Antwort ſtehen.

Bald darauf veranlaßte am Himmelfahrtstage derſelbe Herzog der Seſſion wegen einen ſehr ärgerlichen

Auftritt in der Kirche. Die meiſten Kurfürſten und Fürſten hatten den Kaiſer dahin begleitet oder, wie man ſich ausdrückte, „ihm aufgewartet". Jedem war vom Reichsmarſchall nach Rang und Stand ſein Sitz angewieſen. Trotz dieſer Anordnung aber wollte ſich der Braunſchweiger „mit Unfug und verdrießlichen Worten" in den Stand des Markgrafen Georg von Brandenburg eindrängen und dieſen herausdrängen, indem er ihm zurief: ihm, nicht aber einem Brandenburger gebühre dieſer Stand. Da der Markgraf nicht weichen wollte, entſtand ein äußerſt heftiger Wortwechſel. Der Kaiſer, unwillig über das ärgerliche Gezänke, ließ den Fürſten durch den Reichsmarſchall ſagen: ſie ſollten ſitzen und ſtehen, wie er es befohlen habe, jeglichem ohne Schaden und Nachtheil. Sich an den Herzog wendend, fügte aber der Marſchall noch hinzu: Wie er denn dazu komme, ihn in ſeinem Amte meiſtern zu wollen? Was er da ſage, davon möge er wohl ein Kind, nicht aber ihn überreden. Jetzt trat auch der Kurfürſt von Brandenburg hinzu. Man wiſſe wohl, redete er den Herzog an, daß er zwiſchen Fürſten gerne Hetzereien und Aufruhr anſchüre; bisher ſei es ihm noch wenig gelungen und er möge wohl zuſehen, daß ihm ſeine Kunſt auch jetzt nicht fehlſchlage. Währenddeß ſandte der Kaiſer zum zweiten mal und ließ ſagen: wofern man nicht ſitzen und ſtehen wolle, wie er es befohlen, ſo ſehe er es lieber, daß man forthin gar nicht in die Kirche käme. Verdrießlich über dieſe Weiſung erhob ſich der Braunſchweiger und mit ihm zugleich die beiden Pfalzgrafen Otto Heinrich und Philipp, entfernten ſich aus dem Chor und ſtellten ſich an einen Stuhl in der Kirche, wo ſie abwarteten, bis

der Kaiſer nach beendigtem Hochamt die Kirche verließ, um ihn bis vor ſeine Herberge zu begleiten. Am folgenden Tag reichten in einer Audienz beim Kaiſer der Kurfürſt von Brandenburg, Markgraf Georg, der Landgraf von Heſſen, der Fürſt Wolfgang von Anhalt und die Geſandten der ſächſiſchen Fürſten eine Klage über des Braunſchweigers ungebührliches Verfahren ein, zugleich auch eine Bittſchrift, worin ſie den Kaiſer erſuchten, Anordnungen zu treffen, um fernern frechen Anmaßungen des Braunſchweigers vorzubeugen. Der Kaiſer ernannte zwar auch einige Commiſſarien, die den Streit ſchlichten ſollten; Dies gelang jedoch ſo wenig, daß ſchon nach wenigen Wochen der alte Hader von neuem ausbrach, indem der Herzog von Braunſchweig, Herzog Wilhelm von Baiern und die beiden vorhin genannten Pfalzgrafen in einer Reichsverſammlung, wo über Religionsſachen verhandelt werden ſollte, ſich in die Sitze der Markgrafen von Brandenburg eindrängten. Es kam darüber abermals zu einem äußerſt heftigen Zank. „Es haben ſich", wie mir damals aus Regensburg gemeldet wurde, „die Brandenburger und ſonderlich Markgraf Georg deß aufs allerhöchſte beſchwert und mit ganz bewegtem Gemüthe einander, ſchier bis aufs Raufen, mit harten Worten angegriffen und iſt zu dieſer Zeit gar nichts vorgenommen worden, ſondern ſind in dieſer Irrung vom Hauſe geſchieden." Der Kurfürſt von Brandenburg und die obengenannten Fürſten brachten abermals eine Klage über des Braunſchweigers anmaßendes Benehmen beim Kaiſer an. Dieſer aber erwiderte blos: Er höre von ſolchem Zwieſpalt unter den Fürſten nicht gerne; ſie möchten die Sache heimſtellen und ſich friedlich halten:

er wolle mit dem von Braunſchweig dermaßen handeln laſſen, daß ſolch Vornehmen von ihm nicht mehr geſchehen ſolle.

Des Kaiſers Bemühung ſcheint jedoch wenig gefruchtet zu haben, denn wie mir mein Freund vom Reichstage zu Nürnberg im Jahr 1543 meldete, wollte ſich dort im Reichsrath der braunſchweigiſche Kanzler über die Geſandten Markgraf Albrecht des Jüngern von Brandenburg ſetzen, worüber abermals ein hitziger Streit ausbrach, ſodaß Albrecht's Geſandte Willibald von Wirsberg dem Kanzler unter Anderm ſagte: ſein Herr fange Alles ſo ungereimt und verkehrt an, daß wenn er auch noch ein Land beſäße, ſo müſſe es ihm verloren gehen. Wie wenig der Kaiſer auch auf den Herzog von Braunſchweig ſelbſt hatte einwirken können, zeigte ſich wieder auf dem ſo glänzend beſuchten Reichstage zu Speier im Jahr 1544, wo ihn die ſchmalkaldiſchen Bundesververwandten, da er bereits aus ſeinem Lande verjagt war, als Reichsfürſten nicht mehr anerkennen und in den Reichsverſammlungen nicht weiter dulden wollten. Es kam darüber beiderſeits zu ſo groben Schmähungen, daß der Kaiſer es ſich endlich verbitten mußte, ihn fernerhin mit ſolchen Dingen zu beläſtigen.

Doch dieſen Streit könnt Ihr auch anderwärts beſchrieben leſen. Ich muß jetzt meiner Feder Halt gebieten, wenn ich nicht befürchten ſoll, daß auch Ihr, mein theurer Freund, wie damals der Kaiſer ausrufet: Ich habe nun von ſolchen Rangzwiſten genug gehört. Und Ihr würdet wol Recht haben. Aber auch ich bin dabei im Rechte, denn um Euch ſpäterhin die etwas freundlichere Lichtſeite unſerer deutſchen Reichstage ſchildern zu

können, schien es mir angemessen, Euch zuvor einige ihrer Schattenpartien vor Augen zu stellen. Ich kann daher auch nicht umhin, da Ihr nun einmal ein möglichst vollständiges Gemälde der Sitten und des socialen Fürstenlebens auf unsern Reichstagen zu haben wünschet, noch einige düstere Farben dem Schattenbilde hinzuzufügen.

Unsere Religion christlicher Liebe und brüderlichen Friedens mußte leider in der kirchlichen Parteiung, in welcher ihre Bekenner schon dieses ganze Jahrhundert hindurch einander feindlich gegenüberstehen, auch unter den Fürsten zum Anlaß von Haß und Zwietracht dienen. Ich will Euch nicht mit Schilderungen der endlosen Streithändel und Verhandlungen über Auslegung und Verständniß, Annahme oder Verwerfung dieser oder jener Lehrsätze und kirchlichen Dogmen belästigen. Es wird genügen, Euch nur in einzelnen Ereignissen und Vorfällen zu zeigen, wie selbst auch, wenn ich es so nennen darf, das äußerliche Kirchenthum die Gemüther der Fürsten auf den Reichstagen entfremdete und gegeneinander erbitterte. Blickt zunächst nur auf den Reichstag zu Speier im Jahr 1526. Die dort erscheinenden evangelischen Fürsten, namentlich auch der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen hatten in ihrem Gefolge auch ihre Geistlichen mitgebracht und verlangten, daß ihnen zur Abhaltung ihres Gottesdienstes eine Kirche der Stadt eingeräumt werde. Da ihnen aber nicht nur Dieses verweigert, sondern auch alle ihre Klagen über Unterdrückung ihres Glaubens nicht weiter berücksichtigt wurden, so blieb ihnen nichts Anderes übrig, als die Geistlichen bei offenen Thüren in ihren Herbergen predigen zu lassen. Der Erfolg dieses Druckes aber war,

daß der Zulauf des Volkes zu dieſen Predigten von Tag zu Tag ſo zunahm, daß zuletzt die Herbergen die zuſtrömende Menge nicht einmal mehr faſſen konnten. Daſſelbe wiederholte ſich auf einem andern Reichstag zu Speier im Jahr 1529, wo aber ſogleich im Anfang der Kurfürſt von der Pfalz ſeinen Leuten den Beſuch der Predigten der ſächſiſchen und heſſiſchen Geiſtlichen mit aller Strenge verbot. Dabei jedoch blieb es nicht. Am Tage des Einzuges des Kaiſers zum Reichstage in Augsburg (1530) verlangte er ſofort von den zu einer beſondern Audienz beſchiedenen evangeliſchen Fürſten, daß ſie auf dieſem Reichstage ihre Predigten einſtellen laſſen und am folgenden Tage der feierlichen Proceſſion des Fronleichnamfeſtes beiwohnen ſollten. Der alte Kurfürſt von Sachſen und Markgraf Georg von Brandenburg waren durch dieſe Foderung ſo betroffen, daß ſie im Augenblick kein Wort ſprechen konnten. Der Landgraf von Heſſen aber entgegnete: Was der Kaiſer verlange, ſei eine Handlung, die ſie ohne Verletzung ihres Gewiſſens nicht unternehmen könnten. Von ihren Predigern werde auch weder etwas Böſes noch etwas Neues, ſondern nur Das gelehrt, was die alten Kirchenväter längſt geſchrieben und ausgelegt. Dies zu prüfen, möge der Kaiſer ſeinen Predigern befehlen, ihre Prediger zu hören. Da jedoch der Kaiſer ſeine Foderung immer wieder erneuern ließ und auch ſein Bruder darüber immer heftiger ſprach, ſo gerieth auch der Markgraf, der nun das Wort nahm, ſo in Eifer, daß er, indem er die Hand an den Hals legte, erklärte: „Lieber will ich ſogleich meinen Kopf durch den Henker verlieren, als Gott und ſein heiliges Evangelium verleugnen und einer fal-

ſchen, irrigen Lehre beipflichten.“ Worauf der Kaiſer, ſein Stillſchweigen unterbrechend, erwiderte: „Loever (lieber) Förſt, nit Kop ab! nit Kop ab!“ Er beharrte indeß bei ſeinem Verlangen, indem er die Fürſten dahin beſchied, ſich bis zum andern Tag zu bedenken und ihm dann ihre Antwort zu bringen.

Wegen Theilnahme an der Proceſſion des Fronleichnamfeſtes erſchienen die evangeliſchen Fürſten mit dem Kurprinzen von Sachſen (denn der Kurfürſt war in der Nacht erkrankt) am andern Morgen ſchon um ſechs Uhr in der Reſidenz des Kaiſers und erklärten ihm ausführlich, aus welchen Gründen ſie nach ihrer Ueberzeugung der Proceſſion nicht beiwohnen könnten und durch ihre Gegenwart der gottesdienſtlichen Handlung auch nicht einmal den Schein ihrer Billigung geben wollten. Markgraf Georg von Brandenburg führte abermals das Wort, erinnerte den Kaiſer nicht nur an die Verdienſte ſeiner Vorfahren um ſein Haus, ſondern erklärte auch offen und frei: „In ſolchen Gott ſelbſt betreffenden hohen Dingen werde er, durch Gottes unwandelbaren Befehl, gezwungen, alle menſchliche Gebote und Verordnungen beiſeitezuſetzen, weil geſchrieben ſtehe, man müſſe Gott mehr gehorchen als den Menſchen. Er ſei daher feſt entſchloſſen, um des Bekenntniſſes der Lehre willen weder Gefahr noch Tod zu ſcheuen, ſeitdem er gehört, daß alle Die, welche bei der wahren Religion verharren wollten, ein ſolches Schickſal treffen ſolle.“

Dies großherzige Wort, in der Stunde einer wichtigen Entſcheidung dem Kaiſer gegenüber von einem edeln Fürſten ausgeſprochen, auf den das erlauchte brandenburgiſche Haus mit allem Recht ſtolz ſein darf, machte

mächtigen Eindruck nicht blos auf die übrigen anweſenden evangeliſchen Fürſten, ſondern ſelbſt auch auf den früher ſo ſtarr befehlenden Kaiſer. Er wiederholte zwar ſein voriges Anſinnen nochmals, aber nur bittweiſe, mit dem Wunſche, die evangeliſchen Fürſten möchten ſich der Proceſſionsfeier nicht entziehen. Da der Streit bis um zehn Uhr dauerte, ſo konnte ſie erſt gegen Mittag ihren Anfang nehmen; es erſchien dabei aber kein einziger evangeliſcher Fürſt; auch von den augsburger Bürgern wohnten ihr kaum hundert bei.

Am folgenden Tage überreichten die Fürſten dem Kaiſer auch eine Vorſtellung wegen ſeines Verbots des Predigens, worin ſie ihm mit Gründen bewieſen, daß ihm gar kein Recht zuſtehe, ihnen das Predigen zu verbieten. Da dies ihn ſehr erzürnte, zumal weil in denſelbigen Tagen die Fürſten trotz ſeines Verbots hatten predigen laſſen, ſo ſchlug man eine Commiſſion vor, die mit den Fürſten die Streitſache verhandeln ſolle. Vom Kaiſer genehmigt, brachte ſie bald auch eine gegenſeitige Uebereinkunft zuſtande, nach welcher man beiderſeits die Predigten einſtellen, der Kaiſer aber ſolche Männer anordnen ſolle, die Gottes Wort rein und lauter verkündigten. Dies geſchah auch; der Kaiſer beſtimmte ſofort mehre Prediger und ließ zugleich durch einen Herold in der Stadt den Befehl ausrufen, daß nur die von ihm Ernannten, ſonſt kein anderer Prediger von beiden Confeſſionen fortan bei Leibesſtrafe mehr predigen ſolle. So waren die Fürſten überliſtet; denn was für Männer ernannte der Kaiſer? „Wir werden berichtet", ſagt von ihnen der Kurfürſt von Sachſen, „daß ſie gewöhnlich nichts mehr, als den Text des Evangelii ſagen; was ſie daneben

lehren, ſei kindiſch und ungeſchickt Ding. Alſo muß unſer Herr Gott auf dieſem Reichstage ſtille ſchweigen."

Wie damals in Augsburg verhielten ſich die proteſtantiſchen Fürſten auch auf ſpätern Reichstagen in Rückſicht der Theilnahme an religiöſen Feſten, ſodaß es immer nur katholiſche waren, die dem Kaiſer, wenn er kirchlichen Feierlichkeiten beiwohnte, dabei „aufwarteten". Nur Markgraf Albrecht der Jüngere von Brandenburg, zwar Proteſtant, jedoch in religiöſen Dingen etwas leichtfertig, trug, wenn er auf Reichstagen war, wie zu Speier im Jahr 1546, kein Bedenken, mit dem Kaiſer in die Meſſe zu gehen. Anders ſein Vetter, der Kurfürſt Joachim von Brandenburg. Als dieſer bei ſeiner Anweſenheit in Wien einige Jahre zuvor (1542) vom Römiſchen König die Auffoderung erhielt, der Proceſſion am Fronleichnamsfeſte beizuwohnen, ließ er ihm die Antwort ſagen: „Er wäre nicht allda, um dies Affenſpiel zu treiben, ſondern ſich in Kriegsübungen und wider den Feind der Chriſtenheit gebrauchen zu laſſen."

Nirgend mehr als auf Reichstagen bewies der Kaiſer den proteſtantiſchen Fürſten ſein ſtarres, unduldſames Weſen, zumal in der Zeit ſeiner noch ungeſchwächten Machtfülle. So verbot er auf dem Reichstage zu Speier (1544) dem Prediger des Landgrafen von Heſſen das Predigen in einer Kirche mit der größten Strenge und der Landgraf mußte ſeiner Herberge gegenüber ein großes Haus zur Abhaltung des Gottesdienſtes miethen. Ebenſo ſah ſich der Kurfürſt von Sachſen genöthigt, ſeinen Gottesdienſt in einem gewöhnlichen Schenkhaus halten zu laſſen und ſtatt der Orgel ſich der Inſtrumentalmuſik

mit Lauten, Zwergpfeifen, Zinken, Geigen und Trompeten zu bedienen, was sehr viel Volk dahin zog.

Des Kaisers Beispiel der Unduldsamkeit übte natürlich auch rückwirkenden Einfluß auf das gemeine Volk, besonders auf die Spanier, die gewöhnlich zahlreich in seinem Gefolge waren, und hier gepaarte sich mit Unduldsamkeit noch Roheit. So erfrechte sich auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) ein Spanier, die geistlichen und kirchlichen Gebräuche auf eine so unverschämte Weise zu beschimpfen, daß das erbitterte Volk sich seiner bemächtigte und ihn trotz der Fürbitten des Kurfürsten von Brandenburg und mehrer anderer Fürsten an einen Baum aufknüpfte. Noch ärgerlicher war ein Auftritt auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1550. Eines Tages drang hier eine Anzahl Spanier aus dem Hofgesinde des Prinzen Philipp, des Sohns des Kaisers, nach beendigter Vesper in die evangelische Kirche zu St.-Ulrich ein, stürmten und vernichteten die Kanzel, Kirchenstühle, Fenster und Almosenstöcke, brachen alle Thüren auf und warfen Alles auf die Straße hinaus, bis endlich der Stadtvogt mit seinen Trabanten, von denen mehre verwundet wurden, den Gräueln ein Ende machte und zwei kaiserliche Alcaden den Lärm stillten. Und Das geschah, während der Kaiser und der Römische König in Augsburg anwesend waren. Die Anstifter wurden zwar festgenommen, jedoch nach einigen Tagen ohne weitere Strafe wieder frei gelassen. Einen ähnlichen ärgerlichen Skandal verübten eine Anzahl Spanier, meist Bediente eines spanischen Gesandten, auf einem spätern Reichstage zu Augsburg (1559), indem sie abermals in eine evangelische Kirche einstürmten und mit

entblößten Gewehren auf den Geistlichen losgingen. Sie würden ihn ohne Zweifel ermordet haben, wenn nicht seine Zuhörer ihn noch glücklichereise gerettet hätten, und auch diesmal erfolgte keine Bestrafung.

Auch Kaiser Ferdinand selbst zeigte sich auf diesem Reichstage nichts weniger als duldsam. Er bewies bei folgendem Vorfall, den ich damals aus dem Munde eines hier anwesenden Gesandten hörte, daß er von bigotem Glaubenseifer nicht frei war. Am Osterfeste hatten ihn fast alle hier anwesenden katholischen Fürsten und selbst auch die Gesandten der evangelischen Fürsten zur Kirche begleitet; die letztern aber waren sogleich wieder aus der Kirche hinausgegangen, nur mit Ausnahme des kurfürstlich brandenburgischen, welcher blieb und neben den päpstlichen niederkniete. So sehr auch den Kaiser das Weggehen der andern verdroß, so blieb nichts übrig, als seinen Unwillen in sich zu verschließen. Am Fronleichnamsfeste aber, wo er mit allen anwesenden katholischen Fürsten der Procession beiwohnte, bot sich Gelegenheit, seinen Zorn an einem jungen Fürsten von Liegnitz auszulassen. Dieser junge Prinz, den außer seiner ausgezeichnet schönen Körperbildung auch viele fürstliche Tugenden schmückten, hatte bisher zu völliger Zufriedenheit des Kaisers, der ihn bei allen Gelegenheiten durch Gunstbezeigungen ausgezeichnet, am kaiserlichen Tische die Stelle eines Mundschenks versehen und war am ganzen kaiserlichen Hofe beliebt und wohlgelitten. Am Fronleichnamsfest aber hatte er sich nicht dazu verstehen wollen, dem Kaiser bei einer Ceremonie so wie Andere aufzuwarten. Als er darauf bei der Mittagstafel wie gewöhnlich dem Kaiser Wasser reichen

wollte, riß ihm dieser zornig das Gießgefäß aus der Hand, mit den Worten: Wenn er in der Kirche in seiner Religion nicht auf den Dienst warten wolle, so bedürfe er auch jetzt seines Dienstes nicht, und somit habe er aufgehört „sein Diener zu sein". Zwar legten die Herzoge von Mecklenburg und Würtemberg, denen es leid that, daß der junge liebenswürdige Fürst, „einen so gar stumpfen Abschied vom Hofe" erhalten, für ihn beim Kaiser eine dringende Fürbitte ein; dieser indeß erwiderte: Was er gesagt, sei gesagt, denn er sei nicht Willens, einen Diener zu halten, der nicht seines (des Kaisers) Glaubens sei; jedoch wolle er sich sonst gegen den jungen Fürsten als gnädigsten Herrn beweisen. So mußte der junge Prinz den kaiserlichen Hof verlassen.

Doch ich will das Schattenbild unserer Reichstage nicht weiter ausführen, denn es ließe sich über die auch auf ihnen herrschende Verfolgungssucht und bigote Glaubenswuth, besonders der den Kaiser beständig umgebenden Spanier wol noch gar Manches sagen. Wie viel oft die Bürger auf Reichstagen von diesem Volke zu leiden hatten, könnt Ihr schon daraus abnehmen, daß der Kaiser, bevor er nach beendigtem Reichstage im Jahr 1551 Augsburg verließ, dem Rath der Stadt 4000 Kronen zur Vertheilung unter die Bürger auszuzahlen befahl, bei denen die Spanier im Quartier gelegen, als Vergütung des vielfachen Schadens, Verdrusses und Muthwillens, den sie von ihnen während des Reichstags hatten erdulden müssen. Und was hatte selbst nicht der gefangene Landgraf Philipp von Hessen auch noch auf dem Reichstage zu Augsburg (1548) von seinen spanischen Wächtern zu leiden! Er schrieb von dort: „Die ihn

umgebenden Spanier führten beſtändig ein ſolches Gewäſch, daß Niemand ſchlafen könne, und wenn er einmal ſchlafe, zögen ſie die Gardinen auf, um zu ſehen, ob er nicht durch einen Riß oder ein Mäuſeloch entwiſcht ſei.“ Man hat von dieſer ſeiner Trauerzeit aus Augsburg ein kleines Gedicht, betitelt „Des Landgrafen von Heſſen Schlafſegen“, welches alſo lautet:

Des Abends wenn ich zu Bette gehe,
Sechszehn Hispanier um mich ſtehen,
Zwei zu Häupten, zwei zu Füßen,
Zwei zur Rechten, zwei zur Linken,
Zwei die mich decken, zwei die mich wecken,
Zwei die mich kleiden mit dem ſpaniſchen Herzeleide,
Zwei die mich weiſen nach dem ſpaniſchen Paradeiſe,
Allda will ich mich hinkehren, gut Spaniſch will ich lehren,
Und will nit wiederkommen, denn es bringt Deutſchland keinen Frommen.

Und ſo will ich mit dieſem des Landgrafen Abendſegen für diesmal meinen Bericht ſchließen, gebe ihm aber für Euch, mein werther Freund, den Troſt mit, daß Ihr inskünftige kein mit ſo dunkeln Farben gezeichnetes Bild von unſern deutſchen Reichstagen von mir mehr erhalten ſollt.

VII.

Augsburg, 12. Juli 1582.

Mein wertheſter Freund! Augsburg lebt jetzt in Luſt und Freude; faſt kein Tag ohne Bankette und Feſtlich-

keiten; geſtern ein glänzendes Ritterſpiel der hier verſammelten Fürſten. So muß gar oft der Ernſt der meiſt nicht ſehr erquicklichen Reichsverhandlungen dem Vergnügen und erheiterndem Zeitvertreib das Feld räumen und der Kaiſer wie die Fürſten erluſtigen ſich bald innerhalb, bald außer der Stadt. So war es auch immer in früherer Zeit. Kaiſer Maximilian verließ mitunter tagelang eine Reichsverſammlung, um einem Jagdvergnügen, einer Hochzeit oder einer andern Feſtlichkeit beizuwohnen. Hielt Kaiſer Karl einen Reichstag hier in Augsburg oder in Regensburg, ſo beſuchte er wol wochenlang ein nahegelegenes wohlthätiges Wildbad, denn er war, wie Ihr wiſſet, in ſeiner Geſundheit ein gar ſchwacher Herr, der von Gicht und Podagra oft viel zu leiden hatte. Auch verſchmähte er es wol nicht, vom Reichstage aus, von mehren Fürſten begleitet, der Einladung eines Fürſten zu einer luſtigen Kindtaufe oder einem andern heitern Familienfeſt zu folgen. Fühlte er ſich kräftig und geſund, ſo ſah man ihn wol, wenn Reichstag in Nürnberg oder Regensburg war, mitunter mehre Tage auf einer Birſchjagd, die ihm zum Vergnügen die bairiſchen Herzoge in ihren ausgedehnten Waldungen veranſtalteten, wobei er dann, immer auch von mehren Reichsfürſten begleitet, die Büchſe immer ſelbſt in der Hand trug. Man hat es bemerkt, daß er (1541) „bei einem luſtigen Jagdgetreibe auf Wölfe und Rothwild in den Wäldern bei Anſpach mit eigenen Händen einen Wolf und auch viel Rothwild hetzte". Seine liebſten Begleiter waren dabei gewöhnlich der immer aufgeweckte Herzog, nachmalige Kurfürſt Moritz von Sachſen und der ſtets heitere, trinkluſtige Markgraf Albrecht von Brandenburg. Auch

Kaiſer Ferdinand, ein noch weit leidenſchaftlicherer Weidmann, unterzog ſich oft auf Jagden den größten Beſchwerden; mit verwegenſter Kühnheit beſtand er jeden, auch den wildeſten Eber und Bären. Doch gerieth er einmal während des Reichstags zu Augsburg im Jahr 1558 auf einer Wildſchweinjagd in die größte Lebensgefahr, indem ein gewaltiger Eber ſein Pferd mit grimmiger Wuth anrannte und ſo ſtark beſchädigte, daß es dem Kaiſer kaum noch gelang, ſich vor dem Thiere zu retten.

Doch das geſtern, wie ſchon erwähnt, hier in Augsburg auf unſerm Weinmarkt gegebene glänzende Ritterſpiel lenkt meine Feder auf die Schilderung der Beluſtigungen und Feſtlichkeiten, womit unſere Fürſten auf Reichstagen ſo gern zu ihrer Erheiterung die Tage und Stunden füllten, die ihnen von den meiſt ſo ermüdenden Reichsverhandlungen für ihr geſelliges Leben übrigblieben. Dem geſtrigen Ritterſpiele bald in der einen, bald in der andern Form ähnlich wurden ſolche faſt auf jedem nur irgend zahlreich von den Fürſten beſuchten Reichstag dieſes Jahrhunderts mehrfach veranſtaltet. Schon im erſten Jahre deſſelben (1500), als Kaiſer Maximilian mit ſeiner Gemahlin Blanca Maria dem wegen der Kreiseintheilung unſers Deutſchen Reichs berühmten Reichstage hier in Augsburg beiwohnte, huldigten die Fürſten dem kaiſerlichen Paar mit verſchiedenen Ritterſpielen, Turnieren und Freiſchießen. Noch glänzender waren die Rennſpiele auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1510. Der ritterliche Max nahm ſelbſt auch theil, indem er vor dem Scharfrennen auf der Rennbahn in einem ſo koſtbaren Aufzuge einherritt, daß man den

Werth ſeines Kaiſerſchmuckes mit den zahlreichen Edelſteinen und Perlen auf 200,000 Gulden ſchätzte. Doch vertauſchte er das Kaiſerkleid beim Rennen mit einem geringern Rittergewand. Als Gegner ſtellte ſich ihm der edle Kurfürſt Friedrich von Sachſen zum Kampfe. Der Weinmarkt hallte vom Geprаſſel der Lanzen wieder und alle zuſchauenden Kurfürſten und Fürſten erſtaunten über die ritterliche Gewandtheit der beiden fürſtlichen Kämpfer, denn beide ſtachen ſo meiſterhaft und kunſtgerecht, daß keinem der Dank hätte zuerkannt werden können. Auch noch im höhern Alter, beinahe ein Sechziger, ergötzte ſich der Kaiſer gern an ſolchen ritterlichen Kampfſpielen. Selbſt noch in ſeinem letzten Lebensjahre auf dem Reichstage zu Augsburg (1518) nahm er am feſtlichen Beilager der bairiſchen Fürſtentochter Suſanna mit dem Markgraf Kaſimir von Brandenburg mit Luſt und Liebe theil an den von den Fürſten veranſtalteten Ritterſpielen und Scharfrennen; mit vielem Vergnügen ſah er aus dem Fugger'ſchen Hauſe auf dem Weinmarkt den ritterlichen Luſtbarkeiten zu. Auf ſeinen Wunſch ſchrieb auch der Rath ein ſogenanntes Armbruſtgeſellenſchießen aus, wobei nicht weniger als 169 Schützen mit 27 Fahnen, darunter auch der alte Kaiſer ſelbſt und viele Fürſten erſchienen. Als Preiſe für die beſten Schützen ſetzte der Kaiſer eine ſilberne vergoldete Schale, 35 Gulden an Werth, 6 Ellen Sammet und dazu auch einen Ochſen für 12 Gulden, für den beſten Handbogenſchützen aber ein damaſtenes Stück aus. Geſchoſſen wurde nach einem auf einer hohen Stange aufgeſteckten Papagai. Vier Tage hatte das Schützenfeſt gedauert, als ein Müllersſohn, mit dem der Kaiſer wetteiferte, den beſten

Preis davontrug. Darauf gab Kurfürſt Joachim von Brandenburg, ein kunſtgewandter Reiter, noch 20 Gulden zum beſten, wofür ein Pferderennen mit ausgeſetzten Preiſen veranſtaltet wurde.

Zu Kaiſer Karl's Zeit kam wie auf den Reichstagen, ſo auch ſonſt das ritterliche Scharfrennen mehr und mehr in Abnahme, denn es war immer ein gefährliches Spiel und ging ſelten ohne Schaden und Unfälle vorüber; bald fiel ein Kämpfer eine Hand aus, bald brach er aus dem hohen Sattel ſtürzend einen Arm oder ein Bein. Am meiſten litten immer die Streitroſſe, die faſt niemals unverletzt und oft für immer unbrauchbar von der Rennbahn weggeführt wurden. Daher äußerte auch Pfalzgraf Friedrich II. vom Rhein, als er im Jahr 1526 den Kaiſer Karl in Granada beſuchte und einem ihm zu Ehren veranſtalteten Scharfrennen beiwohnte: „In vorigen Zeiten ſei in Deutſchland das Turnieren und Scharfrennen am gebräuchlichſten geweſen. Nunmehr laſſe man davon ab und lege ſich lieber auf das Armbruſtſchießen, womit ſich Fürſten, Bürger und Edelleute erluſtigten.“ Indeſſen liebte Karl die alten deutſchen Ritterſpiele von Jugend auf viel zu ſehr, als daß er müßige Stunden nicht gern zu ſeiner Erheiterung mit ihnen ausgefüllt hätte. Er bewies dieſe Vorliebe auch hier in Augsburg auf dem großen Reichstag 1530. Schon auf der Reiſe hierher ergötzte man ihn überall in größern Städten mit allerlei erluſtigenden Feſtſpielen. In München erwartete ihn ein angeordnetes Kriegsſpiel. Eine rothgekleidete Reiterſchar und 1500 Mann Fußvolk ſtürmen im Scheingefecht gegen eine von Holz erbaute Feſtung, die eine Zeitlang von ihrer Beſatzung aufs

tapferſte vertheidigt, dann aber verlaſſen wird und mit einer Ladung von 100 Stück Geſchütz unter Donner und Krachen zuſammenſtürzt. Darauf folgen auf freien Plätzen auf errichteten Gerüſten Darſtellungen lebender Bilder aus der alten Zeit: hier knieend die ſchöne Eſther, begleitet von ſechs edeln, blühenden Jungfrauen in prachtvollen Gewanden, wie ſie ſchmachtend den Untergang Haman's als Gnade erbittend das Scepter der ſtolzen Majeſtät des Königs Ahasverus küßt; dort die Maſſagetenkönigin, die männlich tapfere Tomyris, wie ſie das vom Rumpf getrennte Haupt des kriegsluſtigen Perſerkönigs Cyrus in einen mit Blut gefüllten Schlauch eintunkt, als wolle ſie damit ſagen: hier ſaufe dich voll, du unerſättlicher Bluthund; auf einer dritten Bühne der grauſame Perſerdespot Kambyſes, wie er mit blutgierigem, rachſüchtigem Blick den Leichnam des von ihm mit der Lanze getödteten Sohnes des Prexaspes öffnen läßt, um zu ſehen, ob er, wie er gewollt, des Jünglings Herz auch richtig getroffen habe. „Das waren", ſagt der Beſchreiber, „gräuliche und traurige Gegenſtände, jedoch durch Vortrefflichkeit der Kunſt nicht widrig zu ſehen."

Auch hier auf dem Reichstage ergötzte ſich der Kaiſer mit den Fürſten an allerlei glänzenden Ritterſpielen. Eins der ſchönſten fand an dem feſtlichen Tage ſtatt, an welchem er mit großer Feierlichkeit ſeinen Bruder, den Römiſchen König Ferdinand mit den öſtreichiſchen Landen belehnte. Nach vollzogener Lehnshandlung ritt der Kaiſer mit den Kurfürſten und andererſeits auch der König in ihre Gezelte und legten andere Kleider zum angeordneten Ritterſpiele an. Mittlerweile beluſtigten acht edle Junggeſellen das ſchauluſtige Volk mit einem ergötzlichen

Stechrennen. Nun sprengte der Kaiser auf einem stolzen, glänzend geschmückten Streitroß auf den Kampfplatz heran, begleitet vom Herzog Heinrich von Braunschweig und einer Schar spanischer Großen, nach ihm sogleich auch der Römische König, umgeben von vielen deutschen Grafen und Rittern und einer Anzahl seiner Landherren, sodaß man auf beiden Seiten an 70 Personen zählte, alle stattlich mit Küraſſen, Tartschen, leichten Spießen und Schwertern bewaffnet, das eine Geschwader in rother und gelber, das andere in grauer und weißer Bekleidung von Atlas und Damast. So sprengten sie auf türkischen, polnischen und deutschen leichten Rossen widereinander heran, immer eine Rotte von sechs Kämpfern zum Scharmützel gegen eine andere. Man warf zuerst kunstgerecht die Spieße, dann wandte man sich in Eile zu den Schwertern und schlug damit so ritterlich und so lange, bis die angeordneten Krieswärtel oder Kampfwächter die streitenden Scharen trennten. Jetzt traten mit erneuertem Trompetenschall neue Rotten auf, unter ihnen auch König Ferdinand. Fünf von ihnen fielen sogleich beim ersten Aneinanderrennen; auch der König stürzte einmal mit dem Pferde, nachdem er eben den Gegner, mit dem er zusammentraf, durch einen kraftvollen Stoß aus dem Sattel geworfen. „Jedoch geschahen", wie es im Bericht heißt, „nur etwa vier oder fünf besonders gute Treffen, weil die Spieße zu leicht und zu schwach gewesen; aber mit den Schwertern ist insgemein willig und ernstlich Wohlmaß gebraucht worden." Am Abend bei Tafel in wälscher Manier wurden von edeln schönen Jungfrauen nach dem Urtheil der Kampfrichter an die besten Kämpfer die Danke vertheilt. Dem einen reichten zarte Hände

ein goldenes Schwert, dem andern einen goldenen Spieß, dem dritten ein goldenes Kränzlein, dem vierten ein gleiches. Der am beſten und kunſtgerechteſten mit dem Schwerte geſchlagen, erhielt ſeinen Dankpreis aus der Hand der Römiſchen Königin Anna.

So ernſt auch damals die Zeit in ihren großen, erſchütternden Erſcheinungen ſelbſt auch auf Reichstagen war, ſo gern verſcheuchte man bisweilen dieſen Ernſt des Lebens durch irgend ein ergötzliches Vergnügen. An dem Tage, als Augsburgs Bürgerſchaft damals dem Kaiſer die Huldigung leiſtete, führte eine Anzahl auserleſener Jünglinge aus allen Nationen, wie ſie eben in Augsburg anweſend waren, alſo Deutſche und Böhmen, Italiener und Spanier in ihren Nationalrüſtungen den Fürſten zu großer Ergötzlichkeit in den ausgedehnten Gärten der Stadt ein luſtiges Kriegsſpiel auf, worin die verſchiedenen Nationen theils durch Kriegsliſten, theils durch Kämpfe und Gefechte einander zu überwältigen ſuchten.

Auch auf ſpätern Reichstagen ließ Kaiſer Karl gern noch die Fürſten durch Turniere und andere ritterliche Spiele ergötzen, obgleich er ſelbſt, oft lebensmüde, misgeſtimmt und in ſeiner Geſundheit ſehr geſchwächt, nicht mehr daran theilnahm. Auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1550 ordnete ſein Sohn Philipp, damals um die Gunſt der deutſchen Fürſten bemüht, weil ihm ſein Vater die Kaiſerkrone zu verſchaffen wünſchte, zur Beluſtigung der Fürſten mehrmals feſtliche Turniere und allerlei andere Ritterſpiele an, wobei er freilich auch vorzüglich die auf dem Reichstage damals anweſende Herzogin von Lothringen, zu der er große Zuneigung hegte,

m Auge hatte. Ihr zu Liebe ward dabei Alles aufgeboten, was nur irgend ſpaniſcher Pomp und Pracht in koſtbarer Kleidung und Rüſtung hieß. Selten hat Augsburg ein glänzenderes Lanzenſtechen geſehen, als da eines Tags Prinz Philipp in der prachtvollſten Rüſtung mit zehn kampffertigen Rittern auf dem großen Marktplatz daherritt, um unter des Kaiſers und der Herzogin Fenſtern des Fugger'ſchen Hauſes mit zehn andern Rittern den Kampf zu beginnen. Alle Fürſten und Geſandten waren zum Zuſchauen eingeladen. Allein der Prinz erntete dabei doch keinen Ruhm, „denn man ſah", wie ein Berichterſtatter ſagt, „in Augsburg nie ein ſchlechteres Lanzenſtechen". Auch bei einem andern Rennſpiele brach Prinz Philipp keine Lanze, ja es gelang ihm nicht einmal ſeinen Gegner zu treffen. Glücklicher waren dabei die mit ihm auf den Reichstag gekommenen, in ſolchen ritterlichen Luſtbarkeiten meiſt ſehr geübten ſpaniſchen Edelleute, denn auch ſie ordneten oft zur Erluſtigung des Kaiſers und der Fürſten Turniere und allerlei andere Ritterſpiele an. So fand in ähnlicher Weiſe auch geſtern, wie ich bereits im Anfange meines Schreibens erwähnte, unter den jetzt hier in Augsburg anweſenden Fürſten ein glänzendes Ritterſpiel auf dem Weinmarkt ſtatt.

Aber Ihr dürft nicht meinen, mein werther Freund, daß es das Kampfſpiel, das ritterliche Rennen und Stechen allein geweſen ſei, woran ſich Kaiſer und Fürſten bei Turnieren ergötzten. Auch der Humor behauptete dabei ſein Recht und ſeinen Platz und verlangte gebührende Befriedigung. Man ſah mit Luſt bei den Turnieren oft allerlei Mummereien und Maskeraden; bald erſchienen die fürſtlichen Kämpfer und kämpfenden

Ritter selbst in prächtiger, phantastischer Tracht vermummt oder lustig maskirt als Helden aus alter, grauer Zeit, bald traten in Zwischenspielen auch andere vermummte und maskirte Gruppen auf, um gegeneinander zu kämpfen oder mit Papierlaternen auf dem Kopf und brennenden Lichtern lustige, lärmende Tänze aufzuführen. Schon unser Kaiser Maximilian war ein Freund solcher Mummereien und schaute ihnen auf den Reichstagen hier zu Augsburg aus Fugger's Haus immer mit großem Vergnügen zu. Bei dem Vermählungsfeste der bairischen Prinzessin Susanna auf dem Reichstage (1518), wo die Braut in Roth, Weiß, Gelb und Rosenfarbe gekleidet war, hatte der Kaiser selbst eine ergötzliche Mummerei in diesen bunten Farben veranstaltet, von der allerlei Tänze fremder Nationen aufgeführt wurden. Dagegen fand sein ernster Enkel, Kaiser Karl, dem ja schon als Sechsunddreißiger graue Haare die Schläfen deckten, wenig Gefallen an solch lustigem Mummenschanz. Jedoch ließ in seiner Anwesenheit auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) der heitere, vielgereiste Pfalzgraf Friedrich vom Rhein bei einem glänzenden Bankett, welches er einer Anzahl Fürsten, Fürstinnen und Bischöfen gab, diese seine Gäste durch allerlei „erquickliche Mummereien so belustigen, daß selbst die hohen Prälaten die Bäuche schüttelten".

Trat aber auf einem Reichstage die Fastnachtzeit, das Carneval ein, wo es Jedem frei stand, sich in Tänzen oder mit allerlei Kurzweil zu erlustigen, und Rennen, Stechen, Gastgelage und Mummereien ohnedies schon an der Tagesordnung waren, so erlaubte es dann selbst der gestrenge Kaiser, daß nach einem Turnier als Nachspiel

Knechte und Troßbuben zur Beluſtigung der Anweſenden ihr Kübelturnier aufführten, wobei ſie als Kämpfer, reichlich mit Heu oder Stroh ausgeſtopft und ſtatt der Helme den Kopf mit einem umgeſtürzten Waſſerkübel bedeckt, mit langen Stangen gegeneinander rannten. Den beſten Kämpfern brachten auch hier ſchönausgeputzte Mädchen und luſtige Dirnen nach dem Gefecht die Danke entgegen. So ſpielte auch hier ſatiriſcher Humor in der edeln Luſt des Lebens mit. „Als ich in Nürnberg ankam", ſagt ein Augenzeuge des dortigen Reichstags (1521), „waren gerade die Faſtnachtstage, an denen der Rath, den anweſenden Fürſten zu Luſt, dem gemeinen Volke erlaubt hatte, ihres Gefallens auf den Gaſſen umherzuſchwärmen. Man konnte ſehen, wie die Fleiſchhauer, Gerber, Würzkrämer, Köche und andere Handwerksleute, in ſeidenen Kleidern und mit goldenen Ketten behängt, öffentlich umhergingen, Tänze hielten, ſangen, ſprangen, Gaſtereien anſtellten und mancherlei wunderliche Händel erdachten und vornahmen, um die Fürſten fröhlich zu machen, die doch nicht merkten, daß dieſelben mit ihren Griffen ihr Geld anſichbrachten und ſie alles deſto theurer kaufen mußten, je herrlicher und prächtiger ſie ſich mit den Ihrigen hielten."

Karl's Bruder, Kaiſer Ferdinand liebte und förderte ſolche Ergötzlichkeiten, wo ſich nur irgend Gelegenheit bot. Es war für ihn ein großes Vergnügen, wenn er in Prag in einem Schauſpiele ſah, wie die himmelſtürmenden Giganten vom allmächtigen Götterkönig Jupiter bezwungen werden. Er liebte im Mummenſchanz vorzüglich mythiſche und alterthümliche, aus der alten Heidenzeit entnommene Vorſtellungen auch bei Turnieren.

So ordnete er bei der Anweſenheit des Herzogs Albrecht von Baiern in Wien (1560) dieſem zu Ehren ein groß-artiges Fußturnier an, bei welchem als Mummenſchanz die Göttin Iſabella von Karthago erſchien, mit einem gelben, von blauen und gelben Federlein künſtlich bedeckten Kleide und auf dem Haupte mit einem altfränkiſchen Hut von Goldſtoff geſchmückt (wie man gewöhnlich die Sibyllen zu malen pflegt), einen in einem Felſen (aus welchem Muſik und Vögelgeſang ſich hören ließ) gefangenen Ritter mitſichführend, den ſie, wie ſie verſichert, aus fernen Landen mit Zaubermacht herbeigebracht hatte, um ſeinem feurigen Wunſche nach für die Treue der Jungfrauen mit ritterlicher Fauſt zu fechten. Auch hier trat dann als Contraſt zum Ritterſpiel ein kurzweiliger Markulfus auf, buntſchäckig, roth und grün gekleidet und wohlleibig ausgeſtopft, verkehrt auf einem Eſel reitend, dem man lange Pluderhoſen auf landsknechtiſche Art angezogen und auf dem er hin und her unter das helljauchzende Volk ſprengte, oft aber von ſeinem Langohr abgeworfen wurde.

Bei einem andern ähnlichen Feſte erſcheint vor Beginn des Turniers ein Schalksnarr, den mit einer goldenen Kette gefeſſelten Cupido mitſichführend und drohend, er wolle jetzt dieſen zum Galgen führen, denn einzig nur er ſei Schuld an der ſchnöden Untreue, die jüngſt zwei Rittern von ihren Geliebten widerfahren ſei. Cupido aber flehentlich um Erbarmung bittend, fodert alle anweſenden Frauen und Jungfrauen auf, ihn vom ſchimpflichen Tod zu retten und ein Fürwort für ihn einzulegen. Er findet Mitleid. Zwei als Jungfrauen gekleidete Jünglinge treten hervor und bitten die Ritter,

„ſofern ſie noch einen Blutstropfen von Liebe im Leibe hätten" den Cupido zu retten. Viele geloben es; der Gefeſſelte wird weggeführt. Am andern Tage bei einem Roßturnier erfolgt ſeine Befreiung, jedoch erſt nach überſtandener ſchwerer Todesangſt. Es tritt ein Ritter hervor, erklärend: Cupido habe den Galgen verdient, denn dieſer Schalk verſchulde es, daß noch Untreue in der Welt ſei. Wer jedoch von den Kämpfern einen Dank gewinne oder in viermaligen Rennen ihn übertreffe, ſolle den Cupido um eine Staffel vom Galgen wieder herabbringen. Jetzt wird der noch ſtark gefeſſelte Sünder, unter Vorritt zweier Standartenträger von zwei Rittern und einer Schutzwache begleitet, herbeigeführt und muß unter Todesangſt auf der Stiege einer mit 24 Staffeln verſehenen Henkerbühne bis auf die ſechste Staffel hinaufſteigen, um dort ſein Loos, Leben oder Tod, zu erwarten, denn nach dem für ihn günſtigen oder ungünſtigen Ausfall des jedesmaligen Kampfes wird er bald um einige Staffeln herabgeſtellt, bald um einige erhöht. Da ſprengt endlich nach vielen Kämpfen auf ſtattlichem Roß der Gott Mercur auf die Rennbahn herbei, mit ihm eine Göttin, die Tochter der hehren Cybele, vom Rathe der olympiſchen Götter geſandt, das heilloſe Unternehmen der frevelnden Ritter, welche die Liebe hängen wollen, zu hindern, „ſintemal nichts in der Welt iſt, das nicht von wegen der Liebe erſchaffen und dazu geſchaffen iſt". Aber der Kampf und das Rennen dauert noch fort und immer noch mit wechſelndem Glück; hier rufen immer noch Ritter: Cupido verdiene den Galgen, dort wieder andere: man müſſe ihn retten. So kann der Kampf nichts entſcheiden. Da tritt endlich auf Mercur's Erſuchen das

gesammte Frauenzimmer der Königin auf, flehentlich bittend um Cupido's Leben, und nun ist er gerettet, denn der Bitte des schönen Geschlechts darf ein Ritter nichts versagen.

Doch ich breche ab von diesen Lustbarkeiten der Festturniere; ich habe sie nur berührt, um Euch, mein werther Freund, an einem Beispiel zu zeigen, wie die Fürsten diese ihre Ritterspiele mit allerlei lustigem Kurzweil nach ihrem Geschmack zu würzen pflegten. Es fehlte selbst nicht an wilden Männern, Frauen und andern mythischen Ungestalten mit Stierköpfen und vergoldeten Hörnern, die bei Turnieren erscheinen mußten. Solche Mummereien bei Turnieren sah man auch in späterer Zeit noch oft auf unsern Reichstagen. Zu Kaiser Maximilian's II. Zeit gaben auf dem Reichstage zu Augsburg (1566) um Fastnacht die anwesenden Fürsten ein Ringelrennen, wobei alle Theilnehmer vermummt oder auf irgend eine erlustigende Weise maskirt erschienen. Zu einem andern prächtigen Ringelrennen lud der Kurfürst August von Sachsen unter dem Namen des alten Karthagerhelden Hannibal und der kaiserliche Stallmeister Rudolf Kuhn unter dem Namen des Trojanerhelden Hektor die anwesenden Fürsten, Grafen und Edelleute ein und erschienen auch als solche in alterthümlicher Rüstung auf der schön verzierten Rennbahn. Außer ihnen fand sich noch eine ungemein große Zahl von vermummten Rittern in allerlei Verkleidungen ein, jeder hoffend, durchs Abstechen des in einem Triumphbogen aufgehängten Ringes mit seiner Lanze sich einen der aufgestellten Gewinne an Silbergeschirre und Kleinodien zu erringen.

Doch um der Wahrheit in allen Dingen gerecht zu werden, darf ich Euch, mein werther Freund, wol nicht verſchweigen, daß neben dem ſittlich untadelhaften und ehrenwerthen Verhalten der Theilnehmer an den Mummereien und ritterlichen Luſtbarkeiten es auf unſern Reichstagen auch nicht an Ausbrüchen von Sittenloſigkeit, frevelhafter Gemeinheit und zügelloſer Leidenſchaft fehlte. Ich rede hier nicht von den in den Straßen der Reichsſtädte nicht ſelten Tag und Nacht wiederkehrenden Raufereien und Prügeleien zwiſchen Spaniern, Italienern und Deutſchen, beſonders aus der Claſſe der Dienerſchaft der Fürſten und Herren; ich meine vielmehr den unſittlichen und ärgerlichen Lebenswandel, den hier und da ſelbſt Fürſten und andere vornehme Herren auf den Reichstagen führten. Am häufigſten finden wir in den Berichten Klagen über allerlei ſchnöde Handlungen und Ungebührlichkeiten, die ſich vorzüglich die ſtolzen und anmaßenden ſpaniſchen Herren aus dem kaiſerlichen Hofgefolge zuſchuldenkommen ließen. So machte, um nur eines Beiſpiels zu erwähnen, folgendes Ereigniß auf dem Reichstage zu Speier 1544 außerordentliches Aufſehen. Ein vornehmer Spanier erhält ſein Quartier bei einer jungen Witwe, die ſich ſowol durch ein freundliches Benehmen, als auch durch möglichſte Erfüllung aller ſeiner Foderungen und Wünſche ſehr bemüht, mit ihm in gutem Vernehmen zu bleiben. Seine Wünſche aber gehen bald weiter, als es ſich mit der Tugend der ſchönen Frau vertragen will. Da er darin kein Gehör findet, ſo erfrecht er ſich, in einer Nacht gewaltſam in ihr Schlafgemach einzudringen und ſich ihrem Bette zu nahen. Da ergreift ſie ſchnell ein zu ihrer Vertheidigung

in der Nähe bereitgehaltenes Meſſer und ſtößt es dem Frevler ſo kräftig in den Leib, daß er zur Stelle todt niederſinkt. Die in Todesangſt verſuchte Flucht wird ihr unmöglich und als am andern Tag der nächtliche Vorfall dem Kaiſer gemeldet wird, erwartet ſie mit Zittern und Zagen, ihrer Tugend zum Opfer zu fallen. Der Kaiſer aber nahm die Sache anders auf, als die Witwe befürchtete. So hoch er ſonſt auch ſeine ſpaniſchen Granden hielt, die Tugend einer edlen deutſchen Frau ſtand ihm höher. Sie möge, ließ er der jungen Witwe melden, ohne Beſorgniß in ihrem Hauſe bleiben und wie zuvor ihr Tagewerk verrichten; ſie habe keine Gefahr weder für ihre Ruhe noch auch für ihr Leben zu fürchten, denn ſie habe nur gethan, was ihr die Tugend geboten.

Aber nicht blos die ſpaniſchen Großen, auch manche unſerer deutſchen Fürſten führten mitunter auf den Reichstagen ein ärgerliches, lockeres Leben. So hören wir, daß der ſonſt ſo brave, aber freilich auch ſehr lebens- und genußluſtige Pfalzgraf Friedrich II. auf dem Reichstage zu Nürnberg immer auch ſeine größte Ergötzlichkeit in dem Liebesumgange mit den nürnberger Jungfrauen gefunden, „denn Nürnberg", ſagt ſein Biograph, „iſt für die Tugend ein gefährlicher Ort. In weiblichen Verführungen ſind ſie dort ſo wohl erfahren und geübt, daß ſie würden Felſen bewegen können, und Erluſtigungen wiſſen die nürnberger Mädchen und Frauen, ohne Arbeit und im Ueberfluß lebend, artig genug zu erdenken." Auch beweiſen die in Nürnberg ſchon früher wiederholten Verbote ſolcher Kleidertrachten, durch welche die Schamhaftigkeit verletzt wurde, daß von Sittſamkeit dort nicht viel

die Rede war. Aber auch unſer Augsburg hatte darin ſeine Makel. Wenn Herzog Moritz, der nachmalige Kurfürſt von Sachſen, hier auf dem Reichstage im Geräuſche der großen Welt lebte, ließ er ſich mitunter wol auch zum Rauſche der Leidenſchaft hinreißen, vergaß dann leicht der daheim ſeiner harrenden, ihm oft zu trüb geſtimmten Gemahlin Agnes und knüpfte gern auf dem „bairiſchen Frauenzimmer gute Kundſchaft" an, oder er hatte ſein Kurzweil in ſeiner Herberge, dem Hauſe eines Doctors der Medicin, mit deſſen Töchtern, unter denen ihn die ſchöne, heitere Jakobine mehr feſſelte, als dem vermählten Fürſten geziemte. Ja, er ſoll ſich nicht geſchämt haben, mit ihr zugleich ins Bad zu gehen, wie denn Badehäuſer eben nicht als Häuſer der guten Sitte und Zucht galten. Es war dieſes Verhältniß auf dem Reichstage auch ſo allgemein bekannt, daß es ſelbſt zu Ohren ſeiner Gemahlin kam, weshalb ſie ihm einmal halb im Scherz und Ernſt ſchrieb: „Sie hoffe, er werde kein ſo großer Sünder mehr ſein."

Noch lockerer lebte auf Reichstagen der immer heitergelaunte Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach dem freilich auch keine Ehe Feſſeln anlegte. War er zu Augsburg, ſo beſuchte er jeden Tag die ſchöne Jakobine und trieb mit ihr ſein Kurzweil, wobei die Worte nach ſeiner Art oft eben nicht fein abgewogen wurden. So ſpielte er eines Tags mit ihr auf der Pilkentafel das auch damals ſchon ſehr beliebte Trock- oder Druckſpiel. Der Markgraf meinte ein gutes Spiel in der Hand zu haben und ſchlug noch etliche Kronen zum geſetzten Stich. Jungfer Jakobine aber ſagt: „Ich halt's und gelt! meines wieder." Darauf ſetzt ſie ſoviel wie der

Markgraf, der ihr ſogleich erwidert: „Ich halt' auch, und lege mir Deine dahin, und will den Meinen oben drauf ſetzen." Jakobine, fügt der Erzähler hinzu, lachte feinlich und freundlich dazu, und hielten alſo Haus, daß der Teufel darüber lachen mochte und viel Sagens davon in der ganzen Stadt war." — „Auch andere Fürſten und Herren geiſtlichen und weltlichen Standes", fährt derſelbe Erzähler fort, „übermachten es gar trefflich; wie ich es eines Theils mit angeſehen habe, daß Markgraf Albrecht und andere junge Fürſten wol mit jungen Biſchöfen, die nicht geborene Fürſten, geſoffen, auf der Pilkentafel ſchoſſen, der Eine dem Andern keinen Ehrentitel gab, ſondern gar höhniſch: „Pfaffe, ſchieß hin, was gilt's, du wirſt nichts Guts davon machen"; der Biſchof wiederum, wenn ihn das Waſſer nöthigte: „Komm, Albrecht, wir wollen hin migen (meigen) gehen." Junge Fürſten legten ſich auch wol zu fürſtlichen und gräflichen Fräulein, ſonderlich hohes adeliges Standes im Gemach aufs Pflaſter (denn ſie ſitzen nicht auf Bänken oder Seſſeln, ſondern es werden köſtliche Tapeten mitten ins Gemach geſpreitet, darauf ſie ſich bequemlich ſetzen und ſich ſtrecken können) halſen, küſſen, betaſten und begreifen ſich."

Ihr ſeht demnach, mein theurer Freund, aus dieſem Bericht — es iſt der eines glaubhaften Augenzeugen vom Reichstage zu Augsburg im Jahr 1547 —, daß es ſelbſt unter den fürſtlichen Perſonen auf den Reichstagen nicht immer züchtig und ehrbar herging und ſo Mancher noch mehr als in der Heimat ſeiner Leidenſchaft die Zügel ſchießen ließ. Hielt doch ſogar der zum Cardinal erhobene Biſchof von Augsburg, ein Freiherr von Truchſes,

auf dem Reichstage zu Worms eine Concubine, kleidete ſie in Scharlach und „führte dort ein wahres cardinaliſches Leben".

Alſo auch kein Wunder, wenn es in Nürnberg, Regensburg, Augsburg und andern größern Reichsſtädten öffentliche Frauenhäuſer gab, in denen die „gemeinen Töchter", öffentliche Mädchen der Sinnenluſt ſich hingaben und für ihren Erwerb an den Rath eine Abgabe zahlten. Kein Wunder auch, daß Reichstage und Fürſtenverſammlungen die Städte, wo ſie gehalten wurden, meiſt mit einer großen Zahl ſolch ſchamloſer fahrender Dirnen bevölkerten, die unter den zahlreich verſammelten Fremden Erwerb und Gewinn ſuchten und dabei ſich gewöhnlich auch des obrigkeitlichen Schutzes erfreuten. Wollten doch die Nürnbergerinnen, die unter ſich eine förmliche Zunft bildeten, aus Brotneid einmal ſolche fahrende Schweſtern nicht dulden, da ſie nicht zu ihrer Genoſſenſchaft gehörten; ſie ſtürmten daher und verwüſteten einigemal die ſogenannten ſtillen Wirthſchaften.

So muß ich denn auch dieſes Schreiben, in welchem ich Euch einen heitern Blick in das ſociale Fürſtenleben auf unſern Reichstagen zu eröffnen verſprach, dennoch wieder, doch faſt wider meinen Willen, mit einer nicht erquicklichen Schattenzeichnung ſchließen, und ich fürchte ſchon, es wird dies auch bei meinen fernern Berichten noch hier und da geſchehen müſſen. Zudem aber, Euere Foderung an mich, das ſociale Fürſtenleben auf Reichstagen nach allen Seiten zu beleuchten, verſchuldet es an ſich ſchon, wenn ich das etwas ſittenloſe Getreibe mancher unſerer Fürſten ans Licht zu ſtellen wagte.

VIII.

Augsburg, 15. Juli 1582.

Am Tage zuvor, als ich Euch, mein werther Freund, mein letztes Schreiben zuſandte, am 11. Juli hielt hier der Erzherzog Karl von Oeſtreich für eine große Zahl der auf dem Reichstage jetzt anweſenden Fürſten und Geſandten eine glänzende Mittagstafel. Einige Tage darauf folgte dieſem Beiſpiele Herzog Ludwig von Würtemberg. Heute findet große Tafel bei dem Kurfürſten Auguſt von Sachſen ſtatt und bereits ſind auch Einladungen zu Schmauſereien und Banketten vom Erzbiſchof von Trier, dem Herzog von Mecklenburg und den Pfalzgrafen und Herzogen von Baiern erfolgt. Ihr ſeht hieraus, unſere Fürſten ſorgen auf Reichstagen auch weidlich für das leibliche Wohl. Alſo auch von ihnen gilt der alte deutſche Reim: Sein größtes Gaudium iſt ein reiches Mahl, und Hunger ſeine größte Qual.

Kaiſer Karl jedoch machte davon wie immer, ſo auch auf Reichstagen eine Ausnahme. Unſer Melanchthon ſchreibt von ihm an ſeinen Freund Silberborn: „Sein häusliches Leben iſt voll der herrlichſten Beiſpiele von Enthaltſamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit.“ Freilich ſtimmt damit die wiederholte Ermahnung ſeines Beichtvaters, des Cardinals und Biſchofs von Osma, zur Mäßigkeit im Eſſen und Trinken, deſſen Warnung vor zu vielem Genuß der ihm nicht zuſagenden Fiſchſpeiſen, und ebenſo die Schilderung des italieniſchen Geſandten Mocenigo nicht wohl überein, der von ihm berichtet: „Er (der Kaiſer) iſt in ſeiner Lebensweiſe wenig regelmäßig,

denn er ißt und trinkt bei Tiſch ſoviel, daß es Jedermann zum Verwundern erſcheint; wahr iſt, daß er nicht zu Nacht ſpeiſt, ſondern nur eine Collation von Confect und eingemachten Sachen nimmt. Obwol die Aerzte, die immer bei ſeinem Tiſche gegenwärtig ſind, ihn manchmal erinnern, daß eine Speiſe ihm ſchädlich ſei, ſo enthält er ſich derſelben dennoch nicht, ißt auch gewöhnlich lieber alle gröbern und ſolche Speiſen, die ſeiner Natur entgegen ſind. Schlimmer noch iſt, daß er die Speiſe nicht zerkaut, ſondern, wie alle ſagen, ſie verſchlingt, welches großentheils daher kommt, weil er wenige und nur ſchlechte Zähne hat." So verſchieden aber auch dieſe Berichte über Karl's Lebensweiſe lauten, ſie erklären es uns, warum er auf Reichstagen weder an ſeiner Tafel gern fremde Gäſte ſah, noch auch an den Feſtgelagen der Fürſten Antheil nahm, wozu auch noch der von ſeiner unglücklichen Mutter ihm angeerbte, je nach den obwaltenden Zeitverhältniſſen bald mehr oder minder in ſeiner Stimmung vorherrſchende Trübſinn kam. Daher berichtet ein Geſandter von einem hier gehaltenen Reichstage: „Der Römiſche Kaiſer, ungeachtet ſeine Schweſter und Schweſtertochter, ſein Bruder und deſſen Tochter, die Herzogin von Baiern, alle Kurfürſten und ſo viele Fürſten hier zur Stelle ſind, hält gar kein Bankett, ja behält auch Keinen bei ſich. Wenn ſie allbereits auf den Dienſt gewartet, aus der Kirche ihn in ſein Gemach, da er ſich an den Tiſch ſetzt, begleitet, gibt er ihnen, dem Einen nach dem Andern die Hand, läßt ſie gehen und ſitzt allein an dem Tiſch, redet auch nichts. Ich habe ihn auf etlichen Reichstagen zu Speier, Worms, wieder zu Speier, Augsburg, auch zu Brüſſel im Niederlande

vielmals eſſen geſehen, da ſein Herr Bruder, König Ferdinand auch zur Stelle war; aber er hat den nie zu ſich gezogen, ſondern wenn die Eſſen aufgetragen wurden, von jungen Fürſten und Grafen, jedesmal vier Trachten, in einer jeden ſechs Gerichte vor ihm auf den Tiſch geſetzt und die Oberſchüſſeln nacheinander davon genommen wurden, ſchüttelte er gegen die, davon er nicht begehrte, den Kopf, davon er aber eſſen wollte, winkte er mit dem Kopfe, zog daſſelbe vor ſich. Es durften wol ſtattliche Paſteten, Wildpret und wohlzugerichtete Fercula weggetragen werden und er behielt ein Bratferkel, einen Kälberkopf und dergleichen. Er ließ ſich nichts vorſchneiden, brauchte auch das Meſſer nicht viel, ſondern ſchnitt ſo viel Stücklein Brot, ſo groß als er jedesmal in den Mund ſteckte, und vom Gerichte, davon er eſſen wollte. An dem Ort, da es ihm zum beſten gefiel, löſete er es mit dem Meſſer, ſonſt brach er es mit den Fingern auseinander, zog die Schüſſel unter das Kinn und aß ſo natürlich, rein und ſauber, daß man ſeine Luſt daran zu ſehen hatte. Wenn er trinken wollte (wie er denn nur drei Trünke über der Mahlzeit that), winkte er ſeinen Doctoren Medicinä, die vor dem Tiſche ſtanden; die gingen hin zum Treiſer (Schenktiſch). Darauf ſtanden zwei ſilberne Flaſchen und ein kryſtallenes Glas, darein gern anderthalb Stücke gingen, und goſſen aus beiden Flaſchen das Glas voll. Das trank er rein aus, daß nichts darin blieb, ſollte er auch zwei- oder mehrmals Athem holen, ehe er es vom Munde zog. Sonſt redete er nichts über Tiſch. Es ſtanden wol Schalksnarren hinter ihm, die allerlei Poſſen reißen konnten; er kehrte ſich aber nicht daran und mochte nur etwan, wenn ſie

etwas zu Kurzweiliges ſagten, mit einem halben Lächeln den Mund verziehen. Er ließ ſich's auch nicht anfechten, da Viele daſtanden, die den Kaiſer ſehen wollten. Er hatte eine ſtattliche Cantorei, auch Inſtrumentalmuſik, die ſich in den Kirchen wohl hören ließen, aber in ſeinem Gemach klangen ſie nicht. Die Mahlzeit währte nicht wohl eine Stunde, dann wurde Alles weggeräumt, Seſſel und Tiſch zuſammengeſchlagen und aus dem Gemach getragen, daß nichts mehr als die vier Wände blieben, allenthalben mit köſtlichen Tapeten behängt."

So der Bericht eines Zeitgenoſſen über Kaiſer Karl's einfache, zurückgezogene Lebensweiſe auf unſern Reichstagen. Wenn gleich Ihr aber, mein werther Freund, aus der erwähnten Schilderung den Gedanken wol von ſelbſt herausfinden möget, der dem Berichterſtatter bei ſeiner ſo ſehr ins Einzelne gehenden Zeichnung der Perſönlichkeit des Kaiſers, ſozuſagen, die Feder führte, den Gedanken meine ich: an einem ſo gewaltig in die Weltereigniſſe einwirkenden Manne, von einem ſo ſcharf ausgeprägten Charakter, von einem ſo weltumfaſſenden Geiſte, auf einer Höhe der Macht ſtehend, auf welche die Geſchicke des Menſchenlebens nur immer nach Jahrhunderten einmal einen Monarchen ſtellen, an einem ſolchen Manne werde auch das Unbedeutende bedeutſamer, er erhebe an ſich ſelbſt das Kleinliche durch ſeine Größe zu einer höhern Geltung und es dürfe ſchon darum von den Eigenthümlichkeiten ſeiner Perſönlichkeit nichts vergeſſen werden; — wenngleich, ſage ich, dieſer Gedanke ſich aus der erwähnten Schilderung Kaiſer Karl's Euch wol von ſelbſt aufdringen möchte, ſo leitete mich bei ihrer Mittheilung noch die beſondere Abſicht, Euch damit den

Contraſt noch klarer und ſchärfer hinzuſtellen, in welchem Karl's Bruder, der Römiſche König Ferdinand in ſeiner Lebensweiſe auf Reichstagen jenem gegenüberſtand. Auch dazu bietet mir durch einige Züge der erwähnte Berichterſtatter ſelbſt die Hand. „König Ferdinand", ſagt er, „war ſelten ohne Gäſte; wurden ſtets herrlich, dazu mit allerlei Kurzweil von prächtigen Tänzen tractirt, hielt eine überaus ſtattliche, wohlgeordnete Muſik nicht blos Inſtrumental-, ſondern auch Vocalmuſik. Neben andern Kurzweilen ſtand allewege hinter ihm ein beſchwätzter Stocknarr, den wußt er frei zu ſtellen und mit gleichem lächerlichen Geſpräch zu begegnen. Er hatte gemeiniglich königliche, kur- und fürſtliche Perſonen beides Geſchlechts zur Geſellſchaft am Tiſche ſitzen, mit denen er ohne Aufhören kurzweilig Geſpräch hielt, denn der Mund ſtand ihm nimmer ſtille."

Schon dieſe wenigen Züge charakteriſiren den Römiſchen König in ſeiner Stimmung und Lebensweiſe als ein vollkommenes Gegenbild des Kaiſers. Da ſitzt Karl allein an ſeinem Tiſche, ſtill und ſtumm, wie ein lebensmüder, aller Luſt und Freude entſagender Einſiedler, als wolle er den Umſchwung der Erde erlauſchen. Bei Ferdinand immer heitere Geſellſchaft „zahlreich beſetzte Tafel, die Gäſte ſtets in munterer, fröhlicher Laune, geſelliger Unterhaltung, vom Könige ſelbſt, einem wahren Meiſter in der Kunſterfindung ſocialer Lebensfreuden, beſonders auf den Reichstagen, durch allerlei kurzweilige Scherze in der heiterſten Stimmung erhalten. Nur bei großen Feſtgaſtmahlen, denen auch der Kaiſer beiwohnte, ſo z. B. bei der Belehnung Ferdinand's mit den öſtreichiſchen Erblanden, zu deren Feier er Abends große Tafel „in

wälſcher Manier" hielt und wozu alle anweſenden Fürſten, Fürſtinnen und Geſandten geladen waren, dämpfte des Kaiſers Gegenwart die ſonſt gewöhnliche Heiterkeit des Gaſtgebers und der Gäſte. Bei ſolchen Feſtmahlen war es alte Sitte, daß, ehe ſich Kaiſer und König zu Tiſche ſetzten, der Kurfürſt von Brandenburg das Waſſer reichte, der älteſte geiſtliche Kurfürſt, gewöhnlich der von Trier, dann das Tiſchgebet ſprach und der Kurfürſt von der Pfalz alsdann unter dem Vortritt von blaſenden Trompetern das erſte Eſſen brachte. Kaiſer und König hatten dabei jeder ſeinen eigenen Vorſchneider und Mundſchenk. Ein ſolches Feſtmahl beſtand früher gewöhnlich aus 20 Gerichten, ſpäter aber bald aus fünf, bald aus ſechs Gängen, jeder von acht bis zehn Gerichten, darunter auch viele ſogenannte Schaueſſen, dann auch ein Gang von acht verſchiedenen Arten von Confect. Während des Mahles rauſchte Muſik. Doch auch des Volkes, welches ſich gewöhnlich bei ſolchen Feſtlichkeiten zu Haufen vor der Reſidenz verſammelte, wurde dabei nicht vergeſſen. So ließ Kaiſer Karl bei einem glänzenden Gaſtmahle in Köln vor ſeiner Wohnung zwei Löwen und zwiſchen ihnen einen Adler zurichten, welche weißen Wein ſprengten. Der Römiſche König Ferdinand gab auf den Reichstagen ſelten ein großes Feſtmahl, bei dem nicht auch in reichem Maße Wein und Speiſen unter das Volk vertheilt wurden. Aehnlich in Frankfurt bei einer Römiſchen Königswahl, wo während des Banketts, welches der Neugewählte gibt, vor dem Römer aus den Köpfen eines Reichsadlers weißer und rother Wein ſprudelt; und ſo verordnete auf dem jetzigen Reichstage auch unſer Kaiſer Rudolf, als er eines Tages alle Kurfürſten

und Fürſten bei ſich zu Gaſt geladen, daß dem Volke, welches ſich bei der Reſidenz einfinden werde, in reichlichem Maße Wein geſpendet werden ſolle.

Auch unter den Fürſten wurde auf den Reichstagen „ſtets herrlich und luſtig bankettirt". War es Sommerzeit, ſo fanden ihre Gaſtgelage häufig im Freien in großen Gärten ſtatt. Die Markgrafen Friedrich und Sigismund von Brandenburg gaben auf dem Reichstage zu Nürnberg (1487) in einem Garten ein Gaſtmahl, bei welchem unter drei großen Zelten an neun Tafeln alle anweſenden Fürſten, Biſchöfe, gefürſtete Grafen und Geſandten, und an 15 andern Tiſchen Grafen, Herren, Ritter, Edle, Bürgermeiſter und an 60 nürnberger Frauen geſpeiſt wurden. Nach den Berichten meines früher ſchon einigemal erwähnten Freundes, der im Jahr 1541 den Reichstag zu Regensburg beſuchte, ging damals kein Tag vorüber, an dem nicht Mittags und Abends bei dieſem oder jenem Fürſten ein Bankett oder Gaſtmahl ſtattfand. Ihr möget mir erlauben, Euch nur Einiges aus ſeinen mir damals ſehr zahlreich zugekommenen Berichten über das ſociale Fürſtenleben mitzutheilen, weil ich Euch kein treueres Bild davon geben kann, als es die Berichte ſelbſt darbieten. „Am 1. Mai", ſo ſchrieb der Freund, „nach dem Eſſen iſt der Landgraf von Heſſen zum Fürſten Wolf von Anhalt gekommen und haben da geſpielt bis um vier Uhr. Dann iſt der Pfalzgraf Friedrich zu ihnen gegangen und hat ſie zum Abendmahl in einen Garten geladen, wo ſie mit vielen Herzogen, Fürſten und Grafen an einer langen Tafel bis in die tiefe Nacht luſtig beiſammen geſeſſen. Am andern Tage ritten die Fürſten auf die Jagd, woran

auch der Kurfürſt von Brandenburg theilnahm. Aber am 5. Mai des Abends hat der Landgraf jenem wieder Geſellſchaft geleiſtet und haben abermals bis lange in die Nacht geſpielt, denn der Landgraf und der Kurfürſt ſpielen alle Zeit am liebſten miteinander. Sie fangen wol manchmal das Spiel ſchon nach dem Mittagsmahl an, ſpielen den ganzen Nachmittag fort bis auf den Abend und wenn ſie zu Abend gegeſſen, ſpielen ſie wieder, zu Zeiten bis um 12 Uhr in der Nacht. Einmal kommt nach Eſſens auch der Herzog Heinrich von Braunſchweig zum Kurfürſten, verweilt aber nicht eine halbe Viertelſtunde, denn er iſt ſo ſchamhaftig, daß er einen kaum hat anſehen können. Keiner übertrifft den Kurfürſten von Brandenburg in häufigen Gaſtereien und Banketten und nicht blos Fürſten, auch die Botſchafter und Ritter ſieht man oft bei ihm zu Gaſt. Da wird nach Eſſen von einem Theil geſpielt, von dem andern gezecht und ſind alle guter Dinge und wird viel geſcherzt. Zu Zeiten aber ladet der Kurfürſt auch nur Wenige zum Abendeſſen und zum Spiele ein." In einem etwas ſpätern Bericht meldete mein Freund wieder: „Es wird noch täglich hier auf dem Reichstage von den Fürſten viel gaſtirt und bankettirt. Kein Tag, an dem die Fürſten ſich nicht einander zu Gaſt laden. Am 19. Mai waren faſt alle Kurfürſten und Fürſten beim Landgrafen von Heſſen, am Tage darauf beim Pfalzgrafen Friedrich zu Mittag. Nur Herzog Heinrich von Braunſchweig bleibt von ihnen uneingeladen. Auch der Erzbiſchof von Mainz gaſtirt ſehr fleißig, hat bald den Kurfürſten von Brandenburg ſammt deſſen Gemahlin und Frauenzimmer, bald den jungen Markgrafen Albrecht von Brandenburg

ſammt Herzog Heinrich von Braunſchweig und die bairiſchen Fürſten zum Mittageſſen bei ſich. Den Kaiſer findet man faſt nie bei ſolchen Gaſtereien anweſend. Nur einmal auf dieſem Reichstage ſah man ihn bei einem luſtigen Bankett, welches Pfalzgraf Friedrich mit den pfälziſchen, bairiſchen und vielen andern Fürſten hielt und wobei man auch viele Mummereien zumbeſtengab. „Da hat ſich", heißt es, „auch ihre kaiſerliche Majeſtät einmal ſehr fröhlich gemacht, denn auch Pfalzgraf Friedrich's und Herzog Wilhelm's von Baiern Frauenzimmer iſt dabei zugegen geweſen."

So ging es mit Gaſtereien und Banketten, wie die Berichte bezeugen, von einem Tag zum andern und die Fürſten lebten vom Mittag und Abend an in Sauß und Schmauß bis in die tiefe Nacht hinein; ja, häufig luden ſie ſich auch gegenſeitig zu „Frühmahlen" ein, wo ebenfalls wacker gegeſſen wurde. Somit wird es auch wol glaubhaft, wenn ein Geſandter von einem andern Reichstage ſchreibt: Die Bankette nähmen ſoviel Zeit weg, daß er nicht einmal Briefe an ſeinen Fürſten zu rechter Zeit abfertigen könne, und deshalb gingen auch alle Händel ſo langſam und ſäumig vonſtatten. Ein Augenzeuge des Fürſtenlebens auf dem Reichstage zu Augsburg (1548), der in Betreff der fürſtlichen Pracht bei Banketten und Gaſtereien dieſen Reichstag einen „pompoſiſchen" nennt, fügt dann freilich auch hinzu: „Es verthaten aber auch die Fürſten und Herren mit dem vielen übermäßigen Bankettiren eines Theils nicht allein, was in ihren Kammern vorhanden und ſie mit ſich auf den Reichstag genommen, was ſich auf viele Tauſend Thaler erſtreckt, ſondern ſie haben auch mit großer Mühe,

unwiederbringlichem Schaden und Unrath ſoviel aufnehmen müſſen, damit ſie aus Augsburg nur mit Glimpf ſcheiden konnten. Etlicher Fürſten Unterthanen, namentlich die des Herzogs von Baiern (deſſen Gemahl des Römiſchen Königs Tochter war) brachten etliche Tauſend Gulden allein zu Spielgeld zuſammen, womit ſie ihren Herrn verehrten; aber es wurde ihm mit dem Spiele Alles abgeſtrichen", d. h. es ging Alles im Spiel verloren.

Doch ich meine Euch, mein theurer Freund, jetzt genug von ſolchen Gaſtereien und Banketten auf unſern Reichstagen gemeldet zu haben, denn daß ſolche unter Kaiſer Karl's Nachfolger, dem ſolchen fröhlichen Geſellſchaften und ſocialem, heiterm Zuſammenleben weit mehr ſich hingebenden Kaiſer Ferdinand nicht nur nicht ermäßigt, ſondern noch viel großartiger und glänzender wurden, könnet Ihr wol denken. Gab er doch ſelbſt, wie ich aus einem Bericht erſehe, auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1566 bei einem Belehnungsfeſte der Kurfürſten von Mainz, Trier und Pfalz ein überaus prächtiges Gaſtmahl, wozu 21 Kurfürſten und Fürſten geladen waren und fünf Gänge oder Trachten und zwar bei jeder 125 Speiſen aufgetragen wurden.

Zum Schluß dieſes Schreibens erlaube ich mir nur noch die Bemerkung, daß dieſe Gaſtereien auf den Reichstagen andererſeits auch viel dazu beitrugen, die durch die kirchliche Spaltung und religiöſe Parteiung entfremdeten Gemüther der Fürſten oft wieder einander mehr zu nähern, zumal da ohnedies die katholiſchen und proteſtantiſchen Fürſten damals in ihren Familienverhältniſſen noch großentheils miteinander verwandt waren. Ein Geſandter ſchrieb mir vom Reichstage zu Frankfurt 1562:

„Solange die Potentaten allhier zu Frankfurt geweſen, ſind ſie ſehr oft mit Einladungen gar freundlich beieinander erſchienen, auch freundlich miteinander geletzet, daß Gott lob ſicherlich zu ſpüren iſt, daß die Einigkeit im heiligen Römiſchen Reich iſt, darob ſich aber alle fremden Botſchafter und Legaten zum höchſten entſetzt und ihnen ſolche Einigkeit merklich zuwider iſt.“ Man benutzte auch ſolche Gaſtgelage oft, um Dinge beim Wein zur Sprache zu bringen, wozu ſonſt eine ernſtere Form nöthig geweſen wäre. So ladet z. B. auf dem Reichstage zu Augsburg (1559) der Herzog von Mecklenburg den Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken und den Vicekanzler Selden zu einem Bankett zu ſich ein, um ſie Beide für die Sache des Herzogs von Preußen zu gewinnen, und es gelingt ihm, Beide für den Herzog geneigt zu ſtimmen.

IX.

Augsburg, 30. Juli 1582.

Es befremdet Euch, mein werther Freund, wie Ihr mir in Euerm Schreiben erwidert, daß in meinem letzten Bericht über das geſellige Fürſtenleben auf unſern Reichstagen ſo wenig von Trinkgelagen, von Humpen und Pokalen die Rede geweſen, und Ihr fragt, ob das eben nicht ganz rühmliche Motto, welches der alte, nüchterne Römer Tacitus mit den Worten: diem noctemque continuare potando, nulli probrum, unſern Urvätern,

den alten Germanen an die Stirne ſchrieb, wenigſtens auf Reichstagen unter den Fürſten nicht mehr geltend geweſen ſei?

Allerdings haben ſeit langer Zeit Kaiſer und Könige oft und vielfach verſucht, der faſt durch ein Jahrtauſend tief eingewurzelten Trinkſucht der Deutſchen gebührliches Maß und Schranken anzuweiſen. Allein die alte Erbſünde, der ewige Durſt iſt unter den Deutſchen trotzdem immer geblieben, auch hat ihn der vermehrte Weinbau in Deutſchland noch mehr verſtärkt als zu ſtillen oder doch zu ermäßigen vermocht, ja er trat ſeitdem in der deutſchen Natur noch greller hervor. Auch in unſerm Jahrhundert bot ſchon Kaiſer Maximilian alle mögliche Mittel auf, beſonders der übeln Sitte des ſogenannten Zutrinkens, die den Nüchternen förmlich zur Völlerei zwingt und das Trinken in einen wilden Wettkampf verwandelt, Grenzen zu ſetzen, zumal da mit dieſem Laſter gemeinhin auch die ausgelaſſenſten Läſterungen gegen Gott und alles Heilige, rohes Fluchen und Schwören verbunden waren. Die Unſitte hatte ſchon ſoviel Syſtem gewonnen, daß ein förmliches Trinkrecht entſtanden und eine eigene geographiſche Eintheilung Deutſchlands in alte und neue Trinkländer veranlaßt worden war, welchen Unterſchied die Geſetze förmlich anerkannten. Als neue Trinkländer wurden Schwaben, Baiern, Franken und die Landſchaften am Oberrhein betrachtet. Die Fürſten der alten Trinkländer verwarfen die ihnen angeſonnenen neuen Trinkſatzungen und Trinkgebräuche.

Schon auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1500 fand man eine neue Verordnung gegen das übermäßige Zutrinken nothwendig; allein ſie hatte ſo wenig

Erfolg, daß ſie auf einem ſpätern Reichstage zu Köln (1512) mit Nachdruck erneuert werden mußte. Nun entſtand zwar im Jahr 1517 die von dem kaiſerlichen Rath Sigismund von Dietrichſtein geſtiftete St.-Chriſtophs-Geſellſchaft, ein Mäßigkeitsorden, der es ſich zur Aufgabe ſtellte, übermäßiges Trinken, Vollſäuferei und läſterliches Fluchen zu verbannen, und die darüber feſtgeſtellten Verordnungen und Geſetze ſind gewiß alles Lobes werth. Ihre Wirkſamkeit indeß erſtreckte ſich doch nur auf die öſtreichiſchen Erblande und da ohnedies die Mitgliedſchaft unter dem Herren-, Ritter- und Adelſtand die Zahl von 80 nicht überſtieg, ſo konnte ſich der Orden nicht lange halten und er erloſch bald wieder ohne ſonderlichen Erfolg. Dagegen ſchien in Kaiſer Karl's erſter Regierungszeit wirklich ein Moment gekommen zu ſein, wo der verderblichen Sitte einmal ernſtlich Einhalt gethan werden ſollte. Es wurde auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahr 1524 in einem Entwurf zu einem ſchon oft beſprochenen Sitten- und Luxusgeſetz unter Anderm in Betreff der Unſitte des Zutrinkens feſtgeſetzt: „Die auf dem Reichstage anweſenden Kurfürſten und Fürſten möchten ſich ſo bindend als möglich verpflichten, daß ſie in Oberdeutſchland ernſtlich ſelbſt an ihren Höfen kein Zutrinken und Beſcheidthun mehr geſtatten wollten, denn wenn nicht die Häupter in dieſer Ausſchweifung ſich beſſerten, ſo könne man nicht glauben, daß bei den Gliedern und Unterthanen eine Beſſerung zu erreichen ſein werde.“ Die Fürſten thaten darauf auch wirklich einen Schritt, der Hoffnung zur Abſtellung der böſen Sitte faſſen ließ. Bei einem vom Kurfürſten Ludwig V. von der Pfalz nach dem Schluſſe des Reichstags veranſtalteten ſoge-

nannten Geſellen- oder Armbruſtſchießen zu Heidelberg, wozu ſich als gebetene Gäſte 20 Fürſten, viele Grafen und Freiherren, unter andern der Erzbiſchof Richard von Trier, die Pfalzgrafen Friedrich und Wilhelm, Herzog in Ober- und Niederbaiern, die Biſchöfe Konrad von Würzburg, Wilhelm von Strasburg, Philipp von Freiſingen, Georg von Speier, Markgraf Kaſimir von Brandenburg, Otto Heinrich Pfalzgraf und Herzog von Baiern, der Landgraf Philipp von Heſſen, nebſt einer großen Zahl von Bürgern aus der Umgegend eingefunden hatten, vereinigten ſie ſich zur Beſſerung der Sitten an ihren Höfen und überhaupt in den höhern Ständen darüber, daß jeder von ihnen, Kurfürſt oder Fürſt, geiſtlich oder weltlich, in eigener Perſon ſich alles Gotteslaſterns, Fluchens, der Völlerei und alles Voll- und Zutrinkens zu Ganzem oder Halbem gänzlich enthalten, keiner dem andern ſolches mit Worten oder Winken oder ſonſt einem Zeichen zumuthen, jeder auch ſolches ſeinen Amtleuten, Hofgeſinde, Dienern und Unterthanen bei namhafter Strafe, desgleichen auch der Ritterſchaft und den Landſaſſen in jedem Fürſtenthum verbieten ſolle. Wer von jenen ſich dieſem Verbote nicht fügen werde, ſolle von ſeinem Amte entlaſſen und vom Hofe entfernt werden und kein Fürſt einen ſolchen je wieder zu Amt und Hof zulaſſen. Den Adel und die Landſaſſen in einem Fürſtenthum ſolle man auf alle Mittel und Wege an dieſes Verbot zu weiſen ſuchen. Dieſen löblichen Beſtimmungen fügten aber die genannten Fürſten die Beſchränkung hinzu: Wenn jedoch einer von ihnen ſelbſt an die fürſtlichen Höfe im nördlichen oder Niederdeutſchland, Sachſen, in die Mark Brandenburg, nach Mecklenburg,

Pommern oder in andere dortige Lande käme, wo zu trinken (d. h. das ſcharfe Zutrinken) Gewohnheit iſt und er ſich dort bei aller Weigerung des Trinkens nicht erwehren möchte, weil man daſelbſt nicht umhinkönne, auf ſolche Weiſe Beſcheid zu thun, ſo ſolle er alsdann mit ſeinem Hofgeſinde und ſeinen Dienern an dieſe Ordnung nicht gebunden ſein.

Sonach galten die erwähnten Beſtimmungen für die genannten Fürſten nur innerhalb Oberdeutſchland und in ihren eigenen Landen. Sie verfehlten nun zwar auch nicht, ſie ihren Unterthanen durch fürſtliche Ausſchreiben alsbald bekanntzumachen, wie dies z. B. vom Landgrafen von Heſſen durch ein ernſtes Verbot des Zutrinkens, der Völlerei, des Fluchens und Gotteslästerns geſchah. Allein ſonderlichen Erfolg hatten dieſe Verbote in keinem Lande, auch nicht einmal auf den Reichstagen, denn ein Zeitgenoſſe, der Biograph des Pfalzgrafen Friedrich II. fügt den erwähnten Beſtimmungen ſchon die Worte hinzu: „Das war gewiß eine heilige Satzung zu nennen; es iſt aber eine Schande, daß man es ſchreiben ſoll, wie lange daran feſtgehalten wurde. Dieſes böſe Laſter des Trinkens iſt bei den Deutſchen ſo tief eingewurzelt, daß ihm niemals abzuhelfen geweſen. Ja, es iſt damit ſoweit gekommen, daß es nicht mehr für ein Laſter, ſondern für eine Ehre gehalten wird, wenn Einer recht wohl trinken kann, und wer es nicht begeht, wird bei Gaſtereien durchgehechelt und ausgelacht.“ Wie wenig die Verbote gewirkt hatten, zeigte ſich auch ſchon auf dem Reichstage zu Speier im Jahr 1526, wo Philipp von Heſſen ſich abermals veranlaßt fand, auf ſchärfere und nachdrücklichere Verordnungen gegen über-

mäßiges Trinken und andere Unſittlichkeiten zu bringen, „damit nicht", wie er ſagte, „das Evangelium geſchändet und in Verachtung kommen möge", wie denn auch hier in Augsburg um dieſelbe Zeit der Rath der Stadt von neuem ein ſcharfes Verbot gegen das heilloſe Zutrinken ergehen laſſen mußte.

Und weshalb ſo geringe Erfolge dieſer erneuerten Verbote? Es ging ja kein Reichstag, keine Fürſtenverſammlung vorüber, ohne daß nicht den Bürgern und Unterthanen die Fürſten durch ihr Beiſpiel zeigten, daß ſie ſich ſelbſt am wenigſten um ihre Verbote kümmerten. Ein Arzt, der ſeinen Fürſten auf eine Fürſtenverſammlung nach Naumburg begleitete, meldete von dort: es herrſche dort unter den Fürſten „ein ſo unordentliches Saufen", wie es noch nie geſehen, aber er danke Gott, daß ſein Fürſt ſich deſſen ſoviel immer möglich enthalte. Mochten daher einzelne Fürſten „das Vollſaufen" immer wieder verbieten, mochten ſie in ihren Ausſchreiben (wie es der Landgraf von Heſſen im Jahr 1543 that) auch warnend vorſtellen, „daß durch ſolches Vollſaufen Mancher ſein Angeſicht und Geſtalt, ſo ihm von Gott gegeben, alſo verdirbt, daß es ſeine natürliche Farbe verliert, gelb, waſſerſüchtig, roth und ungeſchickt wird", es fruchteten alle Verordnungen und Verbote nichts, ſolange auf den Reichstagen, wie zu Speier (1544), zu Regensburg (1546), zu Augsburg (1547) u. a. von den Fürſten ſelbſt bei ihren Banketten und Gaſtereien faſt Tag für Tag aufs wackerſte gezecht wurde, ſolange es ferner unter den Geſandten noch Sitte war, ihre Geſandtenkameraden zu einem Glas zu ſich einzuladen, was ſie „einen Geſellentrunk" nannten, wobei es aber eben

nicht mäßig zuging, und ſolange es noch Fürſten gab, die in ganz Deutſchland als dem Trunk und der Völlerei ergeben allgemein berüchtigt waren. Soll ich Euch Beiſpiele nennen? Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Kulmbacher, lange Zeit ein Liebling des Kaiſers Karl, beſuchte faſt nie einen Reichstag oder irgend ein fürſtliches Feſt, ohne das ärgerlichſte Beiſpiel der Trunkenheit zu geben. „Der Herzog von Baiern" (Albert V.), ſchreibt der franzöſiſche Geſandte Marillac vom Reichstage zu Augsburg im Jahr 1550, „iſt ein Schwiegerſohn König Ferdinand's und beſitzt keine eines Fürſten würdige Eigenſchaften. Sein ganzes Verdienſt beſteht darin, zu trinken und Würfel zu ſpielen"; und damit übereinſtimmend ſchildert ihn der venetianiſche Geſandte Badoer als einen Fürſten, „der noch nie etwas Bedeutendes gethan und auch nur tauglich zum Muſiciren, Trinken und Spielen ſei". Und welchen Eindruck auf das Volk mußte das Beiſpiel der Zuchtloſigkeit und Gemeinheit machen, wie es der ſittenloſe, dem Trunk im hohen Grade ergebene Herzog Friedrich von Liegnitz in Nürnberg in Anweſenheit und unter den Augen des Kaiſers Karl gab! Ein Augenzeuge berichtet darüber: „Als ich nach Nürnberg gekommen, bin ich daſelbſt in ein Wirthshaus geritten, in welches der Herzog von der Liegnitz auch zur Herberge eingezogen, der wegen ſeines Vaters bei dem Kaiſer etwas anzuſuchen hatte, hat da ſeines Saufens gewartet, iſt ſtets vollgeweſen und damit er dazu in Nürnberg Geſellſchaft haben möchte, hat er des Markgrafen Johann Hofleute gern bei ſich gehabt (denn ſeine ihm zugeordneten Räthe im Schwärmen ihm keine Geſellſchaft leiſten wollen), die dann mit ihm

gar ein unschmeidiges Saufen gebraucht haben. Einsmals als sie gut gezecht, hat der Herzog mit sechs markgräfischen den rechten Aermel vom Wams und Hemd schneiden lassen, daß also der Arm ganz nackt, die Hosen aufgelöst, das Hemd zwischen den Hosen und Wams umher etwas ausgezogen, ohne Schuhe auf den Socken, im bloßen Haupt, und das große Spiel, der Stadt Nürnberg Spielleute vor ihnen, die was sie nur mit aller Macht konnten, zum lautesten blasen mußten, der eine nach dem andern bald nach dem Mittagessen aus der Herberge nach Herzog Heinrich's von Braunschweig Losament die Gasse entlang. In der einen Hand hatte der Herzog ein Paar Würfel und in der andern etliche Stücke Goldes. Da kommt alle Welt herzugelaufen, sonderlich von fremden Nationen, Spanier und Italiener und sehen diesen deutschen Ebriaken zu. Der Wein aber überwand sie so, daß, als sie zum Braunschweiger hinaufkamen, der Liegnitzer mit beiden Händen vor dem Herzog von Braunschweig auf den Tisch schlug. Aus der einen Hand hatte er das Gold verloren, in der andern hatte er nur einen Würfel, konnte nicht lallen, sondern stürzte bei dem Tische nieder. Der Braunschweiger ließ ihn durch vier seiner Edelleute aufheben, eine Stiege hinauftragen und in ein Bette legen. Der Kaiser soll übel damit zufrieden sein, daß den Deutschen bei andern Nationen solch ein grausamer Spott widerfahren. So sieht man die Frucht des Vollsaufens, daß man aus der einen Sünde in die andere fällt."

Doch ich will von den andern ärgerlichen Auftritten des sittenlosen, fast nie nüchternen Herzogs, deren uns der Augenzeuge noch mehre überliefert hat, jetzt schweigen.

Aber Ihr sehet, mein werther Freund, wie natürlich alle Verbote und Strafen gegen Völlerei fruchtlosbleiben mußten, solange noch Fürsten dem Volke solche ihren Stand und alle edle Menschlichkeit entwürdigende Beispiele gaben. Das Muster der Mäßigkeit in der Lebensweise des Kaisers konnte wol nicht viel wirken, denn er stand dem Volke zu fern und zu hoch. Nun wendet Ihr mir vielleicht aber ein, daß doch wol andere, ihren Völkern näher stehende Fürsten sich von dem verderblichen Laster frei hielten und dem Volke durch ihr sittliches und geordnetes Leben als Muster galten. Allerdings gab es solche. Allein ihnen zur Seite standen auch wieder viele, deren Leben und Treiben zumal auf Reichstagen mit den von ihnen selbst gegebenen Gesetzen fort und fort im Widerspruch stand. Ich durchmustere die Verzeichnisse der Bankette und Gastereien auf dem Reichstage zu Regensburg (1541), bei denen immer aufs wackerste gezecht wurde, und welche Fürsten finde ich da am häufigsten als Theilnehmer oder Anordner dieser Schmausereien und Trinkgelage? Fast alle die Fürsten, welche im Jahr 1524 die früher erwähnten Verordnungen wegen Mäßigkeit im Trinken hatten ergehen lassen: die Pfalzgrafen und Herzoge Friedrich, Otto Heinrich, Ludwig und Wilhelm von Baiern u. a., selbst auch den Landgrafen von Hessen. Glaubte doch auch Philipp, der Sohn des Kaisers Karl, sich bei den Fürsten auf dem Reichstage zu Augsburg (1550) nicht anders vorzüglich beliebtmachen zu können, als daß er bei Gastgelagen dem Becher so stark wie möglich zusetzte. Der damals hier anwesende französische Gesandte Marillac schreibt darüber: „Der Auffoderung des Cardinals von Trident

gemäß hat Philipp den hier anwesenden Kurfürsten ein Gelag gegeben und auch bei ihnen gegessen. Ueberall suchte er sich als gelehriger Schüler zu zeigen und trank zwei, drei mal mehr als er vertragen konnte, worauf der Cardinal als sein Hofmeister bemerkte: er fasse gute Hoffnung, daß, wenn er auf diesem Wege beharre, er mit der Zeit die Herzen der Deutschen gewinnen werde."

Unter Karl's Nachfolger, dem Kaiser Ferdinand scheint diese deutsche Unsitte auch auf den Reichstagen noch weit stärker in Schwung gekommen zu sein. Der venetianische Gesandte Badoer, der dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1558—59 beiwohnte, bemerkt in seiner Schilderung des deutschen Volkes: man esse (in Deutschland) stark, aber noch mehr trinke man, weshalb ein Deutscher, sobald er mäßig sei, für krank gehalten werde.

Aber Ihr werdet vielleicht einwenden: Dies seien doch nur Urtheile von Fremdlingen, die entweder, was doch leicht möglich, nicht unparteiisch über deutsches Wesen sprachen, oder absichtlich ihren Regierungen das deutsche Volk und seine Fürsten im übelsten Lichte zu schildern suchten, oder die doch wenigstens deutsche Sitte und Gewohnheit nicht nach richtigem Maßstab beurtheilen konnten, denn auch in Genüssen gebe es eine selbst durchs Klima bedingte Nationaleigenthümlichkeit und volksthümliche Verschiedenheit, die der Fremdling nicht immer zu würdigen verstehe oder im Urtheil nicht mit berücksichtige. Allerdings, mein werther Freund, der Einwand ließe sich hören. Ich kann ihn indeß hier nicht geltenlassen, denn daß die erwähnten Gesandten in Betreff des deutschen Nationallasters keineswegs zu scharf geurtheilt haben,

kann ich Euch aus der Geſchichte des ebenerwähnten Reichstags zu Augsburg beweiſen.

Der Kaiſer hatte dieſen Reichstag zu ſehr wichtigen Verhandlungen ausgeſchrieben. Es ſollte berathen werden über die noch fortdauernden Religionsſtreitigkeiten und das zu Worms gehaltene Religionsgeſpräch, über die Reichshülfe zum Türkenkrieg, über Maßregeln zur Aufrechthaltung des Landfriedens, über Einführung einer gleichen Reichsmünze und mehre andere einflußreiche Dinge. Allein der Kaiſer fand zu ſeiner Betrübniß unter den Fürſten keineswegs das eifrige und thätige Intereſſe, wie es die Wichtigkeit der Verhandlungen erwarten ließ. Manche, die der Wein bei Banketten zu ſehr benommen gehabt, wohnten den Seſſionen häufig gar nicht bei, andere kamen von Gaſtmählern und Schmauſereien bis in die tiefe Nacht hinein ermüdet und erſchlafft in die Verhandlungen. Da lud der Kaiſer eines Tags alle Kurfürſten, Fürſten und fürſtlichen Geſandten nebſt dem franzöſiſchen Botſchafter in das Fugger'ſche Haus zu Gaſt. Nachdem der letztere nach aufgehobener Tafel ſich zuerſt entfernt, redete der Kaiſer die noch ſämmtlich anweſenden geiſtlichen und weltlichen Fürſten alſo an: Er habe an ſie alle eine chriſtliche, höfliche Bitte zu richten, eine Bitte, die weder wider Gott, noch wider Jemandes Religion, noch auch gegen die Ehre ſtreite; ſie betreffe auch nicht Geld oder Gut. Bevor er ſie aber ausſpreche, möchten ſie ihm die Zuſicherung geben, daß ſie in dieſelbe einwilligen wollten. Es ſolle Jedem vorbehalten bleiben, daß, ſofern er in der Bitte eine Unbilligkeit erkenne, er ſeine Zuſicherung zurücknehmen könne. Die Fürſten, ſoeben von ihrem freund-

lichen Gaſtgeber kaiſerlich bewirthet, verſtanden ſich nach kurzer Unterredung zu der Zuſage, die Bitte zu gewähren. Darauf trat der Kaiſer unter ſie und ſprach: „Ich bitte nur, Ihr Fürſten wollet Gott zu Ehren, mir zu Gefallen und Eurer Seele und Eurem Leib zum Heil und Beſten doch wenigſtens während der Dauer dieſes Reichstags Euch des Volltrinkens enthalten und weder zu Vollem noch zu Halbem trinken, ſondern Euch allenthalben nüchtern und mäßig beweiſen, denn ſolches wird Euern kurfürſtlichen und fürſtlichen Gnaden zur Geſundheit des Leibes, der Seele und ſelbſt auch des Beutels gereichen, und gewiß werden dann auch unſere Verhandlungen weit beſſer vonſtattengehen.“ „Die Geiſtlichen aber“, heißt es in dem mir vorliegenden Bericht, „haben ſie langſam daran gewollt, doch zuletzt alle eingewilligt und zugeſagt.“ Da trat Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg hervor und ſprach: „Kaiſerliche Majeſtät, ich wollte was wir gelobt, währete alſo auf mein ganzes Leben lang.“ Worauf der Kaiſer: „Man begehrt's nur für dieſen Reichstag.“ Dann fügte er noch die Bitte hinzu: die Fürſten möchten auch ihren Dienern ſtrenge Mäßigkeit und Nüchternheit anbefehlen, er werde bei den ſeinigen Daſſelbe thun. Am Tage darauf beſchied er auch die Geſandten der abweſenden Fürſten (unter denen auch der Berichterſtatter war) vor ſich und ſtellte ihnen, wie dieſer ſagt, „mit zierlichen Worten“ weitläufig war, daß die Obrigkeit alle Laſter abzuſchaffen ſchuldig und welch ein großes Laſter die Trunkenheit ſei, was ihm die Kurfürſten und Fürſten bewilligt und wie er ſie gebeten, weder zu Halbem noch zu Vollem, noch bis zur Trunkenheit zu trinken, ſolange dieſer Reichstag

dauere. Dann foderte er die Geſandten auf, daß jeder ihm Daſſelbige verſprechen und ihm darauf die Hand geben ſolle. Es geſchah Dies auch von allen. Währenddeß hatte der kaiſerliche Hofmarſchall das geſammte kaiſerliche Hofgeſinde zuſammenberufen und erließ an daſſelbe „mit großem Ernſt" den kaiſerlichen Befehl, ſich fortan mäßig und nüchtern zu verhalten, indem er zugleich für Den, welcher dieſem Befehl nicht folgeleiſte, folgende drei Strafen feſtſetzte: das erſte mal ſolle es ein ſolcher mit ſeinem Monatsſold büßen, das andere mal einen Monat lang den Hof meiden und zum dritten mal ganz vom Hofe und aus dem Dienſt entfernt werden.

Wir ſehen hieraus, wie es der Kaiſer nur mit Mühe und durch Bitten dahin zu bringen vermochte, die Fürſten wenigſtens für die Dauer eines Reichstags zur Mäßigkeit und Nüchternheit zu verpflichten. Auf ſpätern Reichstagen freilich finden wir das frühere fürſtliche Leben wieder; ließ doch ſelbſt der Kaiſer zu einer ſolchen Fürſtenverſammlung in Regensburg 3000 Eimer Wein und ein Erzherzog von Oeſtreich für ſeine Tafel 2000 Eimer bringen. — Jedoch jetzt genug über dieſen Gegenſtand, leider wiederum ein Schatten in dem Gemälde unſerer deutſchen Reichstage.

Wie beim Ritterſpiel, ſo behauptete noch weit mehr bei Banketten und Gaſtgelagen der Humor ſein altes, gutes Recht. Aus dem Mittelalter in die neue Zeit des 16. Jahrhunderts herüber geerbt, hatte ihn der Ernſt der Religionszwiſte keineswegs verdrängen können. Sich im Volke hier und da noch geltendmachend durch allerlei Narrentheidingen, Poſſen- und Narrenſpiele, repräſentirte er ſich auch noch in dieſer Zeit in einem förmlichen Narrenſtande.

Selbſt wo der Ernſt ſich im Leben noch ſo mächtig aufdrängte, der Humor im Narrengewande ſtand ihm doch immer zur Seite. Als einſtmal Kaiſer Maximilian, wie ſo oft, in Kriegsnöthen mit großen Sorgen wegen der nöthigen Geldmittel beladen war, trat ihn ſein Hofnarr Kunz von der Roſen, von dem er ſich ſo gern durch luſtige Schwänke unterhalten ließ, mit den Worten an: Majeſtät, werdet nur erſt Amtmann, dann werdet Ihr immer Geld genug haben. Selbſt der ernſte Kaiſer Karl, ſo einſam, ſtill und ſchweigſam er auch an ſeinem Tiſche ſaß, hatte doch immer, wie ich ſchon früher erwähnte, einige Schalksnarren hinter ſich ſtehen, die allerlei Poſſen reißen durften, und ihr Humor zwang doch zuweilen der ernſten Miene des Kaiſers ein halbes Lächeln ab. Am meiſten gelang es ſeinem Hofnarren Perico, den er aus Spanien bekommen, ihn durch Witze und Schwänke zum Lachen zu bringen. Ihre Stelle vertrat auch oft ein luſtig tändelnder Zwerg, den ihm der König von Polen geſchenkt, ſo niedlich im Körperbau wie lebhaft muntern Geiſtes, der den geſtrengen Kaiſer durch heitere Spiele aufs beſte zu ergötzen wußte. Noch weit mehr ließ ſich Karl's für Luſt und Lebensfreuden empfänglicherer Bruder Ferdinand gern auch mit ſeinem geſchwätzigen Hofnarren in muntere, kurzweilige Geſpräche ein, und wie am kaiſerlichen, ſo war auch faſt an jedem andern Fürſtenhofe ein Hof- oder Hausnarr, ein Luſtigmacher, den man „den luſtigen Rath" nannte, ein unentbehrlicher Beſtandtheil der fürſtlichen Dienerſchaft. Selbſt die Fürſtinnen konnten zu ihrem Zeitvertreib ihrer Närrinnen nicht entbehren. Indeß erfoderte das ausgebildete Narrenthum als eine Kunſt, in gemiſchtem Scherz und

Ernst, unter allerlei Narrenpossen verständige Gedanken zu äußern und den Fürsten Wahrheiten, die sie sich in unverstecktem Ernst nicht gern sagen ließen, in der Hülle einer Narrenposse aus dem Munde des Hofnarren vor das Ohr zu bringen, ein förmliches Studium. Und in der That war auch damals diese Narrenlust so vervollkommnet, daß Ihr Euch nicht wundern dürft, wenn die Geschichte so manches Erquickliche von wahrhaften Meistern im Narrenthum zu erzählen weiß. Sie nennt noch jetzt als solche, die sich im meisterhaften Narrenwesen ganz vorzüglich hervorgethan, einen Kunz von der Rosen am Hofe des Kaisers Maximilian, einen Perico an dem des Kaisers Karl, einen Claus Narr bei den Kurfürsten Ernst und Friedrich von Sachsen, der oft zwar derb und sogar wol zotenhaft, jedoch nicht ohne Salz mit der Thür ins Haus fiel und bei seinen Fürsten in so hoher Gunst und Werthschätzung stand, daß er bei einer Theilung Dem, auf dessen Theil er kam, zu 80,000 Thaler angeschlagen ward. Auch bei den Herzogen von Oestreich hatten sich mehre Hofnarren zu ihrer Zeit sehr berühmte Namen erworben. Und so seht Ihr denn, mein werther Freund, die Welt kennt nicht blos Feldherrnruhm, Ministerruhm, Gelehrtenruhm, sie kannte und kennt auch jetzt noch einen Narrenruhm.

Was nun diese Schalksnarren in Beziehung auf unsere Reichstage betrifft, so scheinen zwar die Fürsten ihre Haus- und Hofnarren in ihrem Gefolge nicht mit auf die Reichstage gebracht zu haben; ja, wir finden in den Reichstagsverhandlungen selbst bis zum Jahr 1575 mehrfacher Beschlüsse gegen das zum Theil auch schon sehr ausgeartete Narrenwesen erwähnt; es ergingen mehr-

mals Verbote deshalb. Allein das Bedürfniß des Narrenthums war neben dem Ernſt des Lebens einmal noch vorhanden; der Narrenhumor machte ſich im Bildungsſtande der Zeit immer noch als unentbehrlich geltend und ſelbſt auf den Reichstagen behauptete er, ſozuſagen, ſein altes Recht auf Sitz und Stimme. Wenn die Fürſten es ſich auch nicht erlaubten, ihre Hofnarren mitzubringen, ſo fanden ſich doch immer frei vagirende Schalksnarren, Sprecher oder Bänkelſänger, ſogenannte Freiharte, Freudenmacher und luſtige Geſellen, ein meiſt liederlich auf Jahrmärkten, Kirchweihen und Volksfeſten herumſchweifendes Volk, auf den Reichstagen zahlreich genug ein, welches für Geld und Wein jeder Zeit bereit war, bei Banketten und Trinkgelagen durch witzige Poſſen, luſtige Lieder und allerlei Späße die Fürſten zu beluſtigen. Weil ſich jedoch dieſe luſtigen Geſellen den Fürſten mitunter auch ungebührlich aufdrängten, ſo ward in der Reichstagsordnung zu Nürnberg im Jahr 1542 unter Anderm auch beſtimmt: „Es ſolle kein Freihart, Schalksnarr oder andere Sprecher auf dieſem Tage unerfodert zu Fürſten oder Herren gehen"; wer Dies übertrete, ſolle darum geſtraft werden. Ebenſo verordnete der Rath zu Frankfurt im Jahr 1562: „Kein Schalksnarr, Spielmann, Freudenmacher, Reimſprecher u. ſ. w. dürfe ſich bei ſchwerer Strafe ungerufen zu den Großen drängen."

Ich kann mir nicht verſagen, Euch als Probe aus einer Narrenſchrift Einiges aus einer Eingabe mitzutheilen, welche der berühmte Hofnarr des Königs Heinrich II. von Frankreich, Herr von Bruisquet durch einen ſeiner Amtsgenoſſen auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1555 den Fürſten und Geſandten überreichen ließ,

um ſie dadurch zur Friedensvermittlung zwiſchen dem Kaiſer und dem König von Frankreich aufzufodern. Betrachtet es als eine Probe des damals in den Narrenſchriften herrſchenden Geſchmacks. Der Hofnarr charakteriſirt ſich und redet die Fürſten in folgender Weiſe an: „Euer Allerunterthänigſter, Gehorſamſter (doch nur ſofern Ihr irgend was Nützliches und Gutes ſchaffet), der Herr von Bruisquet, oberſter Hofnarr des Königs und ſeiner Majeſtät Kammerdiener, der Königin Thürhüter, Poſtmeiſter von Paris, Einkäufer zu Sanct-Michael Vicarie, Herr in meinem Hauſe, Fournirer von Huttay, auch blind auf einem Auge, einer Hand mangelnd, bucklich auf einer Schulter, dabei auch lahm und ein Mann des allerungeſchaffenſten, böſeſten, ärgſten, ſchnödeſten Weibes, ſo in der ganzen Stadt Paris iſt, alſo bitte ich und wünſche, daß es mit Euch allen auch ſo zu Stande ſei.“ Die Ermahnungsſchrift beginnt dann alſo: „Euch Herren bitte ich Herr von Bruisquet, oberſter Hofnarr des Königs, ganz unterthäniglich, Ihr wollet dem Römiſchen Kaiſer und dem Könige Heinrich Fürſehung thun mit Pflegern und Curatoren, dieweil ſie arme, verlaſſene Waiſen ſind, die weder Vater noch Mutter haben, damit ſie ſich in künftiger Zeit deſto beſſer als in vergangener gouverniren, denn ſie die Zeit ihres Lebens nicht anders denn nur in Turnieren, Schulden und Untreue gelebt, wie die armen Leute, die ein Dutzend Kinder zu ernähren haben.“ Hierauf fodert er die Fürſten und Geſandten auf, „als die Allerweiſeſten aus den Königreichen“ Friede zu vermitteln und zu zeigen, ob ſie „wirklich auch recht fromm, fürſichtig, verſtändig und weiſe, oder wol contrafect oder auch gar Fantaſten und natürliche Narren

seien, denn den Hochweisen und Verständigen, aber auch den Thoren und den Narren darf man nicht viel predigen." Dann ermahnt er die Fürsten: „Verlasset Euch nicht auf Eure Nadelspitzen, als wollet Ihr sagen: O ich will Das so haben und so will ich dieses haben! O du hast Das gethan, und du da hast dieses gethan! O Das gehört unserm Herrn zu, oder aber so gehört Das unserm Herrn an. Hat doch der leidige Teufel überall auch sein Theil, und werdet Ihr ansehen, was sie jetzt mit Recht besitzen, so behalten sie gerade soviel als ich, denn Einer hat's dem Andern abgenommen, dieser Andere hat's wieder einem Andern entrissen und wiederum dieser Andere hat's auch einem Andern abgerungen, und zum Beschluß: weder der Eine noch der Andere hat vor tausend Jahren davon irgend etwas gehabt." Am Schlusse der Schrift heißt es endlich: „Wenn Ihr nun aber Ruhe und Friede stiftet, so wird man alsdann in der ganzen Welt sagen: Ihr seid die allerhochverständigsten, die gelehrtesten und ehrenreich tapfersten Männer, so je aufs Erdreich gekommen sind; ja, man würde Euch abconterfeien und malen auf Straßen, Wänden, Thürmen und Tapezereien in der ganzen Welt, und man würde sagen: Das sind die, die da haben die Christenheit in Ruhe und Friede gestellt. Sofern Ihr aber nichts ausrichtet, dann wird auch alle Welt das Widerspiel sagen und Euch zurufen: O Ihr Diebische, Juden und Wiedertäufer!"

So ließ sich ein launiger Hofnarr in Scherz und Ernst damals gegen die Fürsten auf dem Reichstage zu Augsburg aus. Und nun zum Beschlusse nur noch die Bemerkung, daß auch bei Turnieren auf den Reichstagen der Humor in Schalksnarren seine Rolle mitspielte. So

erlaubte Kaiſer Maximilian auf einem Reichstage zu Augsburg (1518) ſeinem Hofnarren Kunz von der Roſen es gern, nach einem gehaltenen Scharfrennen auch ſeinerſeits ein ritterliches Narrenſpiel aufführen zu dürfen, was zum Gelächter aller Zuſchauer damit endigte, daß der Hofnarr ſeine ganze Spielgeſellſchaft nebſt einen Mönch in einen mit Waſſer gefüllten Röhrkaſten ſtürzte. Ihr erinnert Euch auch aus meinem letzten Schreiben, daß es ein Schalksnarr war, der den mit einer goldenen Kette gefeſſelten Cupido zum Turnierplatz herbeiführte, drohend ihn wegen verurſachter Untreue an einen Galgen aufzuhängen. Auch als Zwiſchenſpiel, als Intermezzo beim Turnier ließ man in allerlei Narrenſpielen und Narrenpoſſen noch einige Zeit dem Humor ſein altes Recht, doch wie es ſcheint, in ſpätern Zeiten auf Reichstagen nur ſelten.

X.

Augsburg, 6. Auguſt 1582.

Vor wenigen Tagen hatten wir hier in Augsburg das Vergnügen, den König Matthias von Ungarn und den Hochmeiſter des Deutſchen Ordens Maximilian, beide Erzherzoge von Oeſterreich und Brüder unſers Kaiſers Rudolf, wie ich Euch ſchon früher gemeldet, in einem großen Zuge von 55 Kutſchen zur Theilnahme an dem hier noch fortdauernden Reichstage in die Stadt einkommen zu ſehen. Zwei Tage darauf gaben ſie den

anwesenden Fürsten ein glänzendes Bankett, wobei Spiel und Tanz bis tief in die Nacht dauerten. So ist es jetzt immer und war es von jeher bei allen großen Banketten auf Reichstagen Sitte. Mit Spiel und Tanz verbrachten die Fürsten, wenn nicht Jagden, Turniere oder andere Vergnügungen sie aus der Stadt lockten, in ihrem socialen Zusammenleben oft halbe Tage und halbe Nächte.

Ich will Euch nur einige wenige der zahlreichen Beispiele aus den mir vorliegenden Berichten vom Reichstage zu Regensburg im Jahr 1541 mittheilen. Da heißt es: Am 10. Mai hat der Kurfürst von Brandenburg mit dem Landgrafen von Hessen, der Fürst Wolf und die beiden andern Fürsten von Anhalt bei dem Herzog von Savoyen gegessen und haben dann gespielt; darauf ist der Kurfürst eine Weile beim Erzbischof von Mainz gewesen und auf den Abend ist der Landgraf wieder zum Kurfürsten gekommen, haben gegessen und miteinander gespielt bis um 12 in der Nacht. Ferner: Am Pfingsten Montag sind bei Herzog Wilhelm von Baiern der Kurfürst von Brandenburg, der Markgraf Georg, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Savoyen nebst vielen andern Fürsten und Bischöfen zu Gast gewesen. Nach dem Essen haben die angezeigten Fürsten miteinander gespielt. Darnach ist Herzog Wilhelm sammt seinem Gemahl und Frauenzimmer zu Pfalzgraf Friedrich geritten, wo auch des Kurfürsten von Brandenburg Gemahl und Frauenzimmer zu Gast gewesen und ist daselbst viel getanzt worden. Auf den Abend hat abermals Herzog Wilhelm den Kurfürsten von Brandenburg, den Markgrafen Georg, den Landgrafen von Hessen, den Mark-

grafen Albrecht, den Herzog Otto Heinrich und Herrn Hans Ungnad zu Gaſt gehabt und nach Eſſen haben alle bis in die Nacht um 11 Uhr geſpielt.

Doch genug. Ihr ſehet, mein werther Freund, ſchon aus dieſen wenigen Beiſpielen, die ich noch bedeutend vermehren könnte, daß es bald größere, bald kleinere Geſellſchaften von Fürſten waren, die ſich die Zeit mit Spielen vertrieben. Die leidenſchaftlichſten und zugleich auch oft die unglücklichſten Spieler waren die beiden Pfalzgrafen Otto Heinrich und Philipp, der Kurfürſt Joachim von Brandenburg und der Landgraf Philipp von Heſſen. Sie fingen nicht ſelten ihr Spiel ſogleich nach dem Mittagsmahle an, ſetzten es den ganzen Nachmittag ohne Unterlaß bis zum Abend fort, dann wurde geſpeiſt und wieder geſpielt bis 11 oder 12 Uhr in der Nacht. So ſah man hier Fürſten zuweilen Tag und Nacht am Spieltiſche ſitzen, welche die in ihren Ländern beſonders im Bürgerſtand ſtark herrſchende Spielſucht durch ſtrenge Geſetze zu unterdrücken ſuchten, denn Kurfürſt Joachim erließ z. B. ein Edict, daß Keiner in ſeinem Lande fortan mehr als 300 Gulden baar oder an der Kreide verſpielen ſolle; wer mehr gewönne, müſſe den Ueberſchuß an den Fiscus zahlen und überdies die doppelte Summe als Strafe erlegen.

Ihr fraget vielleicht, welche Arten von Spielen es denn geweſen ſein mögen, die auf die Fürſten eine ſo zauberiſche Macht übten? Ich kann Euch darüber wenigſtens Einiges mittheilen. Vorzüglich war es das ſchon den alten Völkern und wahrſcheinlich auch ſchon den alten Deutſchen bekannte Würfelſpiel, womit ſich Fürſten und Fürſtinnen auf den Reichstagen oft ſtundenlang

erlustigten. Eins der gewöhnlichsten und beliebtesten Spiele war ferner das Kartenspiel in seinen verschiedenen Abwechselungen. Eine dieser Spielarten, an welcher gewöhnlich Fürsten und Fürstinnen zusammen theilnahmen, hieß (ich weiß nicht recht weshalb) „das Primirerspiel", vielleicht das Premierspiel, weil es wahrscheinlich darauf ankam, der Reihe nach eine bestimmte Anzahl der ersten Stiche zu machen. Häufig spielten die Fürsten auch „Landsknecht". Es war dies ein erst seit des Kaisers Maximilian I. Zeit in Gebrauch gekommenes Spiel und scheint wol dasselbige gewesen zu sein, welches man auch das Karnöffelspiel nannte, denn der Karnöffel repräsentirte nach einer Deutung den Landsknecht und war im Spiel die mächtigste Karte, indem sie alle übrigen stach. Auch das in Frankreich beliebte Kartenspiel „Fluere" genannt mag den deutschen Fürsten durch französische Gesandte auf den Reichstagen bekanntgeworden sein. Es wurde dabei nicht immer um Geld, sondern oft auch um andere Gegenstände, um einen Kranz, um ein Paar Pantoffel u. dergl. gespielt. Um das Spiel mitunter mit einigem Humor zu würzen, wurden zuweilen auch die Hofnarren zum Kartenspiel mit zugelassen. So spielte einstmals Maximilian's Hofnarr Kunz von der Rosen mit einigen Fürsten. Da er beim Kartentheilen zwei Könige bekommen, sprang er schnell auf, holte sich am Arm gefaßt den Kaiser herbei und rief voll Freude aus: Hier habe ich drei Könige, hab' also das Spiel gewonnen, und flucks strich er das Geld ein. Ein anderes damals unter den Fürsten nicht nur, sondern auch im Bürgerstande sehr beliebtes und hier und da noch jetzt geübtes Spiel war das

Schießen auf der Pilkentafel, auf welcher, wie Ihr Euch aus einem meiner frühern Schreiben erinnern werdet, der Kurfürſt Moritz von Sachſen und Markgraf Albrecht von Brandenburg, wenn ſie hier in Augsburg auf dem Reichstag waren, ſo gern mit des Doctors Töchterlein, der ſchönen Jakobine ſpielten. Es iſt dies nämlich eine lange und ſchmale, mit einem Rande und Rinnen verſehene, geglättete Spieltafel, auf welcher bald zwei, bald vier einander gegenüberſtehende Spielende runde, unten glatt geſchliffene, mit fünf bis ſechs nummerirte Steine oder metallene Scheiben der Länge nach ſo hinzuſchießen oder hinabzuwerfen ſuchen, daß ein Stein immer über den Stein des andern zu ſtehen kommt. Die Steine werden aus freier Hand geſchoſſen oder geworfen und es kommt darauf an, den Stein des andern ſo zu treffen, daß er durch eine der Oeffnungen in dem Rande oder der Querleiſte der Tafel in die Rinne durchgehe. Nach mehrmaligen Würfen entſcheidet ſich hiernach Gewinn oder Verluſt. Die Spieltafel iſt bald länger bald kürzer, bald 10—12 Fuß, bald auch 46—50 Fuß lang und zwei Fuß breit. Von letzterer Länge habe ich ſie ſelbſt einigemal geſehen. An manchen Orten ſoll dieſes Spiel auch unter den Namen Schießtafel, Drucktafel, Druckſpiel oder Trockſpiel üblich ſein und man meint, daß aus ihm das Billardſpiel hervorgegangen ſei. Außer dieſen Spielen in der Karte und auf der Pilkentafel füllte auch das Schachſpiel den Fürſten manche Stunde aus; ſelbſt Glücksſpiele waren auf unſern Reichstagen nicht ungewöhnlich.

Und nun die Folgen dieſer zügelloſen Spielſucht vieler Fürſten; — Ihr möget ſie leicht ſelbſt errathen:

— Spielſchulden über Spielſchulden. Der Landgraf Philipp von Heſſen, der ſich einmal damit entſchuldigte, auf einem Reichstage nicht erſcheinen zu können, weil ihm ein ſolcher Reichstagsbeſuch wegen der gewöhnlich herrſchenden Theuerung und des zu ſeiner Sicherheit auf der Reiſe nothwendigen ſtarken Gefolges gemeinhin 30,000 Gulden koſte, hatte auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) ſo unglücklich geſpielt, daß er zur Deckung ſeiner Spielſchulden von Kurt von Boyneburg 1000 Gulden borgen mußte, und Graf Gabriel von Ortenſtein quittirte ihm über eine noch größere Summe. Den Kurfürſten Joachim von Brandenburg ſtürzte bei ſeiner ohnedies ſo ſchlechten Finanzverwaltung ſeine leidenſchaftliche Spielſucht auf den Reichstagen immer tiefer in Schulden. Während ſeines Aufenthalts auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahr 1542 ſchrieb mir über ihn mein dortiger Freund: „Elector Marchio hic apud omnes male audit. Man ſagt, daß er itzund 30,000 Gulden (was ich in Wahrheit nicht gern ſchreibe) und kurz zuvor 10,000 Gulden verſpielt, alſo daß er auf zwei Sitzen 40,000 im Spiele verloren hat. Er hat allhier einen Finanzer liegen, der hat ihm auf großen Wucher eine merkliche Summe Geld aufgebracht; hat er aber baar Geld haben wollen, ſo hat er dazu ein Kleinod, welches ich in meinen Händen gehabt, nehmen müſſen, angeſchlagen für 3000 Gulden, das kaum 600 werth iſt. Es iſt fürwahr Sünde und Schande, daß man ſolchen großen überſchwenglichen Wucher leidet. Als nun derſelbe Finanzer nicht mehr Geld allhier hat aufbringen können (denn nicht Jedermann gern ſeinem Herrn leiht; zudem haben ſich für dieſe hieſige Summe die beiden

Markgrafen Georg und Albrecht sammt etlichen der Ihrigen von der Ritterschaft und den Vornehmsten des Adels auf hohes Bitten und Anlangen des Kurfürsten zu Bürgen verschreiben müssen), so ist er jetzt mit etlichen Credenzbriefen gen Augsburg geritten, in Willens nachfolgends gen München zu reiten, um in denselbigen Städten auch Geld aufzubringen." Und doch ließ dieser Fürst dem Kaiser, der ihn im Jahr 1550 auf den Reichstag nach Augsburg einladen ließ, die Antwort bringen: durch den Besuch der Reichstage und andere dem Kaiser und Reich geleisteten Dienste habe er sich in merkliche Beschwerungen stecken, auch seine Landschaft deswegen zum höchsten beschweren und erschöpfen müssen. Das persönliche Besuchen des Reichstags sei ihm daher nicht nur bedenklich, sondern auch ihm und seinen Unterthanen beschwerlich und unerträglich. Unter solchen Umständen also auch kein Wunder, daß Joachim, der auch sonst auf Reichstagen in Festlichkeiten aller Art viel Geld verschwendete, eine Schuldenmasse von mehr als dritthalb Millionen Thaler hinterließ.

Wie der Kurfürst und der Landgraf, so noch manche andere Fürsten. Die beiden Brüder Pfalzgrafen Otto Heinrich und Philipp waren auf dem Reichstag zu Nürnberg im Jahr 1542 durch ihre Spielsucht so in Schulden gerathen, daß sie viele Tausende aufborgen mußten und zwar zu 15—20 Gulden vom Hundert. Aber auch diese Summen reichten gegen Ende des Reichstags zur Bezahlung ihrer Schulden beiweitem noch nicht hin. „Die beiden Brüder Otto Heinrich und Philipp", schrieb mir damals mein dortiger Freund, „stecken noch in großer Schuld und haben itzund aus Bedrängniß

ihrer Schuldner (denn sie sind einem Bürger hier allein 90,000 Gulden schuldig) denen von Nürnberg die Herrschaft Heydeck und zwei weidliche Aemter Stein und Allersberg verkaufen müssen. Die Summe wie hoch steckt noch in der Feder. Man will aber sagen, daß es mehr sei als 200,000 Gulden. Es hätten viele Leute solchen Kauf gern verhindert, sonderlich die bairischen Fürsten, denn die Päpstischen reden übel davon und sprechen: sie (die Fürsten) seien darum Lutherisch geworden, damit sie die Kirchen stürmen, die geistlichen Güter zu sich nehmen und also auf Reichstagen sich aus ihren Schulden reißen mögen. Aber die Nürnberger fragen nicht viel darnach, geben Geld, kaufen immerzu ein Land nach dem andern an sich und kommt doch das Geld zuletzt wiederum zu ihnen. Allhier geht daneben auch das Murmeln, das Amt Amberg und Sulzbach werden auch bald flattern, deß die von Nürnberg auch nicht sehr erschrecken werden, denn es sind zwei feine, weidliche Städte. Also hält man itzund Haus, daß es zu erbarmen ist. Die Städte kommen sehr über sich, nehmen zu und werden reich, und die Fürsten verderben und werden arm."

Das sah also, wie Ihr hieraus entnehmet, schon damals mein Freund mit als eine Folge des Lebens und Trinkens der Fürsten auf den Reichstagen an, und so hatte jener Zeitgenosse, dessen Worte ich schon einmal erwähnte, wol ganz recht, wenn er von dem Reichstage zu Augsburg (1548) sagt: „Es verthaten auch Fürsten und Herren mit vielem übermäßigen Bankettiren eines Theils nicht allein, was in ihren Kammern vorhanden und sie Alles mit sich auf den Reichstag genommen, was

ſich in viele Tauſend Thaler erſtreckt, ſondern auch mit großer Mühe, unwiederbringlichem Schaden und Unrath ſoviel aufnehmen müſſen, damit ſie aus Augsburg mit Glimpf ſcheiden konnten."

Zu den ſocialen Vergnügungen der Fürſten auf den Reichstagen und namentlich bei ihren glänzenden Banketten gehörte, wie ich ſchon im Eingang dieſes Schreibens erwähnte, vornehmlich auch der Tanz. Man würde irren, wenn man meinte, die Reichstage ſeien blos Zuſammenkünfte von Fürſten und fürſtlichen und ſtädtiſchen Geſandten; vielmehr begleiten dieſe ſehr häufig auch ihre Gemahlinnen, Töchter und die zu deren Gefolge und Bedienung gehörigen Frauenzimmer. Schon dem alten Kaiſer Maximilian folgte auf die Reichstage zuweilen ſeine Gemahlin Maria, ſowie auch ſeine zweite Gemahlin, die Italienerin Blanca Maria. Ihr erinnert Euch wol auch aus meiner frühern Mittheilung, mit welchem zahlreichen Hofgefolge die Königin Maria von Ungarn und die ebenſo ausgezeichnet ſchöne als liebenswürdige Königin Anna, des Römiſchen Königs Ferdinand Gemahlin, auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) erſchienen. Auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) ſah man die Kurfürſtin Hedwig von Brandenburg, die Pfalzgräfin Dorothea, des Pfalzgrafen Friedrich II. Gemahlin, die Herzogin Maria Jakobäa, des Herzogs Wilhelm IV. von Baiern Gemahlin, die Pfalzgräfin Suſanna, Gemahlin des Pfalzgrafen Otto Heinrich, und mehre andere Fürſtinnen, alle mit ihrem zahlreichen Frauenzimmer anweſend. Die lebensluſtige Gemahlin des Kurfürſten von Brandenburg begleitete dieſen auch auf den Reichstag zu Augsburg (1547), wo außer ihr auch die beiden

Schweſtern des Römiſchen Königs Ferdinand, Iſabelle, verwitwete Königin von Dänemark, und die verwitwete Königin Maria von Ungarn, nebſt mehren andern Fürſtinnen mit ihrem weiblichen Hofgefolge eintrafen. Auf einem ſpätern Reichstage (1566) empfingen wir hier in Augsburg auch die Kaiſerin nebſt ihren drei Töchtern mit ihrem zahlreichen Hofe.

Für ſolche weibliche Reichstagsgäſte war natürlich der Tanz ein unentbehrliches Vergnügen, ſodaß kein nur irgend glänzendes Bankett gehalten wurde, wobei man nicht bis tief in die Nacht tanzte. Auch wenn keine Fürſtinnen auf den Reichstagen gegenwärtig waren, vergnügten ſich die Fürſten mitunter gern an Tanzbeluſtigungen. Schon Kaiſer Friedrich III. ergötzte ſich, wenn er in Köln oder hier in Augsburg auf dem Reichstag verweilte (1473—74) mit den Fürſten am ſogenannten Geſchlechtertanz, ordnete ihn auch ſelbſt wol an oder die Bürgerſchaft veranſtaltete ihm einen ſolchen zu Ehren. Dann tanzte der junge Erzherzog Maximilian gern mit dem ſchönen Fräulein von Fünſtingen. Nach der Sitte tanzten zwei Grafen vor ihm und zwei Grafen nach ihm; darauf folgten mitunter auch Erzbiſchöfe oder Biſchöfe und alsdann die übrigen Paare. Auch als Kaiſer liebte Maximilian noch das Tanzvergnügen. Allein es hatte ihm nie recht gefallen, daß das weibliche Geſchlecht bei ſolchen Tanzfeſten verſchleiert zu erſcheinen pflegte. Als daher im Jahr 1518 bei ſeiner Anweſenheit in Augsburg um die Faſtnachtzeit ihm zu Ehren ein Geſchlechtertanz ſtattfinden ſollte, ließ er durch den Cardinal Lang den Wunſch äußern, die Geſchlechterfrauen möchten die bisher bei ſolchen Solennitäten gewöhnlich

faſt das ganze Geſicht bedeckenden Schleier ablegen und bei dem Tanz unverſchleiert erſcheinen. Man kann ſich denken, wie dieſe reformatoriſche Entſchleierung auf manchem Geſichtchen Freude, auf manchem aber auch Kummer und Beſorgniſſe erwirkte. Indeß der Kaiſer wünſchte und es mußte geſchehen. Man ließ ihm durch den Bürgermeiſter melden, die Frauen würden ſeinem Befehle nachkommen. Der Kaiſer — Dies wird dabei als merkwürdig erwähnt — ordnete dann auch an, daß die Frauenzimmer einen Reihen ganz allein, je zwei und zwei, ohne Mannsperſonen tanzen mußten. Vielleicht war dies eine Nachahmung des ſpaniſchen Tanzes, den nur adelige und bürgerliche Frauen aufführten, prachtvoll in Goldſtoff, Sammet und Seide gekleidet, an den entblößten Armen mit köſtlichem Geſchmeide geſchmückt, wobei ſie mit den Fingern Schnippchen ſchlugen.

Natürlich wechſelten die Tänze in der Haltung, Stellung und Wendung der Tanzenden verſchieden ab. Wie der Bürgerſtand ſeine mannichfaltigen Arten von ſogenannten Hahnentänzen, geſchäubelte Tänze, den Walzertanz u. a. hatte, ſo ſah man unter dem Schalle von Trompeten und Pauken, Zinken, Schalmeien und Sackpfeifen die fürſtlichen Tänzer und Tänzerinnen ſich in deutſchen, welſchen und ſpaniſchen Tänzen erluſtigen, wozu ſie gewöhnlich in den ſogenannten Pagereien (an fürſtlichen Höfen für junge Edelleute eingerichtete Bildungsanſtalten) eingeübt zu werden pflegten. Meiſt ſcheint der Tanz fürſtlicher Perſonen einen gewiſſen ernſten Charakter gehabt und in langſamen, der fürſtlichen Würde angemeſſenen Bewegungen und Aufzügen beſtanden zu haben, daher man auf den Reichstagen

auch hohe Geiſtliche, Cardinäle, Erzbiſchöfe und Biſchöfe an ſolchen Tänzen theilnehmen ſieht. Dürfen wir aber dem Urtheil eines Nordländers trauen, ſo ſcheint der ſpaniſche Tanz mit ſehr lebendigen Bewegungen verbunden geweſen zu ſein. Auf dem Reichstage zu Augsburg (1547) anweſend, ſchreibt er darüber: „Ich habe auf den Abend bei König Ferdinand einen Tanz geſehen, daß ein ſpaniſcher Herr, der ein langes Kleid bis auf die Erde und umher zu anhatte, ſo daß man von den Füßen nicht wohl etwas ſehen konnte, ein Fräulein aufzog und mit demſelben ein Algarde oder Paſſioneſa (wie ſie's nennen) tanzte. Er that ab und zu gewaltige Sprünge; ſie auch, wußte ihm von allen Seiten zu begegnen, daß es eine Luſt anzuſehen war; und wenn dann der Tanz zu Ende war, fing ein anderes Paar einen welſchen Tanz an." König Ferdinand, bei welchem der erwähnte Geſandte dieſen Tanz, wie es ſcheint, zum erſtenmal ſah, war überhaupt ein großer Freund des Tanzvergnügens und „tractirte auch auf den Reichstagen die Fürſten und das königliche und fürſtliche Frauenzimmer, ſowie die fürſtlichen und gräflichen Fräulein ſtets herrlich mit allerlei Kurzweil von prächtigen Tänzen", womit zuweilen auch „herrliche Mummereien" oder Maskeraden verbunden waren.

Endlich geben auf den Reichstagen — und damit will ich jetzt ſchließen — auch Heirathsangelegenheiten und Beilager mitunter zu allerlei Luſtbarkeiten Anlaß. Hier in Augsburg fand zur Zeit des Reichstags im Jahr 1518 das feierliche Beilager des Markgrafen Kaſimir von Brandenburg mit der bairiſchen Prinzeſſin Suſanna, der Tochter des Herzogs Albert IV. von

Baiern ſtatt, nachdem der Kaiſer ſelbſt und ſämmtliche anweſende Kurfürſten und Fürſten die feſtlich geſchmückte Braut zuvor feierlich eingeholt. Auf dem ſpätern Reichstage (1530) erſchien hier der natürliche Neffe des Papſtes Alexander Medici, dem Kaiſer Karl ſeine natürliche Tochter Margarethe zur Ehe verſprochen hatte, mit einem ſehr glänzenden Geleite von vielen italieniſchen Großen und Dynaſten, um hier unter vielen Feſtlichkeiten und Luſtbarkeiten, die der Kaiſer bereiten ließ, ſein förmliches Verlöbniß zu feiern. Noch glänzender waren die Hochzeitsfeſte auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1546, als dort der junge Herzog Albrecht V. von Baiern ſeine Vermählung mit des Römiſchen Königs Ferdinand zweiter Tochter, der Prinzeſſin Anna, und der Herzog Wilhelm von Kleve die ſeinige mit Ferdinand's dritter Tochter Maria mit großem Aufwand und Pomp vollzogen.

XI.

Augsburg, 16. Auguſt 1582.

Ihr wundert Euch, mein werther Freund, und zwar mit Recht über die bedeutenden Schulden, welche ſo manche Fürſten durch ihre leidenſchaftliche Spielſucht auf den Reichstagen auf ſich luden. Allein auch noch in mancher andern Hinſicht war das ſociale Leben der Fürſten bei ſolchen Verſammlungen mit außerordentlichen Koſten verbunden. Ihr wiſſet, wie ſehr von jeher die ſtädtiſchen Magiſtrate bemüht geweſen, durch geſetzliche Beſtimmungen dem übermäßigen Luxus im Bürgerſtande, beſonders auch

dem in der Kleidertracht zu ſteuern. Auch die Fürſten ließen es nicht an Verordnungen fehlen, um dem übertriebenen Kleideraufwand entgegenzuwirken. Auf dem Reichstage zu Nürnberg (1524) ward in einem Entwurf zu einem Sitten- und Luxusgeſetz für das geſammte Reich unter Anderm beſtimmt: „Es ſolle Ordnung getroffen werden, daß die Kurfürſten und geiſtliche und weltliche Fürſten an ihren Höfen, bei dem Adel und ihrem weiblichen Hofſtaat vorzugsweiſe ſolchen Ueberfluß in koſtbaren Kleidern, Juwelen und Geſchmeide abſchafften und länger nicht duldeten; ſie möchten eine Vorſchrift erlaſſen, wie ſolche inskünftige getragen werden ſollten. Innerhalb vier Monaten nach ihrer Heimkehr vom Reichstage ſollten die Fürſten von allen Grafen, Freiherren und andern Adeligen ihrer Fürſtenthümer wenigſtens einen aus ihrer Familie zu ſich berufen, um ihnen vorzuſtellen, was wegen Abſchaffung des Ueberfluſſes an koſtbaren Kleidern und mannichfaltigem Geſchmeide durch den Kaiſer, die Fürſten und andere Stände zum Heil und Ruhm der ganzen Nation verordnet worden ſei.“

Die Fürſten alſo ſollten auch hier mit ihrem Beiſpiele dem Volke vorleuchten und Kaiſer Karl ſelbſt ging allerdings auch als Muſter der Sparſamkeit und Enthaltſamkeit von allem unnöthigen Aufwand auf den Reichstagen den Fürſten voran. „In Geldſachen“ — ſagt von ihm der venetianiſche Geſandte Mocenigo noch im Jahre 1548, alſo einer Zeit, wo Karl noch auf dem Gipfel ſeines Glücks und ſeiner Macht ſtand — „iſt Se. Majeſtät überaus ſorgfältig, und gleich wie er, wo es nöthig iſt und in den nothwendigen Dingen gern jede große Ausgabe macht, ſo kann er auch außer der Zeit

und in überflüſſigen Dingen nicht dulden, daß nur ein Dukaten von den Seinigen ausgegeben werde. In Dingen ſeines Hauſes und ſeiner Umgebung zeigt ſich der Kaiſer ebenfalls ſehr genau. Er hält im Gedächtniß, was man geſagt von allen ſeinen auch kleinern Kleidungsſtücken, ſodaß wenn ihm ein Hemd oder ein Schnupftuch fehlt, er es oft bemerkt. Auch läßt er ſich manchmal die Kleider ausbeſſern. Man ſagt, daß der Kaiſer es ſo in der Kleidung halte, nicht eigentlich um wenig auszugeben, ſondern vielmehr damit jene ſeines Hofes, welche ſich immer erfreuen, ihm nachzuahmen, nicht verurſacht werden mögen, große Ausgaben zu machen. Und dieſes Beiſpiel ſah man auch in den deutſchen Kriegen, da der Kaiſer in Barchent gekleidet war, ſodaß die ganze Kleidung nicht einen Scudo werth war, und einen Hut von Wolle, der einen Marcello koſtete. So kleideten ſich alle die großen Herren und andere dieſes Hofes in derſelben Weiſe."

Nach dieſem Zeugniß eines mit der Perſönlichkeit des Kaiſers und den Verhältniſſen des kaiſerlichen Hofes ſehr bekannten Mannes dürfen wir allerdings glauben, daß Karl's Einfachheit und Sparſamkeit in ſeiner ganzen Lebensweiſe unter den Großen und Beamten ſeines Hofes die gewünſchte Nachahmung fand. Unter den Fürſten dagegen fand er ſie wenig oder nicht, weder in ihrer Lebensweiſe, noch in ihrem äußerlichen Erſcheinen zumal auf den Reichstagen. Hier trieben ſie auch in der Kleidertracht und im ganzen Körperſchmuck einen ſolchen Luxus, daß ſie darin ſelbſt den Beſtimmungen des erwähnten Reichstags zu Nürnberg auf jeder ſpätern Reichsverſammlung ſozuſagen Hohn ſprachen. Dazu

kam, daß in der Tracht gerade auf den Reichstagen auch die Mode öfter als ſonſt ihr Recht und ihre Macht geltendmachte. Ein Fürſt ahmte bald eine ſpaniſche, ein anderer bald eine neue welſche Mode in Halskrauſen, Bareten, Wamſen und Pluderhoſen, Stiefeln, Haar- und Bartputz u. dergl. nach, und was der Eine that, glaubte auch der Andere thun zu müſſen. Markgraf Johann Albrecht von Brandenburg war bisher in ſeiner Kleidertracht viel ſchlichter und einfacher auf den Reichstagen erſchienen. Er ſchämte ſich aber, auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) wieder in ſolch einfacher Kleidung aufzutreten, und erſuchte daher zuvor den Herzog von Preußen, ihm ein ſchönes Zobelfutter zukommen zu laſſen, „damit er auf dem Reichstage in prächtiger Kleidung den andern Fürſten gleich gehen möge". Der bloße Sammetrock, in welchem der Fürſt überall erſchien, mußte auf dem Reichstage durch koſtbares Pelzwerk von Hermelin, Zobel u. dergl. in ein prächtiges Staatskleid verwandelt werden. Dazu nun noch der Prachtſchmuck bei Turnieren, die meiſt ſehr koſtbare Ausrüſtung und der glänzende Ausputz der Roſſe, die übertrieben reiche Bekleidung der fürſtlichen Dienerſchaft, da wir hören, daß es Fürſten gegeben habe, die auf Reichstagen ihre Pferde mit dem koſtbarſten Sammet geſchmückt und „all ihr Hofgeſinde groß und klein in goldene Stücke nach dem Beſten gekleidet gehabt". In dieſer wetteifernden Verſchwendung in Pracht und Glanz übertraf aber keiner leicht den Pfalzgrafen Friedrich II., der, wie er in der Heimat auf koſtbare Bauten und prunkende Feſte oft außerordentliche Summen verwandte, ſo auch auf den Reichstagen bei allen Gelegenheiten Pomp und

Pracht zur Schau trug. In ſeinem überaus reichen Tafelgeräth befand ſich unter andern ein Pokal von lauterm ungariſchen Golde, über 800 Dukaten an Werth, deſſen kunſtreiche Arbeit dieſen Werth noch bedeutend ſteigerte. Auf dem Reichstage zu Augsburg (1548) machte er damit dem kaiſerlichen Geheimen Rath Granvella ein Ehrengeſchenk.

Wir hören allerdings auch manche Fürſten über den übertriebenen Aufwand klagen, zu dem die Deutſchen vornehmlich auch durch die Anweſenheit ſo vieler reicher ſpaniſcher, italieniſcher und niederländiſcher Großen ſowol bei Gaſtmählern als im Kleiderluxus veranlaßt und ſogar genöthigt würden. Der Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen ſchrieb ausdrücklich die unmäßigen Ausgaben und Koſten auf den Reichstagen dem Umſtand zu, „daß ein Auswärtiger Kaiſer ſei und ſo vieler fremden Nationen Leute mit ihm auf die Reichstage kämen". Eine ähnliche Klage erhob auf dem Reichstage zu Speier (1544) in einem Geſpräch mit dem Kaiſer auch der Landgraf Philipp von Heſſen. Jener aber erwiderte ihm: Auf ſolchen Aufwand ſei es auf den Reichstagen gar nicht abgeſehen; die Fürſten ſeien ſelbſt Schuld daran, denn ſie hätten durch unnöthigen Prunk die Koſten des Aufenthalts übertrieben; es ſtehe daher ja bei ihnen nur, ſich darin zu beſchränken. Was aber die Fürſten thaten, ahmten nach Kräften auch die Geſandten nach, wofür die Kaſſen der Städte, die ſie geſandt, oft ſchwer büßen mußten. So hat es unſer Augsburg lange drückend gefühlt, daß ſich unſere Geſandten auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1541 in ſo übermäßiger Pracht gezeigt und ſo ſehr bedeutende Geldſummen übermüthig verſchwendet

hatten. Da kam es denn freilich mitunter auch vor, wie uns ein Augenzeuge verſichert, daß „wer ein gut Kleid, um es auf dem Reichstage zu tragen, hatte machen laſſen, verkaufte es beim Abſchied wieder um halbes Geld und ſah ſich um, dafür einen Klepper zu kaufen".

Daß die Koſten des Aufenthalts auf den Reichstagen noch bedeutend vermehrt werden, wenn Fürſtinnen ihre Gemahle begleiten, darf kaum erwähnt werden. Ihre Kleidertracht, in deren Pracht und Schmuck auch ſie untereinander wetteiferten, war natürlich noch weit koſtbarer. Man ſah die Römiſche Königin in einem Kleid von weißem Atlas mit goldenen Eichenblättern und Eicheln, mit langen, weit herabhangenden Aermeln, in ſpaniſcher Mode, auch Schmuck und Schleier auf ſpaniſch zugerichtet. Die Fürſtinnen erſcheinen bei Banketten und Tanzvergnügungen in prachtvollen Staatskleidern von Karmoiſinatlas, rothem, grünem und braunem Sammet, allerlei Damaſt und Atlas von allen Farben oder in Gewanden mit goldenen Ketten belegt oder goldenen Borten verbrämt, in goldenen Röcken mit koſtbarem Pelzwerk gefüttert, von reichen goldenen und ſilbernen Stoff mit Gold übergoldet, wovon die Elle 8, 9, 10 bis 18 Gulden koſtete. Den Kopf der Fürſtin ſchmückt eine goldene oder eine Perlenhaube, auch wol eine Art von Baret mit weißen oder goldenen Federbüſchen. Die meiſten dieſer Stoffe kommen aus Florenz, Mailand und Venedig, oder auch aus den Manufacturen großer deutſcher Handelshäuſer, auf die Reichstage und finden da auch häufig guten Abſatz. Koſtbare goldene und ſilberne Borten, womit die Staatsgewande der Fürſtinnen beſetzt werden, liefern Holland und Italien. Wie

die Fürſten bei feſtlichen Gelegenheiten ſich mit goldenen Ketten, goldenen Adlern, goldenen, mit Edelſteinen beſetzten Kreuzen, Medaillen oder Medaillons und andern koſtbaren Schmuckſachen am Halſe ſchmücken, ſo ſieht man die Fürſtinnen mit reichen, ſehr künſtlich gearbeiteten Halsbändern, ſogenannten Paternoſtern als Halsſchmuck, Medaillen, goldenen Kettengehängen, Kreuzen und anderm prächtigen Kopf- und Halsſchmuck mit Demuthroſen, Rubinenroſen und Rubinenkreuzen, die Arme mit Armbändern von feinen Perlen und koſtbaren Ringen geſchmückt. Ein großer Theil dieſes Schmuckes, Spangen, goldenes und ſilbernes Geſchmeide ſind immer ſo reich mit Edelſteinen, Diamanten, Rubinen, Sapphiren, Smaragden u. a. beſetzt, daß ein Halsband für 600 Thaler noch keineswegs zu den theuerſten gehört, denn man trägt ſie auch zu 3—4000 Mark an Werth. Die Fürſten laſſen ſie theils aus Frankreich kommen, theils nach franzöſiſchen Muſtern in deutſchen Städten, beſonders in Nürnberg und Speier verfertigen.

Zu dieſem durch den hochgetriebenen Kleiderluxus verurſachten großen Koſtenaufwand kommt nun noch die bei jedem Reichstage in einer Reichsſtadt immer ſehr hoch ſteigende Theuerung aller, beſonders der vornehmen Welt unentbehrlichen Lebensbedürfniſſe, zumal wenn ein Reichstag zahlreich beſucht iſt. Es wurde zwar, wie ich in einem meiner frühern Berichte bereits erwähnte, jedesmal vor Eröffnung eines Reichstags vom Reichsmarſchall oder von kaiſerlichen Fourieren in Verbindung mit dem Bürgermeiſter und einigen angeſehenen Bürgern für die gewöhnlichen Lebensmittel eine beſtimmte Taxordnung feſtgeſtellt und auf deren Einhaltung während der Dauer

des Reichstags von kaiserlichen Beamten mit aller Strenge geachtet. Allein eine große Menge von Lebensbedürfnissen, besonders der sogenannten vornehmen Welt, konnten in dieser Taxordnung nicht berücksichtigt werden und hingen lediglich von der Preisbestimmung der Kaufleute ab, die natürlich die Gelegenheit eines Reichstags nicht unbenützt vorübergehen ließen, um die Preise höher als gewöhnlich zu stellen. Ich will Dies durch ein Beispiel belegen, welches zugleich einen Blick in das frühere Handelsgetriebe in den Reichsstädten thun läßt.

Auf einem frühern Reichstage zu Nürnberg klagte man allgemein über die so sehr gesteigerten Preise der sogenannten Specereien, worunter man allerlei Gewürzarten, Pfeffer, Weintrauben, Feigen, Mandeln, Zucker u. dergl. begriff. Die Vertheuerung dieser Waaren ging blos von den Kaufleuten aus. Wenn diese nämlich solche Handelsartikel im Großen einkauften, so gaben sie gern sogar höhere Preise, als der Verkäufer verlangte, sobald ihnen dieser nur die Bedingung erfüllte und sich dafür verbürgte, andern spätern Käufern aus derselben Stadt die Waaren nur für einen noch höhern Preis zu verkaufen. Schickt also eine Kaufmannsgesellschaft z. B. nach Portugal, um dort von einem Bevollmächtigten oder Agenten des Königs Pfeffer (den dieser aus Indien zog) aus dem königlichen Waarenmagazin einzukaufen, so gaben die Einkäufer für einen Centner statt der dafür geforderten 18 Dukaten lieber 20, sobald man sich verpflichtete, daß der König in einem oder zwei Jahren den Pfeffer nicht unter 24 Dukaten verkaufen wolle. Und ebenso verfuhr man beim Einkauf anderer Artikel. Durch dieses Verfahren aber waren im Verlauf der Zeit die

Waarenpreiſe ſo geſteigert, daß man eine Specerei, die man früher mit 18 Dukaten kaufte, um die Zeit des erwähnten Reichstags in Portugal mit 34 Dukaten bezahlte. Die Kaufleute hatten dabei bedeutenden Gewinn, in deren Händen die Beſtimmung der Preiſe lag. Auf dieſe Weiſe waren auch in Nürnberg im Verlauf einiger Jahre die Waarenpreiſe ſo außerordentlich geſtiegen, daß man einen Centner Zucker, den man im Jahr 1516 noch mit 11 oder 12 Gulden kaufte, im Jahr 1518 ſchon mit 20 Gulden bezahlen mußte; ein Centner Weintrauben oder Feigen von Venedig, im Jahr 1521 noch mit 5 Gulden bezahlt, koſtete im Jahr 1524 ſchon 9 Gulden, ein Centner Mandeln im Jahr 1518 nur 7—8 Gulden, im Jahr 1524 ſchon 12 Gulden, und in ähnlicher Weiſe waren alle Waaren ſolcher Art im Preiſe, manche faſt aufs Doppelte geſteigert.

Den Schaden dieſer erkünſtelten Preisſteigerung ſolcher Luxusartikel hatten am meiſten die vornehme Welt und namentlich auch die Fürſten auf den Reichstagen zu tragen, für die bei ihren Banketten und Feſtlichkeiten dieſe Waaren unentbehrliche Bedürfniſſe waren; denn wie in Nürnberg, ſo ſtanden damals und ſpäterhin die Luxusartikel in allen Reichsſtädten zur Zeit der Reichstage in ſehr hohen Preiſen. Daher von allen nur irgend zahlreich beſuchten Reichstagen die Klagen über die enorme Theuerung. Wir hören ſie von Fürſten, z. B. von den Herzogen Barnim und Georg von Pommern, als ſie hier in Augsburg im Jahr 1530 die kaiſerliche Belehnung erhielten; wir hören ſie ebenfalls von fürſtlichen Geſandten auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1541. Die Koſten des Aufenthalts auf dieſem Reichs-

tag waren für den Kurfürſten Joachim von Brandenburg, der freilich auch nicht zu den ſparſamſten Fürſten gehörte, für die Länge ſo bedeutend, daß er nicht nur einen Theil ſeiner Hofdiener und ſeines Geleites entließ und nur noch 120 Pferde behielt, ſondern auch ſeinen Sohn den jungen Markgrafen Johann Georg und den ihn begleitenden jungen Herzog von Mecklenburg zur Verminderung ſeines Hofſtaats nach Frankfurt a. d. O. ſandte. Ich finde im Bericht eines Geſandten vom Reichstage zu Speier im Jahr 1544: der Kurfürſt von Sachſen verwende dort auf ſeinen und der Seinigen Unterhalt jede Woche wenigſtens 2000 Thaler und dieſe Summe reiche ſelten hin. Man ſchlage die Koſten ſeines Aufenthalts während ſeiner Anweſenheit in zwölf Wochen wenigſtens auf 30,000 Thaler an. Ein anderer Geſandte berichtet von eben dieſem Reichstage: „Es war im währenden Reichstage (wie es dann pflegt, ſonderlich da ſo viel großer Herren perſönlich beieinander ſind) Alles, ſonderlich aber die Fiſche ſehr theuer. Ein Salm, im Rhein gefangen, galt 16 Thaler. Herzog Albrecht's von Mecklenburg Einkäufer bezahlte das halbe Theil mit 8 Thaler. Derſelbe Geſandte, der ſich im Jahr 1545 auf dem Reichstage zu Worms aufhielt, ſchrieb von dort: „Die Zehrung iſt hier ſehr theuer, ſo theuer wie in Speier; es will faſt ordinarie auf mich und den Knecht allein 11 Gulden jede Woche aufgehen, außer daß zu Zeiten auch ein Gaſt kommt. Auch wollen von Noth und Ehren wegen Die, welche mich zum öftern laden, zu Zeiten ebenfalls gebeten ſein.“ Der Geſandte des Herzogs von Mecklenburg, Dr. Karl Drachſtädt meldet vom Reichstage zu Regensburg im Jahr 1556: „Es iſt

allhier trefflich ſehr theuer. Ich muß alle Tage für mich und mein Geſindlein dem Wirthe zwei Gülden zu Tiſch geben und die Woche zwei Thaler für Gemach und Lager. Was unter dem Mahle getrunken wird, muß ich beſonders bezahlen. Werde nicht wohl tractirt. Die andern kur- und fürſtlichen Geſandten müſſen ihren Wirthen noch mehr geben."

Ihr ſehet hieraus, mein werther Freund, daß der Beſuch eines Reichstags auch wegen der großen Theuerung immer mit ſchweren Koſten verbunden und alſo auch aus finanziellen Rückſichten für manche Fürſten läſtig und drückend iſt. Daraus erklärt es ſich auch, warum die Fürſten ſich ſo oft weigerten oder ſich doch nur mit Widerwillen entſchloſſen, auf den Reichstagen zu erſcheinen, denn wie es nun einmal bei ſolchen Gelegenheiten herging, waren für viele der Erſcheinenden Schulden das vorausſichtliche Reſultat ihrer oft Monate lang dauernden Anweſenheit auf einem Reichstage. Borgen war ja damals bei den reichen Bürgern und Kaufleuten in Nürnberg, Speier, Regensburg u. a. ſehr leicht. Unſer Augsburg hatte ſeine Welſer, Baumgärtner und Fugger, vielleicht die reichſten Kaufleute in Europa, deren Geſammt-Reichthum man auf ſechs bis ſieben Millionen Goldgulden ſchätzte, wovon die Familie der Fugger allein gegen vier Millionen beſaß. Wie die Kaiſer Karl und Ferdinand und ebenſo auch unſer Kaiſer Rudolf mit ihnen beſtändig in finanziellen Geſchäften ſtanden, ſo gaben ſie auch gern den Fürſten, wenn dieſe auf Reichstagen in Geldverlegenheit geriethen, anſehnliche Summen als Anlehen. Allein dieſe Bereitwilligkeit bewieſen ſie auch nur gegen enorme Procente. Die reichen

nürnberger Kaufleute, namentlich das dortige Bankier-Haus Ebner nahm ſtatt der gewöhnlichen fünf oder ſechs Procent von den Fürſten 15—18. Die Augsburger trieben den Wucher damals noch höher; ſie ſteigerten die Procent bis auf 20, 25, ſogar bis auf 30. Dadurch wuchſen dann auch die Schulden der Fürſten ſo außerordentlich, daß für manchen die Rückzahlung der Anlehen, wenn ſie verlangt wurde, unmöglich war. Der päpſtliche Legat Galeazo hatte auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1500 den Schimpf, daß bei ſeiner Abreiſe ſeine Gläubiger, bei denen er ſehr bedeutende Summen geborgt, ſeine ganze anſehnliche fahrende Habe durch den Stadtvogt in Beſchlag nehmen ließen und er nicht eher abreiſen durfte, als bis er durch Verkauf des größten Theils derſelben die Gläubiger befriedigt hatte. Wagte es doch früher einmal auf einem Reichstage (1474) ein Meiſter der Schmiedezunft bei der Abreiſe des Kaiſers wegen Schulden, welche mehre Hofbeamte bei ihm gemacht, die kaiſerlichen Pferde anzuhalten, wodurch ein Auflauf entſtand, den die Stadt mit einer Strafe von 4000 Gulden büßen mußte. Der Pfalzgraf Philipp, Otto Heinrich's Bruder, hatte bei dem Ebner'ſchen Hauſe in Nürnberg eine ſo bedeutende Summe aufgenommen, daß er bei ſeiner Abreiſe insgeheim nur mit drei Kleppern aus dem Thore hinwegritt und ſein Reiſigzeug gegen 30 Pferde neben der Stadt hinwegziehen ließ, worauf er ſich nach England begab, um, wie man meinte, durch eine reiche Heirath ſeine traurigen finanziellen Verhältniſſe etwas zu verbeſſern. „Die Schuld der beiden Brüder", ſchrieb mir im Jahr 1542 mein Freund aus Nürnberg, „die ſie hier bei dem Ebner'-

ſchen und andern Kaufleuten gemacht haben, beträgt nicht weniger als 1,100,000 Gulden und habe ich große Sorge, die von Nürnberg werden mit der Zeit noch ein gutes Item daran büßen müſſen, auch wenn ſie Amberg und Sulzbach überkommen. So ſagt man auch, daß die Schuld, die der Kurfürſt von Brandenburg hier ſchuldig iſt, dieſe noch etwas übertreffen ſoll.“ Dieſe Verſchuldung der Fürſten auf den Reichstagen aber hatte auch noch manche andere weitgreifende Folgen. Der venetianiſche Geſandte Navigiero auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 deutet darauf in ſeinem Bericht ſchon mit den Worten hin: Es werde dem Kaiſer nicht ſchwer fallen, die Fürſten zu Allem, was er wolle, zu bringen, umſomehr, da ſie geldarm und verſchuldet, auch auf den Reichstagen zu vielem Aufwande genöthigt ſeien, weshalb ſie dem Kaiſer lieber viel überlaſſen müßten, als daß die Reichstage ſich ſehr verlängerten.

Doch ich ſchließe hiermit dieſen Bericht, denn es ſteht uns in einigen Tagen eine Reichstagsfeierlichkeit bevor, über die ich Euch, mein geehrter Freund, noch Einiges mittheilen muß, weil auch ſie mit zu einem möglichſt vollſtändigen Bild von unſerm Reichstagsleben gehört.

XII.

Augsburg, 21. Auguſt 1582.

Geſtern ward hier der Kurfürſt Jakob von Trier mit den zu ſeinem Hochſtifte gehörigen Landen vom Kaiſer feierlich belehnt; eine Feierlichkeit, die in der Regel nur auf Reichstagen ſtattfindet. Man ſieht jedoch

Belehnungen geistlicher Fürsten, der Erzbischöfe und Bischöfe nie mit dem Aufwand von äußerm Pomp und verschwenderischer Pracht gefeiert, wie gewöhnlich die der weltlichen Fürsten, wiewol hierin auch unter diesen Abwechselung und Verschiedenheit herrscht. Die Belehnungsacte der erstern geschehen meistens in des Kaisers Behausung, wie auch der gestrige des Erzbischofs von Trier; die der weltlichen Fürsten dagegen erfolgen fast immer öffentlich und hier in Augsburg häufig auf dem geräumigen Weinmarkt, der ja beinahe zu allen öffentlichen Festlichkeiten während des Reichstags sich als der geeignetste Schauplatz darbietet. Doch werden zuweilen solche Belehnungsfeierlichkeiten auch außerhalb der Stadt auf dazu geeigneten Plätzen vorgenommen.

Kein Reichstag war wol auch in Rücksicht solcher Feierlichkeiten glänzender als der hier in Augsburg im Jahr 1530. Zuerst ertheilte der Kaiser von einem auf dem Weinmarkt errichteten, mit Seidenzeugen und goldenen Tapeten künstlich ausgeschmückten Gerüste den beiden Herzogen Georg und Barnim von Pommern die Belehnung, indem zuvörderst eine von den Herzogen vorausgeschickte auserlesene Reiterschar drei mal um das Gerüste ritt, worauf dann die Gesandten vom Pferde sprangen und für die Herzoge um die Belehnung baten. Nachdem der Kaiser die Zusage ausgesprochen, sprengten die Herzoge im glänzenden Herzogsmantel, von einem stattlichen Geleite umgeben, an die Tribüne heran, sprangen vom Pferde und leisteten niederknieend den Huldigungseid, den ihnen der Erzbischof von Mainz vorsprach. Darauf dem Kaiser sich nähernd, berührten sie das Heft des entblößten Reichsschwerts, welches dieser in der Hand

hielt. Sofort aber trat, wie ſchon früher auf dem Reichstage zu Worms (1521) bei der Belehnung des Herzogs Boguslav geſchehen war, der Kurfürſt von Brandenburg heran und that auch jetzt wieder feierlich Einſpruch, daß dieſer Belehnungsact für die Anſprüche des brandenburgiſchen Hauſes an die pommeriſchen Lande ohne Nachtheil ſein ſolle, worüber der Kaiſer durch den von Mainz auch ſeine förmliche Zuſage ertheilte. An dem nämlichen Tage ward auch der damalige Deutſchmeiſter Walter von Cronberg, der nach des Hochmeiſters Albrecht von Brandenburg Austritt aus dem deutſchen Orden und Niederlegung ſeiner Würde bereits einige Jahre zuvor die Adminiſtration des Hochmeiſterthums in Preußen erhalten hatte, vom Kaiſer feierlich mit Preußen belehnt, jedoch ohne beſondern Pomp, vielleicht weil damals ſchon der Orden in ſeiner Macht, wie in ſeinem politiſchen Anſehen ſehr geſchwächt und niedergedrückt daſtand, auch der Herzog Albrecht von Brandenburg noch im Beſitz Preußens war und auch ſpäter blieb.

Weit prunkvoller und glänzender ward auf demſelben Reichstage die Belehnung des Römiſchen Königs Ferdinand mit den öſtreichiſchen Erblanden gefeiert, denn offenbar war dabei des Kaiſers Abſicht, ſeinen Bruder vor den Augen der deutſchen Fürſten ganz beſonders auszuzeichnen. Die Belehnungsfeier fand auch nicht, wie ſonſt gewöhnlich, in der Stadt, ſondern in der Nähe des etwa eine Stunde von Augsburg entfernten Schloſſes Welburg ſtatt, wo ſich der Kaiſer auf einer mit koſtbaren Teppichen geſchmückten Bühne niederließ, umgeben von den anweſenden Kurfürſten, alle in vollen prachtvollen Ornaten, er ſelbſt im reichſten kaiſerlichen Schmucke.

Auf einer andern Nebenbühne ſah man ſämmtliche übrigen Fürſten des Reichstags, ebenfalls in koſtbaren Gewanden. Während König Ferdinand in einem in der Nähe für ihn beſonders aufgeſchlagenen Zelte verweilte, wurde zuerſt mit der Blutfahne, die der königliche Hofmarſchall führte, nach alter Sitte der Kaiſerſtuhl berennt. Darauf traten vier Fürſten hervor, in Ferdinand's Namen um die Lehen bittend, welche das Haus Oeſtreich durch Kauf oder in anderer Weiſe an ſich gebracht. Auch hier gab der Kurfürſt von Mainz die kaiſerliche Zuſage, doch mit dem Vorbehalt: einem Jeglichen an ſeinen Rechten unſchädlich und ſoviel der kaiſerlichen Majeſtät von Rechtswegen zu verleihen gebührt. Alsdann ſprengten 20 Grafen und Herren der einzelnen öſtreichiſchen Lande, ebenſo viele Lehenfahnen tragend, mit dem Rennhaufen hervor, denen alsbald der König Ferdinand ſelbſt auf einem ſtolzen, koſtbar geſchmückten Roſſe folgte, im herzoglichen Ornat von rothem Sammet und weißem Hermelinfutter, auf dem Haupt den Erzherzogshut mit einem geſpitzten Kranz geziert, in der Hand einen ſilbernen ſcepterähnlichen Stab haltend. Dem Kaiſer ſich nähernd, begrüßte er ihn mit gebührender Ehrerbietung, indem er das Haupt entblößte. Hierauf erfolgte die Belehnung, indem der König den vom Kurfürſten von Mainz vorgeleſenen Lehnseid leiſtete und dann an das vom Kurfürſten von Sachſen dem Kaiſer dargereichte Reichsſchwert griff. Nachdem alsdann der Kaiſer und die Kurfürſten in naheſtehenden Zelten ihren Prachtornat abgelegt und ſich zum Ritterſpiel umgekleidet, folgten die ſchon in einem meiner frühern Berichte erwähnten Turniere und Abends endlich ein äußerſt glänzendes Bankett.

Zuweilen traten wol auch Umſtände ein, unter denen der Kaiſer von der gewöhnlichen Belehnungsſitte abwich. So ſuchte z. B. auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1541 der Römiſche König als Erbſchenk und Kurfürſt beim Kaiſer die Belehnung mit dem Königreich Böhmen nach, und ſie wurde ihm auch ertheilt; allein, wie es heißt, „um des Türken Anzugs willen und weil ſonſt noch wenig Sieges oder Glücks vor Ofen vermerkt", wurden alle gewöhnlichen Ceremonien unterlaſſen und der König erhielt die Belehnung dem Gebrauche nach in der kaiſerlichen Kammer knieend, ohne alles Gepränge, ſelbſt in der gewöhnlichen täglichen Kleidung des Kaiſers und des Königs. Auch ſpäter fanden zuweilen ſolche kurfürſtliche und fürſtliche Belehnungen nicht öffentlich, ſondern im kaiſerlichen Quartiere ſtatt, wie z. B. hier in Augsburg im Jahr 1559 die des Kurfürſten Friedrich's III. von der Pfalz.

Ihr möget mir jedoch geſtatten, noch einer Belehnung auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) Erwähnung zu thun, weil ſie durch manche Eigenthümlichkeiten das Bild dieſer Reichstagsfeſtlichkeiten vervollſtändigt. Ich meine die Belehnung des Herzogs von Pommern. Nachdem dieſer Fürſt dem Kaiſer ſeine Bitte deshalb kundgethan, begab ſich letzterer an dem dazu beſtimmten Tage in ein an einem freien, geräumigen Platz gelegenes Haus, wo ſich die Reichsfürſten bereits alle verſammelt hatten, nur mit Ausnahme des bei vielen Fürſten verhaßten Herzogs Heinrich von Braunſchweig, denn der Kaiſer hatte ihm anzeigen laſſen, er ſolle, um mögliche Unruhen zu vermeiden, vor ihm nicht öffentlich erſcheinen. Der Kaiſer mit der Krone auf dem Haupt, in vollem kaiſerlichen Schmuck, von allen Fürſten und Botſchaftern begleitet,

beſtieg jetzt eine auf dem freien Platz errichtete Tribüne, die man wegen ihrer kaiſerlichen koſtbaren Ausſchmückung „die Majeſtät" zu nennen pflegte und mit einem Ringe von 600 ſtattlich geharniſchten und wohlbewehrten regensburger Bürgern umzingelt war. Dem Kaiſer zunächſt folgten der Erzbiſchof von Mainz und der Kurfürſt von Brandenburg. Nachdem jener auf dem Kaiſerſeſſel ſich niedergelaſſen, nahmen neben ihm zur Rechten der Kurfürſt von Mainz und der pfälziſche Botſchafter, der den Reichsapfel trug, und zur Linken der kölniſche und ſächſiſche Botſchafter als kurfürſtliche Stellvertreter, und der Kurfürſt von Brandenburg, der das Reichsſcepter hielt, ihre Sitze ein; der trieriſche Botſchafter hatte den ſeinigen unmittelbar vor dem Kaiſer. Die andern Fürſten ſtanden rings umher. Nun öffnete man die Schranken und 40 Reiter von gleicher Farbe, in ihrer Mitte des Herzogs von Pommern Marſchall mit einem rothen Fähnlein, umrannten dreimal die kaiſerliche Majeſtät. Darauf traten Fürſt Wolf von Anhalt, Herzog Wilhelm von Braunſchweig, des Herzogs von Pommern Kanzler und Herr Jobſt von Dewitz heran und ſandten den Trabantenoberſt Herrn von Rogendorf an den Kaiſer ab, ſich ihm als Abgeordnete des Herzogs von Pommern ankündigen zu laſſen. Zugleich aber naheten ſich auch die Herzoge von Baiern dem Kaiſer, ihm vorſtellend: er möge eingedenk ſein, daß, wenn der Fall an den Herzogen von Pommern geſchehe (d. h. ihr Stamm ausſterbe), ſie die nächſten Erbberechtigten an deren Lande ſeien, weshalb er, der Kaiſer, bei der Belehnung darauf rückſichtigen wolle. Da erhob ſich aber der Kurfürſt von Brandenburg mit den Worten: „Ich proteſtire dagegen; dem

Ansinnen derer von Baiern widerspricht die alte, langwierigere Belehnung, die wir im kurfürstlichen Hause und die Markgrafen immer von Kaiser zu Kaiser erhalten haben." Nachdem hierauf der Kaiser mit den kurfürstlichen Gesandten, dem Erzbischof von Mainz und dem Pfalzgrafen Friedrich über die Streitfrage eine kurze Berathung gehalten, ließ er anzeigen: Er werde die Lehen verleihen, einem Jeglichen an seinem Rechte ohne Schaden; was ein Jeder zu seiner Zeit mit Recht erhalten könne, solle ihm bestätigt werden. Auf die Aufforderung, vor dem Kaiser zu erscheinen, naheten sich ihm jetzt die erwähnten Abgeordneten des Herzogs von Pommern mit der Bitte, dem Herzog die Lehen zu ertheilen. Nach erhaltener Zusage sprengten dann abermals die 40 Reiter um die Majestät herum. Nun erst ritt der Herzog selbst in die Schranken, „mit einem altväterischen Mantel mit Hermelin gefüttert angethan und einen Hut mit Hermelin auf dem Haupt", vor ihm her acht seiner stattlichsten Edelleute zu Pferde mit acht Fähnlein, in deren jedem das Wappen eines Landes gemalt, mit dem Herzog zugleich auch mehre Fürsten und Gesandte. Innerhalb der Schranken stiegen sie, ebenso die acht Fahnenführer und der herzogliche Marschall mit der rothen Fahne vom Rosse und dem Kaiser dann sich nähernd fielen sie dreimal auf die Kniee. Während deß kniete auch der Herzog vor dem Kaiser nieder, worauf ihm dieser die Lehen in der Weise ertheilte, daß er sich ein Fähnlein nach dem andern überreichen ließ, um sie dem Herzog zu übergeben, indem zugleich auch der Kurfürst von Brandenburg in seinem und sämmtlicher brandenburger Markgrafen Namen alle Fähnlein mit angriff; zwar

hatten auch die Markgrafen Georg und Albrecht (aus Franken) die Fahnen mit angreifen wollen, jedoch dem Kurfürsten nachgegeben, es in ihrem Namen zu thun, indem er sie durch Brief und Siegel versichert, daß es ihnen an ihrer Anwartschaft und ihren Rechten keinen Eintrag bringen solle. Nachdem nun der Herzog mit seinem Geleite sich aus den Schranken zurückgezogen, ließ der Kaiser durch einen Herold ausrufen: Wofern Jemand von edler Geburt und ehrlichen Handels und Wandels etwa begehre, zum Ritter geschlagen zu werden, so wolle die kaiserliche Majestät dazu gern förderlich sein. Da sich aber Niemand zur Ritterehre meldete, so stand der Kaiser auf, legte in dem naheliegenden Hause den kaiserlichen Schmuck ab und ritt dann in seine Residenz zurück, von den Fürsten nach genau bestimmter Folge begleitet, sodaß zuerst eine Anzahl Fürsten nach ihrem Range, dann die trierischen, sächsischen und pfälzischen Gesandten, hierauf zwei Fahnenführer und vier Herolde nebst dem Marschall mit dem Schwerte voran ritten, alsdann der Kaiser, neben ihm der Kurfürst von Brandenburg; ihnen folgten die Botschafter der Erzbischöfe und Bischöfe von Köln, Salzburg, Eichstädt und Hildesheim, und zuletzt der Deutschmeister.

Auch auf dem großen Reichstage zu Augsburg im Jahr 1548 fanden mehre Belehnungsfeierlichkeiten der Kurfürsten von Mainz und Köln, auch die des neuen Kurfürsten Moritz von Sachsen statt, alle nach dem einmal herkömmlichen Ceremoniel. Bei der letztern bewies der Kaiser so wenig Schonung gegen den unglücklichen gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, daß dieser es mit ansehen mußte, wie die ihm entrissene Kurwürde vom Kaiser seinem Feinde Moritz über-

geben wurde. Die letzte öffentlich unter freiem Himmel, aber noch mit vielem Glanz vollzogene Belehnung war die des Kurfürſten Auguſt von Sachſen auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1566. Sie iſt indeß ſchon anderwärts nach einem getreuen Zeitbericht hinreichend geſchildert.

In dieſen Tagen rüſten ſich ſchon mehre Fürſten zur Abreiſe, denn der jetzt hier in Augsburg gehaltene Reichstag naht ſich ſeinem Ende. Sie bitten zum Theil bereits den Kaiſer um Urlaub zum Abzuge. Es war von jeher Sitte, daß wenn ein Fürſt während des Reichstags auf einige Zeit oder auch für immer ſich entfernen wollte, er vom Kaiſer ſich dazu die Erlaubniß zu erbitten oder ſich doch bei ihm zu verabſchieden pflegte. Es iſt Euch bekannt, wie übel es Kaiſer Karl aufnahm, als der Landgraf Philipp von Heſſen mit Verletzung dieſer Sitte, ohne Urlaub und Abſchied, plötzlich den Reichstag zu Augsburg 1530 verließ, und es erzürnte auch den Kaiſer nicht wenig, als die proteſtantiſchen Geſandten auf dem Reichstage zu Regensburg 1546 dieſes Beiſpiel nachahmten. Begibt ſich ein Fürſt noch vor dem Schluſſe des Reichstags hinweg, ſo geben ihm häufig die andern Fürſten oder wenigſtens die befreundetſten eine Strecke Wegs ein Ehrengeleite. Landgraf Philipp von Heſſen hatte bei ſeiner Abreiſe vom Reichstage zu Speier 1544 die ungewöhnliche Ehre, daß außer ſeinen Freunden ihn auch der Römiſche König Ferdinand mit ſeinen Söhnen Maximilian und Ferdinand geleiteten. Gewöhnlich verläßt der Kaiſer zuletzt die Stadt, wo der Reichstag gehalten worden. Kaiſer Karl war mitunter ſehr erfreut, wenn der Tag herankam, der ihn vom Reichstagsgewirre befreite. „Gott hab Lob, ſoll

er beim Schluſſe des Reichstags zu Regensburg 1541 ausgerufen haben, daß wir einmal aus dieſer Stadt und von dieſen Leuten hinwegkommen." Hatten der Kaiſer und die Fürſten mit ihren Geleiten die Stadt verlaſſen, ſo geſchah es wol, wenigſtens hier in Augsburg, daß der Rath ſie, ſo zu ſagen, ſäuberte, indem er durch den Stadtvogt öffentlich ausrufen ließ, daß Jeder, der nicht beſondere Urſachen ſeines längern Aufenthalts angeben und nachweiſen könne, die Stadt binnen 24 Stunden zu verlaſſen habe.

Hiermit ſchließe ich denn meine von Euch, mein werther Freund, verlangten Berichte über Sitten und ſociales Fürſtenleben auf unſern deutſchen Reichstagen. Ihr wünſchtet, weil Ihr in gedruckten Werken ſo wenig über das ſociale Leben und Treiben unſerer Fürſten auf ihren Reichsverſammlungen bemerkt findet, ein Gemälde davon vor Augen zu haben. Ich habe in dieſen zwölf Berichten verſucht, Euerm Wunſche zu entſprechen und ein ſolches Gemälde auszuführen. Nehmet nachſichtsvoll hin, was ich darin und wie ich es gegeben. Betrachtet es als einen Beitrag zur Sittengeſchichte des 16. Jahrhunderts oder nennt es, wie Ihr wollt, ein Reichstagsportrait. Die Züge und Farben dazu fand ich in treuen Berichten vor und ich habe ſie treu gegeben, wie ich ſie fand. Ob Zeichnung und Compoſition einigermaßen gelungen ſeien, das zu entſcheiden, überlaſſe ich billig Euerm Urtheil. Würde es nicht ſcheinen, als ſchlüge ich Das, was ich Euch gegeben, zu hoch an, ſo könnte ich mit den Worten ſchließen:

Ἔργμασιν ἐν χαλεποῖς πασιν ἁδεῖν χαλεπὸν. *)

*) Nach Plut. Vita Solon. c. 25. Wahrlich im ſchwierigen Werk Allen gefallen, iſt ſchwer.

Eliſabeth, Pfalzgräfin bei Rhein,
Aebtiſſin von Herford.

Von

Gottſchalk Eduard Guhrauer.

Zweite Abtheilung. *)

*) Die erſte Abtheilung befindet ſich im erſten Jahrgang der dritten Folge, S. 1—150.

Das ehemals fürſtlich freiweltliche kaiſerliche Reichsſtift Herford in Weſtfalen [1]), am Zuſammenfluſſe der Werre und Aa, gehörte zu den älteſten Stiftungen in dem claſſiſchen Lande der weſtfäliſchen Sachſen, und hatte bei ſeiner Seculariſation und Aufhebung (1803) ein beinahe tauſendjähriges Alter erreicht. Unter Ludwig dem Frommen ſtiftete ein Enkel Wittekind's, der für den neuen Glauben begeiſterte Waltgerus, ein Kloſter zu Herford für vierzehn Jungfrauen, bewidmete es mit einem großen Theil ſeiner Güter und bewirkte im Jahre 839 von Ludwig dem Frommen die Beſtätigung ſeiner Stiftung, zu deren Aebtiſſin er ſeine eigene Verwandte, Suala, machte. Ludwig der Fromme und die nachfolgenden Kaiſer beſchenkten die Abtei freigebig mit Pfarrkirchen, Rechten und neuen Beſitzthümern. Zu ſeinen älteſten Rechten gehörte die freie Wahl der Aebtiſſin. Dieſe Schenkungen, verbunden mit der urſprünglichen Dotation des Stifts, die Befreiung von der Obergewalt der Biſchöfe zu Paderborn, in deren Sprengel Herford lag, machten den abteilichen Stuhl bald zu einem Gegenſtande des Strebens edler Frauen aus Deutſchlands Dynaſtengeſchlechtern. Die wiederholten Einfälle der Hunnen in Weſtfalen im 10. Jahrhundert, unter der Regierung Heinrich's I. hemmten wol das raſche Aufblühen der Abtei und der

mit ihr verbundenen Stadt, und hatten außer der Einnahme der Stadt den Brand des Klosters, die Zerstörung der Kirchen, den Mord und die Entführung der Klosterjungfrauen und vieler Bürger zur Folge; aber die Siege Heinrich's I. über die bis dahin übermächtigen Feinde führten in kurzem zum Wiederaufbau des Stifts und der mit ihm verbundenen Münsterkirche; gleichzeitig erhob sich eine neue Kirche, die auf dem Berge, zu welcher nach der Legende die Erscheinung der Himmelskönigin selbst den Anlaß gab. Mit dieser wurde später ein unter der Aebtissin stehendes Fräuleinstift verbunden, welches bis zum Jahre 1810 bestanden hat. Den Gottesdienst in dem Münster versahen außer den Klosterjungfrauen vier Priester, Hebdomadarien [2]), mit mehren Gehülfen und Vicaren. Die mit dem Münster verbundene Domschule erfreute sich eines allgemeinen Rufes. Die Aebtissin hatte zu ihrer nähern Umgebung die gewöhnlichen Oekonomiebeamten, den Drost (dapifer), den Mundschenken oder Kellner (pincerna), den Kämmerer oder Rechnungsführer (camerarius) und den Stallmeister, Marschall (marescalcus), woraus denn bald Hofbeamte und Würdenträger, sogar erbliche, wurden, die sich geehrt und mächtig zu machen wußten. Eigenthümlich und unter mancherlei Wandelungen gestaltete sich das Verhältniß des Stifts zu der viel jüngern Stadt Herford. Ihre Interessen gingen meistens Hand in Hand, bisweilen jedoch traten beide Theile eifersüchtig und feindlich einander entgegen. Stift, wie Stadt hatten während des großen Kampfes der Welfen und Ghibelinen jederzeit der Sache des Reichsoberhauptes treu angehangen, daher beiden von Konrad III. 1147 die ausgedehnteste

Reichsfreiheit, das köstlichste Kleinod der Städte, bestätigt wurde. Durch sechshundert Jahre wußte sich Herford bei immer steigendem Wohlstand dieses Kleinods zu erfreuen; auch erhielt sie noch von der Baseler Kirchenversammlung (1434) die ausgedehnteste Bestätigung ihrer Privilegien und erneuerte Anerkennung ihrer Reichsfreiheit. Außerdem findet man schon im 13. Jahrhundert Herford als Glied des weitverzweigten Hansebundes, neben den bedeutendsten Städten Westfalens, wie Münster, Soest, Paderborn, Osnabrück und Bielefeld. Der damalige große Handelsweg von der Weser zum Rhein und nach Holland, wie von Italien und dem Reich zur Weser rief die engen Bündnisse der an diesen Straßenzügen gelegenen Städte untereinander, sowie die Bündnisse einzelner Städte mit benachbarten Fürsten hervor: so Herfords mit dem Grafen von Pyrmont, so das Bündniß zwischen dem Bischof von Osnabrück mit den Städten Minden, Münster und Herford (1300) und das umfassende Bündniß zwischen dem Bischof von Osnabrück, dem Grafen von Ravensberg mit seinen Dienstleuten und den beiden Städten Herford, nämlich der Altstadt und Neustadt, welche letztere, gegründet 1217, ihre eigene Verfassung und Obrigkeit hatte, aber im 17. Jahrhundert (1634) mit der Altstadt zu einer Stadt sich vereinigte. In beiden standen ein Bürgermeister und Rathmänner (in der Altstadt zwölf, in der Neustadt acht) dem Gemeinwesen vor. Die Altstadt hatte allein das Institut der Schöffen. Im 15. Jahrhundert vollendete sich die städtische Verfassung durch die Theilnahme der Zünfte, als besondern Standes, an der gesetzgebenden Gewalt. Diese Zusammensetzung des Rathes aus drei

Ständen, dem der Herren des Rathes, meist angesehener Männer und Patrizier, in deren Händen die ausübende Gewalt war, dem der Amtmeister, als Vertreter ihrer Zünfte, und dem der Beisteher, als Vertreter der nichtzünftigen übrigen Bürgerschaft, bestand bis in das erste Viertel des 18. Jahrhunderts (1720).

Die Rechte der Aebtissin, der Stadt gegenüber, waren ursprünglich auf ein Lehnsverhältniß gegründet. Die Schöffen und Rathmänner mit den Dienstmännern schwuren jedes Jahr in dieser Weise: „Daß wir unsere Frau, die Aebtissin, die hier gegenwärtig sitzt, und das Stift von Herford und die Stadt von Herford wollen mit Rath verhegen dies Jahr nach unserm Wissen und unserer Macht.“ In der Stadt hatte die Aebtissin das Burgrecht über die Lebensmittel auf den Märkten; vier Schöffen empfingen es von jeder neugewählten Aebtissin zu Lehn, früher (bis 1256) verwaltete dies Amt der Camerarius oder Rechnungsführer der Aebtissin. Nicht blos die Schöffen und Rathmänner, sondern auch die Bürger schwuren bei ihrer Aufnahme, daß sie dem Stift von Herford treu und hold sein wollten. Die Abtei betheiligte sich an der Befestigung und Vertheidigung der Stadt. Sie waren sich gegenseitig durch Eide verpflichtet. Die neue Aebtissin versprach, die Stadt bei ihren Sitten, Gewohnheiten, Herkommen und Privilegien zu lassen und ihr hold zu sein; die Stadt gelobte: Sie, ihr Stift, Kirche und Geistlichkeit nach Vermögen kräftigst zu vertheidigen, sich auch in kein Bündniß gegen sie einzulassen.

Die Abtei, mit ihrem geräumigen Lehnsaal, Gartenanlagen und Nebengebäuden [3]), lag auf der Freiheit, einem besondern durch eine Brücke über die Aa mit der

Altstadt verbundenem Stadttheil, meist aus einzelnen Höfen früherer ritterlicher Geschlechter und Wohnungen der Dienstleute der Abtei, wie der Geistlichkeit bestehend, übrigens am wenigsten dicht gebaut. Wegen der Grenze zwischen der Altstadt und Freiheit, auf welche große Wichtigkeit gelegt wurde, gab es mehre Transacte zwischen Stift und Stadt. In der zur Abtei gehörigen Münsterkirche, auf dem großen Altar des Chores, wurden die Aebtissinnen nach erfolgter Wahl inthronisirt. Die Aebtissin übte die Civilgerichtsbarkeit auf der Freiheit, als dem ihr eigenen abgesonderten Gebiete, außerdem das Gericht über die Weber: fremde Einwanderer, wie es scheint, meist aus Böhmen, die sich, ohne Grundeigenthum zu erwerben, in Herford niedergelassen hatten. Gemeinschaftlich mit der Stadt übte die Aebtissin das Recht der Münze und des Zolles, noch einige andere Rechte abgerechnet. Criminalgerichtsbarkeit besaß sie nicht, sondern der Blutbann wurde durch Schöffen der Stadt, unter Vorsitz des Gografen, ausgeübt.

Durch immer steigenden Wohlstand, seit dem Ende des 14. Jahrhunderts, erhob sich die Hansestadt Herford zu einem weitverbreiteten Ansehen im ganzen nördlichen Deutschland. Besonders wurden seine geschickten Gold- und Silberarbeiter gepriesen und häufig wurde das bei Ausrüstung von Gesandten an den päpstlichen Hof zu Geschenken erfoderliche Gold- und Silbergeräth von Herford entlehnt. [4]) Zu diesem Wohlstande stand Bildung und literarischer Verkehr in angemessenem, den Zeiten entsprechendem Verhältnisse. Als im 15. Jahrhundert Gerhard Groot, der Schüler des Thomas von Kempis, das wohlthätige Institut der Bruderhäuser ins Leben rief,

welches sich über ganz Westfalen und bis an die Ostsee segensreich für Verbesserung des Volksschulwesens und Erhaltung der Ueberreste der classischen Literatur des Alterthums verbreitete, ward auch zu Herford im Jahre 1428 durch Konrad Westerwalt ein Fraterhaus gegründet, das später für Herford, durch seinen Antheil an der Reformation, von großer Wichtigkeit wurde und auf welches sogar Luther mit Beifall und Anerkennung hinwies. [5]) Westfalen hatte aber noch vor der Reformation eine Reihe von Männern aufzuweisen, welche die neue Bildungsepoche herbeiführen halfen; ich nenne nur Henricus de Herfordia, einen gelehrten Dominikaner, und Gobelinus Persona, einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit, welcher seine Bildung aus Italien geholt hatte, und als Verfasser einer geschätzten Universalgeschichte, Cosmodromium, bekannt ist — beide noch im 14. Jahrhundert.

Die Reformation bewirkte in Herford, wo sie 1523 Eingang fand, einen wichtigen Abschnitt, nicht ohne Rückwirkung auf die Verhältnisse der Abtei. Die damalige Aebtissin nämlich, Anna von Limburg, zeigte sich der neuen Lehre persönlich abgeneigt und hielt sich durch das gegen ihren Willen eingeführte lutherische Bekenntniß, welches seit 1532 in der Münsterkirche gepredigt wurde, in ihren Hoheitsrechten gekränkt. Die Zumuthung zum Uebertritt wies sie mit Heftigkeit ab. Als der Rath der Stadt sich endlich erkühnte, durch Abgesandte mit einem großen Gefolge von Bürgern, der Aebtissin das Anerbieten eines reichen Brautschatzes zur Verzichtleistung auf die abteiliche Würde und zum Austreten aus dem geistlichen Stande zu machen (ein Anerbieten, welches in jener Zeit übrigens nicht ohne Beispiel war), flüchtete die in Schrecken

versetzte Aebtissin von Stift und Stadt. Aus Unmuth erbot sich Anna von Limburg zu der unter dem Namen der jülichschen Cession vom 20. Mai 1547 bekannten Abtretung ihrer Hoheitsrechte an den Schutzherrn der Abtei, den sich damals in Bielefeld aufhaltenden Herzog Johann von Jülich. Da dieser Schritt die Unterdrückung eines Reichsstandes bezweckte, legte der Reichsfiscal bei dem höchsten Reichsgericht Klage dagegen ein; die Stadt jedoch verstand sich zuletzt, die Eide in derselben Art, wie es früher bei jeder neuen Aebtissin geschehen war, dem Herzog von Jülich zu leisten, da durch diese Huldigung in der Verfassung und in den Rechten der Stadt nichts geändert ward und sie vor wie nach als eine unmittelbare Reichsstadt angesehen und behandelt wurde. Die Abtei ihrerseits behielt ihre Reichsstandschaft. Das Wichtigste blieb, daß seit dem Tode von Anna von Limburg (1565) nur lutherische Aebtissinnen von dem der Reformation zugewandten Capitel gewählt wurden. Im 17. Jahrhundert, während des Dreißigjährigen Krieges, wurde zum ersten Male in Margarethe von Lippe eine Aebtissin reformirten Bekenntnisses gewählt, dies erregte der Stadt Besorgniß, nicht an und für sich, sondern weil man für den lutherischen Cultus fürchtete, den man an der Münsterkirche eingeführt hatte. Diese Besorgniß wurde jedoch dadurch gehoben, daß, mit Zuziehung der Universitäten von Jena, Freiburg und Helmstädt ein Compromiß zuwegekam, in Folge dessen die Aebtissin nicht allein, sondern in Gemeinschaft und mit Bewilligung der Stadt die Prediger berufen sollte. Dem Stifte blieb unter diesen Bedingungen die Freiheit, seine Aebtissin sowol von der lutherischen als der reformir-

ten Kirche zu wählen; letzteres geschah sogar im Lauf des 17. Jahrhunderts bei mehren Prinzessinnen aus dem pfälzischen, hessischen und kurbrandenburgischen Hause. Dieselbe Freiheit bestand in Bezug des Bekenntnisses der Stiftsdamen, deren Panisbriefe die Kurfürstin von Brandenburg seit dem westfälischen Frieden ertheilte. [6]) Elisabeth hatte also nicht nöthig, als Aebtissin von Herford (wie Baillet zu verstehen gibt) sich erst zum Lutherthum „zu accomodiren". [7])

Nach dem Aussterben der Herzöge von Jülich im Jahre 1609 setzten sich der Kurfürst von Brandenburg, Johann Sigismund, und der Pfalzgraf Wolfgang bei Rhein in den Besitz ihrer Länder, ohne daß auch dieser Wechsel in den bisherigen Verhältnissen und Rechten von Stadt und Stift Herford eine Aenderung bewirkte. Johann Sigismund beruhigte noch die Stadt durch ein Edict vom 19. Mai 1624 über völlige Religions- und Gewissensfreiheit, womit der kleinen reformirten Gemeinde, welche sich in Herford zu bilden anfing, der höhere Schutz ausdrücklich verheißen ward. Eifersüchtig wachte die Stadt auf ihre Reichsunmittelbarkeit, welche ihr noch 1631 auf Anlaß des Restitutionsedicts vom Reichskammergerichte feierlich zugesprochen wurde. Der Kaiser bestätigte der Stadt 1636 das Privilegium de non appellando, ein Jahr darauf das Münzprivilegium, welches sie ehedem mit der Aebtissin getheilt hatte, wozu diese jetzt aber, sei es aus Mangel an Mitteln oder wegen veränderter Stellung der Stadt, nicht mehr die Hand bot. Als Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg gegen das Erkenntniß der Reichsunmittelbarkeit an die Stadt Herford Einspruch thaten, wurden sie damit, als

einem gegen das Intereſſe des Reichs laufenden Antrage, abgewieſen. Die Stadt fuhr fort, die Reichs-, Münz- und Kreistage mit ihren Geſandten zu beſchicken, auch bei den Friedensunterhandlungen zu Münſter und Osnabrück war ſie vertreten. Aber noch kurz vor Abſchluß des Friedens ward ihr Schickſal entſchieden: die letzte Stunde ihrer Freiheit war gekommen. Durch einen zwiſchen den Häuſern Brandenburg und Pfalz-Neuburg am 8. April 1647 zu Düſſeldorf geſchloſſenen Vergleich fiel die Grafſchaft Ravensberg an den Großen Kurfürſten von Brandenburg. Durch einen Handſtreich des Commandanten zum Sparenberge, von Eller, wurde Herford am 30. Auguſt 1647 nach kurzer Gegenwehr genommen, der Rath, welcher gütiger Unterwerfung ſich nicht fügen wollte, abgeſetzt. Darauf ward zwiſchen dem Rathe, welcher bei den in Osnabrück verſammelten Reichsſtänden um Vermittelung angehalten, und dem Großen Kurfürſten ein Receß geſchloſſen, demzufolge die Stadt ihm, wie früher dem Hauſe Jülich, Huldigung leiſtete; die Frage über Reichsunmittelbarkeit ſollte zu Urtheil und Recht ausgeſetzt bleiben. Letzteres fiel (1651) zu Gunſten der Stadt aus, doch der Kurfürſt, mit deſſen Entwürfen die Reichsunmittelbarkeit der Stadt unvereinbar war, nöthigte ſie durch eine zwölfmonatliche Blockade zu einer Capitulation am 22. September 1652; der ganze Rath wurde bis auf Wenige abgeſetzt, die Bürgerſchaft von den Truppen umringt, dem Kurfürſten vereidet und von dem erneuerten Rathe die Unterwerfung ausgeſprochen. Nur die innere Verfaſſung der Stadt blieb, wie ſchon bemerkt, noch bis über das 17. Jahrhundert hinaus unverändert.

Während die Stadt Herford nach dem Westfälischen Frieden mit manchen andern, viel mächtigern freiern Reichsstädten, wie Braunschweig und Erfurt, die alte Freiheit aufgeben und als Glied eines größern Staatskörpers sich einfügen mußte, war die Reichsunmittelbarkeit der Abtei, als des dritten der durch den Westfälischen Frieden bestätigten Reichsfreien evangelischen Stifter, für die ganze Zukunft des deutschen Reiches erhalten.[8]) Die Kurfürsten von Brandenburg als Schutzherrn des Stiftes machten während des ganzen 17. Jahrhunderts keinen Versuch, die Reichsunmittelbarkeit anzutasten; ja, der Große Kurfürst gab der Aebtissin Elisabeth hierüber unter dem 22. August 1669 eine ausdrückliche Erklärung. Die Aebtissin hatte ihren Abgeordneten auf dem Reichstage (zwischen 1666 und 1680, nämlich unter Elisabeth, war es Dr. Joachim Zagenmeier) und einen Lehnhof von mehren Grafen als Vertretern der üblichen Hausämter in dem Stifte.[9]) In den Ausschreiben auf Reichstagen erhielt die Aebtissin den Titel einer Fürstin und Prälatin des Heiligen römischen Reiches, zu welcher sie bei der Inthronisation auf dem hohen Altar der Münsterkirche, im Beisein ihres ganzen Hofes und Vasallen der kurbrandenburgischen Räthe, der ganzen abteilichen Geistlichkeit, ferner des Raths und der Schöffen der Stadt, im Namen des ganzen Kapitels proclamirt und erklärt wurde, nachdem der Kaiser sie vorher bestätigt hatte.[10])

Nach diesen, die örtlichen Verhältnisse zu Herford ins Licht setzenden einleitenden Bemerkungen, welche für das Verständniß der nachfolgenden Erzählung nicht umgangen werden konnten, nehmen wir den Faden

in der Lebensdarſtellung der Prinzeſſin Eliſabeth wieder auf.

Wenn wir dem Biographen des Descartes glauben, ſowie allen Denen, welche ihn nur wiederholen, ſo hätte Eliſabeth als Aebtiſſin von Herford bis an das Ende ihrer Tage in der Philoſophie des Descartes ihre unbedingte Ruhe und Befriedigung gefunden, ſo ſehr, daß dieſe Philoſophie die Stelle der Religion ſelbſt bei ihr einnahm. „Sie machte", drückt er ſich aus, „aus dieſer Abtei eine philoſophiſche Akademie für alle Arten von Perſonen von Geiſt und Kenntniſſen, ohne Unterſchied des Geſchlechts, noch ſelbſt der Religion. Die Katholiken, die Calviniſten, die Lutheraner wurden darin gleich ſehr aufgenommen, ohne ſogar die Socinianer und Deiſten davon auszuſchließen. Um zugelaſſen zu werden, war es genug, Philoſoph zu ſein, und vor allem Liebhaber der Philoſophie des Descartes." „Dieſe Abtei", heißt es weiterhin, „wurde als eine der erſten Carteſianiſchen Schulen betrachtet, ſolange die Prinzeſſin lebte, welche in dieſer Akademie den Vorſitz führte. Der Name des Descartes ward hier nie anders als mit Ehrfurcht ausgeſprochen." Das Letztere iſt Zuſatz von Thomas, dem emphatiſchen Lobredner des Descartes. Das Ganze aber gehört mehr der dichtenden Einbildung als der geſchichtlichen Wirklichkeit an. Die bloße Angabe, daß nicht nur die im Deutſchen Reiche aufgenommenen drei chriſtlichen Confeſſionen, ſondern ſogar Socinianer und Deiſten in die Carteſianiſche Akademie der Abtei von Herford aufgenommen worden ſeien, verliert ſchon dadurch alle Glaubwürdigkeit, daß nach den beſtehenden Reichsgeſetzen Socinianer oder gar erklärte Deiſten keine

Bekenntnißfreiheit genossen. Baillet wußte aber nicht, oder verschwieg es, daß Elisabeth als Aebtissin zu Herford das christlich-religiöse Lebensprincip in einem Grade und in einer Form in sich aufgenommen und gestaltet hatte, womit sich jener ausschließliche Cultus der Philosophie nicht länger vertrug. Nicht etwa als wenn, nach unserer Ansicht, die Philosophie, insbesondere der Cartesianismus, und das Christenthum sich ausschlössen und bekämpften: sehen wir doch, daß die besten Köpfe unter den Jansenisten in Frankreich, wie Arnold Arnauld, die Philosophie des Descartes mit Eifer zu der ihrigen machen, daß dieselbe Philosophie in dem tiefsinnigen und frommen Malebranche einen mystischen und in gewissem Maße theosophischen Charakter annimmt; und wenn wir das Leben der größten Philosophen durchgehen, so finden wir nicht selten hinter der strengsten wissenschaftlichen Besonnenheit die geheime Glut mystischer Empfindungen oder einer entzündeten Einbildungskraft. Nur in beschränkten Köpfen konnte jene damals wol oft genug vorgebrachte Klage gegen die Irreligiosität, den Atheismus des Descartes eine Stätte finden. Elisabeth stand hierfür zu hoch, auch wenn kein persönliches Band mit dem Reformator der Philosophie sie vor jenen Misgriffen bewahrt hätte. Nicht aber hat jenes persönliche Band ihr ein Hinderniß sein können, auf ganz neuen und in gewissem Sinne wol entgegengesetzten Wegen Befriedigung des Geistes, das höchste Gut, welches sie von jeher gesucht hatte, zu finden. Bei tiefern Gemüthern ist das letzte Ergebniß der Wissenschaft oft nur das Gefühl der Eitelkeit des Wissens, und dieses der Uebergang zu einem neuen Leben, oder um die Sprache der „Wiedergebore-

nen" zu reden: der Augenblick ihrer Wiedergeburt. Wann und durch welchen Anlaß Eliſabeth zur „Wiedergeburt" gelangte, dies auf Grund von geſchichtlichen Zeugniſſen beſtimmen zu wollen, wäre vermeſſen; denn die Fäden, an denen jene Wandlungen des Gemüths ſich entwickeln, ſpinnen ſich bis ins Innerſte der Seele, ihr unbewußt, fort und ſind nicht ſelten eher die Wirkung eines mächtigen Augenblicks, als das Ergebniß bewußter Anſtrengungen. Aber die Empfänglichkeit für Eindrücke myſtiſcher Natur war in Eliſabeth allerdings vorhanden, gegen welche, wo ſie ſtattfindet, weder der Reichthum wiſſenſchaftlichen Stoffes noch die Schärfe philoſophiſcher Methode eine hinreichende Schutzwehr darbietet; niemals gab es vielleicht einen Zeitraum wie den damaligen, in welchem die Keime religiöſer Myſtik an ſo vielen Orten und in ſo mannigfachen Geſtalten wucherten, denen aber zuletzt eine gewiſſe Einheit des Strebens zu Grunde lag. Dieſe Einheit des Strebens zeigte ſich zunächſt in der Oppoſition gegen das äußere Kirchenthum, inſofern es der lebendigen Bewegung des Geiſtes einen Damm entgegenſetzen wollte: aus dem Kampfe, der aus dieſer Oppoſition hervorging, ſchoſſen jene vielen Secten und religiöſen Vereine auf, an denen die Kirchengeſchichte dieſer Zeit ſo reich iſt. Ihre geſchichtliche Berechtigung innerhalb gewiſſer Grenzen ſtellt kein unbefangener Beobachter der weltgeſchichtlichen Entwickelung der neuern Zeit mehr in Abrede. „Zu allen Zeiten", drückt Hagenbach[11]) ſich aus, „regte ſich in der Kirche, den feſten Lehr- und Glaubensbeſtimmungen derſelben gegenüber, ein Geiſt der Oppoſition, der darauf ausging, das Feſte und Starre der einmal gegebenen

Bestimmungen wieder in die ersten Elemente aufzulösen und das Christenthum gleichsam von neuem aus dem frischen Geiste herauszugebähren. Der starren Begriffsorthodoxie jener Zeit gegenüber war eine auf das innere Leben dringende, die äußern Formen durchbrechende, lebendige, bewegliche Geistestheologie nothwendig. Schon die Wiedertäufer, die im Zeitalter der Reformation auftraten (insofern ihr Streben an dem Spiritualismus festhielt), beriefen sich auf das innere Licht, das jeden Menschen erleuchte und das uns erst recht den Sinn der Bibel aufschließe. Schon sie widersetzten sich dem äußerlich geordneten Kirchenthum und auch manchen Einrichtungen des bürgerlichen Lebens, die sie mit dem echten Geist des Christenthums für unverträglich hielten." Gingen auch die Mystiker des 17. Jahrhunderts nicht so weit in Beziehung auf das Praktische, so lehrt doch auch ein J. Gerhard, ein Jakob Böhme, selbst Johannes Arndt, daß es nicht nur ankomme auf das historische Christenthum und auf den äußern Glauben an das äußerlich gegebene Bibelwort, sondern daß das innere Wort hinzukommen müsse zum äußern, und daß der Glaube, den die protestantische Kirchenlehre überall voraussetzte, sich auch bethätigen müsse durch Werke der Liebe. Ja, selbst ein Spener und Francke, so entfernt sie von der fanatischen wiedertäuferischen Gesinnung waren, haben doch auch die Aeußerlichkeit des Kirchenthums angegriffen und durch die Lehre vom geistigen Priesterthum sich in den Augen ihrer Gegner jenen Schwärmern gleichgestellt. Den Letztgenannten können wir nun besonders Johannes Coccejus anreihen, umsomehr, als die Prinzessin Elisabeth, wie gezeigt

wurde, ſich ihm angeſchloſſen hatte. Auch er hat in der Geſchichte der „Wiedergeborenen" ſeinen Platz erhalten[12]), und in der That hat er ſich, gleich Spener und Arnold, bis an die äußerſte Grenze der Wahlverwandtſchaft mit ihnen geſtellt, indem er die Einfalt des Gläubigen für den wahren Schlüſſel der Erkenntniß erklärt, indem er auf die Nothwendigkeit einer innerlichen Einverleibung Chriſti hinweiſet, indem er ferner noch „heutzutage" göttliche Eingebungen und Offenbarungen an auserwählte Menſchen zuläßt, „wodurch ſolche Dinge offenbart würden, die man in und aus der Heiligen Schrift nicht bedeuten, noch deutlich darthun könne". Auch legt er den größten Nachdruck auf die ſittliche Geſinnung (epignosis, im Gegenſatz zu gnosis), und wagt es, auf eine ſolche Verderbniß der Kirche hinzuweiſen, aus welcher eine Abſonderung nach den Worten der Schrift nicht zu tadeln wäre: ein gefährlicher Satz, welcher in den Anfängen der Kirche die Stürme des Montanismus hervorgerufen, und auf Grund deſſen Fox und Labadie im 17. Jahrhundert die Nothwendigkeit einer neuen Kirchengemeinſchaft gründen wollten.[13])

Eigenthümlich iſt dieſen Bewegungen, welche gleichſam die romantiſche Seite in jenem ſonſt ſo nüchternen, vielfach erſtarrten Geiſtesleben der Gemeinden und Theologen ausmachen, der Eifer und die Theilnahme der Frauen, von denen einige, wie Madame Guyon, Antoinette Bourignon, Johanna Leade, ſelbſt als Mittel- und Anziehungspunkte nicht nur für Frauen, ſondern auch für hochbegabte Männer (wie Madame Guyon für Fénélon, die Bourignon für Poiret, Amos Comenius und Swammerdam) auftreten, andere durch ihren bloßen

Anschluß die mächtigsten Beförderinnen der Bewegung wurden, wie das Fräulein von Schurmann endlich durch ihre Verbindung mit Labadie, in dessen Gemeinde der weibliche Theil durch Zahl und Eifer sich auszeichnete. Und was wäre die Geschichte von Port-Royal ohne Angelika und ihre Nachfolgerinnen?...

Sehr richtig aber bemerkt Hagenbach, daß eine treue Geschichte jener mystisch-religiösen Erscheinungen nicht möglich ist, ohne die verschiedenen Elemente, die sich in dem Kampfe gegen die Kirchenorthodoxie, wie gegen das unerweckte, weltliche Leben der Gemeinden vereinigen, von einander zu sondern, jede Richtung in ihrer Eigenthümlichkeit und ihrer Verschiedenheit von ähnlichen Richtungen aufzufassen — nichts sei leichter: „als entweder sie alle unter dem einen Begriff des Mysticismus, der Schwärmerei, der Sectirerei, des Separatismus, des Pietismus u. s. w. in Bausch und Bogen zusammenzufassen und zu verdammen, oder sie wieder sämmtlich in einem Chor als die Auserwählten und Heiligen Gottes zu begrüßen!" So stellt dieser geistreiche Theolog eine Tafel jener Schwärmer auf, wo Licht und Schatten stufenweise zu- und abnehmend vertheilt ist. An der äußersten Linie steht jener schlesische (1689), in Moskau verbrannte Kuhlmann, der wirklich schon an Verrücktheit streift. Ihm nahe kommen Fox, Gichtel, Breitling und die Bourignon, nebst Johanna Leade — während William Penn und Labadie, die Schurmann, Poiret und Gottfried Arnold (denen noch Andere, wie Wilhelm Petersen und seine Gattin, geborene von Merlau, sich anreihen dürften) schon mehr der gemäßigten Zone sich nähern, wo neben dem, freilich noch

immer üppigen Wuchſe der eigenen Phantaſiegebilde doch auch wol manche ſchöne Blüte, ja vielleicht auch hier und da eine gute Frucht gefunden wird (IV, 354). Haben doch endlich die Häupter der einzelnen Haufen und Häuflein, deren ſich jedes als die wahren Auserwählten ausgab, untereinander mit nicht minderm Feuer gekämpft als alle zuſammen gegen „Babylon"; und ſelbſt im Geiſte echter Myſtik werden Stufen, Unterſchiede, Uebergänge des höhern Lebens in Erkenntniß und im Handeln gelehrt. „Gott verfährt in der Oekonomie und Haushaltung ſeiner Kirche", ſo drückt der Verfaſſer der Hiſtorie der Wiedergeborenen ſich aus, „daß er ſein Licht ſtaffelweis läßt auf- und fortgehn in die finſtre, blinde Welt, weil ſie das einigermaßen beſſer vertragen könne."

Gibt es nun auch vielleicht keine Brücke zwiſchen der innern Welt der in mannigfachen Stufen „Wiedergeborenen" und dem ſchlichten Bewußtſein der „Weltkinder", welche ſich mit den allgemeinen chriſtlichen und ſittlichen Mitteln zur Heiligung begnügen; muß auch der Geſchichtſchreiber, nach dem ſchönen Ausdruck Varnhagen's (im „Leben des Grafen Zinzendorf"), unbefangen bemüht ſein, bei der freiern Darſtellung eines merkwürdigen und bedeutenden Individuums ihm ſeine Vorausſetzungen zu laſſen, auf ſeinen Wegen mit Billigkeit (wenn auch nicht immer mit Liebe) ihm zu folgen: ſo bleibt doch in der Sphäre der dem Innern entſtrömenden Wirkungen auf die Welt und der Rückwirkungen auf den Einzelnen immer noch ein weites Feld für den Maßſtab übrig, welchem wir unſerm Sittlichkeits- und Schönheitsgefühle entnehmen. Ausdrücklich bringen wir dieſe

miteinander so eng verwandten Gefühle hier in Verknüpfung; denn solche Auswüchse der Phantasie und der Leidenschaft, wodurch unser sittliches Gefühl verletzt wird, beleidigen zugleich unsern ästhetischen Sinn. Nur wo jene Gegensätze gegen die herrschende Weltlichkeit, in sich selbst wie in der äußern Erscheinung, in eine höhere wahrhafte Harmonie sich auflösen, entsteht die schöne Seele, wie Goethe sie uns anschaulich und ehrwürdig dargestellt hat. Doch wie selten treffen wir in der Geschichte der Mystiker, Theosophen, Pietisten, der Wiedergeborenen aller Stufen, auf jene innere Harmonie, jene Sicherheit und Folgerichtigkeit des Lebens? Der Widerstand gegen den Glauben und das Leben in der Kirche hat fast überall seine erste, edle Wurzel in dem Streben nach Befreiung von aller äußern Fessel, nach freier Entwickelung des innern Lebensprincips: allein die Meisten verfallen mit der Absonderung aus einer Knechtschaft in eine andere, oft in eine viel größere und stärkere; aus dem Befreier wird nicht selten ein Tyrann, und ein um so gefährlicherer, als die Bande des „alten Menschen" unvermerkt dem neuen Menschen sich anhängen; der neue Heilige wird zum Zerrbild seiner eigenen Idee. Die Zeit, welche ihm ein Dasein auf Augenblicke geliehen, reißt ihn mit der Gewalt ihres Stromes in die Vergessenheit fort.

Auch Labadie hat nicht vermocht, seinen Namen an eine dauernde Stiftung in Kirche und Staat zu knüpfen, was unter den von verwandtem Streben Ergriffenen seiner Zeit kaum einem, außer dem edeln William Penn, gelungen ist. Dagegen hat Labadie in seinem an heftigen Bewegungen und Erschütterungen reichen Leben auf die Gemüther seiner Anhänger und Freunde, unter

denen sich die edelsten, unantastbarsten Namen, wie der eines Spener, finden, vielleicht eine stärkere, hinreißendere Herrschaft ausgeübt als die Uebrigen; Niemand hat wie er die Hingebung der Seinigen, aber auch den Haß und den Abscheu seiner Gegner in so hohem Grade erweckt, welche er sich als dreifach Abtrünniger in den verschiedensten Kreisen zuzog. Dies macht es in sehr hohem Grade schwer, ein wahres und treues Bild seines Geistes, wie seines Lebens zu entwerfen. Den einen ein Heiliger, den andern ein verabscheuungswürdiger Betrüger, wird es fast unmöglich, dasselbe Urbild in so entgegengesetzten Schilderungen zu erkennen; man sollte glauben, unter demselben Namen von zwei verschiedenen Personen zu hören. Und dieser Contrast zieht sich am Faden literarischer Ueberlieferung bis auf unsere Tage herab, wobei jedoch, aus begreiflichen Gründen, das Zerrbild von der Hand der Gegner das Bild aus der Feder der Anhänger an den meisten Orten verdrängt hat.[14]) Was Labadie gewollt, welche Mittel er für seine Zwecke gewählt hat, wird eine gedrängte Zusammenstellung der wichtigsten Momente seines Lebensgangs unsere Leser am besten entnehmen lassen. Geboren am 13. Februar 1610 zu Bourg in der Guyenne, Sohn eines französischen Edelmanns, welcher Gouverneur dieses Ortes und vom König Heinrich IV. verschiedentlich gebraucht worden war, bringt Johann Labadie sein Knaben- und Jugendalter in dem Jesuitencollegium in Bordeaux zu. Schon hier wird das Innerste seiner angeborenen Geistes- und Gemüthsanlagen zum Kampfe mit der Außenwelt und dadurch zu beschleunigter Entwickelung aufgerufen. Jene zogen ihn zur mystischen

Theologie und zu einer überwiegend ascetiſchen Lebensweiſe hin. In ſeinem zwanzigſten Jahre, während ſeines Noviziats bei den Jeſuiten, welche anfangs große Hoffnungen auf ſeine Talente ſetzten, verfaßte er unter verſchiedenen Abhandlungen über die chriſtlichen Wahrheiten auch eine über die wirkſame Gnade und Berufung (sur la grace et vocation efficace) in einem den Meinungen der Jeſuiten ganz entgegengeſetzten und dem Janſenismus ſich nähernden Sinne. Es war dies das große Thema, um welches ſich nachmals der Kampf der Janſeniſten mit den Jeſuiten, denen Labadie nicht fremdgeblieben iſt, wendete. Zu gleicher Zeit untergrub er in Folge der heftigen geiſtigen Uebungen ſeine Geſundheit. Eine Folge dieſes Strebens war ſeine Beſchäftigung mit dem Leben Jeſu, welches er ſchreiben wollte, was er auch mit beſonderer Hinſicht auf die praktiſche Seite deſſelben that. In demſelben Maße fühlte er ſich von der ſcholaſtiſchen Weiſe des theologiſchen Unterrichts der Jeſuiten abgeſtoßen, er zog ſeine Nahrung viel lieber aus der Heiligen Schrift und den Kirchenvätern, beſonders den heiligen Auguſtinus und Bernhard. Er verglich die urſprünglichen Zuſtände der chriſtlichen Kirche mit der Kirche ſeines Jahrhunderts, welche ihm in tiefe Verderbniß verſunken ſchien. Nirgend wurde dieſe ihm anſchaulicher als in den Inſtitutionen, Grundſätzen und dem Leben des Ordens, welchem er ſich für das Leben widmen ſollte, und er beſchäftigte ſich mit dem Gedanken einer Reform des Jeſuitenordens. Bald erkannte er, daß die Geſellſchaft nach ſeinen Vorſtellungen und Abſichten unheilbar ſei, ehe er noch die Weihen empfangen hatte. Auf Grund ſeiner Kränklichkeit verſchaffte er ſich

von dem Jeſuitengeneral in Rom Viteleschi die Erlaubniß zum Austritt aus dem Orden, was ihm in ſeinem neunundzwanzigſten Jahre (1639) gewährt wurde. Von dieſem Augenblick war und blieb Labadie Gegenſtand der Verfolgungen der Jeſuiten, welche er ſeinerſeits ſeitdem nicht aufhörte, an ihren verletzlichſten Stellen zu bekämpfen. Die Jeſuiten erklärt Labadie in einer als Flugſchrift gedruckten Apologie, noch 30 Jahre ſpäter (1669), als die Urheber aller gegen ihn ausgeſtreuten Verleumdungen und Libelle. Als er in Bordeaux ſeine hinreißende Rednergabe, welche auch ſeine Feinde ihm nicht ſtreitig machten, zur Ausbreitung ſeiner den Jeſuiten entgegengeſetzten Grundſätze über die chriſtlichen Heilswahrheiten benutzte, wurde er von den Jeſuiten bei dem Erzbiſchof von Bordeaux angeklagt, daß er den Calvinismus begünſtige, indeß von dem unparteiiſchen Erzbiſchofe losgeſprochen. Der Ruf ſeiner Predigten drang bis Paris, wohin der General der Väter des Oratoriums, Herr von Coudren, ihn dringend einlud. In Paris predigte Labadie mit ſolchem Erfolg, daß der Biſchof von Amiens, Herr von Caumartin, ihn nach Amiens zog und ihm ein Kanonikat und die Pfarre bei der Kirche zu St.-Nicolas übergab. In dieſer Zeit war es, daß der Abt von St.-Cyran, der Reformator von Port-Royal, in der Gefangenſchaft zu Vincennes als Opfer der Verfolgungen des Cardinals Richelieu ſchmachtete, und Labadie war, nach den Ausſagen ſeines Geſchichtſchreibers Yvon, nahe daran, ein gleiches Schickſal zu tragen. Der bald darauf erfolgte Tod des Cardinals ſetzte unter andern Opfern jenes Staatsmannes auch den ehrwürdigen Abt von St.-Cyran in Freiheit. Aufgefodert von demſelben nach

Paris zu kommen, um ihn für ſeine Geſellſchaft zu gewinnen, machte Labadie im Jahre 1643 die Reiſe nach Paris.[15]) Das perſönliche Verhältniß zwiſchen dem Abt von St.-Cyran und Labadie wird zwar von den Geſchichtſchreibern von Port-Royal mit keinem Worte erwähnt.[16]) Bedenkt man jedoch, daß Labadie durch ſeinen ſpäter erfolgten Abfall von der katholiſchen Kirche die Janſeniſten zu ebenſo unverſöhnlichen Feinden ſich machte wie die Jeſuiten, gegen welche er eine Zeit lang mit jenen verbunden war, daß ſie daher jede nähere Berührung mit ihm als eine Entheiligung ihrer Sache betrachten mußten, ſo kann das Stillſchweigen der janſeniſtiſchen Quellen über jenes Zuſammentreffen nicht ſogleich als eine Widerlegung deſſelben betrachtet werden, umſoweniger, als die Verwandtſchaft in den Lehrſätzen von der Gnade, ſowie die ascetiſchen Grundſätze einen hinreichenden innern Grund jenes Verhältniſſes darbieten. Yvon berichtet ſehr umſtändlich über die Unterhaltungen Labadie's mit dem Abt von St.-Cyran, ſowol im Zwiegeſpräch als in Geſellſchaft ſeiner Freunde, ſeines Neffen Barcos, Singlins, Anton Arnauld's und le Maitre's, welche in der Geſchichte des Janſenismus und Port-Royals ſo berühmt geworden ſind. Bald darauf, am 11. October 1643, ſtarb der Abbé von St.-Cyran. Den Tag vor ſeinem Tode hatte er in einer Unterredung mit Labadie Alles aufgeboten, ihn zu ſich hinüberzuziehen. Doch dieſer, im Vorgefühl, „daß Gott ihn weiter führen würde, als dieſe Herren", hätte ſich mit der Nothwendigkeit ſeines Wirkens in Amiens entſchuldigt und nur im Allgemeinen Neigung gezeigt, für die gemeinſchaftliche Aufrechthaltung derſelben Wahr-

heit bei gegenſeitiger Unterſtützung einzugehen. Nach dem Tode des Abtes von St.-Cyran habe man anfangs auf Labadie die Augen geworfen, um jenem die Leichenrede zu halten; nur die gegen Labadie immer drohender ſich nähernde Verfolgung habe dies verhindert. Zwei Jahre nachher, da die gegen ihn angeſtifteten Verfolgungen ihn von Amiens wegführten und er ſich eine Zeit lang in Paris verborgen hielt, hatte er von neuem Gelegenheit mit Mitgliedern von Port-Royal zu verkehren, und bei dieſer Gelegenheit erkannte er, heißt es, „daß er, bei aller Gleichheit mit ihnen in Bezug auf Mehres, doch in Rückſicht auf Anderes, niemals gänzlich ſich mit ihnen vereinigen könnte“.[17])

Betrachten wir ſeine damalige Wirkſamkeit, ſo iſt ſie im Weſentlichen ſchon die nämliche, wie ſie uns nach ſeinem Austritt aus der römiſchen Kirche und nach ſeiner Abſonderung von der reformirten Kirche, zu welcher er übertrat, erſcheinen wird. In Amiens ſtiftet er ſchon aus Perſonen, welche ſich ſeiner geiſtlichen Leitung übergeben, eine ascetiſche Brüderſchaft, deren Mitglieder ſich zweimal die Woche zur Anhörung des Wortes Gottes verſammeln und von denen die Meiſten das Neue Teſtament in franzöſiſcher Sprache in der Hand haben. In einer dieſer Verſammlungen war er kühn genug, zu ſagen: „Wollte Gott, daß eine Zeit käme, in welcher man alle Dinge auf ihre erſte Reinheit und Einfachheit bringen, das Abendmahl nach ſeiner Einſetzung feiern und in beiderlei Geſtalt genießen, das Wort nach Gewohnheit der erſten Kirche leſen und predigen und die Kirche ſelbſt in ihren erſten Stand bringen könnte.“ Aehnliches verrichtete Labadie in andern Städten der

Picardie, in Montdidier und Abeville. Genöthigt, die Picardie zu verlaſſen, hatte Labadie zunächſt eine Reihe von Kämpfen an verſchiedenen Orten des ſüdlichen Frankreichs, wohin er ſich begeben, zu beſtehen, ſo in Bazas, ſowie in dem zwei Meilen von Bazas entfernten Karmeliterkloſter zu La Graville, wohin er ſeine Zuflucht nahm, und in Toulouſe, weil ſeine janſeniſtiſchen oder doch für janſeniſtiſch erklärten Anſichten und Religionsübungen die Verfolgung der Biſchöfe auf ihn lenkten. In dieſen Abſchnitt ſeines Lebens in Frankreich ſetzen die Gegner ihre oft wiederholten Erzählungen von nicht genug zu verabſcheuenden, heuchleriſchen Angriffen auf die Keuſchheit der Nonnen und anderer Frauen, die Labadie, unter dem Vorwande, den Stand der Unſchuld Adam's und Eva's im Paradieſe zurückzuführen, an mehren Orten ſich geſtattet hätte [18]), Beſchuldigungen, welche nicht nur mit den bekannten Handlungen des wol in andern Dingen von Leidenſchaft und Herrſchſucht nicht freizuſprechenden Reformators im grellſten Widerſpruche ſtehen, ſondern auch von Spener, Gottfried Arnold und ſelbſt von dem unparteiiſchen Walch für Verleumdungen erklärt wurden. [19]) Im Jahre 1650 trat Labadie zu Montauban öffentlich zur reformirten Kirche über. Hier lebte er ſieben Jahre, nachdem er die auf ihn gefallene Wahl zum Geiſtlichen dieſer Stadt angenommen und im Geiſte ſeiner früheren Weiſe mit dem größten Erfolge gewirkt hatte. Unter den Häuſern, welche dort ihm näher ſtanden, befand ſich auch die Familie Yvon, deren zweiter Sohn Peter ſpäterhin an Labadie ſich eng anſchloß und als deſſen erſter Gehülfe auf dem Schauplatz dieſer Erzählung auftreten wird. Hier, wie aller Orten, wo

Labadie wirkte, theilte ſich die Stadt in zwei einander heftig widerſtrebende Lager, da die Leidenſchaft derjenigen, denen ſeine ascetiſche, mehr als mönchiſche Strenge ein Greuel war, nicht geringer war, als der Eifer der Anhänger, über welche er Macht gewonnen hatte. Endlich mußte Labadie in Folge eines Streits wegen der Beerdigung einer Perſon, welche Katholiken und Reformirte einander ſich ſtreitig machten, Montauban verlaſſen, und begab ſich 1657 nach Orange, wo er, wiederum zum Paſtor erwählt, eine noch viel ſtrengere Disciplin durchſetzte als vorher in Montauban. Es war dort Sitte, daß die in der Kirche verſammelte Gemeinde beim Eintreten des Gouverneurs und ſeiner Gattin, des Grafen und der Gräfin von Dohna, von ihren Sitzen ſich erhob; Labadie erklärte Dies öffentlich für eine Entheiligung der Majeſtät des Ortes und hob dieſen Gebrauch auf. Er blieb auch hier nicht lange, ſondern nahm 1659 einen Ruf nach Genf an, nachdem er einen gleichzeitig an ihn gelangten Ruf der franzöſiſchen Gemeinde zu Weſtminſter in London abgelehnt hatte. Die puritaniſche Strenge, womit Labadie in Genf als Sittenreformator auftrat, ſchien die düſtern Tage der Prieſterherrſchaft aus den Zeiten Calvin's zurückzurufen, wie denn Labadie ſich auch in die Politik miſchte und von der Kanzel herab gegen vorkommende Cabalen und Beſtechungen bei der Wahl der Obrigkeit donnerte. Hier hörte und beobachtete ihn Philipp Jakob Spener, als junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, der eben erſt die Univerſität verlaſſen hatte. Spener hat nachmals kein Hehl daraus gemacht, daß er Labadie eine tiefere Anregung verdankte. Er ſchreibt unter Anderm[20]): „Was

seine Gabe betrifft, so habe ich dieselbe selbst erkannt, als ich ihn zu Genf A. 1660 und 1661 öfters hören predigen, auch einmal mündlich mit ihm geredet und nicht unfreundlich von ihm bin empfangen worden, außer demselben aber nie einige Communicationen mit ihm gepflogen habe. In solchen seinen Predigten, und Vielem, was damals in Genf vorging, habe ich seinen Eifer gehöret, wie er damals sein Amt nicht untreulich geführet. So ist mir sein Lebenslauf, theils aus Derjenigen, welche ihn als einen Papisten in Frankreich gekannt (und ihn beständig vertheidigten gegen die Lästerungen, so von solcher Zeit über ihn aus seiner Feinde Bosheit ausgegossen wurden) weitläufiger und glaubwürdiger Relation, theils was in Genf damals mit ihm vorgegangen, ziemlich bekannt worden; wo ich nicht anders sagen kann, als daß er, soviel mir wissend ist, seinen Wandel damals unsträflich geführet. Dessen soviel sicherer Zeugnisse ich auch daraus zu nehmen meine, weil er bereits in Genf der Feinde und Neider im weltlichen und geistlichen Stande viel hatte und solche doch nichts Erhebliches gegen ihn aufbringen konnten, ja viele von denselben ihm sogar das Zeugniß eines untadelhaften Lebens selbst gaben." Diesen Bekenntnissen Spener's ließen sich noch mehre aus seinen Schriften an die Seite stellen, aus denen die Indignation über die Verleumdungen von Labadie's Lebenswandel hervorleuchtet.

Im Juli 1661 machte Johann Gottschalk von Schurmann, der Bruder des gelehrten Fräuleins, eine Reise nach der Schweiz, in keiner andern Absicht, als sich von den religiösen Zuständen dieses Landes behuf eigener Vervollkommnung eine Anschauung zu verschaffen. [21]) Es ist Derselbe,

welcher in dem Leben des Descartes unter den Freunden genannt wird, welche den Briefwechſel des Philoſophen nach ſeiner Einſiedelei vermittelten, den übrigens Descartes ſelbſt, an der Stelle, wo er ſich über die Umwandlung des Fräuleins von Schurmann beklagt, einen beſchränkten Kopf nennt.[22]) Vielleicht nur deshalb, weil Gottſchalk von Schurmann die ascetiſche Gemüthsrichtung ſeiner Schweſter theilte; denn Andere feiern ihn als einen Mann, der an Gelehrſamkeit ſeiner berühmten Schweſter würdig zur Seite ſtand.[23]) Er verlebte den Winter in Baſel. Hier hörte er zuerſt von dem „Mann Gottes" in Genf, ausgeſtattet mit den höchſten Gaben und voll Eifer für die Kirchenverbeſſerung; Dies erregte ein heftiges Verlangen in ihm, Labadie zu hören. Er begab ſich daher im Frühjahre nach Genf, mit einem Empfehlungsſchreiben von Buxtorf an Labadie. Dieſer nahm ihn bei ſich auf und er brachte zwei Monate bei ihm zu. Bald hatte Labadie an ihm einen ſeiner begeiſtertſten Anhänger. In ihm glaubte er, wie er ſich ausdrückte, an Muth und apoſtoliſchem Anſehen einen Ambroſius, an heiliger Beredtſamkeit einen Chryſoſtomus, an Licht und in Worten von Liebe und Anmuth einen Auguſtinus, an Salbung und effectreichen Ausdrücken einen Bernhard zu ſehen, mit einem Worte einen Mann (ſagt Yvon), wie ihn ein ſo verdorbenes, ſo lethargiſches, ſo mit Finſterniß bedecktes, ſo über eigene Vernunft ſtolzes, ſo an Geiſt leeres, ſo unfruchtbares und dürres Jahrhundert, wie das unſerige, brauchte. Voll von dieſen Empfindungen ſchrieb er alles an ſeine Schweſter, welche für Eindrücke dieſer Natur damals nur allzu empfänglich war. Was ſeine ſchriftlichen Mittheilungen noch übrigließen,

Das füllte er nach der Rückkehr in Utrecht durch seine Erzählungen aus. Von diesem Augenblicke hatte Labadie keine heißern Verehrer und Anhänger als die beiden Geschwister Schurmann. Doch erlebte der Bruder die Ankunft Labadie's in Holland nicht, indem er im Jahre 1664, im neunundfunfzigsten Jahre seines Lebens, in den Armen seiner allein von allen seinen Geschwistern zurückbleibenden Schwester, den Tod „eines wahren Christen" starb. Sie ertrug den Verlust des einzigen theuren Bruders mit völliger Ergebung, und ward, sagt sie, durch die göttliche Gnade in der Uebung des wahren Glaubens und der Liebe so bestärkt, daß ihr seitdem von den irdischen Dingen nichts mehr am Herzen lag. Das Einzige, was sie noch betrübte, war, zu bemerken, daß sie und Andere, welche des heiligen Namens eines Christen sich erfreuten, ihrem göttlichen Bekenntnisse nicht angemessen genug lebten.

Das Fräulein von Schurmann war nämlich in dieser Zeit nicht mehr die vielbewunderte Künstlerin und Gelehrte, wie wir sie im ersten Abschnitt dieser Erzählung aus der Jugend der Prinzessin Elisabeth kennen gelernt; es war, als verleugnete, ja haßte sie allen Ruhm und Glanz, der sich früher an ihren Namen geknüpft hatte. Sie hat in ihrer Selbstbeschauung, wo sie sich mit Maria vergleicht, welche das bessere Theil erwählte [24]), die Geschichte ihrer Umwandlung und Wiedergeburt, mit Beziehung auf Labadie, sehr ausführlich erzählt. Sie hatte mehr als zwanzig Jahre zwei blinde Tanten, von denen die eine in ihrem einundneunzigsten, die andere im neunundachtzigsten Jahre, beide kurz nach einander, starben, mit der größten Hingebung gepflegt und daneben die Sorge

für das Hauswesen ihrer Familie, welche sie mit diesen Tanten und ihrem Bruder ausmachte, übernommen, wodurch sie schon von ihren gewohnten Studien und Beschäftigungen vielfach abgezogen wurde. Familienverhältnisse hatten sie veranlaßt, an der Seite ihrer Verwandten mehre Jahre in Köln zuzubringen, von wo sie erst nach dem Tode der Tanten nach Utrecht zurückkehrte. Es hatte sich hier das Gerücht verbreitet, als wäre sie in Köln zur katholischen Kirche übergetreten, und obschon sie die Unwahrheit desselben leicht darthun konnte, sah sie sich doch nach ihrer Rückkehr in Utrecht von ihren ehemaligen Freunden mit großer Kälte aufgenommen. Sie hatte, während eines zweijährigen Aufenthaltes auf dem Lande bei Köln, sich von allem Umgange zurückgezogen und in Gemeinschaft mit ihren Tanten und ihrem Bruder, nebst zwei rechtschaffenen Dienern, welche alle untereinander durch Frömmigkeit verbunden waren, gleichsam eine kleine christliche Kirche (quasi ecclesiolam quandam Christianam) ausgemacht; jetzt fand sie sich von dem weiteren Kreise ihrer früheren, als einer in Weltlichkeit und Verderbniß versunkenen Umgebung, um so mehr zurückgestoßen. Diese ihre Stimmung und Gesinnung nahm nach dem Tode ihres Bruders, da sie als jungfräuliche Matrone auf sich allein angewiesen war, in hohem Grade zu. Nur zu Voetius und einigen andern Theologen bewahrte sie das alte Zutrauen. Sie wußte diese Männer für Labadie, mit dem sie sich in Briefwechsel setzte, zu gewinnen, und verbreitete seinen Ruf in Holland. Als daher im Jahre 1666 der Prediger der wallonischen Kirche in Middelburg, Johann le Long, mit Tode abging, erließ der Rath dieser Stadt einen Ruf an La-

badie, und auf dringendes Erſuchen ihrer Freunde in Utrecht richtete das Fräulein von Schurmann ein Schreiben an Labadie, worin ſie für ſich und im Namen ihrer Freunde ihn beſchwor, den Ruf anzunehmen, um in Middelburg an der wahren Reformation zu arbeiten und in der Provinz Seeland den Eifer der Frömmigkeit wiederzuerwecken, welchen ehedem Teelingh dort angefacht hatte. [25]) Labadie glaubte in dieſen Stimmen einen höhern Ruf zu vernehmen, und zog mit ſeinen beiden ihm für das Leben verbundenen treuen Anhängern, Yvon und du Lignon, durch die Staaten des Kurfürſten von der Pfalz (in Manheim ſprachen ſie den Socinianer Wiſſowatius) auf einem kleinen Fahrzeug den Rhein hinab, und gelangten nach Utrecht, wo ſein erſter Gang dem Hauſe des Fräulein von Schurmann galt, welche ihm den freudigſten Empfang bereitete, in den zugleich ihre Freunde, Voetius an der Spitze, miteinſtimmten. Von Stunde an vereinigte das Fräulein ihr Schickſal mit dem des Labadie und ſeiner Genoſſen. Dieſer erklärte bei ſeinem Abgang von Utrecht nach Middelburg, daß er in der Abſicht dahin abgehe, um in ſeiner Kirche einen Krieg mit der Welt zu führen, und entweder ſie aus ihr zu vertreiben, oder ſelbſt von ihr vertrieben zu werden! Vorher begab er ſich nach Amſterdam, wo er einigemal predigte, wohin ihm die Schurmann mit zwei andern vornehmen Jungfrauen begleitete, um ihn öfter predigen zu hören. Dann zog ſie mit ihm nach Middelburg. Hier begann er den verheißenen Kampf gegen die Weltlichen, mit geſteigertem Eifer und noch größerm Erfolge, als an früheren Orten, wobei er ſelbſt die Geiſtlichkeit nicht ſchonte. Auf einer Synode der walloniſchen

Kirche in Amſterdam brachte er durch eine ſcharfe und freimüthige Predigt über Apoſtelgeſchichte XX, 28. eine große Aufregung unter den Synodalen hervor. Sie beſchuldigten ihn ihrerſeits mehrer Irrthümer und Ketzereien, daß er namentlich das Tauſendjährige Reich lehrte, die Heiligkeit des Lebens, als Zeichen der wahren Kirche, der Reinheit der Lehre an die Seite ſtellte, und beſonders daß er, als man ihn mit den Bekenntnißſchriften der holländiſch-reformirten Kirche überraſchte, ſich weigerte, ſie ſofort zu unterſchreiben, weil ſie mehre offenbare Irrthümer enthielten. Labadie ging indeſſen ſeinen Weg ungehindert fort und erhielt an Yvon, ſeinem Schüler, nach erfolgter Beſtätigung der auf ihn gefallenen Wahl, einen Amtsgenoſſen. Das Fräulein von Schurmann, welche 1667 zum andern mal nach Middelburg kam [26]), bewunderte bereits, nach ihrem Ausdruck, die ſichtbare und große Veränderung in dieſer Gemeinde, und fand, was ihren äußeren Stand betraf, eine ausgezeichnete Beſcheidenheit und Demuth, und dem innern Stande nach in Mehren eine hohe Kenntniß der himmliſchen Wahrheiten und einen Eifer, den Ruhm Chriſti zu befördern, wiewol die volle Ernte erſt noch in der Saat zu erblicken wäre. Nicht lange aber und der eigene Eifer riß Labadie über die ihm geſteckten Schranken chriſtlicher Mäßigung hinaus und beſchleunigte wenigſtens die Entwickelung des von ihm gegen die Welt unternommenen Kampfes. Der Carteſianer Ludwig von Wolzogen, Prediger bei der walloniſchen Gemeinde und Profeſſor der Kirchengeſchichte in Utrecht, gab im Jahre 1668 eine Widerlegung der damals dem Spinoza zugeſchriebenen, in der That aber von deſſen Freunde, dem Arzte Ludwig Meier verfaßten,

viel Aufsehen erregenden Schrift: „Philosophia scripturae interpres" heraus, und nahm nach Cartesianischen Grundsätzen und Voraussetzungen zu der schwierigen Frage von dem Verhältnisse der Vernunft zur Offenbarung eine vermittelnde Stellung ein. Dadurch erregte er das Eifern mehrer Theologen, welche in ihm einen Verräther des Glaubens auf Kosten der Philosophie zu sehen glaubten; Niemand aber trat heftiger gegen ihn auf, als Labadie, welcher sich vermaß, an einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Stellen die schwersten Anklagen zu knüpfen.[27]) Die Philosophie hatte keinen hartnäckigern Feind als ihn. Wolzogen führte seine Vertheidigung vor der Synode von Naarden, welche den Ausspruch that, daß er ihr volle Genüge geleistet habe, und ihn von aller Anklage freisprach. Durch dieselbe Synode wurden Labadie und seine Amtsgenossen und Anhänger, Yvon und du Lignon aufgefodert, ihre Beschuldigungen gegen Wolzogen zurückzunehmen, und als sie zu gehorchen sich weigerten, wurden sie im September 1668 ihres Amtes entsetzt. Dieses Urtheil ward das Jahr darauf von der zu Dordrecht versammelten Synode bestätigt; in denselben Bann verfiel der, größtentheils aus vornehmen und alten Bürgern bestehende, Rath von Middelburg, welcher in dieser Angelegenheit die Sache seiner Pastoren zu der seinigen gemacht hatte. Dieser Streit zwischen Wolzogen und seinen Gegnern, welchen mehre Anti-Coccejaner sich anschlossen, hinterließ bleibende Spuren unter den Theologen Hollands, welche man, wie Leibniz in der „Theodicee" („Discours de la conformité etc.", §. 14) bemerkt, seit der Zeit in rationalistische und nicht rationalistische Theologen (rationaux et non rationaux) theilte,

eine (wie man sieht, schon alte) Unterscheidung, auf welche Bayle in seinen Schriften öfter zurückkommt, indem er sich gegen die erstern erklärt. So führt uns die Entwickelung jenes Kampfes bis auf Leibniz herab. Diesem blieben jene Streitigkeiten noch aus seiner Jugend in lebhafter Erinnerung; wir haben einen Brief von ihm aus dieser Zeit, aus Mainz, vom 7. April 1671 (Opp. V, 352), worin er, bei aller Vorsicht, über Labadie's Wesen und Charakter abzusprechen, sehr bestimmt gegen ihn und für Wolzogen sich erklärt, dessen Buch er ebenso gelehrt als schön abgefaßt findet, im Gegensatz zu den Anklagen Labadie's, zu denen dieser gar keinen rechten Grund gehabt hätte. Besonders tadelt Leibniz die tumultuarischen Angriffe auf die neue verbesserte Philosophie, womit Labadie mehr Hitze als Urtheil bekundet hätte. Wiewol, ob Dies mehr aus Bosheit als aus Eifer geschehen sei, er unentschieden lassen wolle.[28])

Labadie ward durch seine Absetzung zu der Durchführung seiner Absichten und Bestrebungen nur noch mehr angefeuert. Er betrachtete sich als Märtyrer des Glaubens und der Gewissensfreiheit. Er erließ noch aus Middelburg unter dem 1. Februar 1669 in französischer Sprache eine Protestation[29]), in welcher er sich gegen die Anklagen eines Schisma, sowie gegen die Verleumdungen seiner Feinde rechtfertigte. Was seine reformatorischen Absichten oder vielmehr Wünsche betreffe, so betheuerte er, daß er eine solche nicht in der Lehre der reformirten Kirchen, wol aber in dem Leben und in den Sitten, in der Ausübung der häuslichen und öffentlichen Pflichten der Frömmigkeit, in der Theilnahme an den Sacramenten u. s. w. beabsichtige. Sein Kampf gelte nur dem

Irrthum und dem Laster, und er wünsche Nichts, als Jerusalem von Ungerechtigkeit gereinigt und Babylon gestürzt zu sehen; betheuerte, daß er überhaupt diese Dinge nicht thue, sondern sie vielmehr leide, und sich seinen Feinden gegenüber leidend verhalte; er habe nur Einheit und Einigkeit gewünscht, und eben so sehr Tugend und Frömmigkeit als Rechtgläubigkeit u. s. w. Bald darauf verließen Labadie, Yvon und du Lignon, begleitet von ihrem Anhange, Middelburg und zogen nach dem in der Nähe liegenden Städtchen Terveren, wo die Obrigkeit, mit Beistimmung der Geistlichkeit, ihnen eine Zuflucht und vollkommene Bekenntnißfreiheit bewilligte. Die Gemeinde vermehrte sich aus Bewohnern von Middelburg. Obschon nun der Rath letzterer Stadt den von Terveren durch Drohungen nöthigen wollte, die Labadisten auszuweisen, so war letzterer doch entschlossen, die Gemeinde zu schützen, welche endlich unter Anführung ihrer Prediger ihre Beschützer selbst dringend bat, sie unter diesen Umständen zu entlassen. Darauf begaben sie sich im Jahre 1670 nach Amsterdam. Dorthin folgte ihnen das Fräulein von Schurmann, fest entschlossen, von Labadie sich nicht wieder zu trennen, und wenn er, wie sie sich ausdrückte, bis nach den äußersten Grenzen Indiens flüchten müßte. Vergebens hatten ihre Freunde in Utrecht, besonders Voetius, sie von diesem Schritte abzuhalten gesucht. Sie vergleicht sich mit Paula, welche mit ihrer Tochter Eustachia dem Hieronymus nach Palästina folgte.[30]) Um in unmittelbarster Nähe ihres angebeteten Lehrers und Führers zu bleiben, setzte sie die Schranken des Schicklichen so weit aus den Augen, daß sie mit einigen Mitschwestern, die sich ihr anschlossen,

den untern Stock des Hauſes bezog, welches Labadie in Amſterdam einnahm. Da das Zuſammenleben der ganzen Gemeinde in ihren Mitgliedern beiderlei Geſchlechts in Einem Hauſe beſtändig den größten Anſtoß erregte, ſo muß man leſen, wie das Fräulein von Schurmann dieſes Hinwegſetzen über die Sitten als ein der guten Sache, ja Gott ſelbſt dargebrachtes Opfer zu rechtfertigen ſucht, ja ſich deſſen rühmt.[31]) Sie beruft ſich unter Anderm auf das Beiſpiel der erſten Chriſten, welche alles Aeußerliche und ſogar ihr Leben für die Sache Gottes verleugneten und preisgaben, und citirt eine Märtyrin des 17. Jahrhunderts, eine Frau aus Schottland, welche ſich weigerte, den Richtern die Namen einiger Diener Gottes anzugeben, und als ſie deshalb ihr Bein den Werkzeugen der Folter darreichen ſollte, dies mit dieſen heldenmüthigen Worten that: „Ich danke dir, mein Gott, daß du mir das Bein gegeben haſt, das ich dir nun für deine Sache wiedergeben kann.“ So wußte das Fräulein von Schurmann auch recht gut, daß ſie bei den Gelehrten in Holland und dem übrigen Europa ihren bisherigen Ruhm einbüßen und Spott und Verachtung dafür einernten würde, wie auch geſchah; gerade Dies wollte ſie und betrachtete den Verluſt ihres Rufes wieder nur als ein Gott dargebrachtes Opfer.[32])

In Amſterdam ſtellten ſich für Labadie und die Seinigen die Ausſichten anfangs nur günſtig. Dieſe damals ſo berühmte Welt- und Handelsſtadt hatte die unbedingte Gewiſſensfreiheit gegen alle Religionen, Sekten und Meinungen zum Grundgeſetz ihrer Verfaſſung erhoben und war, wenigſtens ſolange der große Staatspenſionär Johann van Witt lebte, der Sammelplatz aller

Derer, welche aus andern Ländern, namentlich aus Frankreich, England und Deutſchland ihrer Meinungen wegen auswandern oder fliehen mußten. So wurde denn Labadie und ſein Anhang von dem Rathe von Amſterdam anfangs nicht nur ſeines Schutzes für werth erklärt, ſondern er gewann auch an dem erſten Bürgermeiſter, dem als Staatsmann und Diplomaten berühmt gewordenen Konrad von Beuningen einen beſondern Gönner, ja nach der Behauptung eines Zeitgenoſſen war es von Beuningen, der zuerſt Labadie den Rath gab, ſich von der reformirten Kirche zu trennen und eine eigene Sekte zu gründen. [33]) Wie dem nun ſei, ſo erhielt Labadie's eigenthümliche Lehre und Gemeinde (denn zu einer Sekte iſt es damit nie gekommen) in Amſterdam ihre erſte Form und Ausbildung, wiewol erſt ſpäter in Herford die entſchiedenere Vollendung. Der Ruf der neuen Gemeinde drang nach England hinüber. Eine gewiſſe Verwandtſchaft mit der Lehre und dem Leben der damals auch erſt noch in der Ausbildung begriffenen jungen Quäkergemeinde erweckte in dieſer große Erwartungen. Georg Keith und Robert Barclay, die begabteſten unter den Quäkern vor William Penn, begaben ſich von England nach Amſterdam und verſuchten eine Verſtändigung und in Folge deſſen eine Vereinigung mit Labadie zu ſtiften. [34]) Dieſer ſtieß ſie jedoch zurück. Ihrer Offenheit und Grabheit ſetzte er ſolche Zweideutigkeit und Weitſchweifigkeit entgegen, daß jene an ihm irre wurden und gegen ſeine Lehre Verdacht faßten. Den Antrag einer Vereinigung wieſen die Labadiſten mit einem gewiſſen Unwillen zurück, vielleicht weil der Quäkername bereits Gegenſtand des Volksfanatismus geworden war. Wir werden Labadie

und die Seinigen nicht lange darauf als offene Gegner der Quäker erblicken, ohne daß sie verhindern könnten, daß das Volk sie mit den Quäkern in eine Classe setzte und mit demselben Abscheu verfolgte. Dagegen hat Labadie damals seinerseits mit Antoinette von Bourignon, wenn Poiret, ihr Anhänger und Biograph, recht berichtet, eine Vereinigung gesucht, in der Absicht, mit seinem Anhange nach der Insel Nordstrand in Schleswig, wo jene ein Stück Land angekauft hatte, überzusiedeln; allein sie wies das Anerbieten nicht ohne eine gewisse Geringschätzung zurück. Unterdessen wuchs die Gemeinde des Labadie mit jedem Tage, vermehrt durch solche, welche die Neugierde trieb, Labadie predigen zu hören und das Zusammenleben der Seinigen zu beobachten. Die reformirten Geistlichen, hierüber in Unruhe versetzt, brachten es durch vielfache und dringende Vorstellungen beim Rathe dahin, daß die allgemeine Gewissensfreiheit für die Labadisten eine wesentliche Beschränkung darin erfuhr, daß Keinem, der nicht zu den Labadisten gehörte, der Zutritt zu ihren religiösen Uebungen gestattet wurde. Einige Prediger beklagten sich offen, daß diese Uebungen ihrer Kirche mehr Abbruch thäten, als die irgend einer anderen Sekte, indem ihre besten Mitglieder sich dorthin fortreißen ließen, und daß das Ansehen der Synode leiden würde. Dasselbe Verbot traf diejenigen Mitglieder der ehemaligen Gemeinde Labadie's in Middelburg, welche beschlossen hatten, ihm nach Amsterdam zu folgen. Andere gingen noch weiter und verbreiteten, daß Labadie eigentlich nur ein geheimer Emissär der Jesuiten zum Verderben der reformirten Kirche sei. Diese Gerüchte und die aufreizenden Predigten der Geistlichen führten

Tumulte des Volks gegen Labadie und sein Haus herbei. Dieser vielfachen Anfechtungen und Beschränkungen müde, beschloß Labadie und sein Anhang, Amsterdam freiwillig zu verlassen und einen ruhigern Zufluchtsort aufzusuchen. In dieser schwierigen Lage erinnerte sich Anna Maria von Schurmann der Prinzessin Elisabeth, seit einigen Jahren Aebtissin von Herford. Hören wir sie selbst berichten [35]):

„Schon war ungefähr ein Jahr verflossen, seit das Gerücht von jenen Bedrängnissen, womit der Satan uns in Amsterdam heimgesucht, zu den Ohren ausländischer Fürsten gelangte, und einige von ihnen pflogen Rath, wie sie der kleinen Kirche Christi zu ihrer vollen Freiheit verhelfen wollten. Dies kam zu unserer Kenntniß in dem Augenblicke, da das strenge Edikt des Rathes von Amsterdam uns hemmte. Unter den uns angebotenen Zufluchtsstätten gewann diejenige die Oberhand, welche von der Durchlauchtigsten Pfalzgräfin Elisabeth, aus königlichem Stamme, sich uns anbot. Diese hatte mich bereits seit einer Reihe von Jahren ihres besondern Wohlwollens gewürdigt. Vierzig Jahre, glaube ich, können verflossen sein, seit sie, mit der Verachtung des Tandes und der Vergnügungen anderer Prinzessinnen, ihren Geist auf die edelen Studien der Wissenschaften gerichtet hat. Und weil ich zu jener Zeit nicht nur den Ruf der Frömmigkeit, sondern auch der Wissenschaft genoß, so fühlte sie sich wegen einer gewissen Verwandtschaft der Studien zu mir hingezogen, und bezeigte mir damals ihre hohe Gunst, sowol durch ihre Gegenwart als durch gnädige Briefe. Da sie nun von der Veränderung meines Aufenthalts und meiner Lage, und den vielen

Hindernissen der von mir erwählten Lebensweise in der Zurückgezogenheit von der Welt und weltlichen Dingen, im Verein mit einigen andern Frommen unter Anführung des Herrn von Labadie, durch guten und bösen Leumund viel gehört hatte, und mit der Erinnerung meines frühern Lebens die alte Liebe zu mir wieder auflebte, konnte sie weder von meinem Vorhaben, noch von Denjenigen, deren Gesellschaft ich gegen das Ende meines Lebens mir wählte, etwas Schlechtes vermuthen oder glauben; auch war ihr bekannt, daß alles Ungewohnte dem Volke von Amsterdam zuwider, sowie daß das Uebermaß der Tugend, nach dem Redner, ehemals und jetzt Allen aller Orten verhaßt ist."

„Daher fing sie an mit Ernst darauf zu denken, unsere Gemeinde, die bereits ziemlich zahlreich war, unter ihre oberste Gerichtsbarkeit einzuladen. Sie betraute mit diesem Geschäft einen angesehenen Mann im Haag, welchen sie bei der Ausführung ihres Willens jederzeit für treu erachtete. Dieser aber, mit der Lage der Dinge unbekannt, und durch die Schrift eines Predigers der wallonischen Kirche im Haag, voll Galle und Haß gegen Labadie und seine Gönner [36]), von der Wahrheit ab und völlig irregeführt, überschickte diese Schrift der erhabenen Fürstin, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Allein die erlauchte Fürstin war, nachdem sie die Schrift gelesen, so weit entfernt ihre Meinung zu ändern, daß sie vielmehr durch sie darin bestärkt wurde, weil sie sah, daß diese Schrift, welche den Namen eines Geistlichen an der Stirn trug, in der That mehr nach den trüben Wassern eines höllischen Flusses schmeckte, als nach jenen klaren Strömen des lebendigen Wassers, welche Christus

seinen treuen Dienern verheißen und gesandt hat und immer senden wird. So nämlich argumentirte die erlauchte Prinzessin: Ein jeder (vorgeblicher) Dienst des Satans, welcher der Welt und den Weltlichen verhaßt ist, ist keiner, sondern ein christlicher und Christo angenehm und lieb. Nun ist dieser Dienst des Satans (welcher hier stattfinden sollte) der Welt und den Weltlichen verhaßt, folglich ist er christlich und Christo lieb und angenehm. Denn (Dies hat die Prinzessin selbst uns nachher bezeugt) in jenem theatralischen Stile, in der ganzen durch Spott und Witz besudelten Rede, erfaßte sie nicht nur des Verfassers weltlichen Sinn und den Kitzel zu verleumden: sondern auch mit demselben Blick hatte sie mitten durch die Anklagen etwas Lobenswürdiges an einem unschuldigen Diener Gottes durchschaut, welches den Charakter eines wahren Dieners des Evangeliums ausdrückte."

„Indem sie daher alle Umschweife und die Vermittelung Anderer beiseiteließ, fest in ihrem Vorsatze, richtete sie ohne Säumen ihre Briefe geradezu an mich, in denen sie bezeugte, daß sie mit meinem Vorhaben hinlänglich bekannt wäre, mich von den Banden der Welt und den irdischen Dingen zu befreien, um die wahre christliche und reformirte Religion mit größerer Reinheit und Freiheit in Gesellschaft der Frommen zu üben und somit den letzten Act meines Lebens glücklich zu beschließen; sie versicherte, daß sie unserer alten Freundschaft, wie sie sich auszudrücken beliebte, eingedenk sei, daher sie mir und meiner ganzen Genossenschaft die öffentliche und volle Freiheit unserer Religionsübung unter ihrer höchsten und unbeschränkten Autorität auf ihrem Gebiete zu Her-

ford anbot. Sie fügte hinzu, daß, wenn ihr Anerbieten uns genehm wäre, entweder ich selbst den Weg zu ihr, der zu Wagen in vierundzwanzig Stunden möglich war, machen, oder wenn mir dies zu beschwerlich wäre, ich einen treuen und zu diesem Geschäfte geschickten Freund aus unserer Gemeinde absenden sollte, welcher den beiderseitigen Zweck und Stand jedem der beiden Theile deutlichmachen könnte. Als ich dies unsern Pastoren mittheilte, wurde uns Allen klar, daß diese Gelegenheit zur Uebung der christlichen Religion uns von Gott geschickt war, und so beschlossen wir, zur Prinzessin nach Herford unsern sehr theuren Freund und Bruder in Christo, den Pastor du Lignon abzusenden, welcher durch Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge und mit der Klugheit der Heiligen ausgerüstet, dies Geschäft übernahm. Es ging unter Gottes Segen so glücklich vonstatten, daß die Bedingungen beiderseits gern angenommen wurden. Denn wenngleich fast zur selben Zeit andere gar nicht zu verachtende Bedingungen unserer Gemeinde sich anboten, so hatte sich doch in dieser Berufung etwas wahrhaft Göttliches und völlig Unerwartetes gezeigt, weshalb wir sofort derselben uns fügten." So weit diese Bekenntnisse.

In dem nächstfolgenden Capitel beschreibt die Verfasserin die Reise der Labadisten von Amsterdam nach Herford, ihre Ankunft daselbst, ihren Aufenthalt und Schicksale, Alles in allgemeinen Umrissen, was hier seine Ergänzung und nähere Ausführung von anderer Seite erhalten wird. Als die Gemeinde sich auf das Schiff begab, gab ihnen eine große Anzahl Personen, sowol aus Amsterdam als aus andern Orten, welche der Ge-

meinde bisher ihre Theilnahme geschenkt, das Geleit, sehr viele von ihnen versprachen ernstlich, der Gemeinde in kurzem nachzufolgen, was jedoch nur von sehr wenigen gehalten wurde. Das Fräulein denkt der freudigen Stimmung, welche sie trotz Ungemach und Krankheit auf der Reise keinen Augenblick verließ. Die Labadisten landeten in Bremen, von wo sie aber (Das übergeht die Schurmann) schon nach zwei Tagen ausgewiesen wurden. Um so offener und zuvorkommender war ihre Aufnahme bei der Prinzessin Elisabeth[37]), worin sie eine göttliche Gnade erblickten, der Hoffnung sich hingebend, hier endlich von allen Fesseln der Synoden befreit, frei und öffentlich das Bekenntniß und die Pflichten ihrer Religion ausüben zu können.

Die Prinzessin Elisabeth hatte diesen wichtigen Schritt, dessen Folgen ihr nicht verborgen bleiben konnten, erst dann gewagt, nachdem sie sich vorher der Einwilligung des Großen Kurfürsten von Brandenburg, des Schutzherrn sowol der Abtei als der Stadt Herford, versichert hatte. Sie that es im folgenden eigenhändigen Schreiben aus Herford vom 21. August 1670, das wir bis auf die Schreibung vollständig und treu hier mittheilen: „Durchlauchtigster Kurfürst, Höchstgeehrter Herr Vetter. Ich muß E. L., als mein und meines Stiftes gnädigen Schutzherrn demüthig berichten, wie jetzo eine Gelegenheit vorhanden ist, die ohne Jemandes Schaden diesem Stifte und E. L. Land, darinnen es liegt, zum merklichen Aufnehmen gedeihen könnte. E. L. werden zweifelsohne schon wissen, wie die gelehrte Schurmann mit etlichen holländischen und seeländischen Jungfern zu Amsterdam gleichsam ein Kloster anfangen wollen. Weil

ſie aber zwei Prediger bei ſich haben, die von den holländiſchen Claſſen gehaſſet ſind, derhalben vielerlei Läſterungen unterworfen, obſchon dieſe Prediger das Dordrecht'ſche Concilium unterſchreiben und bei der reformirten Lehre verbleiben, wollten ſich gern unter mir begeben, auf meiner Freiheit ein Haus bauen und, gleich dem adligen Stifte auf dem Berg, von mir als ihrer Aebtiſſin dependiren, darnach alle ihre Güter in dieſe Lande transferiren, da dergleichen Stiftung nichts ungewöhnliches iſt, und alſo Niemands befremden wird. Sie begehren dagegen nichts als die Verſicherung, daß ſie ungehindert mit gemeldeten Predigern ihren Gottesdienſt verrichten und in derſelbigen Freiheit, wie meine andern Unterſaſſen hier leben mögen. Welches ich deſto beſſer ihnen geben kann, wann ich nur E. L. eigene Hand habe, daß Sie dieſe Leute, wie meine andere Cleriſey in ihren Schutz nehmen wollen, bei ihrem Gottesdienſt und andern Immunitäten gnädigſt erhalten helfen, darum ich demüthig bitte, im Gleichen, daß E. L. die Sache Niemands, als dem Herrn von Schwerin communiziren wollen, damit es nicht aufkomme, bis die Leute in Holland und Seeland ihre Güter verkaufet und hier wieder andere Güter erlanget haben, ſonſt möchte es ihnen an beiden Oertern ſchwer und vielleicht ganz rückgängig gemacht werden. Und weil ich nicht zweifele, gemeldter Herr von Schwerin wird E. L. alle bewegenden Urſachen zu dieſem Werke (die ich ihm ausführlich zugeſchrieben) unterthänigſt vortragen, als will ich E. L. damit nicht beſchwerlich fallen, ſondern allein in Dero beſtändiger Favor befehlen. Diejenige, welche ſchon ſo viele Effekten davon empfangen, daß ſie nicht werth zu leben, wann

sie ein Augenblick sein würde ohne der demüthigen Dankbarkeit, so da schuldig ist E. L. gehorsamste demüthigste und höchst verobligirte Dienerin Elisabeth." [38])

Der Große Kurfürst hatte auf diese Vorstellung der Aebtissin in jenem echt freisinnigen und duldsamen Geiste, welcher seine Regierung auszeichnet, durch Vermittelung des Grafen von Schwerin, unter dem 6. September 1670 sich dem Vorhaben der Aebtissin geneigt erklärt, ungeachtet beinahe zur selben Zeit ein Bericht der kleveschen Regierung unter dem 18. August über die Absicht Labadie's und seiner Anhänger, von Amsterdam nach Herford überzusiedeln, in ungünstigem Sinne bei ihm einlief. Labadie wird darin als ein wegen allerhand Neuerungen in der Religion von seinem Amte abgesetzter Prediger geschildert. In gleichem Sinne berichtet diese Behörde unter dem 6. October, daß Labadie mit etlichen 50 Personen soeben auf der Reise nach Herford begriffen sei. Kaum waren die Labadisten in den ersten Tagen des Novembers 1670 in Herford eingetroffen, so entstand in dieser Stadt und in der Umgegend eine außerordentliche Aufregung. Die Aebtissin hatte es nicht für nöthig erachtet, dem Rathe und der Geistlichkeit der Stadt, welche streng lutherisch gesinnt war, von der Uebersiedelung der Labadisten irgend eine Anzeige zu machen, oder gar sie um ihre Zustimmung zu fragen, sei es in dem Gefühle der fürstlichen Unabhängigkeit auf dem ihr zugehörigen Gebiete, oder weil sie den Widerspruch der Stadt im voraus entnehmen konnte. Diese war gegen die ihr aufgedrungenen Schützlinge umsomehr eingenommen, als die seltsamsten Gerüchte und Nachrichten, sowol in Privatbriefen aus Amsterdam als

in öffentlichen Schriften ihnen vorangegangen waren. Es war genug, daß man sie mit den Quäkern zusammenstellte, um auf den Straßen von dem Volke scheel angesehen, ja mit Schmutz und Steinen geworfen zu werden.[39]) Den Tag nach ihrer Ankunft versammelte sich der Rath und schickte eine Deputation, bestehend aus dem Syndicus, dem Secretair und den beiden Wortbaltern, auf die Abtei, um gegen die Duldung der „Holländer" zu protestiren, ohne aber von der Aebtissin zu einer Berathung zugelassen zu werden. Höchstens daß sie, wie es heißt, „privatim, als Nachbarn und Freunden" ihnen im Allgemeinen mittheilte, daß sie sich wegen des Charakters der neuen Ankömmlinge zu beruhigen hätten. Hierauf erließ der Rath von Herford unterm 6. November 1670 eine Klage an den Kurfürsten über die Aebtissin, wegen der ohne ihr Vorwissen, Consent und Belieben aufgenommenen Fremden, die sie mit ihren eigenen Pferden von Minden ab- und hereinholen lassen. Auf eine deshalb an sie gerichtete Vorstellung habe die Aebtissin blos erwidert, daß sie als eine Fürstin des Reichs Niemand, dann der Römischen kaiserlichen Majestät Antwort geben würde, ja daß sie ihnen gedroht, im Falle die Stadt sich dagegen bemühen würde, sie mit 1000 Dragonern belegt werden sollte. Die Aufnahme der Labadisten sei nach den Rechten, Reichsabschieden und der Bestimmung des Westfälischen Friedens nicht zu dulden, und die theologische Facultät der kurfürstlichen Universität zu Duisburg habe die neue Sekte in einem besondern Tractate confundirt.

An demselben Tage, da diese Klage gegen die Prinzessin Elisabeth beim Kurfürsten einlief, erließ diese ein

Schreiben an denselben, in welchem sie ihre Ansichten vom Zweck und Wesen Labadie's und der Seinigen ausführlicher als das erste mal auseinandersetzte.[40]) „E. L.", schrieb sie, „wollen wir zu erinnern belieben, welcher gestalt wir bereits für etslichen Monaten durch unser Handbrieflein zu verstehen gegeben, wie daß Jungfer Anna Maria Schurmann und noch einige andere mehr sich von der Welt abzusondern und ein geistliches Klosterleben zu führen, auch zu dem Ende unter unserer Abtei eine sonderliche Fundation zu machen entschlossen, und wie E. L., vermöge des Herrn von Schwerin sub dato den 6. September (1670), nächsthin an uns gethanen Schreibens, Ihro solches mit gefallen lassen und inclinirt wären, uns in unserem Vorhaben zu favorisiren, dafern sie nur sich allein den Reformirten in ihrem Gottesdienste conform bezeigeten und keine öffentlichen Aergernisse anrichteten. Worauf sie herkommen sein. Ob nun wohl viele widerliche Dinge von ihren Mißgünstigen spargiret werden, so haben aber verschiedene, sowohl von E. L. vornehme Minister, als auch einige reformirte Prediger auf unser Veranlassen mit diesen aus Holland gekommen Personen ihres Glaubens halber weitläuftige Discursen gepflogen und gestehen müssen, daß die Leute in ihrem Glauben und Lehre denen Reformirten allerdings gleich, wie denn auch ihre mitgebrachte Geistliche zu keiner andern, als zu der reinen reformirten Religion sich öffentlich bekennen, und hoch betheuern, daß sie kein anderes statuiren noch lehren, als was in dem Concilio zu Dordrecht, in den Institutionibus Calvini, im Heidelbergischen Catechismo enthalten und deren gemäß sei. So wird ihnen auch

mit Wahrheit Niemand nachreden können, daß sie noch zur Zeit an diesem Orte einige Aergernisse gegeben, sondern sie befleißigen sich vielmehr eines stillen eingezogenen gottesfürchtigen und exemplarischen Lebens und Wandels, also daß alle und jede Impassionirte, so mit diesen Leuten gesprochen, sie viel anders, als ihre Widerwärtige vorgeben, befunden. Weil wir nun hiebei keine andere Intention gehabt, als zuvörderst die Ehre Gottes zu befördern und vorgemeldten Personen in ihrem christlichen guten Vorsatz, so viel an uns, behülflich zu sein, und daneben unsere reformirte Gemeine, welche an diesem Orte sehr geringe, mit guten Christen zu verstärken, sodann auch damit die auf unserer fürstlichen Freiheit befindliche viele wüsten Stätten und Plätze wieder bebauet, und durch Herführung ihrer ansehnlichen Mittel diesen Orten bessere Aufnahme gebracht werden möchte, gestalt dann auch die Bürger hiesiger Stadt, sowohl Kaufleute als Handwerker von selbigen Leuten gute Nahrung und Vortheil haben und von ihnen nichts Widerliches zu befürchten." .... Zum Schluß ersucht Elisabeth wiederholt den Kurfürsten, die Ankömmlinge in seinen Schutz zu nehmen und sie nicht allein vor Unrecht und Gewalt zu schirmen, sondern vielmehr ihre vorhabende christlöbliche Fundation schutzherrlich befördern zu helfen.

Die Antwort des Kurfürsten auf diese Zuschrift ist vom 4./14. November 1670. Nachdem er den Eifer der Aebtissin zur Gottesfurcht und ihre gute Intention, die reformirte Religion daselbst fortzupflanzen, anerkennend gerühmt, fährt der Kurfürst fort: „Wir mögen aber E. L. nicht verhalten, daß Uns von dieser dahin

gekommenen Leute Lehre, auch Leben und Wandel gar widrige Nachricht von sehr vielen Orten zugekommen, welche dahin zielen, daß diese Leute zwar äußerlich zur reformirten Religion sich bekennen, damit sie nur Schutz finden mögen, aber in der That, unter dem Schein einer sonderbaren Heiligkeit, viel seltsame Lehren, so mit den Quäkern übereinkommen, führen und eine besondere Sekte anrichten, auch nächstdem, daß sie communionem bonorum unter sich halten, auch allerdings das Weibesvolk gemein haben wollen, zu geschweigen, was dergleichen und anderer ärgerlichen Sachen mehr, auch in öffentlichem Druck von diesen Leuten allbereits ausgegangen. Ob wir nun wohl diesem allen noch zur Zeit keinen Glauben beimessen, sondern vielmehr umb E. L. sonderbarer Recommandation willen, das Beste hoffen wollen, jedoch weil das allgemeine Gerücht gar zu stark von diesen Leuten gehet, so haben wir resolviret, einige unserer Räthe zu deputiren, welche ehestens eigentliche Information deshalb einziehen und Uns davon Bericht abstatten sollen, da Uns dann nichts lieber sein wird, als wenn wir vernehmen werden, daß diesen Leuten zu viel geschehen." Zum Schluß fodert der Kurfürst die Aebtissin auf, fleißige Aufsicht geben zu lassen, daß diese Leute Niemandem Anlaß zu Aergerniß und böser Nachrede geben, daß sie keine verdächtige und unzulässige Zusammenkünfte halten, sondern sich in Allem den Gebräuchen der reformirten Kirche gemäß halten wollen.

Gleichzeitig zeigte der Große Kurfürst auch dem Rathe zu Herford unter dem 8. November 1670 seinen Entschluß an, durch eine Commission von Räthen und Geistlichen eine gründliche und genaue Untersuchung über die

Lehre und den Wandel Labadie's und seiner Anhänger anstellen zu lassen. „Wir befehlen euch alles Ernstes", heißt es hier, „daß ihr bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnad und unausbleiblicher scharfer Strafe diesen Leuten und denen, so noch dazu kommen möchten, nicht den geringsten Schaden, Unheil oder Verdruß zufügen oder zufügen lasset, sondern dieselben frei und sicher bleiben lasset."

Wie sehr diese Drohung an ihrem Orte war, geht aus einer Beschwerde der Aebtissin an den Kurfürsten vom 13. November hervor, wo es unter Anderm heißt, daß der Rath von Herford den Krämern und Handwerkern der Stadt, als Brauern, Bäckern, Tischlern und übrigen bei namhafter Pön ansagen lassen, gedachten holländischen Leuten nichts zu verkaufen, und sogar schon einige Personen, die jenen nur gar geringe Sachen verkauft, theils mit Geldbuße, theils mit Gefängniß bestraft habe. So wolle auch der Rath „die Insolenzen des ruchlosen Pöbels" nicht stören, auch habe er, als er erfuhr, daß noch einige vornehme Jungfern aus Holland nachkommen würden, befohlen, keine einzulassen und jeden Ankommenden an den Thoren zu examiniren. Es ginge soweit, daß den Gliedern der holländischen Gemeinde verwehrt wäre, das Wasser aus dem Gemeindebrunnen zu schöpfen. Die Aebtissin bittet daher um Schutz und militairischen Beistand durch den auf dem Sparenberge residirenden kurbrandenburgischen Generalmajor und Landdrost der Grafschaft Ravensberg, von Ellern, welcher bei einem Besuche in Herford dem Gottesdienste der Labadisten beigewohnt und einen sehr günstigen Eindruck davon mitgenommen hatte und sich

daher in seinem Berichte vom 13. November in diesem Sinne für sie ausspricht. Auch ging der Kurfürst auf die Bitte der Aebtissin ein, indem er den General von Ellern ermächtigte, „der Frau Aebtissin auf deren Requisition hülfreiche Hand zu bieten und eine solche Anstalt zu machen, daß allem Frevel gesteuert und die fremden Leute bis auf fernere Verordnung ungekränkt bleiben mögen". Bald darauf ging von Ellern an den Hof nach Berlin ab, nachdem er zuvor den Magistrat von Herford durch einen Trompeter die Warnung hatte zukommen lassen, sich der Aebtissin und ihren Schutzbefohlenen nicht zu widersetzen. Sie sollten sich nur erinnern, daß Ihre Hochfürstliche Durchlaucht dieselben nicht ohne des Kurfürsten Vorwissen und Willen gefördert habe. Sollte ihnen mit Gewalt und widerrechtlich zugesetzt und die Aebtissin auf ihrer Freiheit angegriffen werden, so sei ihm der Befehl ertheilt, ihr gegen alle Gewalt und Eingriffe beizustehen und die Stadt auf ihre Kosten mit einer Garnison zu besetzen.

Zum dritten mal wandte sich jetzt Elisabeth an den Kurfürsten in einem eigenhändigen Schreiben vom 20. November 1670, um von ihren Schützlingen jeden unwürdigen Verdacht abzulenken und diese gegen alle Eingriffe zu sichern. Es beginnt mit den Worten: „Ich höre, man hat E. L. gar viel Böses von meinen Holländern gesagt, wie man mir selbst so viel aus Holland geschrieben, daß, wenn ich sie nicht gegenwärtig hätte und ihren christlichen exemplarischen Wandel für Augen täglich sehen thäte, ich würde die Erste sein, die sie wegtriebe. Anitzo aber muß ich E. L. unterthänig bitten, Sie wollen uns nicht ungehört verdammen, sondern war-

ten, bis der Generalmajor Ellern perſönlich zu E. L. kommt; wann er dann nicht klarlich beweiſet, daß nicht allein unſere Religion, ſondern auch das Land dadurch in Aufnehmen gerathe, und E. L. Einkommen vermehret wird, ſo verweigern Sie ihnen Ihren Schutz." Hierauf wiederholt Eliſabeth ihre Bitte, eine Beſatzung in die Stadt zu legen, damit ſie in Sicherheit leben mögen; „dann weil der Magiſtrat nun weiß", fährt ſie fort, „daß es keine Quäker, ſondern rechte Reformirte ſeien, ihr Vorſatz ſie auszuhungern auch angangen, wie Claus Narre unter der Brucken ſaß und wollte Dresden aushungern; dann ich Mittel genug habe, ſie ohne Zufuhr ihrer Stadtbürger zu ſpeiſen; und wie er dieſes erfahren, wird er auf andere Thätlichkeiten bedacht ſein, wann der Generalmajor abweſend, und es hernach auf den gemeinen Pöbel legen, den er nicht zwingen kann, wie Bürgermeiſter und Rath ſchon geſaget, da ich mich über der Jungen insolence beklaget, welche dieſe Leute mit Dreck werfen und nachrufen, wenn ſie durch die Gaſſen gehen; darum vertraue ich, E. L. werden mich in dieſer Gefahr nicht laſſen, da ich nichts ohne Dero Wiſſen und Willen hierin gethan, auch den Zweck gehabt, Gottes Ehre und E. L. Intereſſe dadurch zu befördern, zweifele auch nicht, es wird mir gelingen, wenn E. L. mir gnädig verbleiben."

Während die Aebtiſſin von Herford alle feindſeligen Einflüſſe, welche der Labadiſtiſchen Gemeinde oder Familie von außen drohten, mit Kraft und Nachdruck abzuwehren ſtrebte, gab ſich die Gemeinde der Entwickelung ihres eigenthümlichen religiöſen und ſocialen Lebens und der dieſem zugrundeliegenden theologiſchen Begriffe

mit ungeſchwächter Begeiſterung hin. Die letztern lernen wir am treuſten aus der Bekenntnißſchrift, welche Labadie, Yvon, du Lignon und zwei Theologen aus Weſel, die ſich ihnen angeſchloſſen, Namens Heinrich und Peter Schlüter, im Namen Aller zu Herford, wohin ſie ihre eigene Druckerei mitgebracht hatten, herausgaben, kennen und würdigen.[41]) Vorhin haben wir das Gemeinſame dieſer Theologie mit der der übrigen gleichzeitigen myſtiſchen Sekten angedeutet; hier ſei uns geſtattet, einige eigenthümliche Züge des Labadiſtiſchen Chriſtenthums herauszuheben. Zuvörderſt wenn Labadie, und im Vertrauen auf ſeine Verſicherung die Prinzeſſin Eliſabeth immer von neuem rühmen, daß ſeine Lehre von der rechtgläubigen reformirten Lehre gar nicht abweiche, und darauf den Anſpruch auf Schutz und Duldung hauptſächlich gründen, ſo zeigt ein Blick in ſeine eigenen Sätze, daß man jene Uebereinſtimmung in einem ſehr weiten Sinn zu nehmen habe, wenigſtens in einem viel weitern Sinne, als das geſchriebene Grundgeſetz der reformirten Kirche jemals geſtatten konnte. Nicht mit Unrecht legt ihnen Gottfried Arnold Dies als eine Halbheit, als einen Mangel an Folgerichtigkeit aus, und ſagt, daß es ihnen wie allen Denen ginge, „welche zwar in Dieſem und Jenem eine Beſſerung gern ſehen und ſuchen, dennoch aber ſich von einem wahren Durchbruch durch allerhand Ketzernamen abſchrecken laſſen, daß ſie auf beiden Seiten hinken und ſich mit einigem Scheinweſen beruhigen und einſchläfern laſſen, oder zum wenigſten keine wahre Frucht von ihrem Vorhaben ſehen und erleben". Nicht weniger legt Arnold es den Labadiſten zur Laſt, daß ſie, um nicht als Ketzer zu gelten, andere

ihnen mehr oder weniger Geiſtesverwandte, namentlich die Quäker, von denen ſie ſich in ihrem Herforder Bekenntniß förmlich losſagen', als ketzeriſch verſchrien, ohne daß ſie doch ſich ſelbſt damit nützten, und nur Das an ihnen bekräftigt worden, daß „der gemeiniglich auch mit dem Ketzermantel behänget wird, der ihn andern umzugeben ſucht".

Eine beſondere Beachtung verdient bei Labadie die Auffaſſung von dem Verhältniß der Religion zur Bibel, eine Auffaſſung, welcher man eine gewiſſe Tiefe nicht abſprechen darf, ja welche wir, wenn auch mit verſchiedener Tendenz, lange nachher, bei einem Geiſte wie Leſſing wiederfinden. Es iſt die Bibliolatrie, welche Labadie mit ebenſo großer Schärfe des Verſtandes als Wärme des Gefühls bei den Orthodoxen bekämpft. Wir ſollen nicht meinen: „Es hange alle Religion an dieſem heiligen Buche, alſo daß keine gewiß oder göttlich ſein könne, wenn dies heilige Buch nicht da wäre. Denn die Religion iſt lange ohne das Buch geweſen, und wird im Himmel auch ohne daſſelbe am vollkommenſten ſein."[42]) Ferner: „Was durch ganze 2000 Jahre geſchehen, und was Gott in den erſten Zeiten der chriſtlichen Kirche unter den Heiden gethan, welche gemeiniglich ohne Beihülfe der Schrift bekehrt worden, als welche ſie nicht glaubten, das kann allerdings geſchehen. Und was Gott einmal gethan hat, Daſſelbe kann er auch offenbarlich noch thun." Labadie lehrt eine fortdauernde Offenbarung Gottes durch Chriſtum im Geiſte des Menſchen, eine Offenbarung, zu deren Empfängniß und Gewißheit der menſchliche Geiſt keines andern Zeugniſſes, keiner Gewähr bedürfe, als ſein ſelbſt. „Die

Schrift", ſagt er, „gibt das ewige Leben nicht eigentlich und vor ſich ſelbſt. Gott allein, der das Leben iſt, wirket es..... Die Art, wie Gott jetzund das ewige Leben ſchenket, die himmliſche Wahrheit offenbaret, ſeine Liebe eingießet, die Menſchen mit ſich vereiniget und ſich ihnen mittheilt, iſt dem Weſen nach allezeit einerlei, von der Zeit an, da die Sünde in die Welt kommen iſt. Dieſe Vereinigung geſchieht durch Jeſus Chriſtus, und zwar durch das Werkzeug des heiligen Geiſtes."[43]) Dieſe Wirkung des Heiligen Geiſtes auf die Gläubigen wird mit einer Beredtſamkeit geſchildert, welche nur aus der Tiefe des Gefühls und der Wärme der Ueberzeugung fließen kann. So ruft er aus: „Ja, Derjenige wird es empfinden, der in der Verleugnung ſein ſelbſt und gänzlichen Aufopferung Chriſti ſich wird angelegen ſein laſſen, an deſſen Mund zu hängen. So ſei es demnach fern von uns, die wir ſeine Gnade ohne Unterlaß erfahren, daß wir ſeinem lebendigen Wort Dasjenige abſprächen, was wir dem geſchriebenen zueignen. Es ſei ferne, daß wir ſeinem eigenen Munde weniger zuſchreiben, als wir der Feder ſeiner Schreiber beilegen." Fragt man, wo und auf welchem Wege der Mund Chriſti für den menſchlichen Geiſt ſich aufthue, ſo weiſt uns Labadie, in Uebereinſtimmung mit allen myſtiſchen Schulen und Sekten, auf die inwendige Stimme, das Zeugniß Gottes, welcher ſie dem Herzen eindrückt. Dieſe und nicht die Schrift ſei das eigentliche Principium des Glaubens und der göttlichen Erkenntniß. Eine Lehre dieſer Art hat von jeher diejenigen Gemüther angeſprochen und eingenommen, in denen das religiöſe Leben bis in die Tiefe gedrungen iſt; ein ſo begabter Geiſt,

wie unſere Eliſabeth, konnte dieſer Richtung umſomehr nachgezogen werden, als jenes Princip, womit die Subjectivität in ihr abſolutes Recht eingeſetzt wird, auf dem Gebiete der Religion eine gewiſſe Analogie zeigt mit dem Principe, welches Descartes an die Spitze der Philoſophie ſtellte. Wol kann man ſagen, daß die Schülerin des Descartes, um eine tiefere Befriedigung des Religiöſen zu erlangen, mit der Aufopferung der Philoſophie an daſſelbe geendet habe, wie ihre Freundin, das Fräulein von Schurmann, ihr gelehrtes Wiſſen und Weſen und den darauf gebauten Ruhm dafür hingab: ein Act der Reſignation, deſſen immer nur höher begabte Geiſter fähig werden dürften.

Während Labadie in den übrigen Punkten, deren nähere Ausführung der Leſer hier nicht ſuchen wird, z. B. dem Artikel von der Taufe, vom Verhältniß des Alten zum Neuen Teſtament, vom Sabbath, vom Gebrauch der Sacramente, vom Tauſendjährigen Reich [44]) und vor Allem von der Natur der wahren Kirche, mehr oder weniger von der rechtgläubigen reformirten Lehre ſich entfernte, wird es auffallend erſcheinen, daß er gerade in dem Punkte, worin, wenn ich ſo ſagen darf, der kirchliche Liberalismus faſt aller Myſtiker und Pietiſten gegen die Kirche überhaupt ſich verbündete, mit größtem Nachdruck und Eifer den Beſchlüſſen der dordrechter Synode ſich anſchloß. Dies iſt der Punkt von der Gnadenwahl (absolutum decretum). Arnold, welcher mit Wilhelm Peterſen an der Lehre von der Wiederbringung feſthielt und der die Verwerfung eines Theils oder gar des größten Theiles der Menſchen durch Gott als einen Widerſpruch gegen die göttliche Liebe anſah,

kann nicht umhin sein Befremden hierüber gegen die Labadisten auszusprechen. Für uns wird dieser Widerspruch und Gegensatz weniger auffallend, wenn wir uns erinnern, daß Labadie die Augustinische Lehre der Prädestination bei seinem Durchgange durch den Jansenismus aus der katholischen Kirche in aller Härte mit hinübergenommen hatte. Ueberhaupt drängt sich uns die Bemerkung auf, daß das klösterliche Zusammenleben der Labadistischen Familie, mit der ganzen engen und beschränkten, zugleich aber doch auch hoffärtigen Auffassung des kirchlichen und socialen Lebens eine Reminiscenz von Port-Royal, und gleichsam ein Versuch war, dieses merkwürdige Institut aus dem katholischen auf den reformirten Boden überzutragen. Es wird auch den Lesern nicht entgangen sein, wie die Aebtissin in ihren Briefen an den Großen Kurfürsten weniger auf Labadie und die übrigen Geistlichen, als vielmehr auf die Jungfrauen, die ihm als ihrem Führer folgten, den Ton legte, als wenn die Geistlichen jenen sich unterordneten. In jedem Falle spielte das weibliche Element bei dieser Gemeinde die erste Rolle, nicht blos durch die Zahl, sondern auch, wie durch Geburt, so durch Besitz und geistige Bildung, daher das Fräulein von Schurmann einen so großen Glanz über die Gemeinde verbreitete. Der männliche Theil der Gemeinde zeigte, außer Labadie und den andern Geistlichen, fast nur Leute aus den untern Ständen des Volks, ehrliche Handwerker, als Schmiede, Schneider, Schuster, Schattelier, wie sie der Rath von Herford in einer seiner Zuschriften an den Kurfürsten vom 27. November 1670 anführt, worin er sich beklagt, daß durch diese Handwerker der

Stadt und den darin vorhandenen zwölf Aemtern oder Zünften das Brot vor dem Munde weggenommen und ihre Privilegien verletzt würden. Ein großer Contrast gegen Port-Royal, wo Mystik und eine harte Ascetik mit Philosophie, Literatur und angestrengter Forschung bei den vornehmen Einsiedlern Hand in Hand ging. Labadie selbst war, wie seine zahlreichen Schriften und die Zeugnisse selbst der Günstigen unter seinen Zeitgenossen bekunden, kein großer Gelehrter. Sein exegetisches Material holte er meistens aus den Schriften des Coccejus, weshalb ihn einer seiner Gegner nur des Coccejus Affen nennt.[45]) Als einen Feind und Verächter der Philosophie haben wir ihn schon durch einen Streit mit Wollzogen kennen gelernt.

Was endlich den Cultus und die geistlichen Uebungen der Gemeinde betrifft, so beobachtete Labadie darin einen gewissen Stufengang, welcher nach und nach zu dem höchsten Ziele christlicher Heiligung führen sollte. Das Fräulein von Schurmann gibt in der Schilderung ihres Lebens in der Abtei zu Herford eine ausführliche Beschreibung dieses Gottesdienstes, welcher in der Hofkapelle der Aebtissin zwei mal die Woche, Sonntag und Mittwoch Vormittag öffentlich, außerdem aber täglich zwei mal in Form von Betstunden in dem von der Gemeinde gemietheten und von ihr in Gemeinschaft bewohnten Hause, denen die Aebtissin mit den Ihrigen beizuwohnen pflegte, abgehalten wurde. „Die ersten Predigten", drückt Jene sich aus[46]), „waren zum christlichen Leben vorbereitende, indem wir durch sie zur Langmuth und zur ruhigen und treuen Erwartung des Fortschritts in der stufenmäßig zu kräftigenden Erkenntniß aller Wahrheiten des

Christenthums und dessen Ausübung ermahnt wurden, wobei uns die Bildung der Kirche zu Antiochia (Apostelgeschichte 11, 26) als Muster vorgehalten wurde. Auf dieser Stufe wurden die Zuhörer ein ganzes Jahr hindurch unterrichtet, ehe sie des Namens eines Christen für würdig erachtet wurden. Hierauf wurde uns die Verleugnung unser selbst und aller Creaturen kräftig und scharf vorgestellt, als die äußerst nothwendige Grundlage zur Zucht in Christo; wo zuerst jene Antwort des Herrn behandelt wurde (Lucas 9, 23): Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach. Und ebenso Lucas 14, 26, wo der Haß gegen die eigenen Aeltern und seine eigene Seele von den Anhängern verlangt wird. (Das hier Abgehandelte wurde der Gegenstand einer besondern Druckschrift von Labadie, die unter dem Titel: „Traité du foy", zu Herford herauskam.) Darauf wurde das fünfte Capitel des Matthäus und erwählte Stellen der Heiligen Schrift auf eine den Zeiten und Personen angemessene Art mit großer Klarheit und starkem Beweise des Geistes erklärt und angewandt und sollte dazu dienen, das Erhabene dieser Welt und den weltlichen Geist abzuschütteln, welcher meistentheils unter den Großen und Hofleuten sich kundgab, wie sie häufig nach Herford zur Fürstin zum Besuch kamen. Und in der That haben wir gewisse erlauchte Personen unter diesen von dergleichen Predigten so bewegt gesehen, daß sie in Gegenwart Aller einen Strom von Thränen vergossen, als sie fühlten, daß sie von der Reinheit und Heiligkeit des Lebens so weit entfernt wären. Aber darin erblicken wir das Elend dieser Zeiten, daß die Nei-

gung der meiſten Menſchen dem Thaue oder der Morgendämmerung gleicht, und daß die göttliche Güte in wenigen Erwählten eine gründliche und beſtändige Gnade erwirkt, eine ſolche nämlich, wie wir ſie unter den Gliedern unſerer Kirche ausdauernd und ſiegreich über die Welt, das Fleiſch und den Teufel häufig erblickt haben." Hierauf ſchildert die Verfaſſerin die Wirkung der göttlichen Gnade, bei dem Unterricht der fundamentalen Punkte der chriſtlichen Religion und Lebensweiſe, begleitet von einer lebendigen Reue und einer aufrichtigen Bekehrung. „In Allen", ſagt ſie, „ſahen wir offen die Verleugnung der Welt und die Verachtung aller irdiſchen Dinge, an ihrer Statt aber die Liebe der himmliſchen Dinge und Chriſti, die Abtödtung des alten Menſchen und das Lebendigwerden des neuen, dergeſtalt, daß gleichſam eine allgemeine Auferſtehung in unſerer Familie erblickt wurde, welche in uns allen eine unausſprechliche Freude und Jauchzen hervorbrachte, wie die Welt ſie nicht kennt..... (Auch hierüber erſchien nachher eine eigene Schrift unter dem Titel: „Exultatio Christiana.") Dazu traten beſondere Predigten, öffentliche wie häusliche, von Chriſti Perſon, Pflichten und dem Stande ſeiner Erniedrigung und Erhöhung und namentlich ſeiner Auferſtehung, ſo himmliſche Uebungen, daß ſie uns ganz der Welt und uns ſelbſt entriſſen, und ſo in Gott und unſern Heiland übertrugen, daß wir durch die feurigſte Liebe zu ihnen uns ſelbſt und alles das Unſrige als unwiderrufliches Opfer ihnen darbrachten..... Endlich erhob ſich die Predigt über das Leben Chriſti zu der myſtiſchen Region des Anfangs deſſelben in Gott, ſeines ewigen Lebens, als des ewigen und einzi-

gen Sohnes Gottes des Vaters, des Lichts vom Lichte und der ewigen Weisheit des Vaters." Die Krone dieses Unterrichts war die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit, deren bloße Erinnerung die Verfasserin in Extase versetzt. Sie versichert, daß Labadie diese Geheimnisse mit so wunderbarer Deutlichkeit und wirksamem Beweis der göttlichen Wahrheit, dabei mit einer unwiderstehlichen Beredtsamkeit vorgetragen habe, daß manche Zuhörer, nicht etwa aus den niedern Ständen, welche an diesem Glaubensartikel früher gezweifelt, von dieser Zeit ab von dessen Wahrheit und Göttlichkeit überzeugt wurden.

Welche Wirkung aber dieser mystische Cultus auf die Prinzessin Elisabeth hatte, schildert uns ihre Freundin wie folgt: „Da nun die Durchlauchtigste Fürstin bei allem hier Geschilderten zugegen war, wurde sie zu großer Bewunderung und Liebe dieser Wahrheiten und zur Ausübung derselben hingerissen, und fing an, das wahre Christenthum von seinem falschen Bilde zu unterscheiden. Mehr als ein mal hat sie bei uns ihre Glückseligkeit darin gepriesen, daß Gott sie gleichsam zur Wirthin und Beschützerin seiner wahren, aus den wahrhaft Gläubigen gesammelten Kirche vor andern bestimmt hatte. Zumal als eines Tages, während einer Krankheit Labadie ihr näher ans Herz sprach, bezeugte sie mir darauf freudig mit den Worten der Samaritanerin: Sie glaube nicht mehr wegen meiner und Anderer Reden, sondern weil sie selbst gehört und gewußt hätte, nämlich, daß diese die wahren und von Gott gelehrten Diener Christi seien. „Und was war hier Wunders", fügt Jene hinzu, „da sie jene wunderbare Fülle göttlicher Dinge in ihren Pre-

digten und jene unerschöpflichen Schätze wahrnahm, welche sie ohne alle Vorbereitung oder menschliches Studium, bei jeder Gelegenheit und auf der Stelle aus ihrem Innern entließen; während sie häufig die Andern unter Kopfbrechen oder aus Büchern trockene Predigten mit sauerm Fleiß herausziehen und mehr künstlich als natürlich entwickeln und vorbringen sah. Diese dagegen, auch wenn sie die ältesten und gemeinsten Wahrheiten vortrugen, warfen nicht nur neues Licht auf dieselben, sondern sie entströmten ihnen ebenso klar als freiwillig. Und dies konnte der Fürstin ebenso wenig entgehen, als ihr einfaches, reines und freies Leben, welches Allen, deren Auge nicht verdunkelt ist, als eine beständige Predigt des Evangeliums erscheint."

Zu den fürstlichen Personen, welche der Ruf Labadie's und die Neugierde, ihn und die Seinigen nach ihrem Wesen und Treiben kennen zu lernen, nach Herford lockte, gehörte auch die Schwester der Aebtissin, die geistreiche Herzogin Sophie, Gemahlin des Bischofs Ernst August von Osnabrück. Sie hatte den Superintendenten von Osnabrück in ihrer Begleitung, welcher mit Labadie disputiren sollte.[47]) Sophie bildete in dem Wesen ihrer ganzen Lebenserscheinung, der sich immer gleich blieb, einen heitern Gegensatz zu dem ernstern und schweren religiösen Grundton, welcher die Aebtissin von Herford am Abend ihres Lebens beseelte. Sie machte aus ihrer Gesinnung kein Hehl und setzte der frommen Schwester mit ungläubigem Spotte und scharfen Bemerkungen ohne Schonung zu. Bald nach ihrer Ankunft traf zur Freude der Prinzessin Elisabeth ihr Neffe, der Kurprinz Karl, der einzige Sohn des Kurfürsten von der Pfalz, in Her-

ford ein, da er ſoeben in Begleitung ſeines Hofmeiſters, des gelehrten Paul Hachenberg, die üblichen Reiſen an fremde Höfe und entferntere Länder angetreten hatte. Hachenberg, welcher ſpäterhin unter der Regierung ſeines Zöglings zu großem Anſehen emporſtieg, jedoch ohne ein rühmliches Andenken in der Pfalz ſich zu ſtiften [48]), übrigens als Geſchichtsforſcher mit Auszeichnung genannt, entwarf von ſeinem damaligen Beſuche in Herford eine ausführliche Beſchreibung, deren frivoler Ton zu den Schilderungen, die wir bisher kennen gelernt, den ſchneidendſten Gegenſatz bildet. „Gleich nach unſerer Ankunft," heißt es, „trieb uns die durch den Ruf und die Schickſale dieſes neuen Apoſtels erregte Neugierde, genaue Erkundigungen einzuziehen über Das was er treibe, durch welche Geſetze dieſer ſtrenge Schiedsrichter der chriſtlichen Sitten die Gemüther feſſele, ſowie endlich, durch welchen Zuwachs jene göttliche Verſammlung an Anſehen gewinne und ſeine Heiligkeit verbreite. Bei der Tafel wurden dieſe Fragen von der Prinzeſſin Sophie erneuert und das Leben Labadie's lange mit freier Rede durchgenommen, bis Eliſabeth unſerer Redſeligkeit Einhalt that und betheuerte, daß dem ſehr heiligen Manne großes Unrecht geſchehe. Auf unſere Erwiderung, daß er in Orange, Genf und Middelburg durch aufwiegleriſche Gedanken den Staat in Aufregung verſetzt, ſagte ſie, das wäre Erdichtung ruchloſer Menſchen, welche durch ſchamloſe Lüge den Ruf eines Mannes antaſteten, der ſich ſtets als den frömmſten und ruhigſten Bürger gezeigt hätte. Als wir darauf einwandten, daß er durch eine abſcheuliche Spaltung unſere Kirche geſtört und in ſchändlicher Flucht die holländiſche Kirche verlaſſen hätte, verſetzte ſie,

daß er weder den Frieden der Kirche gebrochen, noch aus ihr geflohen ſei, ſondern daß er durch Verleumdung ſchlechter Menſchen angeſchwärzt, daß er durch Neid vertrieben und gezwungen worden ſei, ſich und die Seinigen aus dem Feuer und dem Elende zu retten und den Dienſt ſeines Gottes an einen heiligern Ort zu verlegen. Als man ſie fragte, mit welcher Autorität und auf welcher Obrigkeit Befehl dieſer ehrgeizigſte aller Menſchen eine neue Kirche bildete, verſicherte ſie: — ſie ſei es, welche dieſen Mann ſammt der übrigen himmliſchen und göttlichen Schaar aus Holland hergerufen, daß ſie biſchöfliche Rechte beſitze, wonach ſie ſolche Vereinigungen geſtatten und wieder aufheben könne. Dieſen und andern Reden machte endlich die Nacht ein Ende. Den andern Tag nach dem Aufſtehen begaben wir uns alle nach dem Hauſe Labadie's; da trafen wir bald beim Eingange auf das Fräulein von Schurmann in ganz ſchlechter Kleidung; ſie grüßte mit mattem Auge die Eintretenden. Man führte uns in ihr Zimmer, wo viele ſchöne Gegenſtände unſere Blicke auffichzogen: Gemälde von der Hand der gelehrteſten Jungfrau, welche mit der Natur um die Wahrheit ſtritten, desgleichen Bildniſſe in Holz und Wachs von ſprechendem Ausdruck, welche unſere Bewunderung erregten. Inzwiſchen tritt mit langſamem und beſcheidenem Schritt ein Greis ins Zimmer, mit beſchäftigter Miene, welcher, ich weiß nicht was für göttliche Gedanken in der Seele zu hegen ſchien, übrigens von unanſehnlichem Aeußern; kurz, Das ſah man bald, einer aus dieſer Claſſe von Sterblichen, welche ein beſſerer Geiſt angehaucht und nach ihrer Erhebung über die Erde dem Umgange der Gottheit genähert hat. Dieſer Mann

grüßt in schmeichelnder Rede unsern Prinzen, und beschreibt mit beredten Worten die Frömmigkeit seiner Tante Elisabeth und die Verdienste der Pfalzgrafen um die Religion; hierauf geht er zu einem ernsthaften Vortrage über und philosophirt Vielerlei von der göttlichen Liebe und von dem Falle und der Unwissenheit des menschlichen Geschlechts. An dieser Schilderung wirst du Labadie erkannt haben: denn Aller Augen hafteten starr an ihm und Jeder beobachtete ihn wie einen vom Dreifuß redenden Apoll. Jetzt entspann sich zwischen ihm und unserm Superintendenten die Frage über die Concupiscenz, durch welche unsere Seele meist fortgerissen und geplagt zu werden pflegt; darüber disputirten sie eine Stunde lang, ohne daß sie über die Worte hinauskamen, bis Elisabeth, des Geschreis müde, dem Zank ein Ende machte und Beide nach dem Frühstück zu ihr kommen hieß. Hier kam es zu heftigen Reden, denn Labadie ward angeklagt, daß er den Frauen jeden Putz, die Edelsteine und den weiblichen Schmuck durch eine unzeitige und strenge Enthaltsamkeit nehme, und daß er die elenden Seelchen des schwachen Geschlechts, die ohnehin zum Falle und zum Irrthum geneigt wären, durch eine furchtsame und ängstliche Frömmigkeit in Verwirrung setze. In der ersten Kirche wäre es ganz anders gewesen, während jetzt unter einem schmuzigen Gewande sich oft nur eine Brust voll Stolz und Hoffart verberge. Er lehre ferner, es gebe keine gleichgültigen Handlungen, sondern Alles sei ein großes Verbrechen und ein Frevel, was nicht geradezu zur Ehre Gottes führte, eine Ansicht, wogegen sich der gesunde Verstand sträube. Und welche Unverschämtheit läge darin, alle Diejenigen der Hölle und

den ewigen Strafen zu überliefern, welche kein ängstlicher und nur zu lächerlicher Aberglaube zur Gesellschaft eines Labadie getrieben hätte; als wenn Christus schon so arm geworden wäre, daß er mit seiner allgemeinen Kirche in einem kleinen Hause zu Herford wohnen müßte? So würde hier Niemand zum Abendmahl zugelassen, ohne von diesem verwegenen Spender des Himmels (coeli dispensator) erst rein von Schuld und heilig erklärt zu werden! Ob er und die Seinigen denn über jede Sünde erhaben, ob es nicht thöricht und abgeschmackt, nicht die eitelste Kühnheit wäre, sich selbst einen wiedergeborenen und heiligen Geist zuzuschreiben, da doch das an Fallstricken fruchtbare menschliche Gemüth durch Selbsttäuschung und Heuchelei unter dem Bilde der strengen Frömmigkeit eine schlechte Gesinnung hegen und verbergen könne? Dies sei allein Gottes Sache, der in unserm Innern wohne und unsere Gedanken durchschaue, dagegen sei es von Menschen ebenso irrig als frech, über Dinge zu urtheilen, wohin weder unser Auge noch unser Verstand reichen könne. . . . . Gegen diese Anklagen vertheidigten sich Labadie und seine Genossen Yvon und Schlüter mit vielen Worten; Alles aber kam darauf hinaus: man müsse die Welt verlassen, um mit Christo zu leben, die Gläubigen müßten die Gemeinschaft der Ungläubigen meiden, um durch die Berührung mit ihnen ihre Unschuld nicht zu beflecken. Der sei noch kein Christ, welchen die Begierde nach Ruhm und weltlicher Ehre noch quälte, oder den die Sorgen dieses Lebens peinigten; dies sei keine rechtschaffene Liebe, dies keine rechtmäßigen Begierden, dies keine gerechten Wünsche, welche uns nicht mit beständigen Gedanken mit Gott

verknüpften und dem Himmel näherten. Schlüter setzte hinzu, er habe drei Jahre in der Pfalz gelebt und sich dort auf das Studium der Weisheit gelegt; aber Gott solle ihn verderben, wenn er jemals dort einen frommen Professor oder Pastor gesehen; denn entweder würden sie von Ehrgeiz getrieben oder von Habsucht gequält, sie ergeben sich dem Wein oder den häuslichen Sorgen, um von Schlimmerm nicht zu sprechen. Als wir darüber ein lautes Gelächter erhoben, unterbrach der Prinz unsern Streit und foderte Labadie auf, seine Gemeinde zu versammeln und eine Predigt zu halten, denn es werde ihm angenehm sein, seine Beredtsamkeit und seine Lehre ausführlicher von der Kanzel zu vernehmen. Sogleich gehen wir in das Haus, wo Labadie wohnt, es versammeln sich die Frauen und Mädchen, lauter niedliche Püppchen ....[49]), es kommen dazu auch Schneider, Schiffer und mit Schmutz bedeckte Kürschner; denn, was dich wundern wird, kein anständig gekleideter oder vornehm aussehender Mann wurde in dieser glänzenden Versammlung von Frauen erblickt. Nachdem in Eile Sitze bereitet waren, wurde der zweite Psalm gesungen, darauf der Text des Evangeliums Matthäus 6, 24 gelesen, hierauf beweist jener Gaukler in einer langen und widerlichen Deklamation, daß Niemand unter die Glieder Jesu Christi zu rechnen, der noch mit dem Schmutze der Welt bedeckt sei, der von einer andern Liebe und Begierden brenne, als denen, welche der himmlische Geist in den wiedergeborenen Seelen angezündet. Zum Schlusse der Predigt fügte er hinzu, daß er zum Prinzen, zum Erben des Kurfürstenthums von der Pfalz rede, dessen Vorfahren das schwerste Unglück für die Religion erduldet

hätten, denn ſie ſeien aus ihren Stammländern vertrieben und aller ihrer Güter beraubt worden, allein ſie ſeien von dem allmächtigen Gotte wiederhergeſtellt und in höherm Maße mit Ruhm und Würde ausgeſtattet, um die Kirche gegen den drohenden Untergang zu ſchützen. Er ſeinerſeits wünſche von Herzen, daß der anweſende Prinz, deſſen angenehme Züge einen höhern Urſprung verkündeten, ein wahrer Chriſt werde und zur Zierde der Kirche gebührend zunehme. Denn es ſei jetzt die Zeit, daß die großen Fürſten und Herren der Erde, welche ſich Chriſten nennten, durch Geſinnung und Werke das wahre Chriſtenthum darſtellten, daß ſie apoſtoliſche Fürſten ſeien und es übernähmen, das Reich Jeſu Chriſti durch ihre Frömmigkeit und Lebensreinheit zu ſchmücken. Mögen Andere den Schätzen der Welt anhängen, ihren Geiſt durch eiteln Ehrgeiz ermüden, auf Macchiavelli'ſche Künſte einen Werth legen, welche heute an den Höfen und vor den Gerichten ſich einſchleichen: ihm und ſeinem Hauſe (wie einſt Joſua den Iſraeliten geſagt) ſei es beſtimmt, Gott nachzufolgen, in deſſen Betrachtung alt zu werden, ſeinen Ruhm in die Einfachheit und Unſchuld des Lebens zu ſetzen, an den Ehren einen Ekel zu faſſen, welche die meiſten Sterblichen durch eitelſten Pomp bethörten. Während er Dies und Aehnliches mit feuriger Stimme und angenommenen heiligen Zügen ſprach, herrſchte die größte Andacht in dem ganzen Schwarme; Einige hoben die Augen kläglich zum Himmel, Andere ſchlugen an ihre Bruſt mit häufigem Schluchzen, und einige Mädchen, welche ein weicheres Gemüth zur Frömmigkeit mitbrachten, vergoſſen reichliche Thränen. Was uns betrifft, ſo kehrten wir nach Hauſe, ſatt vor Erſtaunen; über Tiſche unter-

hielten wir uns mannichfach über diese schüchterne und lächerliche Frömmigkeit der Menschen und konnten uns nicht genug darüber wundern, daß Mädchen von der vornehmsten Abkunft, blühend an Schönheit und Jugend, und mit großem Reichthum ausgestattet, so wahnsinnig seien, daß sie ihre Seele dem schlechtesten und unnützesten Priester zum Spotte preisgäben und in ihrem Wahne so tief steckten, daß weder die häuslichen Penaten, noch die Bitten der theuern Aeltern, die Klagen der Geliebten, noch der süße Muttername sie herausreißen konnte! Einige von uns glaubten, sie litten an einer hypochondrischen Krankheit, gleich jener, welche ehedem die milesischen Jungfrauen zu solchem Wahnsinn getrieben, daß sie einstimmig ihren Nacken mit der Schlinge umgaben und an dieser ihr Leben endigten. Andere von uns glaubten, daß sie wiederhergestellt werden könnten, wenn sie aus der schwalbacher oder pyrmonter Quelle tränken, worüber die Prinzessin Elisabeth entrüstet wurde, daß unsere Bosheit die Frömmigkeit, welche ein heiligerer Geist den unschuldigsten Menschen eingegeben hätte, auf Rechnung eines kranken Körpers setzte! Allein die Prinzessin Sophie, eine Frau von großer Klugheit, beschwichtigte lachend jene Aufregung, erneuerte sie aber wieder, indem sie meinte (was auch der Fall war), daß ihre Schwester in keiner andern Absicht dem Labadistischen Vereine ergeben sei, als weil sie im Hauswesen wirthschaftlich und sparsam wäre. . . .“ [50]) Mit dieser scherzhaften Wendung schließt der Bericht, dessen Verfasser, wider seine Absicht, das redendste Zeugniß von der unwiderstehlichen Wirkung Labadie's auf empfängliche Gemüther ablegt. Unter den Fremden, welche dem Gottesdienste der Labadisten

in der Hofkapelle beigewohnt hatten, aber ein günstigeres Zeugniß darüber ablegten, gehörte nach der Versicherung der Prinzessin Elisabeth, in ihrem erwähnten Schreiben an den Kurfürsten vom 27. November 1670, der Generalmajor von Ellern, auf den sie sich deshalb auch beruft.

Zwei Punkte waren es indeß, welche, von aller Rechtgläubigkeit abgesehen, das Mistrauen und Misfallen nicht nur der Theologen, sondern auch der höchsten Behörden und selbst des Großen Kurfürsten regehielten, obschon der eine von ihnen offenbar auf einem Misverständnisse beruhte: nämlich die Einführung der Gemeinschaft der Güter und der Verdacht einer Gemeinschaft der Frauen. Was das Letztere betrifft, so folgte dieser Verdacht sehr natürlich aus dem Zusammenwohnen aller Glieder der Familie (wie die Gemeinde sich gern nannte) ohne Unterschied des Geschlechts in demselben Hause (nur eine von ihnen, das Fräulein von Sommerdyk, bewohnte ein eigenes Haus). Immer kommen die Instructionen und Bescheide des Großen Kurfürsten und seiner Regierung auf die Nothwendigkeit zur Abstellung dieses Misbrauchs zurück. Wir haben aus den Bekenntnissen des Fräulein von Schurmann gesehen, wie sie dieses aller Sitte hohnsprechende Verfahren nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar als ein Gott selbst dargebrachtes, ihm wohlgefälliges Opfer darzustellen suchte. Man mußte wenigstens, wie die Prinzessin Elisabeth, mit ganzem Herzen auf jenen ascetischen Standpunkt eingehen und die Reinheit der Gesinnungen des gelehrten Fräuleins (welches damals allerdings schon durch sein Alter gegen jeden seiner unwürdigen Verdacht geschützt war) vollständig kennen, um sich dabei zu beruhigen. Die Ver-

leumdung hing sich nur um so begieriger an jenen Umstand, und schon kurze Zeit nach der Einrichtung der Labadisten in Herford verbreitete sich ein Gerücht, welches, wenn es sich bestätigte, ganz geeignet war, die frühern Anschuldigungen der Gegner Labadie's zu bekräftigen. Ein Einwohner von Bielefeld wollte bei seiner Anwesenheit in Herford am Fenster des Hauses, wo die Gemeine wohnte (es ward das Amtmann Steinmeyer'sche Haus genannt), gesehen haben, wie nach der Verrichtung des Abendgottesdienstes eine weibliche Person in weißen Kleidern zu Labadie ins Gemach trat und ihm einen Trunk brachte, worauf die Lichter ausgelöscht wurden.... Dies erzählte der lutherische Superintendent zu Bielefeld, Lic. Nisanius, öffentlich auf einer Hochzeit in Gegenwart aller Anwesenden. Die Prinzessin Elisabeth hörte kaum von diesem Gerücht, als sie sofort einen Notar mit zwei Zeugen nach Bielefeld zum Superintendenten absandte, welche nach den, in den Acten aufbewahrten, von der Aebtissin eigenhändig aufgesetzten Punkten die Sache untersuchen mußten. Das Ergebniß fiel indeß gänzlich gegen den Urheber der Erzählung aus, und Nisanius gab eine Erklärung ab, welche Labadie genügen konnte. Das Notariatsprotokoll ist vom 25. November 1670. Aber schon im nächsten Jahre trat Nisanius mit einem Angriff auf Labadie und seine Gemeinde hervor.[51])

Die wider die Gemeinde damals aufgebrachte Beschuldigung, daß unter ihnen der Ehestand aufgehoben sei, lehnte Labadie in der zu Herford herausgegebenen Declaration ausdrücklich ab, drang aber zugleich auf die mit dem Ehestande nothwendig zu verbindende höhere Heiligkeit des Lebens: die Ehe sollte ein Mittel

zur Heiligung ſein, geſchickt „die Vereinigung Chriſti und ſeiner Kirchen darzuſtellen, und die Hoheit ſolcher zweier Perſonen, welche Mann und Weib nach Pauli beſtändiger Lehre in ihrem ganzen Leben und Lauf ausdrücken ſollen". [52])

Aehnlich verhielt es ſich mit der Anklage wegen Gütergemeinſchaft. Der Schrecken vor der communiſtiſchen Lehre der Wiedertäufer ſchien in Weſtfalen noch nicht ganz erſtorben, denn der Rath von Herford hörte nicht auf, bei Labadie auf die Wiedertäufer zu verweiſen und die Anwendung der ſtrengen Reichsgeſetze gegen dieſe auf die Labadiſtiſche Gemeinde zu verlangen. Ein communiſtiſches Element iſt allerdings in der Lehre Labadie's und in dem geſelligen Beſtande ſeiner Gemeinde vorhanden; es unterſcheidet ſich jedoch darin weſentlich von dem Communismus, als allgemeinem ſocialen Principe, daß es ſich eben nur auf dieſe beſtimmte Gemeinde bezog, und auf eine ascetiſch-chriſtliche Grundlage zurückging, ähnlich manchen Einrichtungen in der Gemeinde der Herrnhuter. Wer ſollte ihnen nicht beiſtimmen, wenn ſie in ihrer Declarationsſchrift, mit Verweiſung auf Stellen des Evangeliums lehren, daß „alle Gläubigen Gott als abſoluten Herrn ihrer Güter ſowol, wie ihrer Leiber und Seelen betrachten, und ſich ſelbſt nur als Haushalter Gottes über ſeine Güter anſehen ſollen". Ferner, „daß die Gemeinde, weil ſie Jeſum als ihr Haupt anſieht, bereit ſein muß, ihm, als dem Herrn aller ihrer Güter, zum Dienſte ſeines Reiches und ſeiner Herrlichkeit dieſelben alle aufzuopfern und freiwillig darzureichen, ſo oft ihr dazu Gelegenheit gegeben wird". Was von der Gemeinde gilt, leide auch Anwendung auf

jedes ihrer Glieder. „Es ist den Gliedern eines Leibes wesentlich", heißt es, „daß eines dem andern zu Hülfe kommt, und wenn wir unsere Seelen für die Brüder lassen sollen, wie vielmehr unsere Güter?" Hier ist von einer Aufhebung des Eigenthums eigentlich nicht die Rede, nur das christliche Opfer desselben vom Besitzenden gegen den Armen wird vorschriftmäßig empfohlen; von dieser Seite hat sogar Leibniz, in dem oben erwähnten Briefe aus Mainz vom Jahre 1671, jenen christlichen Communismus, wenn man sich so ausdrücken will, als das einzig und meist Lobenswertheste an Labadie gerühmt, — wofern nicht etwa eine andere Absicht im Hintergrunde steckte, setzt er freilich hinzu. So hat auch die Prinzessin Elisabeth in ihrem Schreiben an den Großen Kurfürsten vom 27. November 1670 den ihren Schützlingen gemachten Vorwurf der communio bonorum vollständig in Abrede gestellt, als wenn die Gemeinde nur das nothwendige Capital zur Unterhaltung der gemeinsamen Angelegenheit zusammengeschossen. „Weiln sie aber zu dem Ende hergekommen", drückt sie sich aus, „um eine Stiftung zu machen, so seien sie nicht zu verdenken, daß sie unter Vielen einen Beutel haben, da ein Jeder pro quota von dem Seinigen zulegt." Nichtsdestoweniger ist Labadie in diesem wie andern Punkten weder in der Lehre noch in der Ausführung mit sich selbst eins und folgerecht geblieben. Wenigstens kann man von dem Satze: „Die Seligkeit des neuen Bundes bestehe darin, daß der Mensch Nichts als etwas Eigenes behalte", sagen, daß er an die Lehre von der Aufhebung des Eigenthums sehr nahe heranstreift, was übrigens Gottfried Arnold in Schutz nimmt, weil sich Labadie

dabei auf die klaren Worte Chriſti und der Apoſtel beruft, was auch Andere vor und nach ihm gethan haben. Die Sache gewinnt aber ſogleich ein anderes Anſehen, wenn, wie die uns vorliegenden Acten bekunden, die Mitglieder von Labadie's Gemeinde bei ihrem Eintritt in dieſelbe ihr geſammtes Hab und Gut an die Gemeinde oder vielmehr an Labadie, der ſich als unbeſchränkten Herrn und Verwalter derſelben benahm, überlieferten, mit vollſtändiger Entſagung ihrer perſönlichen Eigenthumsrechte, ja ſogar mit der Nöthigung, ſich die täglichen Bedürfniſſe durch Arbeit zu erwerben. Es hat ſich in den Acten eine ausführlich begründete Klage gegen Labadie von Seiten einer Holländerin, der Witwe Anna Bianda aus Middelburg, aus dem Jahre 1672 erhalten, welche an den Generalmajor von Ellern und an die Prinzeſſin Eliſabeth gerichtet, und geeignet iſt, ſehr dunkele Schatten auf den Charakter dieſes Reformators zu werfen. Dieſe Frau war, nach ihren Angaben, mit ihren zwei Söhnen und einer Tochter zu Amſterdam 1670 zu Labadie übergegangen, nachdem ſie das Ihrige zu Middelburg, woher ſie ſtammte, verkauft, zu Gelde gemacht und die erlöſte Baarſchaft (im Betrage von 782 Gulden) ſammt Mobilien eingeliefert, unter der Bedingung und mit dem feſten Verſprechen, „daß ſie ihr Leben lang bei ihnen unterhalten werden ſollten". Nichtsdeſtoweniger habe einer ihrer Söhne, nach der Lehre Labadie's: daß kein Unterſchied zwiſchen Reichen und Armen wäre, durch tägliche ſchwere Arbeit ſich die Koſt verdienen müſſen. Nicht genug. Als dieſer junge Handwerksmann in Herford zu einer der Jungfrauen der Gemeinde, Namens Sara von den Pollen, eine von ihr

erwiderte Neigung faßte und Beide bei Labadie um seine Einwilligung zur Ehe anhielten, verweigerte dieser seine Einwilligung, unter dem bedenklichen Vorwande, daß Gott es ihm noch nicht offenbart hätte, und schloß ihn obenein von den täglichen Uebungen und dem Unterrichte in der Lehre aus. Da dessenungeachtet dieser Handwerker sich einst bei der Zusammenkunft mit seiner Verlobten eine Zärtlichkeit gestattete[53]), wurde er von Labadie ins Gefängniß geworfen, mit starken Stricken und Ketten am Halse, Händen und Füßen gebunden und geschlossen, und dergestalt gemishandelt, daß er zur Ausübung seines Gewerbes für immer unbrauchbar wurde. Als die Mutter über diese unmenschliche Behandlung ihren Unwillen zu erkennen gab, sei sie sammt ihrem Sohne aus der Gemeinde verstoßen, auf dem Wege aber zuvor gewaltsam angehalten und nach Herford zurückgebracht und gezwungen worden, einen Schein auszustellen, daß sie keine Foderung an die Gesellschaft habe. Die Klage dringt nun auf Zurückerstattung des eingelieferten Gutes, wie auf Bestrafung Labadie's und Yvon's. Da Dies kurz vor dem Auszuge der Gemeinde von Herford fiel, so scheint von Seiten der kurfürstlichen Behörde, sowenig als von Seiten der Aebtissin eine Untersuchung der Sache eingeleitet worden zu sein. Die Acten wenigstens enthalten Nichts zur weitern Aufklärung dieses Vorfalls. Sollten auch manche Uebertreibungen das Unrecht Labadie's vergrößert haben, so bliebe immer noch soviel übrig, um einen Beleg mehr zu dem Satze zu liefern, daß eine consequent durchgeführte communistische Verfassung, auch als bloßer Familienverein betrachtet, zum Despotismus und zur tyrannischen An-

maßung der urſprünglichſten Rechte eines jeden Menſchen führe. [54])

Von der gerechten Sache Labadie's durchdrungen, hatte Eliſabeth die von dem Großen Kurfürſten dargebotene Auskunft, zur Unterſuchung der Angelegenheit eine Deputation nach Herford zu ſenden, gern angenommen und in ihrem Schreiben an den Kurfürſten vom 27. November 1670 ſich dahin ausgeſprochen, daß ſie dieſelbe mit vielem Verlangen erwarte. Aber als der Große Kurfürſt unter dem 17. December ſeinen Kanzler von Jena und den Geheimen Rath Blaspiel, welche zur Beilegung gewiſſer Religionsſtreitigkeiten nach Bielefeld abgingen, beorderte, in Begleitung des kleveſchen Hofpredigers Hundius nach dem in der Nähe liegenden Herford ſich zu begeben und die Lehre und den Wandel Labadie's und der andern Geiſtlichen genau zu unterſuchen und Bericht zu erſtatten, als gleichzeitig die Aebtiſſin Eliſabeth erſucht wurde, dieſen Abgeordneten zur Verrichtung ihrer Commiſſion gute Anleitung zu geben, damit der Kurfürſt nach erhaltenem Bericht und Gutachten über den nachgeſuchten Schutz und die Einwilligung zur Errichtung eines Stiftes ſich erklären könne: erblickte die Aebtiſſin in dieſer Anmuthung eine Verletzung überkommener unveräußerlicher Hoheitsrechte; und in einem eigenhändigen Schreiben an den Kurfürſten vom 8. Januar 1671 bat ſie mit dieſer Deputation auf ihrer Freiheit verſchont zu bleiben, indem ſie nicht recht verſtanden worden ſei. „E. L.", heißt es in dieſem Handſchreiben, „ſein ein großer und generöſer Herr; Sie können und wollen von meiner Armuth nicht reich werden; und würde mich ſelber blamiren, wenn ich durch

Unachtsamkeit die wenige Autorität, die meine Vorfahren bishero .....[55]) besessen haben, verscherzen thäte. Als vertraue, Sie werden nicht ungünstig nehmen, daß ich meine Nothdurft so kühnlich vortrage, und E. L. damit plage. Es ist der Großen Werk, der Kleinen Bitte zu hören. Und es ist nicht das erstemal, daß Sie solche gewähret."

Unterdessen war Friedrich von Jena in Bielefeld eingetroffen und die Aebtissin, von seiner Ankunft unterrichtet, sandte unter der Hand ihren Rath, den Licentiat Waden an ihn ab, mit dem Anliegen, zu einer Besprechung nach Herford zu kommen, was er indeß vorsichtig ablehnen zu müssen glaubte. Er erlaubte sich nur gegen den Abgeordneten der Aebtissin seine persönliche Meinung über die Angelegenheit auszusprechen. Ihr Abgeordneter hatte unter Anderm geäußert, „daß es der Fürstin sehr nahe ginge, daß man Labadie auf ihrem Gebiete vernehmen und befragen und darüber berichten solle, sie wüßte nicht, wie sie sich darein schicken werde; sie wäre immediat, dem Stifte mit theuerm Eide verwandt, und könne daher demselben und dessen Rechte kein Präjudiz zuziehen lassen. Worauf der Kanzler erwiderte, daß, wenngleich die Aebtissin unstreitig alle jura superioritatis hätte, sie diese Gesellschaft im Reiche wider die Reichsconstitutionen nicht werde halten können. Da überdies das Stift auf dem Territorium und in einer Ringmauer mit einer dem Kurfürsten gehörigen Stadt liege, so werde man von letzterm nicht begehren können, was den Reichsconstitutionen und der Ruhe seiner Lande in kirchlichen und weltlichen Dingen zuwiderlaufe."

Die Vorstellungen der Aebtissin verfehlten indeß ihre Wirkung nicht ganz. Statt eines persönlichen Verhöres auf der fürstlichen Freiheit zu Herford mit Labadie und seinen Genossen wurde von dem Großen Kurfürsten eine schriftliche Verhandlung vorgezogen, mit der Absicht, den Gegenstand mit möglichster Unparteilichkeit, Besonnenheit und Liberalität, schon aus Rücksicht gegen die ihm so nahe stehende Aebtissin Elisabeth, zu untersuchen. Zuerst also mußten zwei der ersten Theologen der Grafschaft Ravensberg, der schon erwähnte klevesche Hofprediger Hundius und der Prediger und Professor der Theologie zu Hamm, Adrianus Paulus ein „Bedenken" und eine Reihe von Fragestücken aufsetzen, welche an Labadie zur Beantwortung übersandt werden sollten. Die Fragstücke fielen jedoch zu zahlreich und vereinzelt aus, und mußten daher auf den Vorschlag der Geheimen Räthe von Jena und Blaspiel zusammengezogen werden. Dann wurden die Räthe in einem kurfürstlichen Befehl vom 14. März 1671 aufgefodert, ihr eigenes Gutachten über die Labadisten abzustatten, „daß man wisse, was man eigentlich an diesen Leuten habe". Außerdem wurden die reformirten Prediger zu Köln an der Spree, Bartholomäus Stoschius und Johann Kunschius unter dem 2. Mai 1678 zu einem Gutachten aufgefodert; und neben diesen die berlinischen Theologen Georg Conrad Bergius, Benjamin Ursinus und das Ministerium zur heiligen Dreifaltigkeit, dessen Mitglied Heinrich Schmettau ein Particularvotum einreichte. Auch findet sich das Urtheil eines Lutheraners und Nichttheologen, des Herrn von Cannstein bei den Acten. Diese Mannichfaltigkeit von Ansichten über einen Gegen-

stand, der mit den obersten Fragen der Religion und Sittlichkeit, der Kirche und gesellschaftlichen Ordnung zusammenhing, zu lesen und zu vergleichen, war nicht ohne Interesse. Man lernt den Geist, welcher unter der Regierung des Großen Kurfürsten herrschte, aus den meisten dieser Urtheile auf eine wohlthuendere Art kennen, als die öffentlich geführten Streitschriften, deren Feuer der Große Kurfürst nicht immer zu dämpfen vermochte, in der Regel gestatten. Manches Wort erinnert an die Milde Spener's, welcher bekanntlich sehr viel später (1691) in seinen Wirkungskreis zu Berlin eingetreten ist.

Ich will das Gesagte durch einen gedrängten Auszug aus den archivalischen Gutachten zu belegen suchen. So tadeln zwar die ravensbergischen Theologen Hundius und Paulus die Absonderung des Labadie von der Kirche, weil daraus ein gefährliches Schisma, und aus diesem, wie es zu geschehen pflegt, eine Ketzerei zu entstehen pflege, sind aber doch auch bereit, das Gute in Labadie's Schriften anzuerkennen. „Wiewol nit ohne ist", heißt es, „daß viele nützliche Sachen darin seien, dergleichen auch in Thomas de Kempis, Drexelio[56]), nicht weniger in socinianischen Schriften von der Wiedergeburt, ja auch großentheils in Seneca (dem es allein an dem Namen Christi mangelt) vielfach zu finden. Diese Sachen seind daher anmuthig, weil die Moralia besser mit der Natur übereinstimmen als die Mysteria, so über die Natur gehen; wir lesen, hören, discuriren lieber davon als von den Mysteriis, da doch die Moralia, Liebe, Demuth u. s. w., sollen sie Gott recht gefällig sein, aus den mysteriis praeceptis et creditis ent-

ſpringen müſſen....“ Wenn hier ein Uebergewicht des Moraliſchen über das Dogmatiſche misbilligend hervorgehoben wird, ſo findet ſich in dem Gutachten von Stoſchius (vom 10. Mai 1671) der entgegengeſetzte Tadel, nämlich der einer zu ſubtilen und ſpitzfindigen Philoſophie, angewandt auf die Dogmatik, da die Labadiſten, heißt es, mit Bezug auf ihre Herforder Declaration, z. B. „trinitatem, welches wir für ein ſolches Geheimniß halten, das allein aus der heiligen Schrift Offenbarung kann genannet und erkennet werden, durch die Vernunft und Vernunftſchlüſſe mit dem de Sabunde, einem alten Spaniſchen scholastico[57]), erweiſen wollen“. „Je dennoch“, heißt es weiter, „weil ſolche oder auch andere ungleiche und ſtrittliche Erklärungen in den reformirten Kirchen noch geduldet und nicht für Ketzereien erklärt werden, ſo meine ich, man könne auch dieſe Leute nicht darum verdammen und verfolgen. Noch weniger ließe ſich, was Leben und Wandel anlangt, aus ihren Schriften etwas Schändliches und Aergerliches erweiſen.“ Um ihnen daher die Duldung zu gewähren, reiche es hin, daß die Labadiſten zuvörderſt bei ihrer Lehre von dem Stande der Obrigkeit, wie ſie in ihrer zu Herford herausgegebenen Declaration enthalten, beſtändig zu verbleiben zuſagten, zweitens, daß ſie ſoviel möglich und an ihnen iſt, die Verſöhnung mit der Kirche in Seeland ſuchen möchten. Denn weil nicht geleugnet werden könne, daß ſie mit dieſer Abſonderung wo nicht heretici und schismatici, dennoch, nach einem Ausdruck des Baſilius, Stifter ſogenannter Beikirchen wären (παρασύναγωγοι), ſo müßten ſie ſolche Erklärungen geben und hiernach auch ihr Thun und Laſſen anſtellen, daß

alle frommen Christen sehen, daß, ob sie schon ein strengeres Disciplin unter sich zu halten geflissen seien, als in einer volkreichern reformirten Kirche einzuführen möglich, sie dennoch diese nicht verdammen und verachten. In diesem Falle würden andere reformirte Kirchen der Labadistischen Gemeinde ihre strengen Ordnungen und eifrige Uebungen der Gottseligkeit nicht nur misgönnen, sondern vielmehr durch ihr Exempel sich erbauen, gleichwie es die reformirten Kirchen inner- und außerhalb Deutschland mit den böhmischen Confessionsverwandten, welche auch eine genauere und schärfere Disciplin gehalten, seit mehr als hundert Jahren gethan haben. Schließlich erklärt er sich mit nachdrücklichen Worten gegen jede Anwendung weltlicher Strafen oder ihre Vertreibung, solange die Labadisten nicht durch handgreifliche Halsstarrigkeit oder andere Aergernisse sich vor aller Welt des kurfürstlichen Schutzes verlustig und unfähig machten. Strenger fällt das Urtheil von Bergius aus, denn er schlägt vor, ihre Conventikel und ihre absonderliche Art des Gottesdienstes und alle Mittel Andere zu verleiten, zu hindern und abzuschneiden, ja sogar mit einiger Schärfe sie zum Besuche des reformirten Gottesdienstes „anzustrengen". Gänzlich sie aber aus dem Lande zu jagen und ihnen die Gemeinschaft der Luft und des Wassers zu entziehen, setzt er hinzu, möchte zu hart und der Regel Christi nicht allerdings gemäß sein. Zuletzt aber will er doch, daß sie so corrigirt werden, daß sie nicht weiter wuchern und sich ausbreiten, sondern gleichsam von sich selbst verzehren. Schmettau räth zur Duldung, solange sie nicht die Gnade misbrauchen und den obrigkeitlichen Gesetzen und Grenzen zuwiderhandeln;

dann aber würde es besser sein, sie erst gelinder Art zu dimittiren, als die Gewissen durch solche Neuerungen, die ohnesdies leicht einen Anhang bekommen, verwirren und Kirche und Polizei turbiren zu lassen. Benjamin Ursinus räth im Allgemeinen zur Duldung und zur Milde, „weil", lauten seine eigenen Worte, „die Liebe alle unsere Handlungen vollkommen machen muß, und damit nicht Labadie und seine Anhänger sich über Verfolgungen zu beschweren haben. Sollte Labadie und die Seinigen die Obrigkeit stets mit Unterwerfung anerkennen, so werden seine Kurfürstliche Durchlaucht weder unbillig noch unchristlich handeln, wenn sie Deren gnädigen Schutz ihnen mittheilen und in Dero Landen Freiheit zu wohnen geben, aber auch zugleich solche Verordnung machen, damit die zum wenigsten scheinbare communio bonorum und die Gesellschaft utriusque sexus in Einem Hause, welche dem Lästerer ins Maul fället, obschon vielleicht auch nichts Böses darin getrieben wird, möge geendet werden, nach des Apostels Ermahnung: Meidet allen bösen Schein." Der Herr von Cannstein spricht sich ohne alle Einschränkung für Duldung aus. Er habe in Labadie's Schriften, die er meist gelesen, nichts Anderes gefunden als einen sonderbaren Eifer, die Leute zur Gottseligkeit anzutreiben, wenn er auch den Chiliasmus begünstige und strebe, singulair und von andern unabhängig zu sein. „Im Uebrigen", heißt es weiterhin, „weil er und Diejenigen, die ihm folgen, nicht allein so als andere Leute, sondern noch viel heiliger leben und gehalten sein wollen, so sehe ich nicht ein, warum man dergleichen Leute nicht dulden wolle, wenn sie sich sonst der Gebühr nach halten, da man doch den Photinianern im Lande

zu bleiben gestatte u. s. w." Er sei übrigens kein Theolog und brauche von den Sachen, die ja die Religion angehen, nicht nach dem Urtheil der Theologen zu urtheilen.

Im Vergleiche mit diesen Urtheilen fallen die Gutachten der kurbrandenburgischen Geheimen Räthe von Jena und Blaspiel aus dem überwiegenden Gesichtspunkte der gesellschaftlichen Ordnung und der guten Sitten viel schärfer aus. In dem einen wird als Auskunftsmittel eine Conferenz einiger Theologen mit Labadie vorgeschlagen, um zu versuchen, ob er von seinen Irrthümern ab- und wieder zurechtgebracht werden könne. „Sollte er aber auf seinem jetzigen Wesen ungeachtet aller Remonstrationen dennoch bestehen, so glauben wir, daß mit gutem Gewissen denselbigen nicht nachzusehen und dergestalt in der Kirche neue Trennung und Sekten zu verhangen, sondern daß ihm anzudeuten, innerhalb gewisser Frist andere ihm beliebige Oerter aufzusuchen." Auch der Kanzler von Lomnitz und von Blumenthal neigen sich der strengen Ansicht zu, nur der Geheime Rath Cöppen urtheilt milder, indem er meint, daß die Sache der Labadisten zur Zeit nicht so stehe, daß eine christliche Obrigkeit mit ihnen nicht noch sollte eine Zeit lang Geduld haben können: denn in der Länge könne es doch nicht bestehen. Unterdessen möge man versuchen, die verirrten Leute von ihren Singularmeinungen und zumal der communio bonorum nach und nach abzuführen.

So war die Mitte Juni des Jahres 1671 herangekommen, ehe von Seiten des Großen Kurfürsten wegen der Duldung der Labadisten ein fester Beschluß gefaßt

wurde. Der Rath von Herford war während der ganzen Zeit nicht unthätig geblieben. Er hatte nicht nur die ganze Bürgerſchaft, ſondern auch die lutheriſchen Geiſtlichen auf ſeiner Seite, welche den Fanatismus der Menge von der Kanzel herab anfeuerten, ſodaß der Kurfürſt es ihnen bei ſtrenger Ahndung unterſagen mußte.[58]) Unter dieſen Umſtänden verſuchte es der Rath zuerſt durch einen höhern Vermittler auf den Großen Kurfürſten einzuwirken. Er wandte ſich zuerſt an den Statthalter von Kleve, den Fürſten Moritz von Naſſau, welcher ihm in ſeiner Antwort vom 7. Januar 1671 zwar in der Sache unbedingt beipflichtete, indem er in Labadie „keinen abgetretenen, ſondern einen wirklichen Jeſuiten ſehen wollte, der mit Schafskleidern herumginge"; allein weil der Kurfürſt einmal aus geiſtlichen und weltlichen Perſonen Commiſſarien zur Unterſuchung der Sache beſtellt habe, ſo rathe er ihnen, keine Veränderung zu machen, ſondern ſich dabei zu beruhigen. Mit mehr Erfolg wandte ſich darauf der Rath zu Herford unter dem 24. April 1671 an die Landgräfin und Regentin von Heſſen, Hedwig Sophie, die Schweſter des Großen Kurfürſten, welche als eifrige Bekennerin der reinen reformirten Lehre bekannt war. Zur beſſern Begründung des Verlangens, Labadie baldmöglichſt aus Herford entfernt zu ſehen, hatte ſich der Rath nicht nur mit dem öffentlichen Urtheil der Staaten von Seeland gegen Labadie, ſondern auch mit dem Privatgutachten des Raths der Städte Amſterdam, Bremen und Weſel, und außerdem mit dem Gutachten der theologiſchen Facultät zu Duisburg verſehen. Ungeachtet des nahen verwandtſchaftlichen und früher auch freundſchaftlichen Verhält-

nisses zu der Prinzessin Elisabeth nahm die Landgräfin in diesem Falle doch entschieden gegen sie und für den Rath von Herford Partei. In ihrer Zuschrift an den Großen Kurfürsten vom 29. April 1671 bezieht sie sich auf einen Besuch, welchen sie zu Ende des vergangenen Jahres bei ihrem kurfürstlichen Bruder in Berlin, gerade in dem Augenblicke abgestattet, als dort die Angelegenheit Labadie's zuerst zur Sprache kam und der Kurfürst seine Maßregeln zur Ermittelung des Thatsächlichen getroffen hatte. Mit Bezug hierauf und bei seinem bekannten Religionseifer, heißt es nun, „hätte sie zwar Anstand nehmen müssen, ihn deshalb zu behelligen; dennoch aber habe sie nicht angestanden, das Anliegen der Stadt Herford zu befürworten, zur Beschützung und Präservirauch Rettung der hierüber beängstigten Unterthanen, sowie zur Verhütung und Abwendung schädlicher Unordnungen und Spaltungen". Des Großen Kurfürsten Antwort vom 28. Mai 1671 lautet in der Form sehr freundlich, indeß die fremde Einmischung bestimmt ablehnend. Es heißt darin: „Wie wir E. L. rühmliche Sorgfalt vor die Erhaltung der reinen Lehre und Abwendung allerhand schädlichen Spalt- und Irrungen mit nicht geringem Vergnügen erkannt haben, so dienet Deroselben zur freund-brüderlichen Antwort, daß wir bisher allen Fleiß angewandt, um zuerst von dieser Leute Lehre und Leben völlige Erkundigung einzuziehen, und weil uns auf gnädigstes Gesinnen unsere sämmtlichen Hofprediger allhie ihre gehorsamste Bedenken und Gutachten dieser Sachen halber eröffnet, so seien wir jetzo im Werk begriffen, etwas beständiges darin zu verfügen, und darin fürnehmlich dahin zu sehen, wie eines Theils allen besorg-

lichen Irrungen, Sekten und Aergernissen vorgebauet, andern Theils durch allzuhartes Verfahren nicht Oel zum Feuer gegossen und das Uebel vergrößert werden möge."

Bevor jedoch die schwierige Angelegenheit in Berlin ihre Erledigung fand, ward ihr diese von einer ganz andern Seite her überraschend schnell gegeben. Der Rath von Herford, von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen bei dem Landesfürsten überzeugt, wandte sich ohne Wissen der Aebtissin durch seinen Syndikus mit einer Beschwerde über die Aebtissin wegen des den Labadisten gewährten Schutzes an das kaiserliche Reichskammergericht nach Speier, doch nicht ohne vorher in einem Schreiben an den Großen Kurfürsten vom 30. Juli 1671 demselben im Allgemeinen eine Andeutung seines Schrittes zu geben. Denn nachdem er wiederholt, daß die Stadt durch die Labadistengemeinde „von Tag zu Tag mehr Schaden leide, durch die zugezogenen Handwerker Alles vertheuert, die Bürgerschaft von der Freiheit verstoßen, den Bürgern die Nahrung entzogen werde"[59]), bemerkt er, der Kurfürst möge es ihm nicht verübeln, daß, da die Aebtissin sich auf ihre Reichsunmittelbarkeit berufe, sie sich dagegen ihres Rechts gehörigen Orts und competenter bedienen werden. Mit einer sonst nicht gewöhnlichen Eile erließ das Kammergericht zu Speier an die Aebtissin von Herford ein in bestimmten und scharfen Worten abgefaßtes kaiserliches Mandat unter dem 31. October 1671, worin ihr bei Strafe von 30 Mark Goldes die Ausweisung Labadie's, seiner Genossen und seines Anhanges aufgegeben wird, und zwar mit Verweisung auf den Reichsabschied von 1529

zu Speier, auf den 17. Artikel des Westfälischen Friedens und endlich auf die zwischen Stift und Stadt Herford im Jahre 1643 errichtete Transaction, wonach den Schöffen der Stadt die Criminalgerichtsbarkeit über das abteiliche Gebiet zugesprochen ward. Die Labadisten werden Wiedertäufer und Quäker genannt, durch deren Aufenthalt im Reiche „große Weiterung, Aufruhr, Empörung und Blutvergießen entstehen möchte"; das Zusammenwohnen der Mitglieder beider Geschlechter unter einem Dache wird als der Ehrbarkeit, gemeinem Bestem, Nutz und Wohlfahrt, auch allen Rechten zuwider genannt. „Die Aebtissin möge hiernach nach Ueberantwortung und Verkündigung dieses Mandats die Sektirer, Quäker und Wiedertäufer sofort hinwegschaffen und ihnen keinen weitern Schutz und Schirm gestatten, endlich aber möge sie selbst sowie Labadie, Yvon und du Lignon, sowie Heinrich und Peter Schlüter auf den sechzigsten Tag nach beschehener Insinuation durch ihren Anwalt vor dem kaiserlichen Anwalt erscheinen und sie für ihr Theil ihren geleisteten Gehorsam dazuthun, wo nicht, außer der Strafe von dreißig Loth Goldes, Privation und Entsetzung aller ihrer kaiserlichen und Reichsprivilegien und sammt den beklagten Quäkern und Wiedertäufern der Reichsacht gewärtig zu sein, wofern sie nicht erhebliche Ursachen und Einrede beibringen könnten." [60])

Die Prinzessin Elisabeth ward durch dieses Mandat keineswegs eingeschüchtert, und nur über den ihr zugefügten Schimpf gegen den Rath von Herford empört und entrüstet. Sie ließ sofort eine Beschwerde beim Großen Kurfürsten gegen den Rath abfassen, darüber, daß er

sich unterstanden beim kaiserlichen Kammergericht „ihre Ehre und Reputation lügenhaft und freventlich anzugreifen und er ihre Person und das Stift in den äußersten Ruin habe bringen wollen. Es sei zugleich ein Angriff auf den Kurfürsten, als ihren nächsten Blutsfreund und Schutzherrn. Der Rath habe den wiederholten Befehl, in der Sache bis auf weitere Ordre zu geruhigen, verachtet, und seiner Pflichten vergessen, zu denen nicht gehöre, in Religionssachen über ihre Nachbarn zu inquiriren, noch weniger einen Pönarproceß bei der kaiserlichen Kammer anzufangen, dafür derselbe nicht gehöre, noch ohne Schaden des ganzen evangelischen Wesens nicht angemaßt werden könne. Der Kurfürst möge seinen Assessoren zu Speier befehlen, ein wachsames Auge zu haben, damit in dieser Sache dem fürstlichen Stift Herford, dem ganzen Religionswesen kein Präjudiz geschähe. Denn sollte die kaiserliche Kammer bemächtigt sein, auf die geringste Denunciation wider unüberführte Ketzer also zu verfahren, so würde kein evangelischer Stand des Reichs seine Religion ruhig besitzen und ein jeder unverschämter Verleumder mächtig sein, denselben zu beunruhigen.“

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Aebtissin die Drohung und Vorladung des Kammergerichts, welches sie, ohne sie zu hören, verurtheilt hatte, verachtete und, unbekümmert um das Aufsehen, welches dieser Proceß im ganzen Reiche verursachte [61]), die Labadisten bis auf Weiteres unter ihrem Schutze behielt. Um sie jedoch vor Verfolgungen sicherzustellen, wies sie ihnen ihr Landhaus einstweilen zum Aufenthalte an, wo die Gemeinde ihre gewöhnlichen Uebungen der Religion und

Frömmigkeit ungestört fortsetzte. Sie selbst aber begab sich gegen den Anfang des Jahres 1672 an den Hof des Großen Kurfürsten nach Berlin, um die Angelegenheit ihrer Schützlinge desto nachdrücklicher zu betreiben. Der Augenblick war ihr nicht günstig. Es war am Vorabend des Krieges, welchen Ludwig XIV. der Republik Holland erklärte, wodurch alle Staatskunst und Sorge auf die große, dem gesammten Deutschen Reiche und seinen eigenen Landen drohende Gefahr gerichtet ward. So erging denn nach geraumer Zeit, unter dem 7. Mai 1672, zwar ein Schreiben des Kurfürsten an den Rath der Stadt Herford, worin er demselben sein „ungnädiges Misfallen" über die beim Reichskammergerichte eingereichte Klage zu erkennen gibt, zum Schluß aber unumwunden bekennt: „Was das ausgewirkte Mandat anlanget, hätte es desselben nicht bedurft, sintemal wir der Sache Rath zu schaffen von selbst geneigt gewesen, und ist unsere Intention und Meinung noch, daß Ihr diesfalls außer Beschwerde gestellet werden sollet, daher Ihr keine Ursache haben könnet, Eure Klage oder Proceß vor kaiserlichem Kammergericht weiter fortzusetzen und Ihre L. ohne Noth zu beunruhigen." Der Rath von Herford muß aber, trotz dieser Ermahnung die Execution des Mandats beim Kammergericht weiter betrieben haben, weil der Kurfürst in einem Rescript aus Köln vom 10. Juni 1672 ihm eine scharfe Warnung zukommen ließ und es wiederholt, daß es ihm, dem Kurfürsten, zum ungnädigsten Misfallen gereiche, daß er ihn nicht allein vorbeigegangen, sondern auch so Beleidigendes gegen die Ehre der Aebtissin in ihrer Klage angebracht hätte.

So war der Stand dieſer für den Großen Kurfürſten in ſeiner vermittelnden Stellung, zwiſchen der Aebtiſſin und dem Rath von Herford, in jenem kritiſchen Augenblicke doppelt ſchwierigen und verwickelten Angelegenheit, als der freie Entſchluß Labadie's und ſeiner Gemeinde noch vor der Rückkehr der Prinzeſſin Eliſabeth aus Berlin den Kampfplatz zu verlaſſen, die gewünſchte Löſung herbeiführte. An dieſem Entſchluß hatte hauptſächlich die Furcht vor den vom Rheine her ſich annähernden Kriegsunruhen Antheil. Dies erklärt das Fräulein von Schurmann[62]) und fügt hinzu: „Da wir aber ſchon lange die Rückkehr der Fürſtin vom Hofe (zu Berlin) erwarteten, wir aber eine Erweiterung der göttlichen Gnade und des Reiches Chriſti in dieſen gegen ſeine friedlichen Diener und die heilbringende Verwaltung ſeines reinen Evangelii undankbaren Landen nicht mehr hoffen konnten, wir auch durch keine Bande gefeſſelt waren, die uns verpflichtet hätten, den Feind zu erwarten, ſo bezeugten wir durch ein gemeinſames Schreiben gegen ihre Hoheit unſere Dankbarkeit dafür, daß ſie uns zur Zeit unſers Aufenthaltes daſelbſt beſchützt hatte; zugleich gaben wir die Gründe unſers Abzuges an und ſagten der Prinzeſſin ſelbſt und bald darauf ganz Weſtfalen Lebewohl.“ Die Verfaſſerin ſchließt dieſes Capitel mit Betrachtungen, daß Gott dieſen Ort ausgewählt hätte, um ihre, das heißt, nach ihrer Anſicht, die wahre Kirche von allen Denjenigen zu trennen, welche zu Amſterdam Gott und die Welt, Chriſtus und Belial oder Gott und Mammon und alles übrige von Gott Abgewandte vereinigen konnten, und ihre Habſucht, Hochmuth und andere Gifte des geiſtigen Lebens bald mit

dem Göttlichen mischten, während an diesem Orte zu Herford Nichts, weder Handelsgewinn, noch Ehre, noch Vortheil die Mitglieder für sich oder ihre Nachkommen lockte. Sie hätte noch hinzufügen können, daß die Gemeinde auch die Prüfung durch äußere Anfechtungen, allerdings unter dem Schutze einer mit ihnen sympathisirenden Fürstin, wie Elisabeth, mit Glück überstanden hätte.

Die Gemeinde zog am 23. Juni 1672 von Herford aus und ließ nur einige wenige Personen zurück, mit einer ihnen an dem genannten Tage ausgestellten Vollmacht in französischer Sprache, vermöge deren die Bevollmächtigten (es waren Peter Schlüter und seine Frau, Judith von Vries und Wilhelm Buitendik) alle ihre Geschäfte zu erledigen und namentlich die Fortschaffung ihrer Bibliothek und Druckerei zu Schiffe zu besorgen hatten.

Die Labadisten waren bereits seit einiger Zeit von Herford abgezogen, als der Rath von Herford mit einem Schreiben an den Großen Kurfürsten, welcher auf dem Marsche gegen Frankreich begriffen war, mit Glückwünschen für den Erfolg seiner Waffen sich richtete, und mit dem Bemühen, sich wegen der durch die Prinzessin Elisabeth in Berlin gegen sie ausgewirkten Rescripte zu rechtfertigen, zugleich aber auch, gegen die Foderung der Prinzessin, den Syndikus der Stadt, welcher die Klage beim Kammergericht geleitet hatte, abzusetzen, sich verwahrend. Die Klage, führten sie an, sei nach Anhörung und mit Beistimmung von Rath, Beistehern und Amtmeistern, und den dazu gebrauchten Doctoren und Licentiaten abgegangen; die Aebtissin habe das kaiserliche Mandat und seinen Inhalt nicht ihnen, sondern

der Sekte der Labadisten zuzuschreiben. Sie hätten sich keiner Beleidigungen schuldiggemacht, daß sie die Thatsachen angegeben, denn wie aus den Rechten bekannt sei: qui jure suo utitur nemini facit injuriam. Sie verzichten aus Respect zu dem Kurfürsten und aus Liebe des Friedens auf die Erstattung der Kosten, jedoch citra praejudicium und mit dem Beding, daß die gewichenen Labadisten zu der Stadt Herford keinen Rücktritt haben sollten. „Sollten aber", setzen sie hinzu, „der Frau Aebtissin fürstliche Durchlaucht darauf nicht aquiesciren, noch uns des Falls Spruch zu erlassen gemeint sein, erbieten wir uns unterthänigst, coram judicio coepto et competente ihrer fürstlichen Durchlaucht des Rechtens vor zu sein. Getrösten uns auch unserer gerechten Sachen und hierin habenden guten Gewissens. Wollen auch zu Gott hoffen, derselbe werde Ew. churfürstliche Durchlaucht gerechte Waffen dahin gnädigst segnen, daß wir und Dero gesammte Unterthanen darunter sattsamen Schutz und Ruhe haben können." Das Letztere ist nicht ohne Anspielung auf eine im Anfange des Schreibens angeführte, etwas dunkle Drohung, seitens der Aebtissin, gesagt: daß der Kurfürst die Stadt wider die französische Armatur nicht schützen werde, sondern sie, die Aebtissin, durch den Prinzen von Condé und Dero hohe Anverwandte die Stadt protegiren könnte.

Damit endigen diese in den Annalen der Stadt Herford in vieler Beziehung denkwürdigen Vorfälle.

Labadie, die andern Prediger und die Gemeinde nahmen ihren Weg nach Altona, wo kurz vorher durch den König von Dänemark vollkommene Gewissensfreiheit verkündigt worden war. Ein Theil der Gemeinde ver-

weilte kurze Zeit in Bremen, holte aber die Uebrigen später ein. Schon nach zwei Jahren starb hier Labadie, am 13. Februar 1674, nach Spener's Zeugniß: „eines frommen und ruhigen Todes", in dem Alter von 64 Jahren. Die Leitung der Gemeinde übernahm Peter Yvon, welcher dieselbe zwei Jahre darauf, im Jahre 1676, nach Holland zurückführte und eine Niederlassung in dem Dorfe Wieward[63]) bei Leuwarden gründete, welche nach mancherlei innern Spaltungen und Wandlungen ein schwächliches Dasein über ein halbes Jahrhundert fortführte. Hier fand sich im Jahre 1676 William Penn mit Fox auf ihrer Reise durch Holland ein, um einen frühern, aber wiederum vergeblichen Versuch zur Vereinigung der Labadisten mit den Quäkern zustandezubringen. Das Fräulein von Schurmann flößte ihnen besondere Achtung und Theilnahme ein. Diese überlebte die neue Niederlassung nur kurze Zeit, sie starb am 4. Mai 1678 im 68. Jahre, nachdem sie vor ihrem Ende ihre ganze Umgebung entlassen hatte. Ihr Wahlspruch war das Wort des heiligen Ignatius: Amor meus crucifixus sit. Vielleicht hatte sie sich noch von der Hoffnungslosigkeit ihrer frühern Weissagung überzeugt, daß in kurzer Zeit durch Labadie und seine Anhänger, nach der Zerstörung der antichristlichen Welt, das Reich Christi über die ganze Welt sich ausbreiten würde. Die Gemeinde zählte zwar in einigen andern holländischen Orten Sinnesverwandte, konnte aber von jetzt nur ab durch einige Anbequemung an die Foderungen der orthodox-reformirten Kirche sich halten.[64]) Noch immer hatte sie für reiche Frauen und Jungfrauen große Anziehungskraft, unter andern für ein Fräulein

von Dankelmann, welche ihr großes Vermögen den Labadisten zubrachte, daneben aber auch die Dienste eines Setzers in der Druckerei verrichtete.[65]) Auch die berühmte Blumen- und Insektenmalerin, Maria Sibylla Merian, die Tochter des ältern Merian, zog im Jahre 1684 mit ihrer Mutter und ihren zwei Töchtern zu der Labadistischen Gemeinde, nachdem sie ihren Mann deshalb verlassen hatte.[66]) Dagegen fiel auch das eine und andere ihrer Mitglieder wieder ab, welche sie nachher, wie Dittelbach, in Schriften angriffen. Yvon, welcher bis zu Ende seines Lebens die Sache seiner Gemeinde mit stets rüstigem Eifer vertheidigte, unter Anderm von seinem Standpunkte aus auch gegen Spinoza eine Schrift gerichtet hat, lebte noch in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts, aber krank und hinfällig, sodaß er in der Versammlung zu reden unfähig wurde. So traf ihn mitten in seiner Gemeinde zu Wiewarden der Literator Gottlieb Stolle, welcher in seinem ungedruckten Tagebuche eine ausführliche und anziehende Schilderung seines Besuches hinterlassen hat.[67]) Lange hatte die Gemeinde die Sympathie der Pietisten in Deutschland, zu denen Francke in Halle gehörte, für sich. Was aber weniger bekannt ist: selbst nach Amerika, namentlich nach Neuyork und Surinam hatte die Labadistische Gemeinde Colonien und Missionen zu gründen versucht, doch von geringem Erfolge. Dies sollte erst das Werk einer andern Kirchengemeinschaft, eines viel thatkräftigern Charakters und klarern Geistes werden. Der Mann war William Penn.

Wir haben schon einige male den Namen dieses unsterblichen Mannes angeführt, dessen Geist und dessen

Stiftungen ihn weit über sein Jahrhundert erhoben und ihn zum Bürger einer neuen Zeit, ja recht eigentlich einer neuen Welt gemacht haben. Was indeß in der Geschichte der Institutionen und der leitenden Ideen der neuern Zeit das Andenken William Penn's so glorreich gemacht hat, dies bildete gleichsam nur die exoterische Seite seines Wesens und Strebens: die innere religiöse Quelle desselben in ihrer ersten Springkraft fällt in die Zeit, da Penn mit den übrigen Aposteln des Quäkerthums durch Predigt, durch Sendschreiben und Schriften, zum großen Theil im Gefängnisse abgefaßt, vorzüglich aber auf Reisen das Christenthum nach den Ueberzeugungen seiner Kirche mit feurigem Eifer auszubreiten arbeitete. Doch schon in dieser frühen Periode seines Wirkens wußte Penn den Freisinn eines Weltbürgers mit dem Feuer des religiösen Schwärmers in einem Grade zu vereinigen, welcher seinen künftigen Beruf als Gesetzgeber verkündete. Im Bunde mit Fisher, Keith und Robert Barcley, welche die formlos überkommene Lehre Georg Fox's dogmatisch aus- und durchbildeten, war William Penn ausersehen, die geselligen Elemente der neuen Kirche zu entwickeln und die Gesellschaft zu organisiren. Mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreiteten sich die Quäker nicht nur in England und Schottland, sondern auch auf dem Festlande, besonders in Holland und in verschiedenen Theilen Deutschlands und Polens bis nach Danzig. Fast überall war Druck, Verfolgung, Verbannung ihr Schicksal. Da erhob William Penn in seinem Sendschreiben an die Obrigkeiten, die Verfolger seiner Brüder, den Schrei nach Gewissensfreiheit! Entfernt von jeder unerquicklichen theologischen

Polemik, heißt er die Christen sich ihres Namens zu erinnern und in ihren Busen zu greifen. „Das Unkraut und der Weizen (sagt er in seinem Sendschreiben an die Richter von Middelesser im Jahre 1674)[68]) wachsen mit einander bis zum Tage der Ernte. Wir sehen nicht, daß es ein Theil von Christus Religion war, Feuer vom Himmel zu rufen, ungeachtet des Eifers einiger seiner Jünger, den er misbilligte. Sein Schwert ist geistlich, wie sein Reich. Erinnert euch, ich bitte, daß der Glaube ein Geschenk Gottes, und Alles Sünde ist, was nicht aus ihm kommt. Man muß ein Heuchler sein, um Das zu thun, was man in seinem Gewissen nicht thun zu müssen glaubt, oder um nicht zu thun, was man zu thun für seine Pflicht hält. Gebet uns einen besseren Glauben, als der unserige ist, oder laßt uns den, welchen wir haben.... Ich liebe und ehre alle tugendhaften Menschen die verschiedener Meinung mit mir sind, und ich hoffe, Gott wird nach ihrer Aufrichtigkeit Mitleiden mit ihnen haben." Ganz ähnlich schrieb Penn damals an den Rath der Stadt Emden, wo er mit Hinweisung auf das benachbarte Holland unter Anderm sagt: „Der Reichthum eurer Nachbarn und das Gedeihen ihrer Geschäfte lassen wohl einsehen, daß Duldung der guten Politik nicht entgegen ist."

Der Ruf der Frömmigkeit und Großmuth, welchen die Prinzessin Elisabeth als Beschützerin Labadie's und seiner Gemeinde sich erworben hatte, war bis nach England und Holland gelangt, und erregte Georg Fox mit seinen Freunden, unter ihnen William Penn, zu großen Hoffnungen für das Gedeihen ihrer Sache in Deutschland. Zuerst machten sich einige Quäkerinnen, nämlich

Isabella Fella, Fox's Stieftochter, die Gattin Keith's und eine Holländerin von Amsterdam nach Herford auf, um Elisabeth zu besuchen, „jene durch ihren Geist, ihre Wissenschaft und ihre Frömmigkeit berühmte Prinzessin", drückt ein Geschichtschreiber der Quäker sich aus, „welche man zu gleicher Zeit auch die glücklichste und beneidenswertheste Prinzessin ihres Jahrhunderts nennen könnte, wenn die Güter des Geistes und der Seele ohne Rücksicht auf das Glück zu betrachten und zu schätzen sind". [69]) Sie wollten versuchen, ob sie durch ihre Anrede und ihre Schriften etwas ausrichten könnten, was zum Nutzen und Segen ihrer Religion und Gesellschaft ausschlug. Fox, in der Voraussetzung, daß der Ruf seines Namens zu dieser Prinzessin gelangt sei, wie er bereits in England verbreitet war, gab diesen Frauen einen Brief mit, den sie der Aebtissin in seinem Namen übergeben sollten, um den Frauen leichter Eingang zu verschaffen und ihren Reden ein größeres Gewicht zu verleihen. In diesem Briefe gebrauchte Fox eine feinere Schreibart, als er sonst pflegte, und entsagte jener früher gebräuchlichen, bäurischen und rohen Weise, womit er die hochgestelltesten und edelsten Personen wie den gemeinen Mann und Lastträger behandelte, sondern in so schmeichelhaften Worten, als er vermochte, redete er die Fürstin an, grüßte sie und mit vielen Worten pries er ihre Frömmigkeit und Bescheidenheit, als einer Fürstin würdige Tugenden, und lehrte, wie sehr zu diesen Zeiten alle Menschen von solchen Pflichten abwichen, und wie nothwendig es sei, bei dem gegenwärtigen Stande der Kirche, an diesen Dingen festzuhalten; zuletzt ermahnte er die Fürstin, wie sie von selbst an diesem Werke thätig sei, in demselben fortzu-

fahren. Als die Frauen am Hofe der Prinzessin anlangten und um eine Audienz baten, wurden sie von ihr, deren Menschlichkeit und Sanftmuth so groß war, daß sie auch dem ganz Tiefstehenden und Demüthigsten, der sie um eine Unterredung bat, sie nicht abschlug [70]), bald zugelassen und mit gütigen Mienen angehört. Vorzüglich erfreute sie sich an den Reden der Isabella, welche von einer großen Anmuth des Gesichts und der Stimme war. Nachdem sie ihnen Gehör gegeben, entließ sie dieselben mit einer kurzen und bündigen Antwort. Auf das Schreiben des Fox gab sie ihnen folgende in englischer Sprache abgefaßte Antwort mit: „Ich kann, theurer Freund, nicht umhin, Diejenigen aufrichtig zu lieben, welche unsern Herrn Jesus Christus liebhaben, und denen nicht nur die Gnade, an ihn zu glauben, sondern auch die, für ihn zu leiden vergönnt ist. Aus diesem Grunde war mir Ihr Brief und der Besuch Ihrer Freundinnen gleich sehr angenehm, ich werde ihrer beider Rath solange befolgen, als Gott mir Licht und Salbung [71]) gewähren wird. Indessen bleibe ich Ihre affectionirte Freundin Elisabeth."

Im Jahre 1676 setzte sich William Penn durch einen von London aus geschriebenen, sehr ausführlichen Brief in Verbindung mit der Prinzessin Elisabeth, in welchem er ihr und zugleich einem ihrer Stiftsfräulein, der Gräfin Anna Maria von Horn, welche die besondere Achtung und Freundschaft der Prinzessin besaß, die Tröstungen der Religion verhieß und sie zur Standhaftigkeit und Ausdauer auf dem Wege, auf welchen die Vorsehung sie gelenkt, ermunterte. [72]) Dieses Verhältniß zu der Prinzessin knüpfte er in einem Augen-

blicke an, welcher die ganze Zukunft seines religiösen und staatsbürgerlichen Lebens begründete. Penn wurde Bevollmächtigter in Angelegenheit der Ansiedelungen in Neu-Jersey in Nordamerika und Urheber einer Verfassung für den daselbst durch Vergleich zwischen den verschiedenen Theilnehmern gestifteten Staat.[73]) Die Grundzüge dieser Urkunde athmen ganz den Geist des künftigen Gründers und Gesetzgebers Pennsylvaniens. Es befinden sich darin schon Sätze wie folgender: Niemand soll in der Ausübung seiner Religion beläſtigt werden. Niemand darf wegen Schulden verhaftet werden u. s. w. Durch diese und ähnliche Bestimmungen hoffte Penn für künftige Zeiten einen Grund gelegt zu haben für Diejenigen, „welche ihre Freiheit als Menschen und als Christen begriffen, und bei deren Befolgung sie nur mit ihrer eigenen Bewilligung in Sklaverei fallen konnten".

Während diese Entwürfe ihn beschäftigten, wurde gleichzeitig Penn's Sorge auf seine Brüder auf dem Festlande gelenkt, und er bereitete sich zu einer Reise nach Holland und Deutschland vor. Er wollte, wie es heißt, mit vielen „suchenden Personen" sich in Gemeinschaft setzen, um sie zur Erkenntniß Desjenigen, was ihm die Wahrheit war, zu führen. Dies war ihm schon auf einer frühern Reise nach dem Festlande gelungen, sodaß viele der neuen Brüder ihm von verschiedenen Seiten Einladungen zukommen ließen. Im Begriffe, die Reise zu unternehmen, erhielt Penn folgendes Schreiben von der Prinzessin Elisabeth, als Antwort auf seine vorher erwähnte Zuschrift[74]): „Gegenwärtiges, mein Freund, wird Sie in Kenntniß setzen, daß ich Ihre beiden Briefe

empfangen habe, sammt Ihren Wünschen, daß ich mir jene Tugenden aneignen möchte, welche mich zu einem würdigen Nachfolger unsers großen Königs und Heilands machen können. Was ich zu Gunsten seiner treuen Jünger gethan habe, wiegt keinen Becher Wassers auf, weil es ihnen keine Erfrischung gewährt. Auch hoffte ich keine Frucht von meinem Briefe an die Herzogin von L., wie ich es zur selben Zeit gegen B. Furley aussprach.[75]) Doch da Robert Barclay wünschte, daß ich schriebe, so konnte ich es ihm nicht abschlagen, noch eines der Dinge unterlassen, was er seiner Freiheit für vortheilhaft erachtete, obschon Dies mich dem Gespötte der Welt aussetzen mußte. Doch Dies kann nur ein sittlicheres Wesen erreichen: die wahre innere Gnade fehlt noch Ihrer affectionirten Freundin Elisabeth."

In der Begleitung mehrer Quäker, unter ihnen Georg Fox und Robert Barclay, trat Penn im Jahre 1677 seine Reise nach Holland und Deutschland an. (Dies war seine zweite Reise dahin; die erste fiel in das Jahr 1671, in die Zeit, als Labadie und seine Gemeinde in Herford Schutz fand. Damals kam Penn noch nicht an den Hof der Aebtissin.[76])) Sie hielten in Rotterdam, Leyden, Amsterdam und andern Städten geistliche Versammlungen, in welchen nach Penn's kräftigem Ausdruck „die Heilige Schrift gepredigt, die Todten auferweckt und die Lebenden gestärkt wurden". Während Fox in Amsterdam zurückblieb, begab sich Penn mit Barclay über Naerden nach Osnabrück, wo Penn sechs Jahre vorher in demselben Gasthofe übernachtet hatte. Den andern Tag gelangten sie nach Herford, wo sie drei Tage verweilten. Der folgenden Schilderung ihres dor-

tigen Aufenthalts liegt das eigene Tagebuch Penn's zu Grunde:[77])

„Den nächsten Morgen um sieben Uhr[78]) begaben sie sich in das Zimmer der Prinzessin und wurden von ihr wie von der Gräfin von Horn mit so außerordentlichem Ausdruck von Güte empfangen, daß sie tief davon ergriffen wurden. Dieses Benehmen auf Seiten von Personen auf einem so erhabenen Standpunkt bestärkte ihre Hoffnung, daß der große Tag der Wiederherstellung des Christenthums nahe gekommen wäre. Penn, von diesem Gefühle getragen, erhob sich selbst als ein Prediger vor ihnen. Seine Brüder folgten ihm in gleicher Weise, sodaß dieser Besuch, welcher in der That eine religiöse Versammlung war, bis gegen elf Uhr dauerte. Beim Weggehen wurden sie zum Mittagessen eingeladen; sie entschuldigten sich jedoch. Nachmittags kehrten sie in das Schloß zurück, wo nicht nur die Prinzessin und die Gräfin, sondern auch einige Andere bereit waren sie zu empfangen. Eine gottesdienstliche Versammlung begann darauf, nach dem Brauche der Quäker. Bei dieser Versammlung, sagt Penn, war es, daß der Herr in einer sichtbaren Weise zu erscheinen begann. Die Zuhörer waren sehr davon ergriffen worden, wie sie nachher erfuhren. Die Prediger waren es auch nicht minder; denn als die Versammlung zu Ende war (sie dauerte bis sieben Uhr Abends) kehrten sie nach Hause mit Herzen voll von Danksagung für die ihnen an diesem Tage gewährten Wohlthaten."

„Der nächste Tag war einer von denjenigen, an welchem die Prinzessin Eingaben und Bittschriften empfing, daher wurden sie erst um neun Uhr zur Audienz

zugelassen. Eine Versammlung wurde darauf gehalten, bei welcher alle Unterbedienten ihres Hausstandes den Befehl hatten zugegen zu sein. Nachmittags besuchten sie sie wiederum. Während dieses Besuches erfüllte W. Penn ein Versprechen, welches er am Morgen gethan hatte, nämlich eine Geschichte seiner Bekehrung zu geben, und dabei in alle die Aengstigungen und Tröstungen, welche er bei dem Verfolgen seiner religiösen Bekenntnisse erfahren hatte, einzugehen. Er begann demnach; doch ehe er seine Erzählung geendet hatte, wurde die Abendmahlzeit angekündigt. Sie gingen also in ein anderes Zimmer. Zwei Personen waren dabei gegenwärtig, welche sie bei den frühern Gelegenheiten nicht gesehen hatten: eine Schwester der Gräfin von Horn und eine französische Dame. Nach dem Abendbrot kehrten sie in das vorige Gemach zurück. Penn nahm seine Geschichte wieder auf und setzte sie fort, und um elf Uhr nahmen er und seine Freunde Abschied und gingen in ihre Herberge zurück."

„Am dritten Tage versammelten sie sich wieder zum Gottesdienst, wobei durch eine vorher getroffene Einrichtung nicht nur die Leute des Hauses, sondern auch einige von den Einwohnern der Stadt gegenwärtig waren. Diese Versammlung, sagt Penn, begann mit einer gewichtigen Uebung und Arbeit im Gebete, daß Gott an diesem Tage seinen Namen groß machen sollte: und durch seine eigene Macht (dies sind die eigenen Worte Penn's) machte er einen Weg zu ihren Gewissen und ließ seine erweckende Trompete in ihr Ohr erschallen, daß sie erkennen möchten, daß es Gott war, und daß keiner ihm gleich wäre... Ja, diese erquickende Macht und das Leben Jesu setzte sie in Bewegung, und

erreichte sie; und Kraft von Dem, in welchem die Gottheit leiblich wohnt, ging aus und ergoß segensreich auf uns sein eigenes himmlisches Leben, süßer als der reine Weihrauch, ja süßer als die süßduftenden Myrrhen, welche von einer weiten Gegend kommt. Und wie es begann, so blieb es in seinem Fortgange und endigte auch so. Und wie die von ihm beschriebene Wirkung groß war, sowol bei den Predigern, als bei den Zuhörern, so war sie es bei keinem mehr, als bei der Prinzessin, welche so ergriffen ward, daß, als sie nach der Versammlung an Penn heranging, um Abschied von ihm zu nehmen, sie kaum einen Ausdruck für ihre Worte finden konnte. Sie sagte nur so viel: Werden Sie nicht wieder hierher zurückkommen? ich bitte, reisen Sie bei Ihrer Rückkehr aus Deutschland hier durch. Penn antwortete: Wir stehen unter den Befehlen des Herrn, und da wir also von ihm abhängen, so können wir es nicht gewiß versprechen.[79]) Hierauf beurlaubten sie sich und verließen Herford."

Robert Barclay ging nach Amsterdam zurück, Penn aber, mit den übrigen Quäkern, begab sich nach Paderborn und von da nach Kassel, wo Viele sie zärtlich und liebevoll empfingen. Unter diesen war Dureus (Dury), damals ein Greis von 77 Jahren, dessen oben bereits gedacht wurde, ein Mann, drückt Penn sich aus, welcher seine Gelehrsamkeit und Schultheologie gegen den Unterricht des Heiligen Geistes vertauscht hatte. Von hier begaben sie sich nach Frankfurt am Main und hielten in den zwei Tagen ihres Aufenthalts in den Häusern von Privatpersonen Versammlungen, welchen Calvinisten und Lutheraner beiwohnten und be-

kehrt wurden. Zu denen, welche ihnen ihr Haus öffneten, gehörte das Fräulein Johanna Eleonora von Merlau, dieſelbe, welche nachmals, als Gattin des myſtiſchen Theologen Wilhelm Peterſen, durch mehre in die religiöſe Myſtik einſchlagende Schriften ſich einen Namen erwarb. Beide Gatten waren Mitglieder des Pegnitziſchen Blumenordens, in denen mancherlei Schwärmerei ſichtbar war. [80]) Sie empfing Penn mit den Worten: „Mein Haus ſteht Ihnen offen, Alle, welche kommen wollen, mögen hereintreten, ſie können es ohne Furcht thun.“ [81]) Von Frankfurt ging Penn nach Griesheim, einem nahe bei Worms gelegenen Dorfe, wo mehre von den „Freunden“ wohnten, welche in der Folge nach Pennſylvanien zogen und ſich daſelbſt niederließen. Schon früher hatte der Kurfürſt von der Pfalz, der Bruder der Prinzeſſin Eliſabeth, aus Neugier den Quäker Ames bei ſeinem Ausfluge in die Pfalz zu ſich rufen laſſen und ſich wohlwollend gegen ihn bezeigt. [82]) Dieſer zwar weltlich geſinnte, aber ſeiner Zeit voraneilende Fürſt hatte gleich bei dem Antritt ſeiner Regierung Gewiſſensfreiheit zum Staatsprincip erhoben und ihm die ausgedehnteſte Anwendung gegeben. Penn und ſeine Freunde gingen jetzt nach Manheim, um ihn zu ſprechen und für ihre Brüder in Griesheim gegen den Prediger im Orte, ſowie die katholiſchen Prieſter von Worms und den Bürgermeiſter des Ortes, ſeinen Schutz zu ſuchen. Sie fanden ihn jedoch nicht und kehrten nach Griesheim zurück; hier gelang es Penn, dem Bürgermeiſter die Vorurtheile gegen ſeine Kirche zu benehmen. Er ſchrieb von hier aus einen Brief an die Prinzeſſin Eliſabeth und die Gräfin von Horn zu ihrer Aufmunterung. Dann nahm er

seinen Rückweg über Frankfurt und Köln nach Amsterdam. In Köln erhielt Penn einen Brief von Elisabeth, als Antwort auf den, welchen sie von ihm aus der Pfalz erhalten hatte. Dieser Brief lautet [83]): „Liebster Freund. Mit großer Freude hab' ich Ihren von Freundschaft, guten Wünschen und Rathschlägen erfüllten Brief erhalten; ich will diese letztern befolgen, wenn mir Gott Licht und Stärke genug dazu gibt. Was ich zu meinem Vortheil sagen könnte, ist sehr unbedeutend, denn ich kann Nichts durch mich selbst thun, aber ich hoffe, der Herr wird mich in seiner Zeit, auf seinem Wege zu seinem Ende leiten und ich werde das Feuer nicht fürchten. Ich harre mit Sehnsucht auf ihn und ich hoffe, er wird, hat er meine Wege erst bestätigt, die Macht mir geben, das Kreuz, das ich auf ihnen finden werde, tragen zu können. Es freut mich sehr, daß Ihre Reise glücklich vonstattengegangen und die schlimme Witterung, die Sie ausgestanden haben, Ihnen nicht beschwerlich gefallen ist; ebenso vergnügt bin ich über Ihren Empfang in Kassel, Frankfurt und Griesheim. Nichts war mir so auffallend, als was Sie mir von dem guten alten Dury melden, von dem ich mir umsoweniger eine solche Redlichkeit vermuthete, da er kurz zuvor ein Buch unter dem Titel: „Der wahre Christ" bekanntgemacht hatte, worin er ganz anders spricht. [84]) Es wird mich sehr freuen, wenn ich höre, wie man Sie in Friedrichsburg aufgenommen hat, und kommt dieser Brief zeitig genug nach Kleve, um Ihnen noch eingehändigt zu werden, so wünschte ich, Sie richteten es so ein, daß Sie die zwei Prediger zu Mülheim sprechen könnten, welche den Herrn in der Wahrheit suchen, aber so, wie

die Gräfin daſelbſt, etwas gegen Ihre Lehre eingenommen ſind. Es wäre eine große Wohlthat für meine Familie, wenn es möglich wäre, ſie aus ihrem Irrthum zu reißen. Doch des Herrn Wille geſchehe, ſowol hierin, als in Allem, was Bezug hat auf Ihre aufrichtige Freundin in Jeſu Chriſto, Eliſabeth.“ [85])

Nachdem Penn ſeinen Aufenthalt in Holland beendigt hatte (ſeines Beſuchs bei der Gemeinde der Labadiſten in Wiewart und ſeiner Unterredung mit Yvon, du Lignon und dem Fräulein von Schurmann iſt ſchon gedacht worden), kehrte er über Emden zu einem zweiten Beſuche nach Herford zurück, wo er mit derſelben Güte wie früher empfangen wurde. [86]) Unter den Perſonen, welche er diesmal an dem Hofe der Prinzeſſin traf, war der Graf von Dhona. Es kam bald zu einem Geſpräch zwiſchen ihnen. Die Gegenſtände deſſelben waren die Natur und der Zweck des Chriſtenthums, und die Wege, welche zu der ewigen Ruhe führen. Beide kamen nach einer kurzen Debatte überein, daß Selbſtverleugnung und Abtödtung und der Sieg darin die Pflicht eines jeden wahren Chriſten und mithin ſein Geſchäft ſein müßte. Penn gab hierauf dem Grafen einen Bericht über ſeine Zurückziehung von der Welt, er erklärte ſeine Beweggründe dafür und die Nothwendigkeit eines inwendigen Werkes. Hierauf fiel die Unterhaltung durch die Anregung des Grafen auf die Gewohnheit, den Hut als ein Zeichen von Ehrerbietung abzunehmen. Penn bemühte ſich zu beweiſen, daß dieſe Gewohnheit ein Unkraut von Entartung und Abfall wäre, eine fleiſchliche und irdiſche Ehre, und die Wirkung ſowol als das Vergnügen eines eitlen Gemüths. Er zeigte hierauf, worin die aufrichtige und

dienstfertige Ehrerbietung bestehe, welche die Wahrheit an ihre Stelle gesetzt [87]); und schließlich ermahnte er ihn zur Einfachheit und Demuth des Geistes. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß er während dieses Aufenthalts in Herford seine religiösen Versammlungen hielt, und mit derselben Freundschaft und Aufmerksamkeit wie früher behandelt wurde. Marsillac berichtet: Die Prinzessin wurde von seinen Reden so gerührt und durchdrungen, daß sie sagte: Ich bin völlig überzeugt, aber ach, meine Sünden sind zu groß. Dies gab Penn Gelegenheit, die Prinzessin und die Gräfin, jede besonders, über ihre verschiedene Lage zu sprechen, welches einen tiefen Eindruck auf ihre Gemüther machte. Die Prinzessin nöthigte ihn zur Abendtafel. Bei der Gelegenheit sagte sie: Es ist sehr schwer, die Grundsätze zu befolgen, davon man überzeugt ist, ich fürchte, die Kraft meines Geistes ist nicht stark genug. Ein andermal sagte sie zu Penn: Es steht in einigen meiner Bücher geschrieben, das Evangelium sei ursprünglich aus England nach Deutschland gebracht worden, und dies ist auch heute der Fall. Bei dem Abschiede, welcher diesmal für das Leben war, war Penn tief gerührt. „Ich kann ihre letzten Worte beim Abschiede nicht vergessen", schreibt Penn in einem dem Andenken der Prinzessin gewidmeten Capitel [88]); sie sagte: „Erinnern Sie sich meiner, obschon ich in so großer Entfernung von Ihnen lebe und Sie mich niemals wiedersehen werden. Ich danke Ihnen für diese schöne Zeit, und ich weiß und bin gewiß, daß, obgleich meine Stellung mich mannichfachen Versuchungen unterwirft, meine Seele starke Sehnsucht nach den besten Dingen fühlt." Indem Penn der

Prinzeſſin Lebewohl ſagte, fiel er auf die Knie und rief den göttlichen Segen für ihre Erhaltung an. Darauf ermahnte er die Gräfin, ihre Geſellſchafterin, zärtlich, als dieſe ihn um ſeine Gebete für ihr Heil erſuchte. Zunächſt richtete er ſich an die ſchon erwähnte vornehme franzöſiſche Dame und bat ſie, in Dem, was ſie wüßte, gläubig und beſtändig zu ſein. Dann ſprach er mit den Uebrigen und gab Jedem ſolche Rathſchläge, welche er ſeiner beſondern Lage angemeſſen erachtete.

Penn ging von Herford, über Düſſeldorf und Köln nach Holland zurück und traf mit Georg Fox in Amſterdam wieder zuſammen, in deſſen Begleitung er kurz darauf, nach einem glücklich überſtandenen großen Sturme, nach England zurückkam. In London fand Penn einen Brief der Prinzeſſin Eliſabeth vor, als Antwort auf ein Schreiben, das er auf der Rückreiſe an ſie erlaſſen hatte. Eliſabeth ſchrieb von Herford am 29. October 1677 [89]): „Lieber Freund! Ich bin ſehr gerührt über die beſondere Theilnahme, welche Sie für mein ewiges Glück zeigen, und ich werde jeden Artikel des mir gegebenen Rathes reiflich überlegen, um mich ſo ſehr als möglich darnach zu richten; aber die Gnade Gottes muß mir zu Hülfe kommen, denn er nimmt, wie Sie ſelbſt ſagen, Nichts an, als was von ihm kommt. Wenn ich mich auch von allen Gütern der Erde entledigt haben werde, und doch Das zu thun unterlaſſe, was er über alles fodert, d. h.: Alles in ſeinem Sohne durch ſeinen Sohn zu thun, ſo werde ich doch nicht beſſer ſein, als ich jetzt bin. Vor Allem muß ich ihn in meinem Herzen herrſchend fühlen, und dann thun, was er von mir begehrt, aber ich bin unfähig, Andere zu unterrichten, da ich nicht ſelbſt von

Gott unterrichtet bin. Machen Sie meine Empfehlungen an G. F.., B. F....., G. K....[90]) und an meine liebe Getrud. So lange Sie nicht schlechter als in Ihrer Nachschrift schreiben, werde ich Sie zu lesen im Stande sein. Glauben Sie nicht, daß ich mich von Dem lossagen will, was ich Ihnen am Abend vor Ihrer Abreise sagte; ich mache nur einen Aufschub, bis ich es auf eine Art thun kann, um Gott und den Menschen Rechenschaft davon geben zu können. Ich kann Ihnen nicht mehr schreiben, sondern empfehle mich in Ihr Gebet und bin Ihre aufrichtige Freundin Elisabeth. Nachschrift. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß meine Schwester (Sophie) mir geschrieben hat, sie würde sehr vergnügt gewesen sein, wenn Sie bei Ihrer Rückkehr von Amsterdam durch Osnabrück gekommen wären. Auch wünscht ein gewisser Drossard von Limburg, nicht weit von hier, dem ich ein Exemplar von Robert Barclay's Apologie gegeben habe, sehr, einige Freunde sprechen zu können."

Penn erhielt bald darauf einen andern Brief von der Prinzessin, als Antwort auf ein Schreiben, welches er von Briel, auf der Insel Voorne, als er auf dem Punkte stand, von Holland nach England überzusetzen, an Elisabeth erlassen hatte, und aus welchem wir das Wesentliche hier einschalten. Penn schrieb: „Gegrüßet sei die Prinzessin Elisabeth im Kreuze, Amen! Liebe und verehrungswürdige Freundin, meine Seele wünscht mit Wärme deine ewige und zeitliche Wohlfahrt, die darin besteht, jetzt den Willen Gottes auf der Erde zu thun, wie er im Himmel geschieht.... Ich konnte dieses Land nicht verlassen, ohne dir das Andenken an die

herablassende und geneigte Aufnahme an deinem Hofe zu bezeugen, welches ich in meiner Seele nähre. Der Herr Jesus vergelte dir's: Gewiß, er bewahrt etwas von seinem Segen für dich auf; beharre, bleibe standhaft, triumphire und du wirst erben.... Deine Angelegenheit werde ich mit allem Fleiß und aller mir möglichen Discretion betreiben und dir in meinem ersten Briefe Rechenschaft davon geben, wenn es anders dem Herrn gefällt, mich gesund und wohl nach London kommen zu lassen. Alle meine Brüder befinden sich wohl und bieten dir ihre aufrichtige Ergebenheit dar, dir und allen deines Hauses, die mit dir Jesum, das Licht der Welt, lieben. Du hast mich vergessen gelehrt, daß du eine Prinzessin bist, daher bediene ich mich der mir verliehenen Freiheit... Grüße die Gräfin von meinetwegen, und mache ihr, wenn es dir gefällig ist, meine Empfehlungen bei Ueberreichung der Einlage. Liebe Prinzessin, widersetze dich ihrer Neigung nicht, sondern hilf ihr vielmehr. Es ist möglich, daß Gott Dinge von ihr fodert, die er, in Betracht deiner Umstände in der Welt, von dir noch nicht fodert. Laß sie völlig frei, vielleicht ebnet ihre Freiheit den Weg zu der deinigen. Nimm, ich bitte dich, was ich dir sage mit jener reinen und himmlischen Achtung und Liebe auf, durch welche ich dir so einfältig schreibe... Nachschrift. Ich verweise dich auf einige Stellen des inliegenden Briefes. Wir haben Gichtel [91]) und Hoffmann besucht und sie haben uns einen Gegenbesuch abgestattet. Sie waren bei einer oder zwei unserer Versammlungen in Amsterdam gegenwärtig. Vale in aeternum!"

Die Antwort der Prinzessin auf diesen Brief lautet

wie folgt: (16. November 1677.) „Lieber Freund, Ihren Brief, der im Augenblicke Ihrer Abreise nach England geschrieben zu sein scheint, habe ich erhalten. Möchte sie glücklich sein! Er ist ohne Datum, aber nicht ohne Tugend, um mich aufzumuntern, den Willen Gottes zu thun und zu leiden. Ich kann mit Aufrichtigkeit und Wahrheit sagen: Dein Wille geschehe, o Gott, weil ich es von ganzem Herzen wünsche, aber ich kann nicht mit Lauterkeit sagen, daß ich jene Lauterkeit besitze, die seinen Augen annehmlich ist. Mein Haus und mein Herz werden Denen immer offen stehen, die ihn lieben. Gichtel war sehr vergnügt über die Conferenzen, die Sie miteinander gehabt haben. Was meine Angelegenheit betrifft, so wird sie glücklich von stattengehen, jenachdem es Gott gefällig sein wird. Ich bin in ihm Ihre affectionirte Freundin Elisabeth."

Welches die Angelegenheit gewesen sein mag, welche die Prinzessin Elisabeth in London durch Penn besorgt zu haben wünschte, darüber wird sich weiterhin der Anlaß darbieten eine Vermuthung auszusprechen.

Penn brachte jetzt einige Jahre in England in ununterbrochener Arbeit für die Sache, welcher er sein Leben widmete, zu. Seine Freundschaft mit der Prinzessin Elisabeth ward nur durch ihren Tod unterbrochen.

Das Wenige, das uns von ihrem Briefwechsel mit Penn erhalten ist, möchte hinreichen, uns in das wahre Verhältniß der Prinzessin zu jenen so ausgebreiteten, in sich selbst so mannichfaltigen und dabei doch wieder so innig verwandten Erscheinungen des geistigen und religiösen Lebens einzuweihen, welche unter dem Na-

men Mysticismus und Schwärmerei früher nur als ein aus dem Leibe der Kirche sich ausscheidender Krankheitsstoff angesehen und beurtheilt wurde. Soviel sahen wir, die Prinzessin war weder Labadistin noch Quäkerin, obschon sie beiden Vereinen nicht nur äußern Schutz sondern auch innere Theilnahme bezeigte und William Penn sich einen Augenblick Hoffnung gemacht zu haben scheint, sie eines Tages zu den Seinen zählen zu können. Was sie zu einer Freundin von Penn und Labadie und der ganzen Familie der Mystiker und Erweckten macht, ist die Anerkennung einer von ihr geahnten höhern Befriedigung, für welche in ihr aber noch keine Stätte bereitet war. Sie wird durch eine unendliche Sehnsucht nach der Seite, wo ihre Freunde stehen, hingezogen; aber immer fühlt sie eine Schranke zwischen sich und ihnen bestehen. Dazu kommt, wie bei allen feiner organisirten Naturen, eine geschärfte Empfänglichkeit eines jeden geistigen, auf sich selbst beruhenden Lebens; so kann selbst Gichtel, welchen Kanne in seinen „Lebensbeschreibungen erweckter Christen" einen sonderbaren Heiligen nennt, ihr eine gewisse Theilnahme abgewinnen. Gewiß ist, daß diese Sympathien bei ihr aus dem tiefsten Grunde einer gediegenen christlichen Frömmigkeit, verbunden mit der wärmsten und zartesten Menschenliebe herflossen. Bei dem Adel ihrer Gesinnung konnte Elisabeth wol auch in dem Hochmuth eines Labadie nur die Wirkung des reinsten Glaubens erblicken, während sie an echtem Gottvertrauen über ihm stand. [92])

In den letzten Jahren ihres Lebens kam Elisabeth noch mit den beiden größten Denkern ihrer Zeit nach Descartes (Spinoza ausgenommen, der, wie es scheint,

ihr fremd blieb, obgleich ihr Bruder, der Kurfürst Karl Ludwig, dem Philosophen einen Ruf an die Universität Heidelberg im Jahre 1676 zukommen ließ, den Spinoza jedoch ablehnte) in nähere Beziehung: mit Malebranche und Leibniz. Mit Beiden stand sie in Briefwechsel; doch ist uns zur Zeit Nichts als die Hindeutung darauf gegeben. Bei Ersterm war es zwar wieder die Verwandtschaft seiner Philosophie und Theologie mit der Mystik, welche Elisabeth zu ihm hinzog. Gleich den Mystikern lehrt nämlich auch Malebranche [93]): „der Geist soll alle Dinge nach seinem innern Lichte, mit Verwerfung der falschen und verwirrten Zeugnisse der Sinne und der Einbildungskraft beurtheilen, und wenn er nach dem reinen Lichte der Wahrheit über alle menschlichen Wissenschaften urtheilt, so wage ich zu behaupten, daß alle diese von ihm zu verachten, die aber, welche uns lehrt was wir sind, allen übrigen vorzuziehen ist..... Durch die bloße Aufmerksamkeit des Geistes wird die Wahrheit entdeckt und die Wissenschaft gelehrt, da die Aufmerksamkeit in der That Nichts ist, als die Hinkehrung zu Gott, ihrem einzigen Lehrer, von welchem wir in aller Wahrheit gelehrt werden können durch das bloße Offenbarwerden seiner Substanz..... Dies Alles ist in den einen Satz zusammengefaßt: Wir sehen alle Dinge in Gott. Nur in Gott, der das Licht der Geister ist, können wir Erkenntniß finden."

Durch die Vermittelung der Prinzessin Elisabeth geschah es, daß Leibniz zu Anfang des Jahres 1679 Kenntniß von Malebranche's „Christlichen Unterhaltungen" [94]) erhielt. Diese Schrift, welche Malebranche auf Bitten der Herzogin von Chevreaux verfaßte,

hatte den doppelten Zweck, seine Philosopie populair zu machen, und vor Allem die Harmonie seiner Philosophie mit dem Christenthum aufzuzeigen. Leibniz schrieb darüber an Malebranche vom 13. Januar 1679[95]) (er war seit zwei Jahren im Dienste des Herzogs Johann Friedrich von Hannover): „Ich habe Ihre „Christlichen Unterhaltungen" durch die Gunst der Prinzessin Elisabeth erhalten, einer Prinzessin, die ebenso berühmt ist durch ihre Wissenschaft wie durch ihre Geburt. Sie urtheilt sehr günstig davon, wie denn in der That viel sehr Geistreiches und Gediegenes darin enthalten ist." Minder günstig urtheilten aber rechtgläubige Katholiken, wie Bossuet und Arnauld, welche die Lehre Malebranche's für eine gefährliche Neuerung erklärten, während Leibniz in ihm höchstens den Philosophen, der im Wesentlichen über Descartes nicht hinausgekommen war, zur Rechenschaft zog. Wird uns in Zukunft sein Briefwechsel mit Elisabeth, wie wir hoffen, nicht vorenthalten, so werden wir daraus am reinsten und vollständigsten erfahren, welches Verhältniß zur Philosophie überhaupt und zu der ihres Lehrers Descartes im Besondern die Prinzessin am Abend ihres Lebens festgehalten hat. Dasselbe gilt von den zwischen Elisabeth und Malebranche gewechselten Briefen.[96])

Fern von aller gleißenden Frömmigkeit und Ueberspannung hörte endlich Elisabeth auch in Herford niemals auf, gediegene Wissenschaft und Literatur zu schätzen. Die Bibliothek der Abtei wurde durch ihre gelehrte Aebtissin, welche dazu ihre ausgebreitete Bekanntschaft mit den Gelehrten aller Länder benutzte, mit schätzbaren Handschriften und seltenen Büchern bereichert, deren

Verlust in Folge der Säcularisation des Stiftes in neuester Zeit nicht genug beklagt werden kann.[97]) Der Abend ihres Lebens war glücklich zu nennen, wäre er nicht durch die Zustände in der Familie ihres Bruders, des Kurfürsten, mannichfach getrübt worden. Dieser hatte seine ihm angetraute zweite Gemahlin, die Raugräfin im März 1677 durch den Tod verloren, und da der Kurprinz ohne Erben blieb und sein Stamm zu erlöschen drohte, so suchte Karl Ludwig seine in Kassel lebende Gemahlin Charlotte zur Scheidung zu bewegen. Da nun im Juni dieses Jahres Elisabeth das Bad zu Schwalbach gebrauchte, reiste der Kurfürst Karl Ludwig zu einer Unterredung mit ihr dorthin. Es gelang ihm, seine Schwester für seine Wünsche zu gewinnen, und sie übernahm es, zwischen ihm und seiner beleidigten Gattin als Vermittlerin aufzutreten.[98]) Doch ihre Verwendung scheiterte an dem festen Willen der Kurfürstin, wiewol der Kurprinz, der in einer kinderlosen Ehe lebte, durch die Absendung seines Erziehers, Paul Hachenberg, an seine Mutter den Versuch wiederholte, den jene aber in Uebereinstimmung mit dem Landgrafen Karl von Hessen[99]) mit Entrüstung vonsichwies. Das Aussterben der Simmernschen Linie mit allen den betrübenden Folgen, der Kriege von 1688 und 1689, war somit über die unglückliche Pfalz verhängt. Mit Hinblick auf diese Lage durfte Elisabeth sich wol den Entwürfen ihres Bruders geneigt zeigen, wenn sie schon früher gegen ihn auf die Seite seiner Gattin getreten war; doch konnte es nicht fehlen, daß Kälte und Mistrauen an die Stelle der frühern innigen Bande zwischen sie und ihre Verwandte in Kassel traten. Die Landgräfin,

welche ſchon in der Labadiſtiſchen Angelegenheit durch die dem Rathe von Herford bei ihrem Bruder, dem Großen Kurfürſten, gewährte Unterſtützung gegen Eliſabeth Partei genommen hatte, machte die Sache ihrer Schwägerin Charlotte umſomehr zu ihrer eigenen, als auch ihr Bruder, wie ihr Schwiegerſohn, der König Chriſtian V. von Dänemark, ſich gegen den Kurfürſten von der Pfalz erklärten. In ihren Briefen an den Grafen von Schwerin ſpricht ſie nur mit Entrüſtung über die Botſchaft des Kurprinzen an ſeine Mutter, ſie zur Eheſcheidung zu bewegen; ſie nennt dies eine „ungerechte und infame" Sache, und bittet Schwerin, ſich doch der unglücklichen Kurfürſtin anzunehmen.[100]) Um dieſe Zeit verfiel man in Kaſſel wie in Heidelberg auf den Gedanken, den Prinzen Ruppert in London, den einzig übrig lebenden Bruder des Kurfürſten, zur Rückkehr in die Heimat und zur Vermählung zu bewegen, damit durch ihn das Ausſterben des Simmernſchen Hauſes und die der reformirten Religion in der Pfalz drohende Gefahr abgewendet würde.[101]) Eliſabeth zeigte ſich mit dieſem Entwurfe einverſtanden und ſie ſchlug die Prinzeſſin Charlotte von Kurland als künftige Gattin ihres Bruders vor, wiewol mit ſchwacher Hoffnung anf Erfolg, weil es der Prinzeſſin an den erfoderlichen Mitteln mangelte. Die Landgräfin dagegen dachte an ihre Nichte, die junge Herzogin von la Tremouille, die Tochter des Fürſten von Tarent; dieſe Prinzeſſin hatte mit ihrer Mutter, einer Schweſter des Landgrafen, aus Frankreich, wo man die Hugenotten zu verfolgen anfing, nach Deutſchland fliehen müſſen. Indeſſen wagte es die Landgräfin, wie ſie dem Grafen

Schwerin offen bekennt, nicht, bei der Aebtiſſin von Herford mit dieſem Entwurfe hervorzutreten, weil dieſe den Mitgliedern (des heſſiſchen) Hauſes eben nicht geneigt wäre und ſie daher mehr dagegen, als dafür thun würde. [102]) Wie Dem auch ſei, es ſcheiterten alle Vorſchläge dieſer Art an der Feſtigkeit des Prinzen Ruppert, welcher, der 20 Jahre vorher von ſeinem Bruder dem Kurfürſten ihm zugefügten Schmach und Liebloſigkeit eingedenk, bei dieſer Gelegenheit den Kurfürſten daran erinnerte, daß er ein feierliches Gelübde gethan, die Pfalz niemals wieder zu betreten.

Der von William Penn in ſeinem Briefe aus London an Eliſabeth dunkel erwähnte, von ihm übernommene Auftrag zarter und ſchwieriger Natur mag mit dieſer Angelegenheit in einem geheimen Zuſammenhange geſtanden haben.

Sah auch Eliſabeth die Hoffnung ihres Hauſes nach dieſer Seite mit Schmerz untergehen, ſo leuchtete ihr in ihrer jüngſten Schweſter, der Herzogin Sophie, und deren zahlreicher blühender Nachkommenſchaft ein heller Stern für die Wiedergeburt des ſolange vom Schickſale hartgeprüften Hauſes Stuart. Eliſabeth erlebte noch die durch den Tod des mit einer ihrer Nichten [103]) vermählten Herzogs Johann Friedrich von Hannover (am 18. December 1679) herbeigeführte Erbfolge des Biſchofs von Osnabrück, Ernſt Auguſt, zum Herzog in Hannover, womit zugleich in dem Leben Sophiens eine neue Epoche gegründet ward. Im innigſten Bunde mit einer Fürſtin von dem hohen Sinn und Geiſt Sophiens konnte Ernſt Auguſt zu der immer ſteigenden Kraft und Blüte ſeines Hauſes den feſteſten Grund legen. „Durch

die verſchiedenen Schickſale der frühern und ſpätern Jahre", ſagt ohne Uebertreibung Spittler, „bildeten ſich in dieſem erhabenen Paare jene himmliſch-ſchönen Züge veredelter Menſchlichkeit, davon ihre Geſchichte ſo voll iſt; jene deutſche gründliche, überfürſtliche Aufklärung, die ſie zu Leibniz' Freunden machte, jene planmäßige Feſtigkeit, die ſo auszeichnend in ihrer Regierung war, und bei dem lebhafteſten Selbſtgefühl, bei dem unermüdetſten Aufſtreben in einen noch glücklichern Zuſtand, jene überall umherſehende Duldſamkeit, die man durch Trübſale jüngerer Jahre ſo leicht lernt, und durch glücklich gewonnene Tage nachfolgender Jahre ſo leicht wieder vergißt."

Wenige Monate nach dieſem Ereigniſſe, deſſen Folgen für das Welfiſch-Stuart'ſche Haus in dieſem Augenblick auch der Scharfſichtigſte nicht ahnen konnte, endigte die Prinzeſſin Eliſabeth ihr irdiſches Daſein in der Abtei zu Herford am 11. Februar 1680, in dem Alter von 62 Jahren, nachdem ſie dem Stifte 13 Jahre vorgeſtanden hatte. Wir leſen in einem Briefe der Prinzeſſin von Orleans, Eliſabeth Charlotte, Nichte der Prinzeſſin Eliſabeth, daß ihre Tante in der letzten Zeit ihres Lebens Zeichen von großer Zerſtreuung und Abnahme ihrer hohen geiſtigen Kräfte gegeben habe[104]), nicht ohne Beimiſchung von Spott vorgetragen, was vielleicht, zum Theil wenigſtens, durch die Stellung der Aebtiſſin mit ihren Sympathien für die Kreiſe der Erweckten und ihrer Gleichgültigkeit gegen Vieles, was die Welt als das Höchſte achtet, ſeine Erklärung findet. In dieſen Kreiſen wurde auch die durch ihr Hinſcheiden bewirkte Lücke auf das ſchmerzlichſte empfunden. Solcher

durch Dankbarkeit verstärkten Empfindung gab William Penn, einige Zeit nach dem Tode der Prinzessin einen beredten Ausdruck in einem Zusatzcapitel (§. 82) zu der neuen Ausgabe (1682) einer seiner verbreitetsten Schriften, unter dem bedeutungsvollen Titel: „Ohne Kreuz keine Krone“ [105]), welche er einst als Gefangener im Tower zu London im Jahre 1668 geschrieben hatte. Die Absicht dieser, durch einen Reichthum von Beispielen aus der alten und neuen Geschichte ausgestatteten, erbaulichen Schrift ging darauf hin, anschaulich zu machen, daß, solange die Menschen nicht willig sind, ein Leben der Selbstverleugnung zu führen und Entbehrungen und Mühsal in dem Laufe ihres christlichen Feldzugs zu machen, oder solange sie nicht willig sind, das Kreuz Christi zu tragen, sie auch nicht fähig seien, die Krone ewigen Ruhmes zu erlangen. Diesen christlichen Streiterinnen zählt Penn jetzt unsere Elisabeth bei, indem er zugleich aus der Erinnerung an sein früheres Leben in Herford ein lebendiges Bild ihrer Erscheinung entwirft. Er schreibt hier: „Der seligen Prinzessin Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, gebührt ein Gedächtniß in diesem Buche, da ihre Tugend ihren Namen mehr verherrlicht als ihr Rang, obschon dieser zu den höchsten im Deutschen Reiche gehörte. Sie wählte den ehelosen Stand als denjenigen, welcher am freiesten von Sorgen ist und sich am besten mit den Studien und der Meditation vereinigt, zu welchen sie sich jederzeit hinneigte. Ihre vorzüglichste Erholung bestand außer Bewegung im Freien in einigen einfachen und häuslichen Unterhaltungen, wie Stricken u. s. w. Sie hatte ein kleines Gebiet, welches sie so wohl regierte, daß sie

sich für ein größeres geschickt zeigte. Den letzten Tag in der Woche bestimmte sie regelmäßig dazu, zu Gericht zu sitzen. Sie hörte und entschied selbst die Processe, wobei ihre Geduld, Gerechtigkeit und Milde bewunderungswürdig war, indem sie häufig die Strafen erließ, wenn der Angeklagte arm war oder sich sonst dessen würdig zeigte. Und was vortrefflich, obschon ungebräuchlich war: sie milderte gern ihre Reden durch die Religion und wunderbar brachte sie die Parteien zur Unterwerfung oder zur Vertragung, indem sie nicht sowol die Strenge ihrer Macht als die Macht ihrer Ueberzeugung anwandte. Ihre Sanftmuth und Demuth erschien mir außerordentlich; sie sah niemals auf den Rang, sondern auf das Verdienst der Personen, mit welchen sie sich unterhielt. Hörte sie von einem Manne, der sich von der Welt zurückzog und der die Erkenntniß eines Bessern suchte, so setzte sie ihn gewiß auf die Liste ihrer Mildthätigkeit. Ich habe zufällig fünfzig Briefe, gesiegelt und adressirt an die Gegenstände ihrer Wohlthätigkeit, gesehen, Personen, deren Entfernung voneinander ihnen nicht gestattete, einander kennen zu lernen; nur die Fürstin kannten sie, ohne daß jedoch einer von ihnen sie gesehen hätte. So, während sie bei ihrem eigenen Hofe keinen Aufwand an der Tafel machte, deckte sie den Armen den Tisch in ihren einsamen Zellen und brach das Brot tugendhaften Pilgern, je nach ihrem Bedürfnisse und ihrem Verdienste. Sie selbst war enthaltsam und in ihrer Tracht ohne allen äußern Schmuck. Ich muß jedoch sagen, daß ihr Geist einen edlern Anblick gewährte. Ihr Blick war auf eine bessere und

bleibendere Erbschaft gerichtet, als hienieden gefunden werden kann, infolge dessen sie oft die Größe der Höfe und die Gelehrsamkeit der Schulen verachtete, von welcher sie eine außerordentliche Kennerin war. Ihren Dienern gab sie volle Freiheit, sich in Sachen des Gewissens Fragen an sie zu erlauben, und bei den zwei Versammlungen, welche wir in ihrem Schlafzimmer hatten, gestattete sie ihnen, wie den Aermsten in der Stadt den Zutritt. Eines Tages da sie in Hamburg war, besuchte sie eine fromme Person in religiösen Angelegenheiten, und als diese sagte, daß es eine zu große Ehre für sie wäre, daß eine Person von ihrem Stande, welche mit vielen großen Königen und Fürsten verwandt sei, unter ihr Dach käme, erwiderte sie demüthig: „Wenn sie so gut wären, als sie groß sind, so würde es eine Ehre sein, doch wenn Sie so gut als ich wüßten, worin diese Größe besteht, so würden Sie diese Ehre weniger hoch anschlagen." .... Hier folgen einige Reminiscenzen aus den religiösen Zusammenkünften, welche er zu Herford mit der Prinzessin und den Ihrigen gehalten hatte, welche aber vorhin schon benutzt sind. Penn schließt seine Schilderung mit folgenden Worten: „Sie brachte ihr eheloses Leben auf 60 Jahre und dann schied sie, vor ungefähr zwei Jahren, von ihrem Hause in Herford, in eben dem Maße von dem Volke beklagt als sie von ihm geliebt war. Ihr wahrhaftes Verdienst macht es, daß ich mit religiöser Dankbarkeit dieses Andenken ihr widme."

Dieses Denkmal ist vom Jahre 1682, demselben Jahre, in welchem William Penn nach Nordamerika

abging, um das ihm vom Könige von England als erbliches Eigenthum abgetretene, nach ihm benannte Pennsylvanien zu verwalten und zu der großen Zukunft der neuen und mittelbar der alten Welt den Grundstein zu legen. Die eigenthümliche Mischung politisch-socialer mit sittlich-religiösen Elementen in der Lehre und im Leben der Quäker bewirkte, daß der Name Penn's lange nach seinem Tode in dem Entwickelungsgange des 18. Jahrhunderts zu immer reinerer Achtung und festerer Geltung gelangte.[106]) Bereits im ersten Viertheil des vorigen Jahrhunderts brachte Voltaire unter den neuen Eindrücken, die er aus England mit herübernahm, auch die Sympathien für den Namen William Penn's mit. Voltaire war die Persönlichkeit der Prinzessin Elisabeth, die ihr eigene Verbindung von Geist und Wissenschaft, ihr Verhältniß zu Descartes und zuletzt zu Penn im Wesentlichen wohlbekannt; und der ironische Seitenblick auf den „philosophischen Roman", welchen Descartes Elisabeth gewidmet, kann seine Achtung vor ihr nicht verringern.[107]) Wer unter uns endlich wird bei Goethe's anerkennender Schilderung des Charakters und der Absichten William Penn's[108]) für wahre Wohlfahrt und Freiheit des Menschen und Bürgers nicht gern der edlen deutschen Fürstin gedenken, welcher Penn als seiner Wohlthäterin und Freundin ein unvergängliches Denkmal setzte!

Ihre Asche ruht unter dem Chor der Münsterkirche in Herford mit folgender Inschrift[109]), welche wie der Text zu vorstehendem Aufsatze betrachtet werden darf:

D. O. M. S.
H. S. E.
Serenissima Princeps, et Antistita Herfordiensis
E L I S A B E T H
Electoribus Palatinis, et Magnae Britanniae Regibus orta,
Regii prorsus animi virgo,
Inuicta in omni fortuna, constantia, et grauitate,
Singulari in rebus gerendis prudentia ac dexteritate,
Admirabili eruditione atque doctrina,
Supra sexus et aeui conditionem celeberrima,
Regum studiis, Principum amicitiis
Doctorum virorum literis et monumentis
Omnium Christianorum gentium linguis, et plausibus
Sed maxime propria virtute,
Sui nominis immortalitatem adepta.

Zuſatz zur erſten Abtheilung.

(Erſter Jahrgang, S. 119.)

In die Zeit, da Eliſabeth den Aufenthalt zu Heidelberg mit dem von Berlin vertauſchte, fällt ihr Beſuch bei dem durch ſeine Gelehrſamkeit berühmten Herzog Auguſt zu Wolfenbüttel, dem eigentlichen Schöpfer der nach ihm benannten, durch die Namen eines Leibniz und Leſſing verherrlichten Bibliothek. Es war im Juni 1651. Das Nähere berichtet das Fragment des damaligen Prinzenerziehers und Hofraths am wolfenbüttelſchen Hofe, Hieronymus Imhoff an den in den Annalen der deut-

ſchen Literatur durch Herder in ſeiner hohen Bedeutung hergeſtellten würtembergiſchen Theologen Johann Valentin Andreae vom 30. Juni 1651 (bei Jakob Burckhard's Historia Bibliothecae Augustae, I, 44), welches treu überſetzt lautet: „Neulich wurden wir durch die Gegenwart der berühmten Prinzeſſin Eliſabeth, Schweſter Seiner Durchlaucht des Kurfürſten von der Pfalz zu Heidelberg, von einer nicht gewöhnlichen gelehrten Bildung, beehrt: dabei iſt ſie in einem Grade ſcharfſinnig, daß ſie jedem Profeſſor Fragen aus der Philoſophie und Phyſik vorlegt und ſie löſet. Unſer Gosky *) hat eine Unterredung mit ihr gehabt: er bewunderte ihre ausnehmende Wiſſenſchaft und geſtand mit Plautus, daß ihm dabei bange geworden ſei (prurire ipsi dentes); er überreichte ihr ſein Buch **) und wurde anſehnlich belohnt. Sie ſah auch die Bibliothek unſers Herzogs: ſie konnte mit dem Durchmuſtern der Bücher nicht ſatt werden und lebt ganz in ihnen ..." Burckhard gedenkt noch eines damals (1744) erſchienenen Programms des Rectors am Gymnaſium zu Herford, Johann Heinrich Boſe über die Prinzeſſin Eliſabeth, welches mir nicht zugänglich war.

---

*) So hieß des Herzogs Leibarzt, ein Schleſier; vgl. Burckhard a. a. O., II, 12.

**) Arbustum seu Arboretum etc., ein poetiſcher Panegyrikus auf den Herzog Auguſt, deſſen vollſtändiger Titel a. a. O. Es erſchien 1650 und wurde noch 1693 neu aufgelegt.

Zuſatz zur zweiten Abtheilung.

Eine warme Lobrede auf das Fräulein von Schurmann findet man bei Wieland im „Deutſchen Mercur", Jahrgang 1777 (mit dem Titelkupfer derſelben), im April und Mai. S. 165—181 gibt Wieland „Auszüge aus dem Buche der Anna Maria von Schurmann Eucleria u. ſ. w.", deren Fortſetzung folgen ſollte, was nicht geſchehen iſt. Da Wieland dieſe Lobrede und Auszüge bei der Sammlung ſeiner Werke übergangen hat, ſo glaube ich auf dieſen bei ihm unerwarteten Enthuſiasmus für die Verfaſſerin der „Eucleria" umſomehr hinweiſen zu dürfen.

Anmerkungen.

1) Vgl. die vortrefflichen Abhandlungen: „Zur Geschichte der Stadt Herford", vom Bürgermeister Rose in Herford in den Westfälischen Provinzial-Blättern (Minden 1843—47), III, 1; IV, 1 u. 4.

2) Von diesen hatte bei der Inthronisation der Aebtissin der Hebdomadarius primarius das Amt, dieselbe im Namen des Kapitels zu proclamiren, wie dies z. B. noch 1689 geschah. Moser, Deutsches Staatsrecht, XI, 105.

3) Sie ist seit 1810 Privateigenthum und zu einer Spinnerei eingerichtet. Ueber die Lage des Stifts und seine Grenzen vgl. auch: Weddigen, Beschreibung der Grafschaft Ravensberg in Westfalen (Leipzig 1790), II, 30—45.

4) Morgenblatt, 1847, Nr. 267.

5) Ullmann, Reformatoren vor der Reformation, II, 191.

6) Zedler's Wörterbuch, Artikel Herford.

7) II, 236. Son dernier établissement l'engageoit à s'accommoder au Luthéranisme, ayant à vivre dans une abbaye de constitution Luthérienne, et à gouverner des religieuses qui en faisoient profession. (Es war Baillet zu peinlich, daß Elisabeth, bei aller ihr gezollten Bewunderung, ihren Geschwistern Eduard und Luise im Uebertritt zur katholischen Kirche nachzufolgen nie Neigung zeigte; er will sie daher lieber als ganz indifferent gegen jede Kirche darstellen!)

8) Die vier weiblichen evangeliſchen Abteien, denen im Weſtfäliſchen Frieden das Recht der Reichsſtandſchaft ausgemacht ward, waren: Quedlinburg, Herford, Gernrode und Gandersheim. (Moſer, Deutſches Staatsrecht, XI, 5.)

9) Es waren die Grafen von Byland (Erbjägermeiſter), von Morrien zu Rhave (Erbmarſchall), von Münch (Erbſchenk), von Ledebur (Erbtruchſeß). S. Zedler's Wörterbuch, Artikel Herford.

10) Bei Moſer, Deutſches Staatsrecht, XI, 104—108, findet man ausführliche Beſchreibungen des Ceremoniels bei der Inthroniſation der Aebtiſſinnen von Herford, aus den Jahren 1689 und 1729.

11) Vorleſungen über Weſen und Geſchichte der Reformation, IV, 278.

12) Reitz, Hiſtorie der Wiedergeborenen, 1717, IV, 1—22.

13) Ebend., a. a. O. 17.

14) Ein ſolches Zerrbild liefert der Artikel „Labadie" in der „Biographie universelle". Unter den Darſtellungen der Anhänger und Freunde ſteht oben an das, leider Fragment gebliebene, früher bereits angezogene: Abrégé sincère de la vie etc. de Mr. de Labadie (von Peter Yvon). Durch Unparteilichkeit und großen Fleiß zeichnet ſich aus der Artikel „Badie" in Moller's „Cimbria litterata".

15) Vie de Labadie, a. a. O. 228.

16) Selbſt nicht bei den neueſten Geſchichtſchreibern Port-Royals, Reuchlin und Sainte-Beuve.

17) S. 233: Alors il eut occasion de voir de plus près Mrs. de Port-Royal, et comme il sentit union à eux à l'égard de diverses choses, il y en eut aussi d'autres qui ne luy permirent jamais de devenir un avec eux entièrement.

18) Vgl. Niceron, XIII, 383. Bayle, Dictionnaire, art. Mamillaires, vor Allem: Basnage, Annales des Pays-Bas, II, 55, welcher in Labadie nur den ehrgeizigen Heuchler ſieht, während Bayle die Sache noch in Zweifel zieht.

19) Einleitung in die Religionsſtreitigkeiten außer der evangeliſch-lutheriſchen Kirche, IV, 854.

20) Walch, a. a. O., 858. Moller, a. a. O.

21) Schurmann, Εὐκληρια, 135.

22) Oeuvres, VIII, 388: et pour son frère il n'a jamais été connu que pour un homme de petit esprit.

23) Barlaei Epistolae, I, 129, 307, nennt beide Geſchwiſter: par doctissimum, Apollini et Dianae comparandum! cf. Moller, Cimbria litterata, II, 814.

24) Maria optimam partem elegit, Luc. X, 41, 42, ſteht als Motto auf ihrer Εὐκληρια.

25) Vie de Labadie, a. a. O. 274.

26) Εὐκληρια, 142.

27) Compendium animadversionum ecclesiae Gallo-Belgicae Medioburgensis in quasdam propositiones libelli Lud. Wolsogen cui titulus est: etc. (Medioburgi, 1 Bogen in 4.) Zum Schluß heißt es, die Rechtgläubigen werden an dieſen Proben genug haben: ut animus et genius Pelagianus, Semipelagianus, Socinianus et papisticus manifeste pateat!

28) Ein günſtigeres Urtheil über Labadie, was deſſen Angriffe auf den Socinianismus anlangt, fällt Leſſing, Werke, V, 69.

29) Protestation de bonne Foy, de pure et saine doctrine reformée et de générale orthodoxie de Jean de Labadie, pasteur, faite par luy mesme, à l'occasion des soupçons et mauvais bruits semés de luy par ses ennemis à la Haye. 2 Bogen in 4. Unterzeichnet: 1 Fevr. 1669 en mon estude de Middelburg.

30) Εὐκληρια, 149.

31) Daſſelbe. Non diffiteor, me illius Decori civilis, more recepti, atque honestae, ut dicitur, famae, perinde atque alicujus verae virtutis per omnem vitam fuisse cultricem: verum in hoc casu nihil me morabatur etc.

32) Jakob Thomaſius ſchrieb 1678 ein Programm gegen die Verächter der Wiſſenſchaft, denen ſich die Schurmann in ihrer Εὐκληρια beigeſellt hätte. Moller, Cimbria litt., II, 816.

33) Moller, III, 42. In ſeinem ſpätern Leben trat Beu-

ningen offen auf die Seite der Mystiker. Er hat daher sein Capitel in Reitz's Historie der Wiedergebornen (IV, 121—138) erhalten. Ueber seine politische Wirksamkeit s. Simon, Johann de Wit, I, 91; II, 35.

34) Croesi Historia Quakeriana, 515.

35) Εὑκληρια, 169.

36) Sie führt den Titel: „Histoire curieuse de la vie, de la conduite et des vrays sentimens du sieur Jean de Labadie" (à la Haye 1670), ein von den Gegnern der Labadisten besonders ausgebeutetes Pamphlet.

37) — ita ut sic Brema Herfordiae feliciter adventantes, et a Serenissima Principe serena fronte atque omnino benigne ac peramanter essemus recepti etc.

38) Acta betreffend des de Labadie Leben, Lehre u. s. w. im königl. geheimen Staatsarchiv in Berlin (R. 34. 73[a]). Diese Actenstücke liegen der folgenden Darstellung größtentheils zu Grunde.

39) Schurmann, Εὑκληρια, 172.

40) Acten des Staatsarchivs.

41) Declarationsschrift; oder eine nähere Erklärung der reinen Lehre und des gesunden Glaubens Johannis de Labadie, Petri Yvon, Petri du Lignon, Pastoren, Henrici Schlüter, Peter Schlüter, Predigers, nebst unterschiedlich vielen andern Gläubigen, die Gott der Herr versammlet, und mit einander vereiniget hat, und nicht nur allein in Lehr, sondern auch in Leben und Wandel wahre Reformirte Kirchen zu machen u. s. w. Bey Laurentz Auteni, Drucker der französischen und niederländischen Kirche auf der Fürstlichen Freiheit zu Herford 1672. Von dieser Schrift erschien 1672 eine lateinische Uebersetzung im Auszuge. Im Auszuge bei Walch, a. a. O., IV, 869—883, und bei Arnold, Kirchen- und Ketzergeschichte, 1190—1200.

42) Bei Arnold, a. a. O.

43) Ebend., a. a. O.

44) Hierüber hielt Labadie, unterstützt von Fräulein von Schurmann zu Herford, ein Colloquium mit dem lutherischen Pastor an der Münsterkirche, M. Kracht und dem gelehrten Rector der Schule von Bielefeld, C. H. Sandhagen, in Gegenwart der

Aebtiſſin, einer Gönnerin Sandhagen's. Moller, im Artikel „Schurmann", Cimbria litt., II, 809, und im Artikel: „Caspar Hermann Sandhagen", ibid. 752. Sandhagen, ein Anhänger von Joh. Coccejus, von Spener hochgehalten, hat nachmals, als er Superintendent in Lüneburg war, auf Hermann Auguſt Francke (ſ. deſſen Leben von Guerike, 27) Einfluß gehabt, welcher bei ihm Unterricht in der Bibelauslegung nahm, worin Sandhagen großen Ruf genoß. Seine 1667 erſchienene Schrift: „Introductio ad historiam Christi harmonica", hat er der Prinzeſſin Eliſabeth aus Dankbarkeit zugeeignet. Er ſtarb 1697.

45) Bei Moller, a. a. O.

46) Εὐκληρια, 175.

47) Die Quelle dieſer anziehenden Epiſode aus der Geſchichte der Labadiſten in Herford iſt: Pauli Hachenbergii epistola de Jo. Labadio, Osnaburgii 31. Maj 1671, in der Bibliotheca Bremensis (Biblioth. histor. phil. theologica), Classis VIII, 1056 — 1065.

48) Reiger, Ausgelöſchte Churpfalz-Simmerſche Stammlinie, S. 287 — 300, wo Hachenberg's Lebenslauf erzählt wird, nennt ihn einen andern Sejanus.

49) omnes lepidissimae pupulae et quae lectum non invenustae movere possent —

50) rata id, quod erat, sororem non alio fine Labadistico coetui deditam esse, quam quod rei familiaris tenax et parca esset.

51) D. Christ. Nifanii, Pastoris Bilefeldensis, comitatusque Ravensburgici Superintendentis Bedenken über die Religion der neulich zu Hervord angekommenen Verſammlung (Bielefeld 1671.) (Moller, III, 52.)

52) Bei Arnold, a. a. O. Labadie ſelbſt blieb unvermählt, es wird nur erwähnt, daß er zu Montauban einen Augenblick den Wunſch hegte, das Fräulein von Calonges zu heirathen, eine Dame von ausgezeichneten Tugenden, daß er aber darauf verzichtete, weil ſein Beruf, der ihm wegen ſeiner Freimüthigkeit keinen feſten Aufenthalt geſtattete, es verbiete. (Aus dem Munde Spener's bei J. F. Feller, Monumenta varia inedita 517.) Im

grellsten Widerspruche damit steht die Aussage von Basnage, Annales des Pays-Bas, II, 55, wonach Labadie sich gegen das Fräulein von Calonges Ungebührliches gestattet und von ihr als Heuchler entlarvt worden sei. Basnage will es von dem Fräulein selbst gehört haben. Da Labadie's Aufenthalt in Montauban noch vor Basnage's Geburt (er ward 1653 geboren) fällt, so ist der Fall schwer zu entscheiden.

53) „Da er dennoch die Person, auch andere, allemal bei ihrer Zusammenkunft hat küssen wollen", steht da. Dies erinnert an die geschlechtlichen Annäherungen so mancher Conventikel älterer und neuerer Zeit.

54) Gegen Ende des 17. Jahrhunderts erfolgte eine Spaltung unter den Labadisten in Holland und damit das Ende der communio bonorum, „daß sich nun jedes selbst ernähren mußte". Stolle's Reisetaschenbuch von 1703. Mst.

55) Unleserlich.

56) Jeremias Drexel, ein Jesuit, gebürtig aus Augsburg, Hofprediger des Kurfürsten von Baiern († 1638), war ein sehr fruchtbarer ascetischer und moralisirender Schriftsteller. (Seine Schriften bei Jöcher.)

57) Vgl. über diesen ausgezeichneten, von Montaigne hochgehaltenen Philosophen des 15. Jahrhunderts: Matzke, Die natürliche Theologie des Raimund von S. (Breslau 1846).

58) Moller, a. a. O., III, 45.

59) Viele Jahre später (1709) wurden die Labadisten in einer Schrift des (1675) zu Herford gebürtigen Professors der Philosophie zu Wittenberg, Heinrich Klausing, beschuldigt, daß sie auf den Straßen zu Herford Tag und Nacht gepredigt, die Bürgerschaft aufgeregt, sie von ihren Arbeiten und Geschäften abgehalten, Andere zum Niederlegen ihrer obrigkeitlichen Aemter bewogen und eine Stockung aller Thätigkeit herbeigeführt hätten. (Bei Moller, III, 45.) Hier mag Manches durch Tradition übertrieben worden sein.

60) Copia Mandati Caesarei. Wegen Außschaffung der neuen

Sectirer zu Herford. Abgedruckt in: Continuatio XXIII. Diarii Europaei (Frankfurt a. M. 1672, 4.), Appendix S. 269—275. Derselbe Band enthält im Appendix S. 73—88 eine Schmähschrift gegen Labadie und dazu S. 152 sein Bildniß. Dagegen S. 265 eine aus Herford eingesandte „Apologia" und Schutzrede des Herrn de Labadie, die der Herausgeber aufnehmen zu müssen glaubte „umb sich aller Partheylichkeit zu entschütten".

61) Hermann Conring unterhielt seine Zuhörer davon in einer seiner Vorlesungen: de statu Europae, Conringii opera, t. VI, 682. Elisabetha, abbatissa Hervordiensis, doctissima et Cartesianae olim philosophiae dedita, nuper vero ab enthusiastarum collegio, quod ejus quasi auspiciis ibi coiverat, et ipsa de religionis sui veritate suspensa, ac mandatis proinde ex Cam. Imp. missis, una cum sociis sui coetus ad causam dicendam citata fuit. Das: „Cartesianae olim philosophiae dedita" ist nicht ohne Ironie; Conring, als Verfechter des Aristoteles, gehörte beharrlich zu den Gegnern des Descartes und seiner Philosophie.

62) Εὐκληρια, 183. Verum postquam ibidem aliquot menses satis tranquille vixissimus, pacem vicinorum locorum adeoque nostram turbare coeperunt rumores bellici, qui quotidie increbrescentes, nobis de nostra ex istis regionibus migratione esse serio cogitandum, nos satis aperte monuerunt.

63) Dieses Gut gehörte den vier Schwestern, Fräulein van Sommersdyk, Töchtern des Gouverneurs von Nimwegen, von denen, nach Basnage, a. a. O., II, 54, eine mit Yvon in einer heimlichen Ehe lebte.

64) Yvon erklärte vor dem Professor der Theologie Witsius zu Franeker, daß er alle theologischen Principien der reformirten Kirche annehme und nur in Betreff der Disciplin und Moral strengere Grundsätze befolge.

65) Stolle's Reisetagebuch.

66) S. Nagler's Künstler-Lexikon (München 1840), IX, 145. Angeregt durch eine schöne Sammlung amerikanischer Insekten, welche der Labadist van Sommerdyck aus Surinam

zurückgebracht hatte, ſchiffte ſie ſich 1698 nach Surinam ein und gab ſpäter als Ertrag ihres Aufenthalts ihre Metamorphosis insectorum Surinamensium heraus. Sie ſtarb 1717.

67) In dem in der Allgemeinen Zeitſchrift für Geſchichte, 1847, S. 481—483, mitgetheilten Auszuge aus dieſem Tagebuche iſt auch jenes Beſuches gedacht. Die Gemeinde vegetirte, nach Yvon's Tode, noch im Jahre 1726 unter zwei Directoren: Thomas Servas und Robert Dupied. Geiſtliche wählte die Gemeinde nach Yvon nicht mehr, weil ſie keinem den Beruf dazu beimaß; wodurch ſie den Quäkern ſich näherten. Vgl. Basnage, Annales des Pays-Bas, II, 54.

68) Marſillac, Leben Wilhelm Penn's, aus dem Franzöſiſchen von Friedrich (Strasburg 1793), 130.

69) Croesi Historia Quakeriana, libri III (Amstelodami 1694), 532. Principem Elisabetham .. gloriosissimam, celeberrimamque ab ingenio et doctrina et pietate, et profecto, si per se animi bona absque fortuna spectanda et aestimanda sunt, principem sui seculi felicissimam laudatissimamque...

70) Ibid. 533. Princeps, cujus ea erat humanitas ac comitas, ut nemo ei tam inaequalis, tam humilis esset, cui non petenti alloquium concederit.

71) Lumen et unctionem.

72) Clarkson, Memoirs of the private and public life of William Penn, I, 166. Der Brief ſelbſt iſt hier nicht zu finden. Auch iſt die Chronologie der verſchiedenen Briefe und Beſuche von den Quäkern an und bei Eliſabeth nicht genau feſtzuſtellen.

73) Das Nähere dieſer Angelegenheit bei Clarkſon, I, 167—170.

74) Clarkſon, I, 178.

75) Die Herzogin von L. dürfte Sophie, Gemahlin des Biſchofs Ernſt Auguſt von Osnabrück (L. = Lüneburg) bedeuten. Benjamin Furley iſt Verfaſſer einiger quäkeriſchen Schriften, ſowie einer Schrift gegen Antoinette von Bourignon, zwiſchen 1662 und 1671. (Walch, Einleitung in die Religionsſtreitigkeiten, IV, 811, 910.)

76) Clarkſon, I, 111.

77) Ebend., 182 fg.

78) Hier macht Clarkſon die Anmerkung: „Aus dem hier benutzten Tagebuch ſcheint hervorzugehen, daß die Prinzeſſin zwiſchen ſechs und ſieben Uhr frühſtückte, um ein Uhr zu Mittag und um acht Uhr zu Abend aß; Eßſtunden, welche von den Gebräuchen der neuern Zeit ſehr abſtechen.“

79) Dieſes letztere Geſpräch hat Clarkſon nicht mehr, es iſt aber bei Marſillac S. 146 zu leſen.

80) Clarkſon, I, 186. Ueber dieſe Dichterin und myſtiſche Schriftſtellerin ſchrieb Fr. Horn im Frauenzimmertaſchenbuch 1820. Vgl. Wachler, Handbuch, III, 370; Gervinus, III, 288.

81) Marſillac, 146.

82) Croesi Historia Quakeriana, 529.

83) Marſillac, 148.

84) Zu dieſer Aeußerung macht J. L. von Mosheim (Commentatio historico-theologica de J. Duraeo, Helmstad. 1714, S. 75) die Bemerkung, daß die Prinzeſſin Eliſabeth keine Urſache gehabt hätte, ſich über das Entgegenkommen des Duräus zu verwundern: Quaquerus ille fuit ante Quaqueros. Nämlich in ſeiner henotiſchen Schrift von 1636 hätte er quäkeriſche Grundſätze geäußert.

85) Ueber die Begegniſſe Penn's und ſeiner Begleiter in Mühlheim durch den Grafen von Falkenſtein, deſſen Tochter in obigem Briefe der Prinzeſſin Eliſabeth gemeint iſt, ſiehe Marſillac, 157—158. Clarkſon, I, 190.

86) Clarkſon, I, 200—201. Marſillac, 155—157.

87) Hierüber gab B. Furley eine eigene Schrift heraus: „Die Ehre der Welt entdeckt, und weil ſie unnütz iſt, verworfen; die Ehre aber, die von Gott allein kommt, befeſtigt und ins Werk geſtellt.“ In holländiſcher Sprache Rotterdam 1662. (Walch, a. a. O., 812.)

88) No cross no crown, cap. 83. 2. Ausg.

89) Marſillac, 160—161.

90) Zu leſen: Georg Fox, Benjamin Furley, Georg Keith. Ueber Gertrud bin ich im Dunkeln.

91) Ueber dieſen „Heiligen", geboren 1638 zu Regensburg, geſtorben 1710, vgl. Hagenbach's Vorleſungen, IV, 332—342. Ueber Hoffmann, jedenfalls einen Mann verwandter Richtung, laſſen mich die bekannten Hülfsmittel rathlos.

92) Folgenden Zug erfuhr G. Stolle von Friedrich Breckling im Haag (Allgemeine Zeitſchrift für Geſchichte, a. a. O., 508): „Labadie habe allezeit ein Paar Piſtolen bei ſich geführt. Als er nun einſt mit der Aebtiſſin zu Herford auf der Caroſſe gefahren und ſie ihn gefragt: warum er Piſtolen führe? habe er geantwortet: wegen der Hunde. Dagegen ihm aber die Aebtiſſin vorgehalten: warum er nicht als Chriſt Gott vertraue?"

93) Tennemann, Geſchichte der Philoſophie, XI, 339.

94) Conversations chrétiennes, 1677.

95) Journal des savans, 1844, 498.

96) Vgl. Oeuvres philosophiques du père André, publiées par V. Cousin. Introd., p. XXXIII. Der Jeſuit André war mit Malebranche befreundet und wollte nach ſeinem Tode deſſen Leben ſchreiben, wozu ihm ſämmtliche Papiere und Briefwechſel Malebranche's ausgeliefert waren. Unter die vermißten Papiere gehört leider auch der Briefwechſel Malebranche's mit Eliſabeth.

97) S. Graf von Reiſach, Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der Minden- und Ravensbergiſchen Archive. Weſtfäliſche Provinzial-Blätter (Minden 1828), 1. Bd., 2. Hft., S. 121, wo bei Gelegenheit des Archivs der gefürſteten Reichsabtei Herford der ehemaligen Bibliothek derſelben gedacht iſt. Es iſt unbegreiflich, ſchreibt der Verfaſſer, wie eine ſolche beträchtliche Sammlung ſo ganz zu Grunde gehen konnte.

98) Reiger, Ausgelöſchte Churpfalz-Simmeriſche Stammslinie, S. 247, wo aber durch einen, von Büttinghauſen (I, 331; II, 1, 45) berichtigten, Irrthum unſere Eliſabeth mit einer heſſiſchen Prinzeſſin Eliſabeth verwechſelt iſt.

99) S. das Reſcript des Landgrafen vom 27. Auguſt 1677 an die theologiſche und juriſtiſche Facultät der Univerſität Mar-

burg wegen der Zulässigkeit der angetragenen Ehescheidung. Büttinghausen, II, 1, 45—47.

100) Orlich, Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, Beilagen, 114, 121.

101) Schreiben der Landgräfin an Schwerin, Orlich, 94: „in Ansehung wie das Haus fast nur auf so schwachen Füßen und unsere Religion in Gefahr stände."

102) Orlich, a. a. O. In einem andern Briefe an Schwerin, S. 101, beschwert sich die Landgräfin bei ihm, „daß die Aebtissin von Herford sich so sehr geeilt, eine Zeitung (nach Berlin) zu schreiben, daran von ihr nicht gedacht worden, nämlich, als habe sie Kassel verlassen, um sich zu ihrem Schwiegersohn nach Dänemark zu begeben."

103) Dies war die jüngste Tochter des zur katholischen Kirche übergetretenen Pfalzgrafen Eduard, Benedicta Henrietta, welche der Herzog 1668 bei einem Besuche in Maubuisson 1668 kennen gelernt. Leibniz' gesammelte Werke, von Pertz, 1. Folge, IV, 13. Johann Friedrich, durch welchen Leibniz nach Hannover kam, machte seiner Tante, der Aebtissin zu Herford, auf seiner letzten Reise nach Italien, im November 1679 noch einen Besuch. (Gazette de Paris, 1679.)

104) Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Luise 1671—1722, herausgegeben von Wolfgang Menzel (Stuttgart 1843), 385: „Ich werde so reveux In meinem alter daß Ich glaube daß Ich baldt Kindisch werde werdden, oder so reveux wie unßere tante printzes Elisabeth Von herfort..., sie ist auch gantz Kindisch gestorben undt war Nur 62 Jahr alt wie sie starb.

105) No cross, no crown.

106) In jüngster Zeit hat Macaulay in seinem berühmten Werke: „The history of England from the accession of James II." (London 1849) durch Darlegung der Verhältnisse W. Penn's zu Karl II., dessen Hofe und Regierung den Nimbus, unter welchem der Charakter Penn's angesehen zu werden pflegt, nicht wenig zerstreut. (Vgl. T. I, p. 505, 656—657, 664—666; T. II,

p. 224, 296.) To speak the whole truth concerning Penn is a task which requires some courage, for he is rather a mythical than a historical person etc. I, 50. Bereits iſt von Seiten der durch dieſe Darſtellung gekränkten Quäker dagegen Einſpruch erhoben worden. Doch bleiben die hier mitgetheilten Umſtände und Handlungen auf die Beurtheilung des Verhältniſſes Penn's zur Aebtiſſin von Herford ohne allen Einfluß.

107) Oeuvres complètes de Voltaire (Gotha), XLIII, 16.

108) Goethe's Werke, XXI, 120.

109) Abgedruckt bei Finſterwald, II, 263.

Oliver Cromwell,

der Zuchtmeiſter zur Freiheit.

Ein Charakterbild nach den Reden und Briefen des Protectors entworfen

von

Moritz Carriere.

„Die Sache Chriſti und die Sache des Volks gehen gut zuſammen", äußerte Cromwell in einer ſeiner Staatsreden, und bezeichnete damit die Eigenthümlichkeit der engliſchen Revolution, deren Ziel die religiöſe und die politiſche Freiheit zugleich geweſen war. Dies bedingte ihr Gelingen und die Weiſe ihrer Durchführung. Denn wenn Freiheit und Ordnung die Säulen des öffentlichen Lebens ſind, ſo kann von der Strenge des äußern Bandes ohne Nachtheil nur dann nachgelaſſen werden, wenn das Geſetz im Innern der Menſchen aufgenommen und wirkſam geworden iſt, und eine Entfeſſelung der Gemüther und der Arme von Seiten des Staats, wie ſie bei allgemeinen Umwälzungen nothwendig vorkommt, wird nur dann ohne Gefahr und ſchweren, langempfundenen Schaden für das Volk vorübergehen, wann in der Religion ein feſter Halt für die Erſchütterungen, eine ſittliche Macht über die einzelnen Geiſter gewonnen war.

Sodann war die Revolution anfänglich eine erhaltende, ein Kampf für die alten Rechte und Ordnungen gegen die Eingriffe von Fürſten, die nach unumſchränkter Gewalt in Staat und Kirche trachteten, und wenn dann auch die einmal begonnene Bewegung weiter und weiter ging, ſo war doch im Augenblick des Siegs gerade das Haupt der Sieger, Oliver Cromwell, der

Mann um einzusehen daß sogleich und vor Allem eine volksthümliche Verfassung festgestellt und von einer starken Regierung gehandhabt werden müsse; er war der Mann Dies einzusehen und auszuführen. In ihm aber waren zum Heil seines Landes der Krieger und der Staatsmann vereinigt: es war der Patriot der mit dem Schwerte den Sieg erfocht, es war der Feldherr der auf das Schwert gestützt eine neue Ordnung des Staats aufrichtete: England hatte in Cromwell den bewaffneten Reformator, welchen Machiavelli so heiß für sein armes Vaterland ersehnte.*)

Von Republikanern, die weder verstanden selbst zu regieren noch sich regieren zu lassen, ist Cromwell als eigensüchtiger Gewaltherrscher geschildert worden; Royalisten, deren Bestrebungen er sein Leben lang vereitelte, säumten nicht nach seinem Tod unter den Fittigen der wieder eingesetzten Stuarte sein Bild ins Schwarze zu malen; spätere Geschlechter in England mit ihrem ausgeprägten Sinn für verfassungsmäßige Entwicklung hatten kein Auge für die Nothwendigkeit eigenmächtiger Handlungen eines Mannes, welcher das Volk für die gesetzliche Freiheit erst erziehen mußte; die Zeiten der Aufklärung aber und des irreligiösen Verstandes konnten den lebendigen Glauben eines so klar sehenden Geistes nicht begreifen: sein bibelfestes Christenthum galt ihnen für eine Maske, und der gottesfürchtige Held, der überall der Vorsehung die Ehre gab, ward ihnen ein Heuchler, der mit scheinsamer Frömmigkeit das dumme Volk

*) Philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart, S. 214—238.

für seine Zwecke geleitet habe. Mußte doch schon die Königin Christine von Schweden, die es nicht recht fassen konnte wie im englischen Heer nicht blos die Soldaten, sondern auch die Generale beteten und predigten, von Cromwell's Gesandten Whitelocke auf ihren eigenen Vater, auf Gustav Adolf hingewiesen werden. Ja, Cromwell selber sah sich im Jahre 1655 vor dem Parlament zu folgenden Worten veranlaßt: „Es war, sagen Einige, die Geschicklichkeit des Lord Protectors, es war seine Schlauheit und sein Plan, was Alles fertig gebracht. Und, wie sie in andern Ländern sagen: es gibt fünf oder sechs gescheite Männer in England, die verstehen's, die thun all diese Dinge. O was für eine Blasphemie ist das! Weil Menschen ohne Gott in der Welt sind und nicht mit Ihm gehen, nicht wissen was es heißt zu beten und zu glauben und von Gott Antwort zu erhalten und den Heiligen Geist zu vernehmen, der mitunter ohne das geschriebne Wort spricht, aber im Einklang mit demselben ... Gott hat vordem auf verschiedene Art gesprochen, laßt ihn sprechen wie es ihm gefällt. Hat er uns nicht gestattet, ja geboten, daß wir uns zu seinem Gesetz und Zeugniß hinwenden? Da werden wir finden daß seine Einwirkungen mächtig gewesen sind sowol ohne das geschriebene Wort als mit ihm. Und es ist kein Unterschied zwischen Dem was er uns eingibt und den allgemein angenommnen Wahrheiten, — es sei denn daß wir den Heiligen Geist ausschlössen, ohne dessen Beistand alles andere Lehren wirkungslos ist. Er spricht zu den Herzen und Gewissen der Menschen, und führt sie dann zu seinem Evangelium, und auch dort offenbart er sich ihnen. Die Leute mit ihrem mumpsimus und

sumpsimus, mit ihren Messen und Dienstbüchern, mit ihrer todten und fleischlichen Gottesverehrung, kein Wunder wenn sie Fremdlinge sind von Gott und seinen Werken und des Geistes Gaben. Und weil sie so sagen und glauben, müssen wir es auch thun? Wir in diesem Land sind anders unterwiesen worden durch das Wort, die Werke und den Geist Gottes. Zu sagen daß Menschen diese Dinge vorwärts bringen wenn Gott sie thut, glaubt ihr daß Gott dies ertragen wird? Diejenigen welche das Große, so Gott unter uns vollbracht hat, diesem oder jenem Menschen zuschreiben, die unsre Revolution nicht für ein Werk von Christus selbst halten, auf dessen Schultern die Herrschaft gelegt ist, die sprechen gegen Gott und fallen in die Hände des lebendigen Gottes ohne einen Mittler. Denn wenn wir dem Geist Jesu Christi den Ruhm seiner Werke versagen, so wird er nicht versöhnend für uns einschreiten. Darum was immer über Menschen ihr urtheilen mögt, wie immer ihr sagen mögt: das ist Verstand und Politik und Feinheit, — hütet euch, daß ihr die Revolution als ein Werk menschlicher Erfindungen ansehet! Vielleicht geb' ich der Sache zu großen Nachdruck; aber ich bitte Gott, daß sie in eurem und meinem Herzen haften möge. Der weltlichgesinnte Mann versteht nichts davon, ihm ist es fremd, und daher sein Atheismus, sein Lästern gegen die Werkzeuge, ja sein Murren gegen Gott selbst."

Jene Misverständnisse liegen vielfach den Urtheilen der Geschichtsbücher über Cromwell zugrunde; die sonst so fleißige Biographie Villemain's strotzt von ihnen. Erst neuerdings hat Macaulay die Thaten reden lassen und in Cromwell den größten Helden und Herrschergeist sei-

nes Volks anerkannt. Erſt neuerdings hat Guizot anerkannt wie durch den Umfang und die Energie ſeiner Begabung und ſeines Wirkens Cromwell ſelbſt einem Wilhelm III. und Waſhington überlegen geweſen, wie nie ein Mann glühende Begeiſterung mit einem klareren Blicke verbunden habe, und dabei aufmerkſamgemacht wie die großen Männer des handelnden Lebens keineswegs den Plan ihrer Beſtrebungen zum voraus und bis ins Kleine entwerfen, ſondern wie ihr Genie in ihrem Inſtinct und Ehrtrieb liegt, wie ſie jeden Tag die Ereigniſſe durchſchauen und darnach voranſchreiten. So können wir auch nicht blos mit Schiller ſagen, daß der Menſch mit ſeinen großen Zwecken wächſt, ſondern auch daß das Wachsthum der Kraft und der errungene Erfolg uns ein höheres Ziel und umfaſſendere Bahnen verfolgen lehrt.

Das bedeutendſte Verdienſt um den Protector erwarb ſich indeß Thomas Carlyle 1845 durch Sammlung, Herausgabe und Erläuterung von Cromwell's Briefen und Reden. Erſt jetzt können wir ſagen, daß der Held ſich nicht getäuſcht als er einem Freunde ſchrieb: Gott iſt ſtärker als alle böſen Nachreden; er wird zu ſeiner Zeit mich rechtfertigen; ich habe keinen Grund zu klagen; ſein Wille geſchehe! — In Deutſchland ſcheint das Buch wenig bekannt und beachtet zu ſein; in Frankreich hat Philarete Chasles es einer Reihe von Aufſätzen in der „Revue des deux mondes", in der Schweiz Merle d'Aubigné einer Geſchichte des Protectorats zugrundegelegt; Letzterer hat dabei das religiöſe Element, das Chriſtliche in Cromwell beſonders im Auge, Erſterer hebt hervor, daß nun auch Cromwell beweiſe: nicht Heuchelei und

List, sondern die Kraft der Ueberzeugung gewinnt und beherrscht die Welt. Eine vollständige Biographie Cromwell's kann nur durch eine vollständige Geschichte der englischen Revolution gegeben werden; sie ist hier unsere Aufgabe nicht; ich will vielmehr unbefangen vor den Mann hintreten und hören wie er in Briefen an seine Familie und seine Freunde, wie er in Reden vor den Vertretern der Nation sich ausspricht; mit den Worten will ich dann die Thaten und Ereignisse zusammenhalten. Wir werden jenen glauben, wenn diese ein Zeugniß für sie ablegen. Die eigenen Erfahrungen der verflossenen Jahre erleichtern uns das Verständniß jener Zeit und ihres Helden.

Um seiner Sinnenlust zu folgen und um sich selber zum Papst in seinem Lande zu machen hatte Heinrich VIII. sich von Rom losgesagt und seinem Volk ein neues Kirchenthum von oben her aufgedrungen; ein Mann wie Thomas Morus war gegen diese tyrannische Roheit in geistigen Dingen kämpfend lieber zum Märtyrer des Katholicismus geworden. Die Befreiung der Gewissen, der ethische Zug des deutschen Protestantismus, welcher die Rechtfertigung in den Glauben und nicht in Ceremoniendienst und äußere Satzungen legte, fand hier keine Erfüllung. Die Bluttaufe, welche dann die Hochkirche durch die katholische Maria empfing, gab derselben wol die Weihe für tiefern Ernst und selbständige Ueberzeugungskraft, aber auch noch Elisabeth machte die Sache des Protestantismus, dem sie ihre Geburt zum Thron verdankte, mit politischem Sinn zu der ihrigen, auch sie wollte Regentin der Kirche sein, auch sie verlangte den Supremateid wie ihr Vater, und von den einmal auf-

geſtellten 39 Artikeln ſollte Niemand abweichen, vielmehr verhängte ein Gleichförmigkeitsgeſetz Strafen über die Bekenner der davon ſich entfernenden Religionsanſichten. Die biſchöfliche Kirche blieb in ihrer Verfaſſung zwiſchen Rom und den Reformirten ſtehen, und in ihrer Gebundenheit an den Staat und das Intereſſe der Monarchie geſtattete ſie dem proteſtantiſchen Princip keine volle ſelbſtbewußte Verwirklichung. Anders war es in Schottland gegangen, wo Knox, dieſer Jünger Calvin's, der dem Meiſter an Strenge gegen ſich ſelbſt und gegen Andre, an einem bis zur Gewaltſamkeit fortſchreitenden Feuereifer ſo ähnlich war, die reformirte Lehre kämpfend gepredigt und zum Trotz des Königthums eine Presbyterialverfaſſung für ſeine Heimat erſtritten. Dorthin blickten darum viele Gemüther in England, denen eine principielle Durchbildung des Proteſtantismus, denen die Freiheit des Gewiſſens am Herzen lag. Unter ihnen waren Tauſende, die um des Glaubens willen das Vaterland verlaſſen und erſt unter Eliſabeth's Regierung es wieder betreten hatten. Sie nannten ſich Puritaner als Bekenner einer reinern Lehre und reinerer Formen des religiöſen Lebens denn die waren welche ihnen die officielle Kirche bot; ſie bildeten der Staatskirche gegenüber eine Volkskirche, und der Druck, der auf dieſer laſtete, entwickelte zwar ein inniges und eifriges religiöſes Leben, trieb aber zugleich zu einer allzu herben und überſtrengen Weltanſchauung. Unter den Puritanern ſelbſt aber waren wiederum Viele die in den Synoden und Presbyterien der ſchottiſchen Kirche einen Reſt des Zwanges fanden, welchen Papſt und Biſchöfe ihrem Glauben angethan. Man hieß ſie die Independenten, die Unab-

hängigen. Ihnen stellte jede Genossenschaft die im Glauben und in der Lehre des Evangeliums wandelte, einen ganzen und unabhängigen Körper dar, berechtigt sich Seelsorger und Lehrer zu wählen, ihr Leben zu ordnen und Christus als das alleinige unmittelbare Haupt zu ehren. Sie verlangten unbeschränkte Gewissensfreiheit für sich und brüderliche Eintracht mit andersdenkenden Christen; sie bekannten sich zu einer fortwährenden Offenbarung Gottes in der Menschenbrust und in der Weltgeschichte, sie bekannten sich zu dem allgemeinen Priesterthum aller echten Christen, und wollten darum nicht daß Jemand die Einwirkungen Gottes hemmen oder einem vom Geist getriebenen Gemeindeglied das Predigtrecht versagen möge. Wie die Hochkirche mit der Krone verbunden war, so standen diese Männer zur Volksfreiheit, als die Stuarte das göttliche Recht der Könige in Anspruch nahmen, als sie die alten Volksrechte nur für einen Ausfluß ihrer Gnade erklärten und ähnlich den Fürsten des Continents eine absolute Herrschergewalt für sich begründen wollten. Der Kampf für ihr bürgerliches Recht war zugleich der Kampf für ihren Glauben. Die Independenten gingen auch hier am weitesten und kühnsten voran und ihr Sieg war im Staat die Gründung der Republik, in der Kirche die Freiheit des Gewissens und die sittliche Zucht des Lebens, die von Anfang an Ziel und Ausgangspunkt des Protestantismus waren.

Oliver Cromwell ward den 25. April 1599 zu Huntingdon geboren. Er gehört dem altadligen sächsischen Geschlecht an, das auch Heinrich's VIII. Minister, den Hammer der Mönche, zu seinen Gliedern zählte; Oliver's Mutter war dem Stuart'schen Königshause ver-

wandt; die Familie war mäßig begütert. Der Knabe erwuchs in strengprotestantischer Atmosphäre, und die Besprechung der Bartholomäusnacht wie der Pulververschwörung, der Druck gegen die Volkskirche mag einen tiefern Eindruck auf das junge Gemüth gemacht haben als der Jagdzug König Jakob's, der bei Oliver's Oheim übernachtete. Er besuchte die Schule seines Orts, und ward dann auf der Universität Cambridge den 23. April 1616 immatriculirt — am Todestage Shakspeare's. Ziehen wir noch Newton heran, so finden wir daß in diesem Jahrhundert England seine größten Männer hatte, daß die Häupter des Jahrhunderts in Kunst, Staat und exacter Wissenschaft Engländer waren. Schon ein Jahr später starb der Vater Oliver's, und dieser verließ darum die Universität um für die Mutter und sechs Schwestern zu sorgen und das Gut der Familie zu verwalten; nur auf kurze Zeit ging er noch nach London um sich einige Rechts- und Gesetzeskunde zu erwerben, und heirathete dort im August 1620 Elisabeth Bourchier, eine Kaufmannstochter, die er sofort nach Huntingdon heimführte. Daselbst lebte er zehn Jahre in ländlicher Stille, bei ländlicher Arbeit, aber eine Zeitlang in Gemüthsbewegungen, die ihn auch körperlich angriffen, sodaß er hypochondrisch wurde, Phantasien hatte und manchmal des Nachts zum Arzt sandte, weil er zu sterben meinte. Die Frucht dieser Kämpfe war eine sittliche Wiedergeburt, eine klare Erkenntniß des Christenthums, die er mit unaussprechlicher Freude als seine Bekehrung und Befreiung vom ewigen Tod bezeichnete. In Erinnerung daran schrieb er 1638 an seine Cousine St.-John:

„Ich erkenne dankbar deine Liebe in der freundlichen

Erinnerung an mich. Ach, du preiſeſt meine Briefe und meine Geſellſchaft allzu ſehr. Ich bin beſchämt mir deine Ausdrücke anzueignen, wenn ich betrachte wie wenig ich nützlich bin, wie wenig ich mein Talent geltendmache. Doch um Gott die Ehre zu geben in Anerkennung deſſen, was er für meine Seele gethan hat, bin ich auch hierin voll Vertrauen und will es ſein. Wahrlich ich finde, daß er Quellen ſpringen läßt in trockener öder Wildniß da kein Waſſer war. Ich lebe, du weißt wo, in Meſchek, welches wie ſie ſagen Verzug heißt, in Kedar, welches Finſterniß bedeutet; aber der Herr verläßt mich nicht. Ob er auch verzieht, ſo tröſte ich mich doch deſſen daß er mich zu ſeinem Zelte, ſeiner Ruheſtätte bringen wird. Meine Seele iſt mit der Schaar des Erſtgebornen, mein Körper ruht in Hoffnung, und ob ich hienieden meinen Gott durch Thun oder durch Leiden ehren mag, ich werde froh darüber ſein. Wahrlich, kein armes Geſchöpf hat mehr Grund voranzugehen in der Sache ſeines Gottes denn ich. Ich habe reichlichen Lohn zum voraus gehabt, und bin ſicher ich werde nimmer das kleinſte Scherflein verdienen. Der Herr nehme mich auf in ſeinem Sohn und gebe mir zu wandeln im Licht, und gebe uns zu wandeln im Licht, denn er iſt das Licht. Er erleuchtet unſere Finſterniß, unſere Dunkelheit. Ich darf nicht ſagen: Er verbirgt ſein Angeſicht vor mir. Er gibt mir das Licht zu ſehen in ſeinem Licht. Ein einziger Strahl in einem dunklen Ort bringt eine gar herrliche Erquickung mit ſich: geſegnet ſei ſein Name, daß er ſcheinet in ein ſo dunkles Herz wie das meinige. Du weißt was für ein Leben ich geführt habe. O ich lebte in der Finſterniß und liebte ſie und haßte das Licht; ich war ein

Oberſter, der Oberſte der Sünder. Wahr iſt's ich haßte die Gottſeligkeit, doch hat Gott ſich meiner erbarmt. O über den Reichthum ſeiner Gnade! Lobe ihn für mich, bete für mich, daß er der ein gutes Werk begonnen hat, es vollenden möge am Tage Chriſti."

Ob dieſe Worte der Selbſttödtung und der Hingabe an Gott nur der energiſche Ausdruck für die Erkenntniß der Abgründe im eigenen Herzen und der mannichfachen Gedankenſchuld ſind, oder ob ſie ein wildes Jugendleben reuevoll bezeichnen, in das ſeine feurige Natur ſich verirrt haben ſoll, läßt ſich nicht entſcheiden; lang kann ihn das Leben der Hauptſtadt in ſeine Strudel nicht gezogen haben; er ſoll ſpäter zurückerſtattet haben was er im Spiel gewonnen hatte; ſonſt wird nichts Beſtimmtes berichtet, auch von ſeinen Gegnern nicht. Milton, der ihn genau kannte und ihm immer ergeben blieb, ſagte von ihm: Er erwuchs und entwickelte ſich in der Dunkelheit des Hauſes, und nährte im Stillen in ſeinem Herzen ein feſtes Gottvertrauen und eine Größe der Seele, was ihn wohl vorbereitete für die Tage deren Zeichen ſchon erſchienen. Bereits in einem reifen Alter hatte er das Privatleben noch nicht verlaſſen, aber ſeine Anhänglichkeit an die reine Religion und die Unbeſcholtenheit ſeines Lebens zeichneten ihn in ſeiner Umgebung aus.

Mittlerweile hatte Jakob I. das Anſehen und die Macht Englands mehr und mehr ſinken laſſen, hatte das Parlament oft mit prahleriſcher Anmaßung gereizt, und dann durch ſchwache Nachgiebigkeit nur verſtärkt; ohne ein ſtehendes Heer, das Mittel des fürſtlichen Abſolutismus, hatte er den Glanz eines unumſchränkten Königthums geſucht, und ſich ſelber am Ende zu einem Ge-

genſtand des Spottes und Gelächters gemacht, während viele Männer die vor ihm die Krone getragen und nach den Geſetzen regiert hatten, durch perſönliche Begabung ausgezeichnet waren. Mittlerweile war die Kluft zwiſchen der Staatskirche und der Volkskirche immer größer geworden. Je weniger Gefahr ihr von Rom drohte, deſto härter drückte die erſtere auf die letztere. Und die Puritaner wiederum ſeufzten nach Erlöſung, verglichen ihre Bedrängniſſe mit denen der alten Juden, und laſen ſich mehr und mehr in das Alte Teſtament hinein: ſie gaben ihren Kindern nicht blos die Namen hebräiſcher Patriarchen, Krieger und Propheten, ſie weideten ſich auch an dem Bilde des Elias der die Baalspriester abſchlachtet, an dem Bilde des Jehu der das Blut einer Königin den Hunden zu lecken gibt, an dem Bilde der Jael, — die den Nagel in das Hirn des feindlichen Feldherrn ſchlägt. — So brüteten ſie über Rachegedanken, und immer herber ward die Säure ihrer Lebensanſicht, immer ſtrenger der finſtere Ernſt ihrer Sitten, immer ſeltſamer ihre Sprache, welche die ſchwungvollen Bilder der Pſalmen auf die gewöhnlichen Verhältniſſe des Daſeins anwandte. Mittlerweile hatte (1625) Karl I. den Thron beſtiegen, ein Mann verſtändiger als ſein Vater und willenskräftiger, der aber die Treue nicht kannte und an Schlangenwegen Gefallen fand. Auch er ſtrebte nach unumſchränkter Gewalt, aber das Parlament ſtand ihm von Anfang an mit einer klugen Mäßigung entgegen, es gab nur ſpärliche und bedingungsweiſe Geldbewilligungen und nöthigte den König entweder in Uebereinſtimmung mit der Volksvertretung zu regieren oder der altererbten Ordnung und Freiheit offenen Krieg zu

erklären. Karl entschied sich für das letztere; schon im zweiten Jahr seiner Regierung hatte er sein zweites Parlament aufgelöst und eigenmächtig Steuern ausgeschrieben. Und dabei sank durch Unfälle in Spanien und Frankreich der nationale Kriegsruhm, dabei erregte der König durch seine Heirath mit der papistischen Henriette von Frankreich die Besorgnisse und den Unwillen des Protestantismus.

Dagegen herrschte in Cromwell's stillem Hause Frieden und Glauben. Oliver war ein wahrer Christ, „nicht blos Sonntags, sondern alle Tage", ämsig bedacht sich seine „Berufung und Erwählung" dadurch zu sichern, daß er sich ihrer werth erwies. Alle tiefern Geister wandten sich dem Puritanismus zu, und brachten nachträglich das ethische Element, welches in Deutschland das Erste bei der Reformation gewesen war, in England zur Geltung; in Noth und Verfolgung bewahrten sie ihre Gewissensfreiheit, ihren reinen Glauben. Cromwell stand in naher Beziehung zu seinem Vetter Hampden und zu Pym. Er war in seiner Heimath hochgeachtet und ward daselbst 1628 ins Parlament gewählt. Die Haltung desselben war kühn und fest, und Karl suchte sich mit ihm zu vertragen: das Parlament gewährte bedeutende Subsidien und der König unterzeichnete die berühmte Bitte um Recht, Bill of right, wodurch er sich verpflichtete die alten Freiheiten der Nation aufrechtzuhalten, keine Steuern ohne Parlamentsbeschluß zu erheben, Niemanden anders als auf dem Wege des Gesetzes in Haft zu nehmen, keine Militairgerichte mehr in seinem Volk einzusetzen.

Während der Sitzungen des Jahres 1629 bildete das

Unterhaus einmal ein großes Comité für Religionsangelegenheiten; damals ergriff Cromwell zum ersten mal das Wort; derb und schmucklos im Aeußern, mit rauher Stimme that er einen groben Schlag auf drei Papisten zugleich. „Es werde ihm", sagte er, „von Dr. Beard (seinem alten Schulmeister in Huntingdon) berichtet, daß dort der Dr. Alabaster am Kreuze der Paulskirche einen offenen Papismus predige, und daß der Bischof von Wincheſter als sein Diöcesan ihm das geboten habe; derselbe Bischof habe an Mainwaring, gegen den das Parlament öffentlich eine Rüge ausgesprochen, eine reiche Pfründe gegeben. Sind Dies die Schritte um in der Kirche emporzukommen, was haben wir zu erwarten?" Cromwell ward beauftragt eine Vorladung an Dr. Beard, um Zeugniß abzulegen, gelangen zu lassen. Aber das Parlament ward bald aufgelöst. Es weigerte sich das Pfund- und Tonnengeld für die ganze Regierungszeit Karl's zu bewilligen. In stürmischer Sitzung hielt man den Sprecher, der das Haus vertagen sollte, trotz Weinens und Schreiens fest, ebenso den Thürsteher, und erklärte jede Erhebung des Zolls für ungesetzlich, jeden der ihn entrichten würde, für einen Verräther. Ein Hauptmann, der die Versammlung sprengen sollte, fand sie nicht mehr, der König schalt im Hause der Lords gegen dies rebellische Betragen des Unterhauses, sprach die Auflösung aus und ließ mehre Mitglieder verhaften.

Karl hatte seinerseits keine Lust jenen Vertrag zu halten; er brach ihn keck; er schloß Frieden mit dem Ausland und beschloß ohne Parlament zu regieren. Erzbischof Laud herrschte in der Staatskirche, die er dem Katholicismus wieder näher führte, während er die Pu-

ritaner mit Pranger, Ohrenabschneiden und Einkerkern verfolgte. Im Staat war Strafford des Königs rechter Arm, ein geistvoller, entschloßner Mann, der Englands Richelieu zu werden dachte; sein Wahlspruch war: Durch! Die Sternkammer und die hohe Commission wirkten rastlos als eine politische und kirchliche Inquisition. Der Despotismus begann zu blühen in England, nur Eines fehlte ihm noch, worauf Macaulay so bestimmt hingewiesen hat, die rechte Stütze fehlte ihm, das stehende Heer. Strafford wußte Das und arbeitete dafür. Wenn in alter Zeit zur Vertheidigung gegen die Schotten die Küstengebiete Englands Schiffe gestellt oder auch Geld dafür gezahlt hatten, so sollte Dies wieder eingeführt werden, zwar nicht im Krieg, sondern im Frieden, zwar nicht blos von den Küsten, sondern auch vom Binnenland, zwar nicht für Schiffe, sondern für ein Landheer; doch sollte es das alte Schiffsgeld sein. Die Nation gerieth in Aufregung. Hampden verweigerte die von ihm verlangten 20 Schillinge; das Gericht verurtheilte ihn zwar, aber seine Vertheidigung hatte recht aus dem Herzen des Volks gesprochen, und der Mann des gesetzlichen Widerstands ward der Liebling des Volks.

Sein Vetter Cromwell war indeß Friedensrichter geworden, hatte seine Besitzung in Huntingdon verkauft und eine größere in der Nachbarschaft, in St.-Ives erworben. Dort lebte er als Oekonom, um sein ewiges Heil besorgt; das religiöse Interesse steht bei ihm fortwährend im Vordergrund. Er vertieft sich in die Bibel, er erzieht seine Kinder zu christlicher Frömmigkeit, er hört und unterstützt die puritanischen Reiseprediger. Man associirte sich für das Evangelium, und ließ es kämpfend

gegen die Laud'sche Glaubenstyrannei verkündigen. So ward von London aus ein Prediger in St.-Ives unterhalten. Der älteste auf uns gekommene Brief Cromwell's bezieht sich darauf; er ist an den Kaufmann Storie in London gerichtet, datirt den 11. Januar 1636, und lautet:

„Im Katalog der guten Werke welche eure Mitbürger und Landsleute gethan haben, wird Das nicht für das Kleinste erachtet werden, daß sie für Nahrung der Seele Sorge getragen. Die Erbauung von Hospitälern sorgt für den Leib der Menschen, steinerne Tempel zu errichten wird für ein Werk der Frömmigkeit angesehen, aber die welche geistige Nahrung schaffen, die welche geistige Tempel bauen, die sind die wahrhaft frommen, wahrhaft liebevollen Menschen. Solch ein Werk thatet ihr als ihr eine Predigt (a lecture) für unsere Gegend veranlaßtet, und damit den Dr. Wells beauftragtet, einen Mann von Herzensgüte, Eifer und Geschicklichkeit um allerwegen Gutes zu thun; keinem Derer die ich in England kenne, steht er nach, und ich bin überzeugt daß seit seiner Ankunft der Herr durch ihn unter uns viel Gutes gewirkt hat. Es ist nun nur noch übrig daß Er, der euch zuerst bewogen hat also zu thun, euch auch zur Fortsetzung des Begonnenen antreibe: es war der Herr, und darum erheben wir zu ihm unsere Herzen daß er es vollenden möge. Und wahrlich, es wäre sehr zu beklagen wenn eine Predigt eingehen müßte, die in den Händen von so manchen verständigen und edlen Männern ist, wie ich überzeugt bin daß ihre Gründer sind, in diesen Zeiten, wo wir sie unterdrückt sehen mit allzu viel Gewalt und Eile durch die Feinde von Gottes Wahrheit.

Fern sei es daß eine so große Schuld an euern Händen haften sollte, die ihr in einer Stadt lebt welche durch das hellscheinende Licht des Evangeliums so berühmt ist. Ihr wißt, Herr Storie, das Geld für den Prediger zurückzuhalten hieße die Predigt fallen lassen; denn wer zieht zu Felde auf seine eigenen Kosten? Ich bitte euch also bei den Eingeweiden Jesu Christi, fördert die Sache und laßt den guten Mann seinen Lohn haben. Die Seelen der Kinder Gottes werden euch dafür segnen; so werde auch ich thun und immer bleiben Euer treuer Freund im Herrn. Oliver Cromwell."

Wie das geistige, so beschäftigte ihn das materielle Wohl seiner Landsleute. Die Ouse, an der er wohnte, durchfloß sumpfige Niederungen, deren Mittelpunkt Ely war; die Austrocknung dieser Moräste war eine Lebensfrage der Gegend; unter Elisabeth hatte man damit angefangen, aber die leere Kasse Karl's I. hatte die Arbeit unterbrechen lassen. Cromwell verfaßte eine Bittschrift an den König, berief eine Versammlung der Grundbesitzer nach Huntingdon und setzte im Kampf mit der Behörde die Fortsetzung des begonnenen Werkes durch. Das Volk hieß ihn darnach den Lord der Sümpfe. Sein Ansehen stieg im Lande.

Karl und Strafford aber fingen an sich ihrer Triumphe zu freuen, und tasteten mit leichtsinnigem Uebermuth die Kirchenverfassung der Schotten an; eine neue Liturgie ward diesen geboten, und der erste Versuch sie einzuführen erregte einen Tumult, dem eine allgemeine Volkserhebung folgte. Die Schotten griffen zu den Waffen und beschworen ihren Glaubensbund (Covenant). Viele Engländer sympathisirten mit ihnen, und der König war

genöthigt ein Parlament zu berufen, wenn er Mittel haben wollte die Empörung zu bekämpfen. Er löste es wieder auf als es die Beschwerden der Nation zur Sprache brachte; er berief die Lords allein, die aber die Verantwortlichkeit des verhängnißvollen Augenblicks nicht auf sich nehmen wollten; so mußte von neuem das ganze Parlament zusammentreten. Für dieses, das Lange Parlament, war Cromwell wie für das vorhergehende in Cambridge gewählt. Am sechsten Tage seiner Sitzungen brachte Cromwell die Beschwerde des jungen Lilburn vor, des Secretairs des kühnen Puritaners Prynne, welcher als Verbreiter von Flugschriften 200 Peitschenhiebe bekommen hatte. Eine ganze Sitzung ward mit dieser und mit ähnlichen Klagen hingebracht; blaß, mit schweigendem Zorn hörten die Volksvertreter zu. Einer von ihnen, Warwick, erzählt: „Ich kam ins Haus, fein gekleidet, denn wir Hofleute hielten viel darauf; und ich sah einen Edelmann sprechen den ich nicht kannte. Er war sehr gewöhnlich angezogen, sein einfacher Tuchrock schien von einem schlechten Dorfschneider gemacht, seine Leinwand war grob und nicht sehr weiß, sein Hut ohne Band. Seine Statur war ansehnlich; er hatte den Degen an der Seite, sein Gesicht war roth und aufgedunsen, seine Stimme scharf und unharmonisch, aber seine Beredtsamkeit voll Feuereifer.“ Auch Clarendon erzählt von der Heftigkeit und dem derben Benehmen Cromwell's, als dieser in einem Comité die Rechte armer Bauern vertheidigte. Im Parlament selbst nahm er sich der Schotten in der religiösen Frage an.

Das Parlament war im November 1640 zusammengetreten. Einmüthig wurden von ihm die Verfas-

sungsverletzungen angegriffen; die Sternkammer und die hohe Commission wurden aufgehoben, Laud ward in den Tower gesetzt, Strafford auf revolutionnaire Weise gerichtet. Der König gab zu, daß das Parlament nur mit dessen eigener Genehmigung vertagt oder aufgelöst werden könne. Im folgenden Herbste traten die beiden Parteien hervor, welche überall in der Geschichte sich geltendmachen und die Jugend oder das Alter, die freie Bewegung und den rastlosen Fortschritt oder das Erhalten und die gute alte Ordnung vertreten. Später Tories und Whigs genannt, hießen sie damals Cavaliere und Rundköpfe, letzterer Name der der Puritaner nach dem rundabgeschnittenen Haupthaar. Wohl hatten die Einen recht, daß nun die Misstände abgestellt und die Volksfreiheiten neu gewährleistet seien: es gelte nun Frieden zu schließen und das Bestehende zu stützen; aber auch die Andern hatten recht, daß man dem König nicht trauen könne, daß das Gesetz für ihn keine Schranke sei, und daß ihm eine schlagfertige Macht gegenüberstehen müsse. Die Leiter der Bewegung wußten, daß Karl ihnen den Untergang geschworen. Nun kam das ungeheure Blutbad, das die Irländer unter den Protestanten anrichteten. Man dachte im Parlament an eine ausführliche Beschwerdeschrift über die Verwaltung des Staats; nur mit wenigen Stimmen ging sie im Unterhaus durch; wäre sie zurückgewiesen worden, dann waren Cromwell und seine Freunde zur Auswanderung nach Nordamerika entschlossen. Der König aber ließ sich beikommen in eigener Person im Parlament zu erscheinen um mehre Oppositionsmitglieder verhaften zu lassen. Der Staatsstreich scheiterte; das Volk hielt bewaffnete Wacht am

Parlamentshaus, und der König fand es für gut London zu verlassen. Seine Treulosigkeit fand jetzt ihre Strafe. Die Volksvertreter waren überzeugt, daß sie nur sicher sein konnten, wenn er ganz hülflos war. Nur der Mangel einer Armee hatte den Umsturz der Verfassung verhütet; der König sollte jetzt dem Oberbefehl über das Heer entsagen, er sollte ohne die Zustimmung der Volksvertreter keine Minister, keine Peers ernennen. Hiermit war das Ziel der Revolution bezeichnet: denn wenn sie am Ende auch dem Könige die Macht ließ seine Minister zu ernennen, so konnte doch kein Minister ohne eine Majorität im Unterhause regieren, und für die Verwendung des Heeres sind die Räthe der Krone dem Parlament verantwortlich. Karl wies aber jene Bedingungen zurück. Der Augenblick war da, in welchem, um mit Guizot zu reden, die entschlossensten Geister, unvermögend das Gute und das Böse, Gefahr und Heil zu unterscheiden, nur noch Werkzeuge der Vorsehung sind, welche wechselseitig die Könige durch die Völker und die Völker durch die Könige züchtigt. Das Schwert ward gezogen.

Cromwell warf sich mit seiner Person, seiner Familie, seinem Vermögen in die Revolution. Der angebliche Heuchler thut die ersten entscheidenden Schritte. Er gab (1642) im Februar 300, im April 500 Pf. St. für die Sache des Volks. Er stellte im Juli den Antrag, daß man der Stadt Cambridge gestatte zwei Compagnien von Freiwilligen zu errichten und deren Führer zu ernennen. Er schickte auf seine Kosten Waffen in die Grafschaft Cambridge, und erhielt 100 Pf. St. dafür zurückerstattet. Weiß er nicht, fragt Philarethe

Chasle, daß er seinen Kopf dabei aufs Spiel setzt? Er weiß es, aber er geht noch weiter. Er bemächtigt sich in Cambridge des Magazins im Schloß, damit das äußerst kostbare Silberzeug der Universität nicht in das königliche Lager gebracht werde. Er stört und hemmt die Reisen der Royalisten auf offener Straße. Er mit seinem ältesten Sohn griff zu den Waffen als sich unter Graf Essex ein Parlamentsheer sammelte. Hampden ward Oberst, der Deputirte von Cambridge, der 43jährige Landbauer, ward Hauptmann.

Als einst Cromwell im Parlament sprach, fragte Lord Digby bei Hampden nach, wer Jener wäre; lächelnd versetzte Hampden: „Wenn's Ernst wird, wenn wir mit dem König brechen müssen, wird der plumpe Gesell Englands größter Mann werden." Es ward Ernst, und Cromwell war der Erste der von der officiellen Heuchelei nichts wissen wollte, daß der Krieg für den König und das Parlament geführt werde; er erkannte sofort was später Scott im Parlament sagte: „Wer den Degen gegen den König zieht, muß die Scheide ins Feuer werfen!" Nach Clarendon sagte er zu seiner Compagnie: „Soldaten, ich will euch nicht überraschen, noch euch durch die zweideutigen Worte meiner Commission betrügen, die mich beruft für König und Parlament zu streiten. Wenn der König sich in einer feindlichen Schar befände, die ich anzugreifen hätte, so würde ich mein Pistol auf ihn wie auf jeden Andern abschießen. Wenn euer Gewissen euch nicht das Gleiche gestattet, so stellt euch nicht unter meinen Befehl."

In verschiedenen Provinzen bildeten sich nun Associationen zum Schutz gegen Freibeuter und einherstrei-

fende Royaliſten; die Bürger wollten den Krieg von ihren Fluren fern halten. Cromwell war die Seele dieſes Bundes in ſeiner Heimath, und während ähnliche Vereine bald ſich auflöſten, beſtand jener mit Erfolg. Zwei Briefe aus dieſer Zeit zeigen uns eine allſeitige Thätigkeit des nunmehrigen Soldaten. Er legt ſein Fürwort ein für die Bauern von Hapton bei dem Grundherrn Sir Thomas Knyvett; ein gewiſſer Brown beunruhigte ſie, die gute Puritaner waren. Nur ihr Leiden um des Gewiſſens willen bezeichnet er als das Motiv ſeines Schreibens, und ſetzt hinzu: „Ich ſchäme mich nicht zu bitten für Solche die irgendwo bedrückt werden; ich thue wie ich wünſche daß an mir gethan werde. Herr, wir leben in ſtreitſüchtigen Tagen und der Zorn ſcheint mir der ſchlimmſte welcher ſich auf Verſchiedenheit der Meinungen gründet; aber um dieſe zu heilen wird das kein paſſend Mittel erfunden werden, daß man die Menſchen an Leib, Hab' und Gut beſchädigt.“ Einen andern Brief empfing ſein Mitfriedensrichter Barnard zu Huntingdon: „Es iſt wahr, mein Lieutenant war mit einigen meiner Soldaten in Euerm Hauſe. Ich nahm mir die Freiheit einmal nach Euch fragen zu laſſen; der Grund war, daß mir berichtet ward Ihr wäret thätig gegen die Maßnahmen des Parlaments und für Die, welche den Frieden dieſer Gegend und des Königthums ſtören, mit Denen dieſer Gegend, welche Zuſammenkünfte hatten und zwar nicht wenige, mit Planen und Zwecken, die nur zu zu viel Verdacht erregen. Es iſt wahr, mein Herr, ich weiß es, Ihr waret behutſam in Euerm Treiben, aber baut nicht allzu viel darauf. Schlauheit kann Euch täuſchen, Rechtlichkeit niemals.

Von ganzem Herzen wünsche ich, daß Euer Urtheil und Euer Unternehmen sich ändern möge. Ich komme einzig um die Menschen abzuhalten, den Riß noch größer zu machen und Schaden anzurichten, aber nicht um selbst Jemanden zu beschädigen, auch Euch nicht; ich hoffe Ihr werdet mir keine Veranlassung geben. Thut Ihr es doch, so muß man mir verzeihen was meine Pflicht für das Volk mir auflegt. Wenn Euer guter Geist Euch auf diesem Wege hält, dann erkennt mich als Euren Diener

Oliver Cromwell.

Seid versichert schöne Worte von mir sollen Euch nicht um Eure Häuser noch um Eure Freiheit betrügen."

Cromwell ward Oberst. Scharmützel wurden hin und her mit wechselndem Glücke geliefert. Am 23. October 1642 ward das Parlamentsheer bei Edgehill geschlagen. Schrecken herrschte in London. Der Winter verging ruhig. Im Frühjahr aber bedurfte das Parlament entscheidender Siege, wenn es sich halten sollte. Aber beim König standen die meisten Adligen mit ihrem Gefolge, waffengeübt, voll ritterlicher Ehre und loyaler Treue; für das Parlament fochten einzelne Freiheitsfreunde mit vielem zusammengelaufenen Volk, das man angeworben hatte. Cromwell's Adlerblick durchschaute Dies und sein Genie fand sofort auch Hilfe. In einer Rede während der Verhandlungen um den Königstitel erzählt er die Sache selbst mit folgenden Worten:

„Ich war ein Mann, der von seiner ersten Verwendung an plötzlich hervorgezogen ward und dem man stets mehr und mehr vertraute; von da an, wo ich zuerst Reiterhauptmann war; und ich arbeitete so gut ich konnte, meine Pflicht zu thun, und Gott segnete mich darin

nach seinem Wohlgefallen. Und ich suchte treu und einfach — ja auf einem einfältigen Wege, wie große und weise und gute Männer urtheilten — mir meine Werkzeuge für dies Werk hülfreich zu machen. Ich will offen mit euch sein. Ich hatte einen recht werthen Freund damals, er war ein wahrhaft edler Mann, und ich weiß er steht in dankbarem Andenken bei euch, — John Hampden. Wie ich mich bei diesen Unternehmungen zu betheiligen anfing, sah ich, daß unsere Leute überall geschlagen wurden; ich thats in der That, und ich bat ihn er möchte zu Lord Essex' Armee einige neue Regimenter hinzufügen, und ich sagte ihm, ich wollte ihm dienstlich sein solche Männer anzuwerben, die einen Geist hätten der Einiges in dem Werk thun könnte. Das ist wirklich wahr was ich euch sage, Gott weiß ich lüge nicht. Eure Truppen, sagte ich ihm, sind größtentheils alte abgängige Söldner, Aufwärter in Schenken und Bursche solchen Schlags, und, sagte ich, ihre Truppen sind Söhne von Edelleuten, jüngere Söhne und Männer von Stand; denkt ihr, daß der Geist solch niederer und gewöhnlicher Bursche jemals fähig sein wird Edelleute zu bestehen, welche Ehre, Muth und Entschlossenheit im Herzen haben? Wahrlich, Das stellte ich ihm vor nach meinem Gewissen, und wahrlich ich sagte ihm: Ihr müßt euch Männer von Geist verschaffen, und — nehmt es nicht übel was ich euch sage, ich weiß ihr wollt's nicht — von einem Geist, der bereit ist so weit voran zu gehen wie die Edelleute, oder ihr werdet immer noch geschlagen werden. So sagte ich ihm, ich that's wirklich. Er war ein weiser und ein würdiger Mann, und er dachte, daß ich ihm da einen guten Begriff beigebracht, aber einen unprak-

tiſchen. Meiner Treu, da ſagte ich ihm, ich könnte dafür etwas thun. Das that ich auch, und wahrlich ich muß es euch ſagen, nehmt's wie ihr wollt, ich rief ſolche Männer auf, die in der Furcht Gottes lebten und bei Allem was ſie thaten ein Gewiſſen hatten, und von dem Tag an, ich muß es euch ſagen, wurden wir niemals geſchlagen, und wo ſie immer auf den Feind trafen, da ſiegten ſie. Und wahrlich das iſt etwas um Gott darin zu preiſen und gibt uns die Lehre Menſchen anzuerkennen die religiös und gottſelig ſind."

Dadurch alſo, daß er dem Geiſt der Ritterlichkeit die religiöſe Begeiſterung entgegenſtellte, daß er den Glaubensmuth in den Kampf rief, entſchied Cromwell das Schickſal ſeines Vaterlandes, vielleicht Europas; dadurch ward er die Seele und bald der Führer des Heers und damit der ganzen Revolution. Vierzehn Schwadronen eifriger Puritaner hatte er bald bewaffnet. Das waren ernſte ehrenfeſte Männer, die wußten wofür ſie ſtritten. Da war keine Liederlichkeit, kein Fluchen und Saufen im Lager, ſondern Geſang und Gebet, Ordnung, Zucht und Gottvertrauen. Es waren Männer die Gott fürchteten und ſonſt nichts. Sie waren gekleidet und bewaffnet wie es eben kam, aber ſie waren Eins und gleich in dem Enthuſiasmus für ihre religiöſe und bürgerliche Freiheit. Sie hatten ſtets, wie der Feldprediger Hugh Peters verlangte, das Wort Gottes im Mund und den Säbel in der Hand. „Meine Truppen vermehren ſich; ich habe prächtige Leute, ihr würdet ſie achten, wenn ihr ſie kenntet. Ehrenhafte mäßige Chriſten!" ſchrieb Cromwell, als er Sold für ſie verlangt, und ſetzte hinzu: „Ich ſtrebe nicht mich ſelbſt zu ſuchen, aber ich habe

wenig eigenes Geld um meinen Soldaten zu helfen. Mein Vermögen ist klein, und schon hat der Staat von mir 11—12,000 Pfund, sodaß ich aus meinen Privatmitteln wenig mehr fürs Volk thun kann. Ihr habt mein Geld gehabt, ich hoffe zu Gott ich werde nun meine Haut daran wagen. So thun die Meinigen. Ihrer Geduld könnt ihr eine Last auflegen, aber brecht sie nicht!" — Und ein andermal: „Legt nicht zu viel auf den Rücken eines armen Edelmanns, der ohne viel Geräusch sein Leben opfern und den letzten Tropfen verbluten möchte um der Sache und euch zu dienen. Ich verlange euer Geld nicht für mich selbst; wäre das mein Ziel, so würde ich meinen Mund jetzt nicht aufthun. Ich will mich selbst verleugnen, aber die Andern müssen befriedigt werden. Ich bitte um schleunige Unterstützung. Vergeßt nicht eure Gebete!"

Im Sommer des Jahres 1643 starb Hampden den Heldentod. Mit ihm verschwand nach Dahlmann's Urtheil die letzte Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung. Das englische Parlament verbündete sich politisch und kirchlich mit dem schottischen, Cromwell unterzeichnete die Acte mit. Bei Grantham, bei Gainsborough hatte er siegreich das Feld behauptet; bei Winceby war ihm mitten im Getümmel das Pferd erschossen, er selbst niedergeworfen worden, aber er hatte sofort das Pferd eines gemeinen Soldaten bestiegen und im Sturme die Feinde geworfen.

Im Januar 1644 eröffnete der König in Oxford ein Parlament seiner Getreuen; 45 Lords und 118 Gemeine waren erschienen: in Westminster tagten 25 Lords und 280 Gemeine; noch 100 Mitglieder des Unterhau

ses waren im Feld oder in Staatsgeschäften abwesend. Aber auch die Royalisten waren dem König lästig, sobald sie Gesetzlichkeit und Verfassung als Schranke souverainer Willkür foderten; er vertagte sie im April. Am 2. Juli ward zu Marston-Moor die erste große Schlacht geliefert. Cromwell gab die Entscheidung. Nach dem Sieg im Lager vor York schrieb er folgenden Brief an seinen lieben Bruder, Oberst Valentin Walton; wir erfahren daraus gelegentlich, daß sein ältester Sohn, Oliver, bereits im Kampfe gefallen ist.

„Lieber Herr!

Es ist unsere Pflicht uns gemeinsam der Gnade zu erfreuen und zusammen den Herrn bei Züchtigungen und Prüfungen zu preisen, sodaß wir auch jetzt miteinander Leid tragen mögen. Wahrlich, England und die Kirche Gottes haben eine große Gnade vom Herrn gehabt in diesem großen uns verliehenen Sieg, so wie kein zweiter war seitdem dieser Krieg begann. Er hat all die Zeichen eines vollständigen Siegs, den durch den Segen des Herrn die gottselige Partei vorzugsweise gewonnen hat. Niemals griffen wir den Feind an ohne ihn zu werfen. Der linke Flügel, den ich befehligte, und der, bis auf wenige Schotten in der Nachhut, aus unserer eigenen Reiterei bestand, schlug die ganze Reiterei des Prinzen. Gott machte sie wie Stoppeln für unsre Schwerter. Wir griffen zu Pferd ihr Fußvolk an, und warfen alle die wir angriffen. Das Einzelne kann ich jetzt nicht erzählen; ich glaube aber, daß dem Prinzen von 20,000 Mann keine 4000 übrig geblieben sind. Den Ruhm, all den Ruhm gebt Gott.

Mein Herr, Gott hat euern ältesten Sohn hinweg-

genommen durch einen Kanonenschuß. Der brach ihm das Bein; wir mußten es ihm abnehmen, wonach er starb. Herr, ihr wißt wie ich selbst auf diesem Wege heimgesucht worden bin; aber Gott hielt mich aufrecht durch den Trost, daß er meinen Sohn aufgenommen in die Seligkeit, nach der wir Alle ringen, für die wir leben. Dort ist auch euer herrlich Kind voll Ruhm, nimmermehr Sünde oder Schmerz zu kennen. Er war ein braver junger Mann und höchst anmuthig. Gott gebe euch seinen Trost. Vor seinem Tod war solch ein Frieden in ihm, daß er es Frank Russel und mir selbst nicht auszudrücken vermochte; „Es ist so groß, soviel höher als der Schmerz", sagte er zu uns. In der That es war bewundernswerth. Kurz darauf sagte er, ein Ding läg ihm auf der Seele. Ich frug ihn was es wäre; das war's, sagte er, daß ihm nicht länger vergönnt worden die Feinde Gottes zu zerstören. Bei seinem Sturz — sein Pferd war durch die Kugel getödtet, und wie ich erfahren habe noch drei andere Pferde — sagt man mir habe er sie gebeten sie möchten ihm rechts und links offenen Raum machen, damit er die Schurken könne fliehen sehen. Wahrlich er war äußerst beliebt im Heer bei Allen die ihn kannten. Aber Wenige kannten ihn, denn es war ein köstlicher Jüngling, bereitet für den Herrn. Ihr habt Ursache Gott zu lobsingen. Er ist ein glorreicher Heiliger im Himmel, worüber ihr euch höchlichst freuen mögt. Laßt Das euren Gram auftrinken. Und seht das sind keine erdichteten Worte um euch zu trösten, sondern die Sache ist wirklich so und eine zweifellose Wahrheit. Ihr könnt alle Dinge thun durch die Kraft Jesu Christi; sucht sie und ihr werdet diese

Prüfung leicht bestehen. Laßt das allgemeine Heil der Kirche Gottes euch euern besondern Schmerz vergessen machen. Laßt den Herrn eure Stärke sein. So betet euer treuer und liebender Bruder

Oliver Cromwell."

Der durch den Ungestüm der Independenten erfochtene Sieg erhöhte ihren Muth und ihre Macht, während die presbyterianischen Obergenerale den Krieg immer noch so führen wollten, daß der Friede mit dem König möglich bliebe; sie thaten nichts Entscheidendes, sie erlitten Verluste, die Kosten des Kriegs drückten das Volk. Cromwell wirkte im Feld gegen dieses System, er griff es im Parlament hart an und hielt endlich folgende Rede: „Es ist jetzt Zeit zu sprechen oder immer den Mund zu halten. Denn es handelt sich um nichts Geringeres als um die Rettung des Volks aus der blutigen Lage, ja aus dem Todeskampf, in welchen es die lange Dauer dieses Kriegs gebracht hat; sodaß ohne eine raschere, lebendigere und wirksamere Fortsetzung des Kriegs wir machen, daß das Land unserer müde wird und den Namen des Parlaments dem Hasse weiht. Denn was sagen die Feinde? Nein was sagen Viele, die anfangs unsere Freunde waren? Dies, daß die Mitglieder beider Häuser große Stellen und Commandos erhalten haben, daß das Schwert in ihren Händen ist, und daß sie durch ihren Einfluß im Parlament, durch ihre Macht im Heer sich fortwährend in ihrer Größe erhalten wollen und nicht gestatten den Krieg rasch zu enden, damit nicht ihre eigene Macht mit ihm eine Grenze finde. Dies was ich euch hier ins Angesicht sage, ist nur was Andere draußen hinter euerm Rücken äußern. Ich bin weit entfernt auf

Personen zu deuten. Ich kenne den Werth dieser Befehlshaber, aber wenn ich rücksichtslos nach meinem Gewissen reden soll, so muß ich gestehen: wenn das Heer nicht auf einen andern Fuß gebracht, wenn der Krieg nicht energischer geführt wird, so kann das Volk den Krieg nicht länger mehr ertragen und wird euch zu einem ehrlosen Frieden nöthigen. Doch wollt ich das eurer Klugheit empfehlen, daß ihr von den etwaigen Fehlern der Befehlshaber absehet, denn sie sind in militairischen Dingen schwer zu vermeiden und ich selbst muß bekennen, daß ich Manches versehen habe. Dringen wir vielmehr auf den Grund jener Uebelstände, und suchen wir sie selbst zu heilen, was sehr nothwendig ist. Und ich hoffe, wir haben so echtenglische Herzen, solch eifrige Liebe für das allgemeine Wohl unsers Vaterlandes, daß kein Mitglied eines der beiden Häuser Bedenken tragen wird sich selbst zu verleugnen und das Privatinteresse dem öffentlichen Besten zum Opfer zu bringen; daß Niemand glaubt, es werde ihm eine Unehre angethan, was auch das Parlament in dieser wichtigen Frage beschließen wird."

Das Haus der Gemeinen stimmte hiernach für die Selbstverleugnungsordonnanz, wodurch die Parlamentsmitglieder sich von allen Stellen im Dienste des Staats und Heeres ausschlossen. Die Lords verwarfen die Bill. Damals soll Cromwell gesagt haben, es werde nicht eher gute Zeit für England kommen, als bis es um die Lords geschehen sei. Er und seine Freunde setzten ihren Plan in anderer Weise durch: sie schlugen vor die Armee neuzubilden, das Unterhaus stimmte bei, und ernannte auf Cromwell's Vorschlag Fairfax zum Oberbefehlshaber; die Soldaten unter dem Commando des Grafen Essex ließen

sich bei ihm anwerben und die Zucht und Ordnung, der ernste feste Sinn und die Begeisterung für religiöse und politische Freiheit, die Cromwell's Schar beseelt, ward jetzt auf das ganze Heer übertragen. Cromwell war der eigentliche Leiter des Ganzen. Und was ihn emporgebracht? Schlechte Künste und kleine Schlauheiten waren's nicht, sondern der Blick des Genies, der Glaubensmuth, der Feuereifer und die Thatkraft, die in ihm waren. Milton sagt: „Als rechter Christ hatte er vor allem sich selbst kennen und seine Feinde im Innern bezwingen gelernt, die Furcht, den Zweifel, die eitele Hoffnung. Nachdem er so Herr und Sieger seiner selbst geworden, trat er dem Feind da draußen als ein kriegserfahrener Veteran entgegen."

Nun ward die Selbstverleugnungsbill von den Lords nachträglich angenommen. Indeß war Cromwell im Felde zu unentbehrlich und seine Leute foderten zu laut ihn zu behalten, als daß nicht durch Parlamentsbeschluß in Bezug auf ihn eine Ausnahme gemacht worden wäre. Er beruhigte oder zerstreute die Banden, welche sich bereits gebildet hatten, um das Land gegen die Uebel des Kriegs zu schützen; er hielt so strenge Mannszucht, daß kein Weib für ihre Ehre, kein Mann für seine Habe in Sorge zu sein brauchte. Am 14. Juni 1645 verlor Karl bei Naseby seine letzte Schlacht. Seine Briefschaften fielen in die Hände des Parlamentsheers, wurden veröffentlicht und überführten den König, daß er beim Ausland gegen das eigene Volk um Hilfe gebettelt. Cromwell zeigte den Sieg dem Sprecher des Unterhauses an; wie immer so erkennt er auch hier die Hand Gottes, dem allein die Ehre gegeben werden soll; Dankbarkeit

und Demuth möge die Frucht des Glückes sein. Bald darauf konnte er die Einnahme Bristols melden; sein ausführlicher Bericht schließt mit den Worten: „So habe ich euch eine treue, wenn auch unvollständige Erzählung dieses wichtigen Ereignisses gegeben; möget ihr daraus ersehen, daß all Dies das Werk Gottes ist; ja, der müßte ein rechter Atheist sein, wer Das nicht anerkennte. Man mag glauben, daß den heldenhaften Männern, deren Tapferkeit ich geschildert habe, einiges Lob gebührt; aber ihre einzige Bitte an euch und alle die dieses großen Segens genießen, ist, daß ihrer vergessen werde indem ihr Gott zu preisen gedenkt. Es ist ihre Freude, daß sie Werkzeuge waren zum Ruhme Gottes und zum Wohl ihres Vaterlandes; es ist ihre Ehre daß der Allmächtige sich ihrer bedienen wollte. Sie, die in diesem Dienste gearbeitet haben, wissen, daß Glauben und Gebet die Stadt für euch erobert; ich sage nicht allein das unsere, sondern das Gebet und der Glaube des Volks Gottes in ganz England, das mit dem Herrn gerungen hat um den Segen in dieser Sache. Es ist unser Wunsch daß Gott jetzt verherrlicht werde mit demselben Geist des Glaubens mit dem wir zu ihm um die Kraft zum Siege gerufen haben. Presbyterianer, Independenten, alle haben hier denselben Geist des Glaubens und Gebets; alle suchen und finden die Gegenwart des Herrn; sie sind einmüthig, kein Name trennt sie; es wäre sehr zu bedauern, wenn es anderwärts anders stünde. Alle Gläubigen haben die wahre und wirkliche Einheit, und diese ist höchst glorreich, denn sie ist innerlich und geistig, und vereint mit dem Leibe (der wahren Kirche) und dem

Haupt (Christus). Was die Einheit in den Formen betrifft, die sogenannte Gleichförmigkeit, so wird um des Friedens willen jeder Christ soviel thun als sein Gewissen erlaubt. Und für Brüder wollen wir in Angelegenheiten der Seele keinen andern Zwang als die Macht des Lichtes und der Vernunft. In andern Dingen hat Gott das Schwert in des Parlaments Hände gelegt zum Schrecken der Uebelthäter und zur Ehre Derer, die da recht handeln."

Im Herbst erzählte Peters im Parlament die Einnahme von Basing House, und sagte: „Das ist nun der zwanzigste besetzte Platz den diesen Sommer unser Heer erobert hat. Generallieutenant Cromwell, der Befehlshaber, brachte einen großen Theil der Nacht vor dem Sturm im Gebet mit Gott zu; und selten ficht er ohne einen Text aus der Schrift, der ihn stärkt."

Damals standen die Sachen für das Parlament so günstig, daß es neue Wahlen ausschrieb für die ausgeschiedenen Royalisten. Sein Ansehen ward in ganz England anerkannt. Der König floh zu den Schotten, und ward von ihnen dann den Engländern für Geld ausgeliefert.

1646 heirathete Oberst Ireton Cromwell's Tochter Brigitta; aus dem Hauptquartier in London schrieb der Vater ihr folgende Zeilen:

„Liebe Tochter, ich schreibe deinem Manne nicht, weil eine Zeile von meiner Hand viele von der seinen hervorruft, und das macht, daß er zu lange aufbleibt. Eure Freunde in Ely sind wohl. Deine Schwester Claypole (Elisabeth) — ich vertraue der göttlichen Gnade, ist von mancherlei unruhigen Gedanken heimgesucht. Sie sieht

ihre eigene Eitelkeit, ihren fleiſchlichen Sinn; ſie weint darum, und ſucht, ich hoffe es, was ihr genügen und Frieden geben wird. Wer ſo ein Sucher iſt der hat nächſt dem Finder das beſte Theil erwählt; wer in demüthigem Glauben ſucht der wird finden. Glücklich der Sucher, glücklich der Finder! Wer hat je geſchmeckt wie freundlich der Herr iſt, ohne ein Gefühl von Selbſtſucht, Eitelkeit und Schlechtigkeit? Wer hat jemals ſeine Gnade geſchmeckt und dann nicht den vollen Genuß verlangt und heiß begehrt? Liebes Herz, voran! Laß nicht den Ehemann, laß nicht irgend was deine Liebe zu Chriſtus kühlen. Ja, ich hoffe dein Mann wird ein Anlaß ſein ſie zu entflammen. Das Liebenswertheſte an ihm das iſt das Bild Chriſti das er trägt. Sieh auf dieſes, liebe es über Alles und das Andre um ſeinetwillen. Ich bete für dich und ihn, thut ſo für mich."

Der König war beſiegt; er lebte auf dem Schloß Holmby; aber er hoffte jetzt, als die beiden ſiegreichen Parteien, die Presbyterianer und die Independenten, ihre Unterſchiede zur Sprache brachten, daß er eine Partei durch die andere vernichten und wieder herrſchen könne. Das Parlament war vorzugsweiſe presbyterianiſch und gab nun eine Kirchenordnung, nach welcher gleichförmig in England und Schottland gelebt werden ſollte; das Heer verlangte volle Gewiſſensfreiheit und für jeden Gläubigen das gleiche Prieſterthum, das gleiche Recht Gott auf ſeine Weiſe zu verehren. Die Independenten ſahen, daß ihnen nur ein anderes Joch aufgelegt werden ſollte; das Parlament begann die Macht des Heers zu fürchten; es ſollte getheilt, es ſollte entlaſſen werden. Aber die Männer, welche ihr Leben eingeſetzt für ihre

Sache, welche durch das Gottesurtheil der Schlachten den Sieg erfochten hatten, sie konnten sich den Preis desselben nicht entziehen lassen, sie konnten nicht dulden, daß so viele Tausend ihrer Brüder umsonst geblutet haben sollten. Cromwell war fortwährend die Seele des Heers. „Niemals", schrieb er im März 1647 an Fairfax, „waren die Gemüther der Menschen erbitterter. Gewiß hat der Teufel nur eine kurze Zeit. Es ist gut, wenn wir gegen all Das ein festes Herz haben. Die nackte Einfalt Christi mit der Weisheit, die es ihm gefiel uns zu geben, und Geduld werden Alles überwinden. Möge Gott euer Herz wie bisher aufrechterhalten." Bewegungen die in den Elementen der Zeit lagen und mit elementarischer Gewalt hervorbrachen, konnte kein einzelner Mensch mit schlauer Berechnung veranlaßt haben, wie die gewöhnliche Ansicht von Cromwell behauptet; noch hat er durch Meisterstreiche von Doppelseitigkeit sich durch das Chaos als Sieger und Ordner emporgearbeitet, sondern „durch eine ununterbrochne edle männliche Einfachheit, dadurch daß er Ein Ding vor Gott und dasselbe Eine vor den Menschen im Sinn hatte, durch gewissenhafte Entschlossenheit, durch Glaubenskraft und Wahrhaftigkeit; und hierin liegt, wie immer es auch bei den Füchsen sein mag, bei den Menschen die Quelle der Klarheit und des Erfolgs" (Carlyle).

Es wird ein Ausschuß der Offiziere und einer der Soldaten, gleichsam ein Heerparlament mit Ober- und Unterhaus gebildet; man verlangt den rückständigen Sold, man will sich nicht nach Irland schicken und zerstreuen lassen, man fodert Gerechtigkeit. Cromwell und Ireton, zur Vermittelung ins Lager gesandt, ernten den Dank

des Parlaments. Ein Cornet, Joyce, bemächtigt sich des Königs und entführt ihn für das Heer nach Hamptoncourt. Anklagen gegen Cromwell verstummen vor seinem Auftreten im Unterhaus. Eine Denkschrift der Offiziere, wahrscheinlich von Cromwell verfaßt, bezeichnet dem presbyterianischen Stadtrath von London unterm 10. Juni die Foderungen des Heers: Die Soldaten bestehn als Engländer darauf daß die Volksrechte verfassungsmäßig festgestellt, Frieden und Freiheit im Staate gegründet werden. „Wir verlangen keine Aenderung der Regierungsform. Ebenso wenig wollen wir die Presbyterialverfassung stören oder unterbrechen. Noch suchen wir unter dem Vorwande der Gewissensfreiheit der Willkür in religiösen Dingen die Bahn zu öffnen. Hat einmal der Staat eine Verfassung, dann haben wir nichts zu thun als uns zu unterwerfen. Aber wir wünschen daß jeder gute Bürger und Jedermann wer friedlich lebt und unbescholten, Freiheit und Ermuthigung habe. Und Das glauben wir steht im Einklang mit der wahren Politik aller Staaten und mit der Gerechtigkeit selbst." Dies zu erlangen rücken sie auf London zu; haben sie es erreicht, dann wollen sie entlassen sein. Die Stadt soll für ihre Habe unbesorgt sein; nur wer dem Heer sich bewaffnet widersetzen will, auf dessen Haupt komme was dann geschieht.

Solch ernste Sprache stimmt das Parlament zur Nachgiebigkeit; ein Beschluß gegen das Heer wird zurückgenommen, elf Deputirte auf das Verlangen desselben auf ein halbes Jahr beurlaubt. Schon denken die heftigsten Independenten, die Levellers oder Gleichmacher, an Absetzung des Königs und Abschaffung des König-

thums. Cromwell mit seinem Sinne für Ordnung sieht die Gefahr der Verwirrung darin; zugleich rührt ihn die väterliche Zärtlichkeit Karl's für dessen Familie; „Gott möge seine Gnade gegen mich nach der Aufrichtigkeit meines Herzens gegen den König messen", sagt er, und verspricht ihm seine Unterstützung unter der Bedingung einer zehnjährigen Machtbeschränkung nach der Art wie das Parlament dieselbe verlangt hatte. Der König versagt seine Einwilligung, da in London ein Aufstand für ihn ausbricht; der Tumult erzwingt vom Unterhaus die Erklärung den König zurückzurufen. Aber die Sprecher beider Häuser mit mehr als sechzig Mitgliedern flüchten ins Lager, das Heer rückt in London ein und schließt nun die Parlamentsglieder aus, welche bei dem Aufruhr betheiligt waren. Zugleich erfahren Cromwell und Ireton was der König mit ihnen vorhat. Es wird ihnen von einem Sattel berichtet, der nach Holborn in das Wirthshaus zum Blauen Eber gebracht, von dort nach Dover und Frankreich befördert werden solle; er enthalte Depeschen des gefangenen Königs. Sie öffnen den Sattel und sehen wie der König an seine Gemahlin schreibt: „Meine Stunde ist endlich gekommen: ich bin jetzt der Mann, um dessen Gunst man sich bewirbt. Ich neige mich mehr zu einer Verbindung mit den Schotten als mit dem englischen Heer. Aber was ich auch zuzugestehen scheine, sei ohne Furcht. Ich weiß wohl, wann es Zeit ist, wie man mit diesen Kerlen verfahren muß; statt des Hosenbandes von Seide werde ich einen hanfenen Strick für sie zurechtmachen." Jetzt bekannte Cromwell offen, daß die Eitelkeit der Welt ihn getäuscht, daß mit dem Könige nichts anzufangen sei. Doch suchte er die

Flucht desſelben zu veranlaſſen und zu begünſtigen, wie ſpäter Wilhelm von Oranien in Bezug auf Jakob II. verfuhr. Die Gleichmacher im Heer murrten gegen ihn, ja es kam bei einigen Compagnien bereits zu förmlicher Meuterei. Mit perſönlicher Gefahr trat Cromwell unter die Aufgeregten, und mit augenblicklicher Energie und ſpäterer Milde rettete er die Armee wie das Land aus drohender Verwirrung. Der Fluchtverſuch des Königs mislang, und dieſer konnte nur den Ort ſeiner Gefangenſchaft vertauſchen, indem er ſich auf die Inſel Wight begab.

Mitten unter dieſen Staatsgeſchäften und bis in das folgende Jahr hinein ward Cromwell von der Verheirathung ſeines Sohnes Richard in Anſpruch genommen. Er zog dem ſchönern Mädchen das gottſeligere vor, und verfuhr, wie ſeine bezüglichen Briefe darthun, mit großer Umſicht und Sorgfalt, zugleich das Intereſſe ſeiner jüngern Töchter, Marie und Franziska, wahrend. Der Staat hatte ihm und ſeinen Erben eine Revenue von 1680 Pfund Sterling auf die Güter des Lords Worceſter angewieſen; er überließ aber nicht blos 1000 Pfund hiervon den öffentlichen Kaſſen für die nächſten fünf Jahre, ſondern verzichtete auch auf die großen Summen die er an rückſtändigem Sold zu fodern hatte.

Jetzt, in einer Sitzung am 3. Januar 1648, ward im Parlament der Antrag geſtellt: keine Botſchaft vom König mehr anzunehmen, den Staat ohne ſeine Mitwirkung zu ordnen. Cromwell war für dieſen Schritt. „Der König", ſprach er, „iſt ein Mann von vielem Geiſt und großen Gaben, aber ſo falſch und hinterliſtig, daß Niemand ſich ihm vertrauen kann. Während er uns

ſeine Liebe betheuert, unterhandelt er insgeheim mit den ſchottiſchen Abgeordneten, um die Nation in einen neuen Krieg zu ſtürzen. Die Stunde iſt gekommen, wo das Parlament allein das Reich retten und regieren muß. Die Männer welche euch bisher mit ihrem Blut vertheidigt haben, werden es mit gleicher Treue auch ferner thun. Laßt ſie nicht glauben, daß ſie verrathen und der rachgierigen Wuth des Feindes überlaſſen werden, welcher auch der eurige iſt. Wenn ihr euch ſelbſt verließet, ſo würdet ihr ſie nöthigen euch auch zu verlaſſen und ihr Heil für ſich allein zu ſuchen." Er ſetzte ſich, die Hand am Schwert. Der Antrag ward angenommen. Dies erregte große Gährung im Lande; denn Viele hatten ſolch ein Aeußerſtes doch nicht gewollt. Irland ward ſchwierig, Schottland beſchloß die Aufſtellung eines Heers für das Königthum, an vielen Orten in England kam's zu offener royaliſtiſcher Schilderhebung. Cromwell ſuchte bei der gemeinſamen Gefahr die Partei der Presbyterianer mit den Independenten zu vereinigen, um energiſch voranzugehen; jene waren zu ſtolz, zu befangen in ihren Doctrinen, ſodaß der Verſuch ſcheiterte. Nun berieth er ſich mit dieſen allein was zu thun ſei. Die Staatsmänner wollten vom Königthum, das durch Bibel, Vernunft und Erfahrung verworfen ſei, nichts mehr wiſſen; die Generale wünſchten die Republik, wollten aber keine Uebereilung, ſondern daß man nach den Umſtänden handle, und jeden Tag dem Gebot der Vorſehung gehorche. Ludlow drang in Cromwell, daß er ſich erkläre; Dieſer aber warf ihm ein Polſter an den Kopf und verließ das Zimmer. Das Parlament wollte den Sturm durch Nachgiebigkeit beſchwören. Am 28. April beſchloß es, daß

Königthum, Ober- und Unterhaus in der Verfassung nicht geändert werden sollten, daß mit dem König auf der Grundlage der alten Bedingungen wieder verhandelt werden könne.

Cromwell war lebensgefährlich erkrankt. Genesend schrieb er an Fairfax: „Ich habe in mir selbst den Spruch des Todes vernommen, damit ich auf Ihn baue der von den Todten auferweckt, und mich nicht auf das Fleisch verlasse. Es ist ein Segen darin täglich zu sterben. Denn was ist in dieser Welt der Rede werth? Das Beste ist eitel in ihr. Ich finde das einzige Gut darin: den Herrn zu lieben und sein armes verachtetes Volk, zu handeln für sie und bereit zu sein für sie zu leiden; — wer dessen würdig erfunden wird, hat Gnade vor Gott.“ Er sah, daß das Parlament auf dem Wege war Alles zu verlieren, was er und die Seinen erstritten hatten. Er ging ins Lager und wollte, daß das Heer nach London zöge, das Parlament von den Furchtsamen reinigte, und um des öffentlichen Wohles willen die Herrschaft in die Hand nähme. Fairfax rieth von diesem Aeußersten ab. Da ging Cromwell nach dem Westen um den Aufstand niederzuwerfen. Aber kaum vernimmt er, daß die Schotten in England eingefallen, als er sich nordwärts wendet, und ohne einen Befehl vom Parlament abzuwarten, nur Schuhe für seine Soldaten begehrend, schlägt er die Schotten, die noch die Möglichkeit seiner Ankunft bezweifeln, zu dreien malen, am entscheidendsten bei Preston, rückt in Schottland ein, und gewährt nur (im September) dann den Frieden, als sie die Sache des Königs aufgeben und den Bund mit England aufs neue beschwören. Aber das Parlament

hatte seine Siegesbotschaften mit Angst und Schrecken vernommen, es wich mehr und mehr zurück, es knüpfte neue Unterhandlungen mit dem König an, stellte diesem günstigere Bedingungen und merkte nicht wie Karl insgeheim gegen es in Irland conspirirte. Was sollte ein Cromwell thun, der dies falsche Spiel durchschaute, die Gefahr kannte, welche in dieser heillosen Verwirrung der religiösen und bürgerlichen Freiheit drohte? Die Armee hatte mit wachenden Augen Alles beobachtet, sie setzte ihren Kriegsrath von neuem ein und erklärte, daß der König nicht wieder zur Regierung berufen werden könne, sondern vor Gericht gestellt werden müsse. Eine entschiedene Minorität im Parlament war derselben Ansicht.

Cromwell hatte sich immer fester gewöhnt in jedem Unfall eine Heimsuchung, in jedem Glück eine Gnade und ein gutheißendes Gottesurtheil wahrzunehmen. „Es ist nicht gut", meinte er, „den Winken der Vorsehung nicht zu folgen. Die Menschen, ob sie wollen oder nicht, müssen den Willen Gottes erfüllen; und wir wollen unserm Volke dienen. Unsre Ruhe erwarten wir anderswo, sie wird dauernd sein." — „Ihr habt erfahren", schrieb er den Schotten, „was für ein gefährlich Ding es ist einen ungerechten Krieg zu wagen und den gerechten Gott als Richter anzurufen. Gott ließ seine Feinde in beiden Königthümern das Haupt hoch tragen und das Volk bedrücken, damit die Nothwendigkeit der Einheit beider Nationen erkannt werde; daß er die Feinde von uns darniederwerfen ließ, hat die Einheit seines Volks in Liebe begründet." — Er hatte dem Parlament in seinen Siegesberichten wiederholt die Sorge für das Volk, für seine gottseligen Helden ans Herz gelegt und auf die

so schrecklichen als gerechten Zeugnisse der Vorsehung hingewiesen, damit sie Frieden und Wohlfahrt aufrichten und die Ruhestörer aus dem Lande werfen möchten. Er hoffte, daß durch die Gnade Gottes, die sich im äußern Erfolg zeigte, der Mensch erkennen werde, was er angesichts Gottes ist, daß Glaube, Liebe, Hoffnung erweckt, daß Christus im Gemüth geboren und zu einem vollendeten Mann in uns erwachsen werde. Er hatte an Fairfax geschrieben: „Ich bete darum daß die Nation, daß die Obrigkeit einsehe, was Gott in alledem gewollt hat, und was unsere Pflicht ist. Gewiß nicht dies, daß das arme fromme Volk dieses Reichs nochmals in Krieg und Noth gestürzt werde, noch daß wir unsere Nacken unter das Joch der Knechtschaft beugen. Denn Das, was jüngst geschehen ist, war das wunderbare Werk Gottes, der die Ruthe des Bedrückers zerbrochen hat wie an dem Tage von Midian, — nicht mit in Blut getauchten Gewändern, sondern durch den Schrecken des Herrn; und er will sein Volk erretten und seine Feinde verderben bis auf diesen Tag. Der Herr verdopple seine Gnade für euch, er segne euch, er halte euer Herz aufrecht; und dann, ob ihr auch nicht nach dem Sinn der Leute von dieser Welt und ihrer Weisheit seid, ihr werdet den Augen Gottes theuer sein, und er wird euch ein Horn und ein Schild sein."

Das ausführlichste Document über Cromwell's damalige Ansicht ist ein Brief an den Statthalter auf der Insel Wight, seinen Freund Robert Hammond. Dort schreibt er am 25. November 1648 unter Anderm: „Du fragst nach meinen Erfahrungen; ich bin wie du mich gekannt hast, ich habe einen Leib der Sünde und des Todes,

aber ich danke Gott, durch Christus ist keine Verdammung, sondern Erlösung. Ich finde Gnade und süßen Trost durch den Geist. Der im feurigen Busch erschien, er hat sich auch uns nicht unbezeugt gelassen und wird das Uebrige vollenden. Du hast Zweifel in deinem Gemüth, du findest dein Amt schwer, du weißt nicht ob eine Minderheit, wenn sie im Recht ist, gegen die Mehrheit vorschreiten darf. Fürs erste: Nenne deine Bürde nicht schwer, denn sie ward dir vom Vater des Lichts aufgelegt, von welchem alle gute und vollkommene Gabe kommt; was er uns auflegt, ist wohlgethan, und soll uns im Glauben und in der Geduld stärken, damit wir vollkommen werden. Suche nur den Willen Gottes zu erkennen in dieser ganzen Kette von Ereignissen, durch die du und der König dort zusammengekommen; und dann wirst du den Willen einer Vorsehung in Allem finden. Und Gott ist uns nicht erschienen, damit der Sündige erhöhet werde; es ist kein Friede mit ihnen. Du sagst ferner: Gott hat Obrigkeiten eingesetzt, denen man activen und passiven Gehorsam schuldig ist; Dies ist unser Fall in Bezug auf das Parlament. Allerdings, mein Lieber, sind Obrigkeiten von Gott verordnet; aber ich denke nicht, daß sie thun können was sie wollen, und man ihnen doch gehorchen müßte. Alle stimmen überein, daß es Fälle gibt in welchen der Widerstand gesetzlich ist. Darum, sind wir in solch einem Fall? das ist die Frage. Und da sieh was du in deinem eigenen Herzen zu folgenden Betrachtungen sagen wirst: 1) Ist das Wohl des Volks das höchste Gesetz? 2) Steht nicht die ganze Frucht des Kriegs auf dem Punkte verloren zu gehen? Wird durch die Maß-

regeln des Parlaments nicht Alles ſchlimmer werden als es zuvor war, und geſchieht Dies nicht gegen die ausdrückliche Uebereinkunft mit Denen, die ihr Leben für ihre Sache in die Schanze geſchlagen? 3) Iſt dieſe Armee nicht eine geſetzliche Macht, berufen von Gott um das Volk zu retten und gegen den König zu fechten? — Laß uns, lieber Robin, auf die Zeichen der Vorſehung achten, ſie ſind ſo klar, unumwölkt, zuſammenhängend, beſtändig! Bosheit will das Volk Gottes, die nun ſogenannten Heiligen ausrotten, und dieſe armen Heiligen ſiegen überall! Auch heißt Das nicht Gott verſuchen, wenn man den Kampf mit der Uebermacht aufnimmt; ſondern in fleiſchlicher Sicherheit und ohne Treu und Glauben handeln, Das heißt Gott verſuchen. Wenn der Herr ſein Volk von einer Maßregel und deren Nothwendigkeit überzeugt hat, dann iſt Glaube die Macht dieſer Ueberzeugung im Herzen, und je größer die Schwierigkeiten der Ausführung, deſto größer der Glaube. Sei der Herr dein Berather!"

Das Parlament beſchloß am 5. December, die vom Könige gegebenen Antworten und Zugeſtändniſſe gewährten eine geeignete Grundlage zum Frieden. Da hielt der Kriegsrath in der Nacht auch ſeine Sitzung. „Man hätte der Nation den Hals abgeſchnitten während der Zeit, die nöthig geweſen wäre um ein geſetzliches Rettungsmittel zu finden und durchzuſetzen", ſagte Cromwell ſpäter in einer Staatsrede; und in Bezug auf die Einmiſchung des Heeres geben wir für dieſe und andere Angelegenheiten zu bedenken, daß es nicht aus Söldnern und Prätorianern beſtand, ſondern aus den beherzteſten und begeiſtertſten Bürgern Englands, die den Sieg ihrer

Sache entschieden hatten und, um wiederum mit Cromwell zu reden, „diese Männer, nachdem sie ihr Leben eingesetzt, hatten sie ein Interesse die Sache zu prüfen; sie waren keine Miethlinge, sondern Männer welche Frauen und Kinder im Volk hatten und die folglich fragen konnten ob das Ende des Kampfes von der Art sei daß es sie befriedigen könne."

Am 6. December besetzten zwei Regimenter die Zugänge zum Unterhaus. Oberst Pride wies viele Deputirte zurück, andere nahm er in Haft, und wiederholte das am folgenden Tag. „Mit welchem Recht?" fragte Prynne? „Mit dem Recht der Nothwendigkeit und des Schwerts", gab Hugh Peters zur Antwort. Beim Volk war Pride der Held des Tages; Pride's Purganz nannte es die Reinigung, die er im Unterhaus vorgenommen, und der Rest der Deputirten hieß das Rumpf- oder Hinterparlament. Dies zog jetzt die Vorschläge des Heeres in Betracht, welche die Absetzung und Anklage Karl Stuarts foderten. Cromwell kam an jenem Tage von Schottland her ins Parlament, empfing den Dank des Hauses für sein dortiges Wirken und sprach: „Gott ist mein Zeuge, daß ich nichts von Dem gewußt habe, was eben hier vorgegangen; indessen weil die Sache einmal geschehen ist, bin ich wohl zufrieden damit und muß sie vertreten. Und was das Gericht über den König betrifft, ich würde Wehe über Den rufen, der es aus eigenem Antrieb hier zur Sprache gebracht hätte; aber da es die Vorsehung selbst und die Nothwendigkeit der Dinge ist die uns dazu geführt haben, so muß ich Gott bitten, daß er euch wohl berathen möge; ich selber bin noch nicht vorbereitet euch meine Ansicht darüber zu sagen."

Schon längst hatten die Leveller den König nur den großen Schuldigen geheißen und im Frühling hatte eine merkwürdige Versammlung der Offiziere zu Windsor stattgefunden; Generaladjutant Allen, ein Theilnehmer, berichtet darüber. Das Heer sah sich vom König getäuscht und mit dem Parlament in Zwiespalt; es hörte wie die Freunde im Volke murrten, daß es die gerade Bahn verlassen; Eifersucht und Zwietracht fingen an in seinen eigenen Reihen auszubrechen, und in England und Schottland wehten die Kriegsfahnen der Royalisten. Schon wiesen Einige auf das Beispiel Jesu hin, der auch gelitten habe, Andere aber meinten noch sei die Zeit der That; und so beschlossen die Führer gemeinsam ihre Seele vor Gott zu demüthigen, nach der Schuld zu forschen, die ihnen jene Heimsuchungen bereitet, und so Trost und Hülfe zu gewinnen. Sie brachten einen Tag im Gebete zu ohne ein anderes Resultat als daß sie fortfahren müßten zu suchen. Am andern Morgen lasen Einige aus der Bibel und predigten; und dann foderte der Generallieutenant Cromwell von allen Anwesenden eine ernste Betrachtung Dessen, was sie als Soldaten, was sie als Christen gethan; ob sie ein Unrecht fänden, ob sie es abthun und damit den Grund des eben waltenden Strafgerichts abwenden könnten. Sie sollten sehen welche Zeit es war wo sie sagen konnten: Gott ist uns gegenwärtig und verwirft uns nicht vor seinem Angesichte. Diese Zeit fanden sie und fanden, daß es anders geworden, als Menschenwitz und Menschenfurcht sie zu den Zusammenkünften mit dem König und seiner Partei verleitet. Da citirte am dritten Tag Major Goffe die Stelle der Sprüchwörter: „Wendet euch nun

nach meiner Strafe; ich will meinen Geist unter euch ausgießen und mein Wort kundthun. „Und wir fühlten", sagt Allen, „unsere Schuld und erkannten Gottes Gerechtigkeit in Allem was uns widerfahren war. Und auf diesem Weg führte uns der Herr zur Erkenntniß nicht blos unserer Sünde, sondern auch unserer Pflicht; und Das ward so einmüthig von allen Herzen empfunden, daß Keiner ein Wort zum Andern reden konnte vor bitterm Weinen im Gefühl der Scham über unsern Unglauben, unsere niedrige Menschenfurcht, unsere fleischlichen Berathungen mit der eigenen Weisheit statt mit dem Worte Gottes, welch letzteres allein der Weg der Weisheit, Kraft und Sicherheit ist. Und so ließ der Herr mit Furcht und Zittern uns seiner erfreuen, und wie er uns auf seinen Weg gebracht, da kamen wir alle übereinstimmend zur Einsicht: daß es die Pflicht des Tages für uns sei, mit den Kräften die wir hätten auszuziehen und zu fechten gegen die Uebermacht der Feinde, die sich dies Jahr allerwärts gegen uns erhob, mit demüthigem Vertrauen auf den Namen des Herrn allein, daß wir sie zerstören würden. Und nachdem wir das Angesicht Gottes ernstlich gesucht, kamen wir nach gründlicher Besprechung zu dem klaren und gemeinsamen Beschluß: daß es unsere Pflicht sei, wenn uns je der Herr in Frieden zurückbringe, Karl Stuart, den Mann des Bluts, zur Rechenschaft zu fodern wegen des Bluts, das er vergossen, wegen des Unrechts das er gethan, so viel an ihm war gegen die Sache und das Volk Gottes in diesen armen Nationen.

Es war ein revolutionairer Act, der das Parlament vieler seiner Mitglieder beraubte, und ohne die Zustim-

mung der Lords einen hohen Gerichtshof einsetzte, um den König vor seine Schranken zu fodern; es war ein revolutionairer Act, der die Volkssouverainetät proclamirte und das Oberhaus aufhob; aber war der Spruch des Revolutionstribunals ungerecht, welcher Karl Stuart für einen Tyrannen, Verräther, Mörder und öffentlichen Feind erklärte? Der König hatte die Grundgesetze des Staats gebrochen, hatte durch seine Treulosigkeit das Volk in den Krieg gestürzt und war schuldig an dem Blute, das vergossen ward. „Für funfzehn Jahre der Verfolgung, der Gewaltherrschaft, der Falschheit vertheidigen sie ihn mit seinen häuslichen Tugenden", sagt Macaulay. „Wir klagen ihn an, daß er den Krönungseid gebrochen, und man sagt uns, daß er das Ehegelöbniß hielt. Wir beschuldigen ihn, daß er sein Volk der erbarmungslosen Quälerei heißköpfiger hartherziger Prälaten preisgab, und die Vertheidigung lautet, daß er seinen kleinen Sohn auf seinem Knie schaukelte und küßte. Wir tadeln ihn daß er die Bill of Right verletzt, nachdem er sie heilig zu halten versprochen, und wir werden belehrt daß er früh um sechs Uhr sich vorbeten ließ!" Dennoch war keine drohende Gefahr vorhanden, um die Gewalt zu rechtfertigen, die man gegen den Gefangenen anwandte; er war unschädlich, war weder als Politiker noch als Soldat zu fürchten. Er fiel als ein Opfer des Parteigeistes im Bürgerkrieg, als die Herzen hart geworden waren; er ward hingerichtet in einem Jahrhundert, welches die Todesstrafe um geringerer Vergehen willen vollstreckte als die seinen gewesen waren; er ward geopfert von Männern, die gerade durch diese That zeigen wollten, falsch sei die Stuartische Doctrin, welche die

Könige für Götter auf Erden erklärte und über das Gesetz stellte, vielmehr auch Könige seien Menschen und Gott und dem Volke für ihre Thaten verantwortlich. Ich habe schon früher bemerkt wie, die Puritaner im Kampf mit der Staatskirche und unter dem Druck derselben das ethische Element des Protestantismus sich aneigneten, durch Kampf und Druck aber zu sektenhafter Einseitigkeit und Schärfe kamen. Um des Einen willen welches noth ist vergaßen sie oder verachteten sie so vieles Schöne im Leben, und verschmähten das Weltliche statt es im Geiste zu verklären. Ihre Manieren sind der frivolen Eleganz des 18. Jahrhunderts zum Spott geworden; aber „wenn wir wählen müßten, so würden wir wie Bassanio die glänzenden Kästchen stehen lassen die den Todtenkopf und den Narrenkopf enthalten, und das einfache bleierne nehmen welches den Schatz insichschließt." Denn die Puritaner lebten beständig vor dem Auge ihres Schöpfers und Richters, und gewannen ihr besonderes Gepräge durch die beständige Betrachtung des Ewigen; nicht im Allgemeinen blos, sondern in allen Dingen sahen sie den Willen und das Werk der Vorsehung, für deren Macht nichts zu groß, für deren Blick nichts zu klein. Gott zu erkennen, ihm zu dienen, seiner sich zu freuen, das, sagt Macaulay in seiner Charakteristik Milton's, war der große Zweck ihres Daseins; sie wollten ihn von Angesicht zu Angesicht sehen, und verwarfen die ceremoniöse Huldigung, die ihm andere Secten statt des reinen Dienstes der Seele weihen. Aller Unterschied der irdischen Dinge verschwand, wenn man sie mit dem einen Unendlichen verglich; darum erkannten sie keine andre Würdigkeit noch Ansehen als die Gnade

Gottes, und dieser vertrauend verachteten sie Titel und Rang der Welt. Denn der Geringste unter ihnen war ein Wesen, dessen Schicksal eine geheimnißvolle Wichtigkeit hatte, dem an dem Heil seiner Seele mehr als an der ganzen Welt gelegen war, um dessentwillen die Ereignisse der Zeit von Gott geordnet waren, welche der Menschenwitz irdischen Ursachen zuschrieb, um dessentwillen Christus am Kreuze gestorben war und die Natur im Todeskampf ihres Gottes erbebte. So beseelte die Puritaner einmal das Gefühl der Selbsterniedrigung, der Buße, des Sündenbewußtseins, aber dann auch der Gnade und des Gottvertrauens, das sie ruhig, unbeugsam, ja stolz machte. Sie warfen sich in den Staub vor ihrem Schöpfer, aber setzten den Fuß auf den Nacken eines Königs. Was sie thaten war ihnen ein Gottesdienst; es gab für sie keine Gefahr, kein Unglück, denn Alles war die Schickung eines liebenden Vaters; der Tod hatte seine Schrecken, die Erde ihre Reize für sie verloren. Mit furchtbarem Ernst ergriffen sie die Sache der bürgerlichen Freiheit, welche für sie zugleich die der Religion war, und sie warfen in ihrem Feinde den Feind Gottes zu Boden, gleich den Helden des Alten Testaments, während jene weniger classisch gebildeten Republikaner, die Cromwell Heiden nannte, in ihrem Plutarch von den großen Menschen, den Tyrannenmördern Timoleon und Brutus gelesen hatten, und nun zur Gründung der Freiheit dieser auch ihrerseits einen König zum Opfer zu bringen gedachten.

Diesem Geist erlag Karl Stuart; er fiel nicht durch heimlichen Dolch, sondern durch öffentlichen Richterspruch, durch das Beil des Scharfrichters. Es liegt etwas Un-

geheures in dem Muthe, mit welchem damals gerade zur Zeit der absoluten Königsmacht die Puritaner der Meinung der übrigen Welt trotzten und ihr einen fürchterlichen Beweis des Bibelspruches gaben, daß auch die Fürsten Menschen sind.

Wir können der Erklärung Cromwell's Glauben schenken, daß er die That nicht angeregt. Es konnte ihm nicht entgehen wie sie einen großen Theil des Volks mit Gram und Schauder erfüllte, und wie nun die unschuldige und unglückliche Jugend Karl's II. ein viel gefährlicherer Gegner ward als der geschlagene Vater war. Er hatte den König retten wollen, aber sehen müssen, daß auf denselben kein Verlaß war; nun scheint er sein eigenes Urtheil dem Verlangen des Heeres untergeordnet zu haben: das Parteihaupt, welches gewöhnlich gebietet, muß manchmal gehorchen, zumal wenn die Partei nicht eine bloße Masse ist, sondern von selbstbewußten eigenwilligen Individuen gebildet wird. In zweifelhafter Lage wandte Cromwell sich im Gebete zu Gott, und wann ihm da ein Gedanke klar und lebhaft vor die Seele trat, so nahm er diesen für eine Offenbarung und Eingebung Gottes; so entschied er sich nach manchem Kampfe plötzlich für den Tod des Königs, und jetzt folgte die That rasch und keck dem Entschluß. Er trat noch zum Sarge des Enthaupteten. „Das ist ein Körper von gesundem Bau der ein langes Leben versprach", hörte man ihn sagen; was er dachte, müßte ein Shakspeare darstellen.

Im Februar 1649 ward das Königthum abgeschafft, das Haus der Lords förmlich aufgehoben und England für ein Gemeinwesen (Commonwealth) oder einen Frei-

ſtaat erklärt, an deſſen Spitze das vom Volk erwählte Parlament ſtehe. Das Lange Parlament zählte noch 150 Mitglieder, ſie ernannten einen Staatsrath von 41 als Regierung; Cromwell war Mitglied deſſelben; er herrſchte mit dem Heere. In England galt es die Auswüchſe der Freiheit in Schranken zu halten. Da war ein Soldat Everard, der ſich für einen Propheten hielt, berufen den ſächſiſchen Stamm aus der Knechtſchaft zu retten, in die denſelben die Normannen Wilhelm's des Eroberers gebracht; er habe, ſagte er, eine Erſcheinung gehabt die habe geſprochen: Stehe auf, pflüge die Erde und ernte ihre Früchte. Er foderte zuerſt das Volk auf das wüſtliegende Land urbarzumachen und dieſen neuen Beſitz gemeinſam zu haben, dann würde die Gütergemeinſchaft allgemein werden. Das Volk aber riß Grenzpfähle weg und fing an in Parks ohne Wiſſen der Eigenthümer zu arbeiten. Da waren Andere, die den Gehorſam kündigten, weil jetzt das Tauſendjährige Reich gekommen ſei, wo nur Gott herrſche. Einige Corporale ſtarben unerſchrocken für ihren Irrthum; Cromwell's Ernſt und Milde hielten die Ruhe aufrecht.

Einen härtern Stand gab's in Schottland und Irland. Dort war Karl II. als König ausgerufen und der Bürgerkrieg entbrannte von neuem. Seit jener Bluthochzeit die Irland gegen die Proteſtanten angeſtellt, war in fortwährendem Bürgerkrieg das Land verwüſtet, das Volk verwildert. Cromwell ward hingeſandt, um mit bewaffneter Hand Ordnung zu ſtiften. Er kam wie ein Engel des Gerichts, und altteſtamentliche Rachegedanken erfüllten die Bruſt ſeiner Soldaten. Doch wird man ſchwerlich behaupten können, daß er das Schwert mehr

gebrauchte als nöthig war, schwerlich leugnen können, daß er wirklich Frieden stiftete und Irland organisirte, ja zu Gedeihen brachte. Die irischen Katholiken hatten sich im Jahr 1641 für freie Religionsübung erhoben, aber ihre gerechte Sache durch fürchterliche Gräuel mit Blut besudelt; in wüsten Parteikämpfen war Nichts als Falschheit und Elend großgeworden. „Oliver Cromwell", sagt Carlyle, glaubte nicht, „daß man hier mit Rosenwasser heilen könnte, er glaubte an die Gerichte Gottes, an Sünde und Strafe." Ob er als Schlächter kam oder als Arzt und Richter, das ist die Frage. Wir können sie aus seinen Berichten und Familienbriefen, wir können sie nach dem Erfolg seines Auftretens beantworten.

Cromwell sah die Schwierigkeit seiner Aufgabe, aber er folgte dem Gebot des Parlaments und dem Gebot der Vorsehung, er hoffte, und sei es mit Gefahr seines Lebens, den Fortschritt der Rebellen zu hemmen, der sie so stolz machte; alle festen Plätze nämlich waren in ihren Händen, Ormond befehligte sie. Parlament und Volk in England gaben bereitwillig das Geld für Flotte und Heer, deren Ausrüstung Cromwell mit gewohnter Energie betrieb. Psalmen singend und betend ging er mit 12,000 Mann im August unter Segel. Er zog in Dublin ein und hielt auf offenem Markt eine Rede, Gehorsam und Ruhe verlangend; er komme als Wiederhersteller von Freiheit und Recht, von Zucht und Gottesfurcht. Sie sollten wählen, ob sie auf diesem Weg mit ihm gehen, oder ob sie Widerstand leisten und durchs Schwert umkommen wollten.

Ormond hatte über 3000 seiner besten Soldaten nach Drogheda geworfen; Cromwell rückte Anfangs September

vor die Stadt und verlangte wie überall die Uebergabe der Festung mit der Gestattung freien Abzugs für die Besatzung. Diese aber hoffte, vom Ort begünstigt, daß er vielmehr hier erliegen werde. Doch Cromwell war der Mann, sein Wort wahrzumachen daß keine Schonung sein werde, wenn er stürmen müsse. Sein Geschütz that wenig Wirkung. Einmal waren die Seinen schon durch eine Bresche eingedrungen, aber der Feind schlug sie zurück, bis sie von neuem vordrangen und alle Bewaffneten niederhieben. Einige Thürme waren noch besetzt; vergebens war auch hier die Foderung der Uebergabe. Da ward der eine angezündet und verbrannt; dann ergab sich der andere, die Offiziere wurden erschossen, die Gemeinen decimirt, die Uebriggebliebnen nach der Insel Barbados gesandt. Mit den Soldaten wurden die Mönche erschlagen, die noch während der Belagerung gegen die Protestanten Feindschaft geübt. Ueber 3000 Menschen erlagen so dem Schwert. Es war eine furchtbare That; wir brauchen es dem Helden nicht zu sagen, in dem Bericht ans Parlament sagt er selbst: „Der Feind ist mit Schrecken erfüllt, das Unglück wird ihm heilsam sein. Ich bin überzeugt daß es ein gerechtes Gericht Gottes ist über diese barbarischen Unholde, die ihre Hände in soviel unschuldigem Blut gebadet, und daß es den Erfolg haben wird für die Zukunft das Blutvergießen unnöthigzumachen. Diese Gründe rechtfertigen solche Thaten, welche sonst nur Gewissensbisse und Bedauern erregen würden.“

Cromwell schweigt im Schlachtbericht von sich selbst, wie er den zurückgeschlagenen Soldaten in Sturm vorangeschritten und unter den ersten siegreich Eindringenden

gewesen; er will überhaupt Niemanden nennen, da seine Soldaten für die Sache Gottes und nicht für eigenen Ruhm fochten. Der Geist des Herrn ist der sie mit Muth beseelt und mit Erfolg gekrönt hat; ihm allein die Ehre!

Ohne Widerstand ergaben sich Trim und Dunkalk, leicht ward Carrik genommen; die Schlösser von Arklow, von Limmerik wurden bei seinem Herannahen verlassen, andere übergeben. Am 1. October kam er unter den Mauern von Wexford an. Der Commandant begann zu unterhandeln, brach aber plötzlich ab als er Verstärkung erhielt, und nun ließ Cromwell die Kanonen abfeuern und stürmen; gegen 2000 Mann erlagen dem Schwert der Eroberer. „Es hat unser Herz tief ergriffen", bemerkt der Sieger, „da wir diesem Platz ein besseres Loos zugedacht denn eine so große Zerstörung, in der Hoffnung, daß die Stadt euch und eurer Armee von vielem Nutzen sein würde, daß Gott es aber nicht so haben wollte, sondern durch eine unerwartete Schickung nach seiner Gerechtigkeit ein strenges Gericht über sie brachte, indem er sie nun zur Beute der Soldaten werden ließ, sie die räubermäßig von so vielen Familien Beute gemacht, indem er sie nun mit ihrem Blut zur Verantwortung zog für die Grausamkeiten, welche sie noch jüngst gegen das Leben armer Protestanten ausgeübt. Möge darum Gott allein den Ruhm für diesen Beweis seiner Gnade für uns haben! In der That, eure Werkzeuge sind arm und schwach und können Nichts thun als durch den Glauben, und auch der ist eine Gottesgabe."

Am 17. October schrieb Cromwell an den Befehlshaber von Roß: „Seit meiner Ankunft in Irland, ich

kann mir dies Zeugniß geben, war ich stets bemüht, Blutvergießen zu vermeiden, indem ich an keinen festen Platz komme ohne ihm vorher Anerbietungen zu machen, welche die Besatzung retten und erhalten können; denn Das ist mein Grundsatz, daß dem Volk dort wo ich hinkomme kein Leid geschehe, es sei denn mit seinem eigenen Willen." Er verspricht ihm freien Abzug, und als dieser wegen der Bürger anfragt, verspricht er Schutz für Person und Eigenthum, sowie Gewissensfreiheit. Roß ward übergeben; 600 Engländer der Besatzung gingen zu Cromwell über. Seine Offiziere, die er da und dorthin absandte, hatten gleiche Erfolge. Trotz der späten Jahreszeit war fast die ganze Insel erobert. Aber „Gott ließ auch den Kelch nicht vorübergehen". Krankheiten brachen aus; „ich sage euch", schreibt der General, „ein großer Theil eurer Armee wäre besser im Hospital als im Feld; wenn der Feind es nicht wüßte, so wäre es unpolitisch, so was niederzuschreiben; aber er weiß es, doch weiß er nicht was er thun soll. Generallieutenant Jones ist todt; er hat mit soviel Ehre, Muth und Treue seine Bahn vollendet, daß die Thaten besser sprechen als meine Feder. In der That wir sind gegenwärtig eine gebrechliche Schar; doch wir leben vor Gottes Angesicht, werden die Zeit wirken die uns bestimmt ist, und werden dann in Frieden ruhn. — Mögen alle diese Schilderungen auf die Herzen und Seelen Derer Einfluß üben, die jetzt an der Regierung sind, daß sie sich Gott nähern, daß sie ihm die Ehre geben durch Heiligkeit des Lebens; mögen auch die mit uns nicht übereinstimmenden Brüder Gottes Gnade darin erkennen. Und wenn der Vater des Hauses so freundlich und gut ist, warum sollte solch

Herzbrennen und Mistönen unter den Kindern sein? Und wollen sie in unsern Erfolgen nicht das Siegel der göttlichen Bestätigung für die große Staatsumwälzung erkennen, so mögen sie doch mit uns sagen daß Beides gerechte Gerichte und große Thaten Gottes sind, der die Mächtigen vom Stuhle stößt und Rechenschaft fodert für unschuldig Blut. Mögen sie nicht traurig sein, sondern den Herrn preisen, und von uns denken was sie wollen; wir wollen für sie beten, auf unsern Gott warten, Wohlfahrt und Frieden für unser Vaterland bereiten."

Cromwell bezog auf einige Monate die Winterquartiere; er benutzte sogleich die Zeit der Waffenruhe zu Organisationen in den neugewonnenen Provinzen, namentlich setzte er Gerichte ein. Er gedachte „daß Irland bald keine Bürde für England, sondern ein nützlicher Theil der Republik sein sollte".

Schon im Februar griffen sie wieder zu den Waffen. Ein Schreiben des Parlaments, das ihn wegen Schottlands nach Hause rief, empfing Cromwell spät, sodaß er erst im März, nach der Einnahme Kilkennys, darauf antwortete und sich, da eine spätere Depesche der Sache nicht Erwähnung gethan, neuen Befehl erbat. Dieser kam und er folgte ihm; fast die ganze Insel hatte er erobert; das Wenige, was noch zu thun war, vollbrachte Ireton und Ludlow. Feierlich ward Cromwell in Bristol empfangen, feierlich zog er in London ein und nahm seine Wohnung im Whitehallpalast. „Seht welch unzählbare Menge Volks ist herbeigekommen euern Triumphzug anzusehn!" rief ihm eine schmeichelnde Stimme zu; — „Ja, versetzte er; aber wenn's wäre mich hängen zu sehen, wie Viele würden es dann erst sein!"

Daß Cromwell gleich anfangs im Krieg fürchterlich Wort hielt, brachte dieſen bald zu Ende und verhinderte in der That vieles andere Blutvergießen; ein langſames Kriegführen wäre in dem ſchrecklich zerrütteten Lande, wo die Viehheerden beinahe ausgeſtorben waren, wahrlich mehr Grauſamkeit als Milde geweſen. „In neun Monaten", ſagt der Geſchichtſchreiber Banks, „that Cromwell mehr für Irland als irgend ein König in ſo viel Jahren." Seine Gegner behaupten freilich er habe das Volk ausrotten wollen, und erzählen dann mit Verwunderung wie das Land unter ſeiner Verwaltung gedieh; glücklicherweiſe wird uns dies Letztere durch authentiſche Documente begreiflich. Nachdem die acht Jahre des Kriegs und Elends nun abgeſchloſſen waren, wurde das Volk nicht ausgerottet; ſondern „alle Bauern, Arbeiter, Pflüger, Handwerker und andere Leute der untern Stände" ſollten ganz unangefochten ſein, was ſie auch gethan haben möchten; dagegen die Leiter des Aufruhrs, die papiſtiſche Ariſtokratie, ſollte ſo geſtraft werden daß Schuld und Buße einander entſprächen. Die am Blutbad von 1641 Theil gehabt, verloren ihre Güter und wurden hingerichtet oder verbannt, doch erſt nach gerichtlichem Urtheil; Diejenigen, welche außerdem ſich der Empörung angeſchloſſen und die Waffen gegen das Parlament getragen, verloren ihre Ländereien, erhielten aber ein Drittheil davon in der Provinz Connaught, die ganz menſchenleer geworden war und durch die neuen Anſiedelungen wieder bebaut wurde; die andern papiſtiſchen Edelleute, die ihre Anhänglichkeit ans Parlament nicht bekennen wollten, wurden am dritten Theil ihres Vermögens geſtraft, ſonſt aber in Ruhe gelaſſen. Mit der Confiscation wurden

die Kriegskoſten bezahlt, die Soldaten belohnt. So kamen neue Grundbeſitzer nach Irland, Männer voll Kraft und geſetzlichen Sinns; Rechtspflege und Verwaltung gingen einen guten Gang, die Ordnung befeſtigte ſich, Häuſer wurden gebaut und Baumpflanzungen angelegt, Handel und Wandel regten ſich, Contracte wurden gehalten, Alles zeigte einen zunehmenden Wohlſtand, und zwar innerhalb zweier Jahre. Die Reſtauration warf dieſe Zuſtände um und überließ das arme Irland ſeinem Schickſal. „Der Fluch von Cromwell", wie ſie's nannten, war der größte Segen für das Land geweſen.

Noch müſſen wir aber neben dem Helden und Staatsmann auch den Theologen und Familienvater während des Schreckensjahres betrachten.

Die iriſchen Prälaten waren im December 1649 in Clonmaknoiſe zuſammengekommen und hatten eine Union aller Katholiken gegen Cromwell zu ſchließen geſucht, und hatten ein Manifeſt erlaſſen, gegen welches Cromwell ſofort im Januar 1650 eine „Erklärung zur Enttäuſchung des betrogenen und verführten Volks" verfaßte und veröffenlichte, „genügend für Alle, die nicht ſelbſt ihre Augen vor dem Licht verſchließen."

Die Prälaten reden zuerſt von „Klerus und Laien". Cromwell, der ſich zum Prieſter- und Königthum aller Chriſten bekennt, redet ſie an: „Ihr ſprecht von der Nothwendigkeit Klerus und Laien zu verſöhnen; Unzufriedenheit und Spaltung unter den Irländern wäre auf einer Meinungsverſchiedenheit zwiſchen Klerus und Laien begründet. Ich wundere mich nicht, daß es Meinungsverſchiedenheit, Unzufriedenheit und Spaltungen gibt, wo eine ſo unchriſtliche Trennung zwiſchen Volk und Geiſt-

lichen angenommen wird. Im Anfang war es nicht so, in jener ersten reinen Zeit, da man am besten wußte was rechte Union war, und in allen Briefen der Apostel steht keine Silbe davon. Die Glieder der Kirche heißen Brüder und Heilige in derselben Glaubensgenossenschaft, und obwol sie Ordnungen und Aemter haben, so geschieht Dies nicht um zu herrschen, sondern um zu dienen, und niemals wird ein herabsetzender Unterschied zwischen Klerus und Laien gemacht. Es war euer Stolz der diesen Ausdruck erfand, und es ist um schmutzigen Gewinnes willen, daß ihr ihn beibehaltet, daß ihr das Volk glauben macht, es sei nicht so heilig wie ihr, damit es für seinen Pfennig einige Heiligkeit bei euch kaufe, und daß ihr es zäumen, satteln und reiten könnt nach euerm Vergnügen; ja, gleich den Schriftgelehrten und Pharisäern haltet ihr die Kenntniß des Gesetzes ihm ferne, um dann in euerm Stolze sagen zu können: dies Volk, das Nichts vom Gesetze weiß, ist verflucht."

Cromwell erörtert weiter, wie er eine Union Derer nicht fürchte, die solche Gräuel an den protestantischen Engländern verübt, mit denen darum Gott nicht sein könne. Sie wollen für ihre Rechte und Besitzthümer als für das Erbtheil St.-Peter's streiten; er erinnert sie an Paulus, der lieber Teppiche wirken als dem Volk zur Last sein wollte; er sagt ihnen „daß die Lehren des Glaubens, welches Wirkungen der Gnade und des Geistes sind, nicht also vertheidigt und ausgebreitet werden sollen", daß wir die Andersdenkenden ausrotten, sondern dadurch, daß wir uns selbst in der Liebe Gottes befestigen, daß wir anbeten im Geist und nicht daß wir Messen murmeln, daß wir uns selbst erbauen in heiligem Glauben,

nicht daß wir Andern blindlings folgen, daß wir warten auf die Gnade Jesu Christi, nicht grausam, sondern voll Erbarmen! Ihr aber dagegen seid ein Theil des Antichrists, der sich im Blut der Heiligen badet; Blut habt ihr in Strömen vergossen, bald werdet ihr's trinken müssen, wann die Schale des Zornes über euch ausgegossen wird!"

Er kritisirt dann die selbstsüchtige und vorgebliche Anhänglichkeit an den Thron und fährt fort: „Nachdem ihr in gewohnter Weise erst euch selbst und den König genannt, zieht ihr endlich auch das Volk in Betrachtung; damit es nicht glaube von euch vergessen zu sein oder damit ich glaube ihr denkt recht viel daran. Ach arme «Laien»! Daß ihr und euer König sie reiten und schinden, wie Kirche und König immer und überall gethan! Aber es wird nicht schwer sein zu prophezeien: das gespornte Pferd wird ausschlagen und die Welt wird einen andern Lauf nehmen. Die Menschen werden die Willkürherrschaft der Könige und der Pfaffen müde, und das Gaukelspiel wodurch sie wechselweise die bürgerliche und die kirchliche Tyrannei aufrechterhalten, fängt an durchschaut zu werden. Einige haben das doppelte Joch schon abgeworfen, und hoffen durch Gottes Gnade frei zu bleiben. Andere sind nahe daran. Viele Gedanken gähren darüber in den Gemüthern, die ihre Zukunft, ihre Vollendung haben werden. Dies Princip: daß das Volk um der Könige und Kirchenfürsten willen da sei, wird aus der Welt hinausgezischt; kein Wunder daß ihr so in Wuth gerathet! Ich wünsche nur daß das Volk weiser sei, als daß es sich um euch bekümmert oder um Das, was ihr sagt und thut!"

Die Prälaten hatten gesagt: das Volk sei in Gefahr, denn die katholische Religion soll ausgerottet und Leib und Leben, Hab und Gut den Irländern genommen werden. Cromwell weist ihnen zuerst nach, wie schlechte Hirten sie gewesen seien, die statt das Volk zu belehren, es ins Elend gebracht. Dann zeigt er, daß sie die katholische Religion mit der Messe verwechselt, die allerdings seit 80 Jahren gesetzlich verboten sei, und deren ungesetzliche Einführung er nicht dulden dürfe; „was aber", fährt er fort, „das Volk für Gedanken über Gegenstände der Religion in seinem Herzen hegt, das liegt außer meinem Bereich; ich denke nur, es ist meine Pflicht zu wirken, daß sie, wenn sie ehrlich und friedlich leben, in keiner Weise deshalb etwas zu leiden haben. Und ich werde mich bemühen in Geduld und Liebe mit ihnen zu gehen und zuzusehen, ob es Gott gefällt ihnen einen andern Sinn zu geben. Und daran soll Jedermann gehalten sein." Die Religion, hatten die Bischöfe geschlossen, könne nur vertilgt werden, wenn man ihre Bekenner ausrotte; man solle sich also, setzten sie hinzu, durch den bisherigen Schein von Milde nicht täuschen lassen; — ein Wort das all die Sagen von Cromwell's Grausamkeit Lügen straft; zum Ueberfluß fodert er sie selber auf, ihm doch nur Einen Mann außer den mit den Waffen in der Hand Ergriffenen zu nennen, der getödtet, der verbannt worden sei. Niemand werde etwas zu leiden haben der nicht nach Gesetz und Recht schuldig befunden worden. Dagegen würden allerdings die Urheber der Empörung und die Theilnehmer an Mord und Blutbad zur Rechenschaft gezogen und müßten die Kosten zahlen, die sie veranlaßt. Er sei gekommen um mit Gottes

Hülfe den Glanz und Ruhm der engliſchen Freiheit aufrechtzuerhalten und das Volk von Irland dieſelbe genießen zu laſſen.

Derſelbe religiöſe Ton wie in den Staatsſchriften herrſcht in den Familienſchriften Cromwell's; ja, wir finden darin eine vielleicht unerwartete Empfehlung der Wiſſenſchaften, neben zarter Sorge für die häuslichen Angelegenheiten. Er warnt die ſchwangere Schwiegertochter vor dem Fahren in Kutſchen, und ermahnt ſie mit dem etwas weltlichen Sohn Richard den Herrn zu ſuchen, der überall nahe ſei und in ihrem Herzen ſpreche. Ihrem Vater, Richard Major in Hursley, ſchreibt er: „Meine Geſundheit war hinfällig, aber der Herr hielt mich aufrecht. Ich habe euch meinen Sohn anvertraut, ihr werdet ihn wohl berathen, er hat's nöthig. Ich wünſche daß er ernſt werde, die Zeit fodert's. Die göttlichen Dinge möge er ſich mehr und mehr zu Herzen nehmen; ach was iſt in den Dingen dieſer Welt für ein Gewinn? Wenn ſie nicht in Chriſto genoſſen werden, ſind ſie nur Fallſtricke." — „Ich habe Nichts dagegen, daß mein Sohn ſich Vergnügen macht, aber ich fürchte er geht darin unter. Ich möchte, daß er an die öffentlichen Angelegenheiten dächte und ſie verſtehen lernte, daß er Geſchichte läſe, Mathematik und Kosmographie ſtudirte; dieſe Dinge ſind gut, wenn man ſie den göttlichen Dingen unterordnet; ſie ſind beſſer als Müſſiggang und weltliche Zerſtreuung; ſie machen uns geſchickt dem Volk zu dienen, und dazu iſt der Menſch geboren." In einem Brief an Richard empfiehlt er demſelben ein Gleiches: „Hüte dich vor einem unthätigen eiteln Sinn! Erfriſche dich an Sir Walter Raleigh's Geſchichtswerke, es gibt dir

das Ganze der Geschichte, und wird dein Verständniß mehr fördern als bloße Bruchstücke. Du glaubst vielleicht: ich brauche dich nicht zu ermahnen, daß du dein Weib lieb habest; der Herr lehre dich, wie du sie lieben sollst, sonst wäre kein Segen darin. Ist auch die Ehe kein Sacrament, da wo die Liebe rein und das Bett unbefleckt erhalten wird, gleicht dieser Bund dem Bunde Christi mit der Kirche. Liebst du dein Weib recht, so geschieht es mit der Liebe, die Christus zu seiner Kirche und zu jeder armen Seele innerhalb derselben trägt, er der sich selbst für sie dahingab! Grüße deine Frau und sage ihr, wie ich sie herzlich liebe und mich der Güte Gottes an ihr erfreue. Ich wünsche ihr allerwegen Glück und danke ihr für ihren lieben Brief." Richard selbst scheint sich auf einige Zeit gebessert zu haben; Cromwell schreibt ihm: „Ich habe Freude an deinen Briefen; ich liebe die Ausdrücke die einfach und schlicht aus dem Herzen kommen und nicht gesucht und gezwungen sind. Ich bin überzeugt, es ist Gottes Gnade, die dich dahin gebracht wo du nun bist; ich wünsche, daß du Dies anerkennen, dankbar sein und deine Pflicht zur Ehre Gottes erfüllen mögest. Suche den Herrn und sein Angesicht ohne Unterlaß; Das sei die Aufgabe deines Lebens und deiner Kraft, diesem Zweck laß alles Andere dienstbar sein. Das Angesicht Gottes kannst du nur in Christus sehen und finden; darum arbeite, daß du Gott in Christus erkennst; Dies nennt die Schrift die Summe aller Dinge, ja das ewige Leben selbst. Denn die wahre Erkenntniß ist nicht ein äußerlich Wissen vom Buchstaben, sondern innerlich und das Gemüth nach ihr selber umbildend; sie ist ein Einswerden mit Gott, ein Theilhaben an seiner Natur."

Die Schotten hatten Karl II. als König ausgerufen; sie hatten die Eingriffe seines Vaters in ihre Religionsübung bekämpfen, nicht aber die Monarchie abschaffen wollen. Sie nöthigten jenen das sündige Treiben seines Vaters und das abgöttische Wesen seiner Mutter öffentlich zu verwerfen, freiwillig ihren Bundesvertrag (Covenant) zu beschwören; er hörte auch ihre Predigten täglich an und erholte sich dann in den gewohnten Orgien. Er nahm nun auch den Thron Englands und Irlands in Anspruch. Fairfax lehnte den Oberbefehl gegen Schottland ab, und so ward Cromwell aus Irland dafür berufen. „Wie gut ist es", schrieb er an Richard Mayor den 17. Juli 1650", sich bei Zeiten an Christus anzuschließen; sonst ist Nichts der Rede werth. Ich bitte euch ruft ihn an, und thut was meine Pflicht, was eure eigene Liebe erheischt: ihr seht wie ich beschäftigt bin. Ich bedarf des Mitleids. Ich weiß was ich fühle. Große Stellen und Geschäfte in der Welt sind nicht des Suchens werth; ich hätte in den meinigen keinen Trost, stünde nicht meine Hoffnung im Allgegenwärtigen. Ich habe diese Dinge nicht gesucht; wahrlich, ich bin dazu vom Herrn berufen worden, und darum bin ich nicht ohne einige Zuversicht, daß er seinen armen Wurm und schwachen Diener geschickt machen wird, seinen Willen zu thun und Das zu vollbringen wofür ich geboren bin." — Am Abend vor der Abreise von London sprach er zu Ludlow stundenlang über den 110. Psalm: „Der Herr sprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege. Nach deinem Siege wird dir das Volk willig opfern in heiligem Schmuck. Deine Kinder werden dir geboren wie Thau aus der

Morgenröthe. Du bist ein Priester ewiglich nach der Weise Melchisedek's. Der Herr zu deiner Rechten wird zerschmeißen die Könige zur Zeit seines Zorns, er wird richten unter den Heiden und eine große Schlacht thun; er wird zerschmeißen das Haupt über große Lande. Er wird trinken vom Bach an dem Wege, darum wird er das Haupt emporheben."

Carlyle hat Recht ein Wort von Novalis auf Cromwell anzuwenden: er war ein gottestrunkener Mann; — „gebadet im ewigen Glanz wandelte er über die dunkle Erde; wer hat wie er die Geschäfte der Welt mit einem Herzen getrieben, das von der Idee des Höchsten voll war? Wie eine Kraft der Ewigkeit, der Nichts widerstehen kann, schreitet er auf den Kampfplatz der Zeit." Ich würde ihn einen nordischen Mohammed nennen, wenn ich sicher wäre, daß man endlich in dem großen Araber nicht mehr den schlauen Betrüger, sondern den gottbegeisterten Helden sähe, der sein Volk von der Verehrung der Sterne und heiligen Steine zum Dienst des lebendigen Gottes berief, ja der vielmehr zerstreute Horden erst zum Volk machte, auf Jahrhunderte zum herrschenden culturtragenden Volk in der Weltgeschichte! Das ist der rechte Atheismus zu meinen, daß solch ein Werk aus Trug statt aus Wahrheit und Wahrhaftigkeit erwächst, zu meinen, daß Lug sei was Millionen auf Jahrtausende Trost und Hoffnung gibt. Cromwell gedachte in Schottland ganz anders als in Irland zu verfahren; denn dort sah er keine wüste Anarchie, sondern ein befreundetes, gesetzliches, nur misleitetes Brudervolk; er wollte ihm die harte Lehre der Geschichte für seinen Irrthum mit dem Stuart'schen König, „den sie wie Feuer in ihren Busen aufgenommen"

unnöthig, den Zusammenhang religiöser und politischer Freiheit begreiflich machen. Er erließ in diesem Sinn ein Proclamation, und schrieb an den schottischen Heerführer Lesley, daß Englands Stimmung für die edeln Schotten unverändert sei, daß er und die Seinen ihnen wünschten was sie für die eigenen Seelen begehrten, daß Niemand daran denke ihre presbyterianische Religionsverfassung zu ändern, sie in ihrer Gottesverehrung zu stören; nur Das könne England nicht dulden, daß Schottland einen König nehme und auch in England einsetzen wolle, einen König, für welchen eine papistische Armee in Irland fechte, für welchen ein von englischem Blut triefenden Prinz Rupert eine zusammengestohlene Flotte befehlige, für welchen Franzosen und Irländer Seeraub treiben und Englands Küsten plündern, für welchen die Schlechtgesinnten in Englands eigenen Eingeweiden wühlen, Truppen werben und Empörung bereiten. Wollten sie Krieg, so möchte das Gottesurtheil der Schlacht entscheiden. Cromwell rückte bis gegen Edinburg vor; mehre Scharmützel hatten statt; in einem derselben rief er zu einem Soldaten, der nach ihm geschossen: „Wenn du unter mir dientest, ich ließe dich strafen, weil du so in der Nähe fehlst!“ Cromwell lagerte bei Dunbar, die Schotten hielten die Höhen besetzt, er gerieth in eine schlimme Lage, seine Truppen wurden von Krankheit hingerafft, es drohte Mangel an Lebensmitteln, vergebens schrieb er um Verstärkung. „Wir fühlen die Schwierigkeit unserer Stellung, unser Fleisch ist schwach, aber der Herr stärkt unsern Glauben“, schrieb er dem Parlament. „Die Hoffnung leuchtete in ihm wie eine Feuersäule, wenn sie den Andern ausging“, sagte eine Kampfgenoß. Wenn nur die

Schotten ihn ruhig eingeschlossen hielten, so war er verloren. Lesley's Plan war so, aber der Ausschuß von Parlamente und Kirchenversammlung drängte ihn zum Angriff. Es war in einer stürmischen Nacht vom 2. auf den 3. September, daß die Schotten von den Höhen herab gegen die Engländer zogen. Cromwell der mit den Generalen Monk und Lambert in Gebet und Berathung wachte, gewahrte die Bewegung der dunkeln Massen und rief freudig aus: „Gott liefert sie uns in die Hände, sie steigen herab!" Sogleich ordnete er das Heer zur Schlacht; er wandte seine ganze Stärke auf einen Punkt, auf Lesley's linken Flügel. Dreiviertelstunden dauerte der heißeste Kampf. Cromwell's eigenes Regiment, der Ungestüm der Reiterei, der gleichmäßig Fußvolk und Pferde darniederwarf, entschied den Sieg. Sie fliehen, wirklich sie fliehen! rief Cromwell. In diesem Augenblick brach die Sonne glänzend hervor. „Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreut werden!" sprach Cromwell mit David, gebot Halt und sang mit den Seinen den 117. Psalm:

Dem Herrn sei Preis und Dank gebracht
Mit frohem Liederschall!
Verherrlicht seines Namens Macht
Im Chor ihr Völker all!
Es glänzt soweit die Himmel geh'n
Uns seiner Liebe Stern,
Und seine Wahrheit bleibt besteh'n:
Lobsinget Gott dem Herrn.

Dreitausend Todte bedeckten das Schlachtfeld. Die Engländer verfolgten den flüchtenden Feind; im Laufe des Tages erbeuteten sie 200 Fahnen und 10,000 Schot-

ten wurden gefangengenommen. Gegen das Ende des Schlachtberichts sagt Cromwell: „Seit wir nach Schottland kamen, war es unser Wunsch und Verlangen, daß kein Blut vergossen werde; denn hier war ein Volk, das den Namen Gottes fürchtete und nur irregeleitet war. Deshalb boten wir ihnen Liebe und Versöhnung. Aber die Geistlichen Schottlands verhinderten es, daß unsere Erklärung an die Herzen Derer gelangte, an die wir sie richteten. Und jetzt hören wir, daß einige von ihnen in der Schlacht umgekommen sind. Dies ist die große Hand des Herrn, und werth der Betrachtung für alle Diejenigen, welche in ihre Hände den Stab eines thörichten Hirten nehmen, die sich in die weltliche Politik mischen, und mit der irdischen Macht gemeinsame Sache machen um so aufzurichten was sie das Königreich Christi nennen, das aber so nicht gegründet wird, und das Wort Gottes, das Schwert des Geistes vergessen oder ihm nicht vertrauen, da er doch allein mächtig und jenes Reich zu gründen fähig ist, und wenn man ihm traut es auch thun wird."

Außerdem ermahnte er das Parlament zu werkthätigem Dank: „Da habt ihr den Anblick einer der sichtbarsten Gnaden Gottes; und nun erlaubt mir noch wenige Worte. Es ist leicht zu sagen der Herr hat Dies gethan; und unsere Soldaten rühmen allein den Herrn. Aber es ist in eurer Hand, und durch diese gewaltige Gnade hat es Gott noch mehr in eure Hand gelegt ihm Ruhm und Ehre zu geben, und eure Macht und seinen Segen zu seiner Verherrlichung anzuwenden. Wir, die euch dienen, bitten euch nicht uns anzuerkennen, sondern Gott allein; wir bitten euch sein Volk mehr und mehr

anzuerkennen, denn sie sind die Kriegswagen und Reiter von Israel. Euch selbst verleugnet, aber erkennt euer obrigkeitliches Ansehen, und wendet es an die Stolzen und Frechen niederzubeugen, die da die Ruhe von England stören wollen. Erleichtert die Last der Unterdrückten, höret die Seufzer der armen Gefangnen in England; sucht die Misbräuche aller Stände abzuschaffen, — und wenn Einer ist, der Viele arm macht um Wenige reich zu machen, so darf er in einem freien Gemeinwesen nicht bestehen. Wenn Er, der eure Diener zum Kampfe stärkt, euer Herz auf diese Dinge lenkt, daß ihr sie besorgt zu seinem und des Volkes Ruhm, dann wird außer der Wohlthat, die England dadurch empfängt, euer Licht auch unter andern Nationen leuchten, die den Ruhm solchen Musterbilds nachahmen und durch Gottes Macht ein Gleiches thun werden." Am Tage nach der Schlacht schrieb er an seine Frau: „Meine Theuerste, ich habe nicht Muße viel zu schreiben; aber schelten könnte ich, daß du manchmal sagst, ich sollte mein Herz nicht von dir und den Kleinen abziehen. Wahrlich wenn ich euch nicht zu sehr liebe, das Gegentheil fürchte ich nicht. Du bist mir lieber als irgend ein Geschöpf; laß das dir genug sein. Der Herr hat uns eine wunderbare Gnade erwiesen, — wer kann sagen wie umfassend sie ist! Mein schwacher Glaube ward aufrechterhalten, ich ward wunderbar gestärkt in meinem innern Menschen, wiewol ich dir sagen muß, ich werde ein alter Mann und fühle wie die Schwäche des Alters sich heranstiehlt. Möchten meine Sünden ebenso abnehmen! Bete für mich darum."

Wie die irische, so mußte jetzt auch die schottische Geistlichkeit eine Strafrede Cromwell's hören. Er schrieb

ihr, daß die Predigt des Evangeliums und nicht das Streben nach weltlicher Macht oder die Verbindung mit ihr der Mörtel sei für das neue Jerusalem; sie solle sich an das Wort Gottes halten, und Niemand werde sie in ihrer Religionsübung stören; aber sie solle nicht Andersdenkende für Ketzer erklären. Die Geistlichen seien Helfer und Diener, nicht Herren des Volks. „Ihr sagt, ihr habt Grund zur Beschwerde, daß Männer aus dem bürgerlichen Stande Ruf und Amt des Geistlichen sich anmaßen zum Aergerniß der reformirten Kirche. Betrübt es euch, daß Christus gepredigt wird? Ist Predigen so ausschließlich euer Beruf? Ist es gegen den Religionsbund (Covenant)? Weg mit diesem, wenn es so sein sollte! Ich dächte seine Anhänger sollten sich freuen, wenn irgend Jemand gut vom Namen Christi spricht, wo nicht, so hat der Bund nicht Gottes Bestätigung, und ist eure Kirche keine Braut Christi. Wo findet ihr in der Schrift einen Grund, um diese Behauptung zu beweisen, daß Predigen ausschließlich eure Sache sei? Eine menschliche Bestätigung zum Amt ist etwas der Ordnung Gemäßes und mag gut sein, aber wer nicht bessere Vollmacht und Zeugniß hat, hat überhaupt keine. Ich hoffe, daß Er, der aufgestiegen ist in die Höhe, seine Gaben geben kann wem er will, und wenn diese Gaben das Siegel der Berufung und Sendung sind, dann seid nicht neidisch ob auch Eldad und Medad prophezeien. Ihr wißt, wer uns gebietet die besten Gaben ernstlich zu begehren, und besonders auch die zu prophezeien, was der Apostel durch Reden zur Erbauung, zur Belehrung und zum Troste erklärt; der Belehrte, der Erbaute, der Getröstete kann nach der Wirkung solcher Rede am besten

ſagen ob ſie echt war. In der That, ihr irrt durch Misverſtand der Schrift. Beſtätigung zum Amt iſt ein Act der Convenienz in Rückſicht auf Ordnung, kein Act der Nothwendigkeit, um zur Predigt des Evangeliums zu befähigen. Euere vorgegebene Furcht, es möchte ſonſt der Irrthum eindringen, iſt gleich dem Manne der allen Wein aus dem Lande fernhalten wollte, es möchte ſonſt ſich Jemand betrinken. Es wird als eine ungerechte und unweiſe Eiferſucht erfunden werden einen Menſchen ſeiner natürlichen Freiheit unter der Vorausſetzung zu berauben, daß er ſie misbrauchen könne. Thut er's, ſo richtet ihn. Spricht ein Mann thöricht, ſo ertragt ihn lächelnd, weil ihr weiſe ſeid; ſpricht er irrthümlich, ſo erſcheint die Wahrheit um ſo klarer, wenn ihr ihn überzeugt. Stopft ihm den Mund mit geſunden Worten, denen nicht zu widerſprechen iſt. Spricht er läſterlich oder zur Störung des öffentlichen Friedens, laßt die Staatsbehörde ihn ſtrafen; ſpricht er wahr, ſo freuet euch der Wahrheit. Wenn ihr unſere Ermahnungen zu Liebe und guten Werken, zur Buße und zum Glauben ein Aergerniß für eure Kirche heißt, weil Männer von bürgerlichem Beruf ſie ausſprechen, — wir werden unſere Freude daran haben, trotz Allem was ihr ſagen mögt. Suchet den Willen Gottes zu erforſchen in dem Schlage der euch getroffen hat."

Cromwell unterſchied durchaus das irregeleitete Volk von den Verführern; er ſuchte überall eine Verſtändigung mit den Presbyterianern; er ſah nur mit innigſtem Mitleid wie ſo viele tüchtige und fromme Schotten Noth und Tod erleiden mußten. Er ſetzte die Kriegsgefangenen in Freiheit; dem bedrängten Heer ſchickte er Nahrungs-

mittel aus seinen Vorrathskammern; und ob die Presbyterianer von ihren Kanzeln gegen ihn und seine Soldaten predigten, es geschah ihnen Nichts, er wünschte sie durch Liebe zu gewinnen. Er verstand es durch leutselige Offenheit manches Vorurtheil zu besiegen, manche Gegner für sich einzunehmen. Er blieb den Winter in Edinburg; auch das dortige Kastell ergab sich, und seine Generale errangen manche Vortheile. Aber im Frühjahr 1651 erkrankte er lebensgefährlich, und sogleich erhoben die Feinde ihre Häupter. Das Parlament sandte ihm zwei Aerzte. „Der Herr hat mich aus dem Grabe hervorgezogen", sagte er genesend, und dankte dem Parlament für die große Gunst und Theilnahme. „In der That", schrieb er, „euer Dienst bedarf meiner nicht. Ich bin eine arme Creatur, ich war ein verdorrtes Gebein, und bin noch ein unnützer Knecht für meinen Meister und euch. Ich glaubte an diesem Fieber zu sterben, aber der Herr scheint es anders beschlossen zu haben. Aber wahrlich, wenn ich noch zu leben wünsche, so ist es damit ich die Gnade erlange in meinem Herzen und Wandel immer mehr Treue und Dankbarkeit gegen den Herrn zu beweisen, und mehr Eifer und Wirksamkeit für Die welchen ich diene." Seiner Gattin schrieb er: „Ich preise den Herrn, die Kraft meines äußern Menschen ist wieder gewachsen, aber Das will mir nicht genügen, es sei denn, daß ich auch ein Herz erlange, meinen himmlischen Vater mehr zu lieben und ihm besser zu dienen, und daß ich mehr von dem Lichte seines Angesichts gewinne, welches besser ist denn das Leben, und mehr Macht über meine Sünden. Bete für mich. Der Segen des Allmächtigen sei mit euch."

Im Juli begann der Feldzug von neuem. Ein Sieg des Generals Lambert über die Schotten ward bald von Cromwell ans Parlament berichtet: „Mögen wir demüthig und mit Selbstverleugnung unsere Pflicht thun. Mögt ihr das euch anvertraute Werk ausführen mit Aufrichtigkeit und mit Treue und vollständig, daß Alles schwinde was das Auge Gottes beleidigen könnte, daß das Gemeinwohl mehr und mehr erstrebt und die Gerechtigkeit unparteiisch gehandhabt werde. Denn die Augen des Herrn gehen dahin und dorthin, und wie er seine Feinde herausfindet um an ihnen gerächt zu werden, so wird er Derer nicht schonen, welchen er Gutes gethan hat, wenn sie durch seine Vaterliebe nicht gut werden. Verzeiht meiner demüthigen Kühnheit, wenn ich euch an die Verpflichtung erinnere, die David im 119. Psalm, Vers 134, ausspricht: «Erlöse mich von der Menschen Unterdrückung, so will ich halten deine Befehle.»

So verlor Cromwell im Felde doch nie den Staat und die Neubegründung der Freiheit aus dem Gesicht; aber auch seine Familie nicht. Richard macht ihm wieder Sorge; er schreibt an dessen Schwiegervater: „Ich höre, daß mein Sohn mehr ausgibt als ihm angewiesen war und in Schulden ist. Ich kann es nicht billigen. Die Achtung und der Umgang weiser Männer würde ihm ehrenvoller sein, und ich glaube, daß die eiteln Menschen von dem Gutes reden welcher Schlechtes thut. Ich misgönne ihm keinen löblichen Genuß des Lebens, ich gewähre ihm selbst mehr Geld als dazu ausreichend ist. Aber wenn Vergnügen und Selbstgefälligkeit das Hauptgeschäft eines Menschenlebens werden, und wenn mehr Kosten und Zeit darauf verwandt werden als Gott wohl-

gefällig und vor seinen Heiligen ziemlich ist, dann trage ich Bedenken solche Neigung zu nähren, und da sei Gott vor, daß er glaube weil er mein Sohn ist, so brauche er kein Leben zu führen, das unserm himmlischen Vater wohlgefällt, der mich aus dem Staub erhoben hat zu sein was ich bin. Ich hoffe, daß ihr treulich ihn ermahnen werdet, den Herrn zu suchen, sein Gebot zur Regel des Gewissens zu nehmen und dazu die Gnade Christi zu erlangen. Dies hat Leben in sich und wird zu etwas kommen; was ist eine arme Creatur ohne das? Das wird gesetzlichen Vergnügungen keinen Abbruch thun, wol aber solch einen Genuß derselben lehren daß der Friede des Gewissens dabei bestehen bleibt. Ich schreibe was in meinem Herzen ist, denn ich liebe meinen Sohn und sein Weib, und um ihretwillen schreibe ich so. Sie sollen keine Unterstützung von meiner Seite vermissen, ich sage hier Nichts um meinen Beutel sicherzustellen, aber ich kann nicht denken, daß es recht sei wenn ich die Vergnügungssucht meines Sohnes noch nähren sollte, sobald er die Lust der Welt zur Aufgabe seines Daseins macht, — in einer Zeit, wo so manche edle Heiligen bluten und ihr Leben aushauchen für das Wohl der Uebrigen. Bemerkenswerth ist was Uria zu David sagt 2 Sam. 11, 11."

Cromwell nahm mit seiner Armee bald eine Stellung ein welche Karl II. vom Herzen Schottlands ausschloß; Derselbe warf sich darauf in kühnem Zug mit seinen Truppen nach England, Schrecken bis in die Hauptstadt verbreitend; aber Cromwell folgte ihm, und bei Worcester kam es am Jahrestag der Schlacht von Dunbar zu einem Kampf, „so heiß und hartnäckig für vier oder fünf Stunden als jemals ich gesehen habe", berichtet

der Sieger, „müde und kaum fähig zu schreiben.“ Er selber war mitten im Feuer auf- und abgeritten; das feindliche Fußvolk, dem er in eigener Person freies Quartier anbot, hatte nur mit Schüssen geantwortet. Doch schwieg er von seinen Thaten, wie er auch nicht gewollt, daß auf die Dunbarschlacht eine Denkmünze mit seinem Bild geprägt würde. Der Kampf war lang und blutig, mitunter Mann gegen Mann im Handgemenge; er endigte mit der Vernichtung des königlichen Heers, er setzte dem Bürgerkrieg ein Ziel, er war die letzte Waffenthat Cromwell's. Alte wie neuausgehobene Truppen hatten trefflich gestritten. „Dieser Sieg ist eine krönende Gnade“, schrieb Cromwell ans Parlament, „und wäre er's nicht, so würden wir solche doch haben, wenn er uns Alle zur Dankbarkeit aufruft, und das Parlament aufruft, den Willen Dessen zu thun, der seinen Willen für die Nation wie für jenes vollführt hat; dessen Wohlgefallen es ist, die Nation und den Verfassungswechsel aufzurichten, indem er das Volk zur Vertheidigung desselben willig macht und die Arbeit euerer Diener in diesem letzten großen Werk so sichtbarlich segnet. Ich bin so kühn in Demuth zu bitten, daß alle Gedanken darauf gerichtet werden, die Ehre Dessen auszubreiten, der eine so große Erlösung gewirkt hat, und daß die Fülle dieser ununterbrochenen Gnaden nicht Stolz und Ueppigkeit veranlasse, wie einmal bei einem auserwählten Volk (Deuteron. 32, 15), sondern daß die Furcht des Herrn eben um dieser Gnade willen die Obrigkeit und das Volk, so begünstigt, gesegnet und bezeugt, nun demüthig und gläubig erhalte, und daß Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit, Gnade und Wahrheit von euch ausfließen möge als eine dankvolle

Antwort für unsern gnädigen Gott. Das ist das Gebet eures treuen und gehorsamen Knechts."

Das Kriegsgericht sprach in Schottland gegen die Häupter und Führer des Kampfs einige Todesurtheile, dann ward wie in Irland eine wohlgeordnete und starke Verwaltung, eine rasche und sichere Rechtspflege eingeführt und das Laster unterdrückt und bestraft; die Zeit der Usurpation, wie die Schotten Cromwell's Herrschaft nannten, war nach ihrem eignen Bekenntniß eine Periode des Friedens und Glücks. Er war der rechte Regent für die Schotten, der den Covenant ohne Karl Stuart erfüllte, was mit Karl Stuart eine Unmöglichkeit war; aber sie erkannten ihn nicht. „Wie selten", sagt Carlyle, „kann ein Volk, kann selbst ein einzelner Mensch verstehen was im Herzen sein eigener wirklicher Wille ist; solche Massen von oberflächlicher Verwirrung, von respectablem Hörensagen, von Phantasterei und Pedanterei, von alten und frischen Spinnweben lagern sich über unsern Willen, und verbergen ihn gar sehr für uns. Sodaß wenn wir nur einmal ihn ins Auge fassen und entschlossen auf seine Erfüllung losgehen, die Schlacht so gut wie gewonnen ist."

Karl irrte von Asyl zu Asyl, nach einem Fahrzeug suchend, das ihn aus England bringe; Cromwell zog feierlich in London ein. „Der Mann wird jetzt König von England", weissagte der Prediger Hugh Peters. Er war's in der That, wenn auch nicht dem Namen nach. Whitelocke erzählt, wie er im Gespräch zu ihm geäußert: „Ihr habt schon den Oberbefehl über das Heer, mithin die Militairgewalt: durch euern Einfluß werden alle Stellen in der Verwaltung besetzt, ohne ein Veto zu haben erreicht ihr

den Zweck desselben, da die von euch nicht gebilligten Anträge selten durchgehen; sobald die Steuern bewilligt sind, verfügt ihr über das Einkommen; und wenn auch die Gesandten des Auslands ans Parlament gewiesen sind, von euch hängt es ab ob sie etwas ausrichten." Cromwell hatte sich aus dem Widerstand und der unwilligen Aufnahme welche die Proclamirung der Republik gefunden, hinlänglich überzeugen können, daß es ihr zur Zeit noch an Republikanern fehle; er hielt Berathungen mit Staatsmännern und Offizieren, letztere waren entschieden für die Republik, erstere wollten wenigstens ein monarchisches Element in der Verfassung, da die Gesetze von England gar sehr mit einem solchen verwoben seien, Cromwell billigte dies, aber von einem Stuart als König mochte er Nichts hören. Er faßte zunächst zwei Maßregeln ins Auge: eine allgemeine Amnestie und ein Wahlgesetz für ein neues Parlament. Jene setzte er nach manchem Widerstande durch, und indem er viele Gemüther dadurch mit der neuen Ordnung der Dinge versöhnte, gewann er sie zugleich für ihn selber; der Sieger im Feld stiftete und verwirklichte den Frieden auf dem Weg des Gesetzes. Im Rumpfparlament saßen noch 100 und einige Männer, von denen oft nur die Hälfte bei den Verhandlungen erschien; schon 1649 sollte es sich auflösen und neue Wahlen ausschreiben, die Kriege in Irland und Schottland verschoben Dies, und auch jetzt nahmen die auswärtigen Angelegenheiten die Nation und deren Vertreter in Anspruch. Die englische Republik hatte an eine Vereinigung mit der holländischen gedacht, allein Karl II. hatte dort seine Zuflucht gefunden und der britische Gesandte Dorislaus war

dort ermordet worden. Da beschloß das Lange Parlament eine Maßregel gegen Holland, welche den Grund zu der englischen Weltherrschaft auf dem Meere legte, die Navigationsacte, welche verbot, daß fremde Waaren auf andern als englischen Schiffen oder auf Schiffen des Landes welche jene producirt, fortan in England eingeführt würden. Die Holländer sahen, daß der Schlag ihrem Handel galt, und ihre Admirale Ruyter und Tromp griffen zum Schwert, aber wie einst Elisabeth gegen die Armada, schuf England sich eine Flotte, die in anfänglichen Niederlagen nur das Unterpfand der großen Siege erblickte, welche der puritanische Seeheld Blake bald erfechten sollte. Das Parlament begünstigte die Flotte und suchte das Landheer, Cromwell's Hauptstütze, zu schwächen. Aber die Männer welche die Schlachten gewonnen, wollten auch jetzt das Heft in der Hand haben, und den Preis ihres Blutes sichern. Je länger das Parlament seinen Sitz behaupten wollte und damit sich die Staatsgewalt anmaßte, desto ungestümer drangen sie auf ein Reich der evangelischen Wahrheit in England, auf neue Wahlen der Volksvertreter. Der General Lambert, der Major Harrison verlangten von Cromwell, daß er der Sache ein Ende mache.

Ehe wir sehen, wie er zur That schreitet, müssen wir noch einen Blick auf seine Familie werfen. Ireton, der tapfere, edle Republikaner, Cromwell's Schwiegersohn, war als Statthalter von Irland gestorben, allgemein betrauert; sein Nachfolger im Amt, Fleetwood, vermählte sich mit der Witwe seines Vorgängers; gegen Ende des Jahres 1652 schrieb ihm Cromwell den folgenden Brief, der zwar von Staatsgeschäften schweigt,

uns aber einen tiefen Blick in das Herz des frommen Helden vergönnt. „Lieber Karl, ich danke dir für deinen werthen Brief. Ich hegte dieselbe Hoffnung, dasselbe Verlangen dich in meiner Familie zu sehen, wie du deinerseits sie zu mir geäußert hast. Jetzt will es der Herr noch anders haben, müssen uns dabei beruhigen, nicht ohne Hoffnung, daß es in seinem Wohlgefallen liegen mag uns zu seiner Zeit den wechselseitigen Genuß unsers Umgangs zu geben; die Entbehrung desselben kann seine eigene Gegenwart reichlich ersetzen: sie hebt alle Mängel auf und ist die Freude unserer Freuden. Grüße dein liebes Weib von mir. Bitte sie, daß sie sich hüte vor einem knechtischen Geist. Furcht ist die natürliche Frucht solch eines Geistes; das Gegengift ist Liebe. Die Stimme der Furcht spricht: Wenn ich Das gethan, wenn ich Jenes unterlassen hätte, wie gut wäre es für mich gewesen; ich weiß, so hat sie in schwachen Stunden gesagt. Liebe aber denkt auf diese Weise: Was für einen Christus habe ich, was für einen Vater in ihm und durch ihn! Welch einen Namen hat mein Vater: Gnädig, barmherzig, geduldig, reich an Güte und Wahrheit, vergebend die Ungerechtigkeit, Uebertretung und Sünde! Welche Natur hat mein Vater, er ist die Liebe, frei in ihr, unwandelbar, unendlich! Welch ein Bund zwischen ihm und Christus für die ganze Menschheit, für einen Jeden, wo er Alles aufsichnimmt und die arme Seele nichts! Der neue Bund ist Gnade — für die Seele oder in ihr; die Seele verhält sich aufnehmend. Ich nehme ihre Sünden weg, spricht der Herr; ich will mein Gesetz in ihr Herz schreiben, sie sollen niemals scheiden von mir. Das verherrlicht die Liebe Gottes, Christi Sterben für Menschen

ohne eigene Kraft, für Sünder, für seine Feinde. Und sollen wir nach dem Quell unsers Trostes in uns suchen, was Gott gethan hat, was er in Christus für uns ist, das ist der Quell unsers Trostes, da ist Kraft und Bestand, in uns ist Schwachheit. Werke des Gehorsams sind nicht vollkommen und bringen darum keine vollkommene Gnade; auch der Glaube bringt die Gnade nicht als ein Werk, sondern er führt uns zu Ihm, welcher unsere vollkommene Ruhe und unser Frieden ist, in welchem wir aufgenommen sind beim Vater wie Christus selbst. Dies ist unser hoher Beruf, hier wollen wir ruhen, und hier allein. Grüße mir Heinrich Cromwell; ich bete für ihn, daß er gedeihe und wachse in der Erkenntniß und Liebe Christi. Empfiehl mich allen Offizieren; meine Gebete reden täglich von ihnen; ich wünsche sie zu bewahren vor aller Bitterkeit des Geistes, vor allen Dingen die nicht dem Evangelium gemäß sind. Der Herr gebe dir Fülle der Weisheit, des Glaubens, der Geduld. Wache auch über deine natürliche Neigung dich allzu leicht Andern hinzugeben und von ihnen bestimmen zu lassen. Bete für mich; ich empfehle dich dem Herrn."

Das Parlament, das nun schon zwölf Jahre saß, wollte nicht weichen. Sie wollten alle Gewalt, auch die ausübende und richterliche, im Parlament vereinigen; sie wollten neue Wahlen, aber nur zur Ergänzung, sodaß die jetzigen Mitglieder ihre Sitze behielten, auch über die Zulassung der Neugewählten die Entscheidung hätten; sie wollten neutrale Männer heranziehen, während Cromwell und das Heer nicht zu gestatten dachten, daß Jemand, welcher von der guten Sache abgefallen, je an der

Staatsgewalt Theil bekomme. Cromwell hielt im April 1653 Berathungen mit Deputirten und Offizieren; sie wollten eine Art von Verfassungsrath aus puritanischen Notablen gebildet wissen; das Parlament, hieß es, wolle sich jetzt auflösen. Als aber Cromwell am andern Tag erfuhr, daß sie mit der Verhandlung über Ergänzungswahlen beschäftigt seien, da führte er, Mittwochs den 25. April, Soldaten in den Vorsaal des Parlaments und ging in seiner Puritanertracht, schwarz, mit grauen, wollenen Strümpfen, in die Sitzung auf seinen gewöhnlichen Platz. Er schien der Debatte ruhig zuzuhören, bald aber gab er Harrison ein Zeichen und raunte ihm ins Ohr: „Jetzt ist's Zeit, ich muß es thun!" Und er stand auf, nahm den Hut ab und fing zu reden an. Er sprach eine Weile zum Lobe des Parlaments über dessen Arbeiten und Sorge fürs öffentliche Wohl; dann aber änderte er seinen Stil und sagte ihnen von ihrer Ungerechtigkeit, von ihrem Zögern, von ihrem Eigennutz; er sagte ihnen, wie sie die Tyrannei der Juristen unterstützt, die Selbstsucht der Presbyterianer begünstigt, wie sie sich auf immer im Besitz der Staatsgewalt zu behaupten getrachtet; so seien sie unwürdige Werkzeuge geworden, die der Herr verwerfe. Peter Wentworth fand diese Sprache unparlamentarisch, zumal im Munde eines Mannes, dem man soviel Ehre erwiesen. Da sprang Cromwell auf, trat mitten in den Saal und rief: „Kommt nur her! Ich will euerm Geschwätz ein Ende machen!" Dann hin- und hergehend, an den Hut schlagend, mit den Füßen stampfend, ruft er heftig bewegt: „Ihr seid kein Parlament; macht bessern Leuten Platz!" „Rufe sie herein", sagt er zu Harrison, und

zwei Reihen Musketiere stellen sich im Saal auf. Heinrich Vane will ihm Vorstellungen machen; „Sir Henry Vane! Der Herr erlöse mich von Sir Henry Vane", ruft Cromwell; „er ist ein Gaukler, er hätte alledem vorbeugen und es ändern können, aber er hat nicht Treu und Glauben! Ihr sagt ihr seid ein Parlament, aber ihr seid keins! Einige von euch sind Trunkenbolde, Andere leben in offenbarer Verachtung der Gebote Gottes und gehen ihren Lüsten nach, schlechte ungerechte Menschen, ein Gräuel für die Bekenner des Evangeliums! Im Namen Gottes: packt euch!" Sein Blick hatte Diejenigen getroffen, welche er meinte. Der Sprecher war unbeweglich auf seinem Sitz geblieben, da bot ihm Harrison den Arm, und sie gingen Alle hinaus. „Ihr selbst habt mich dazu gezwungen", rief Cromwell ihnen nach; „ich habe den Herrn Tag und Nacht im Gebet gesucht, daß er mich lieber erschlagen als dies Werk mir auflegen möge!" Dann wies er auf das Scepter des Sprechers und sagte zu einem Musketier: „Nehmt die Narretheidung fort", schloß das Haus zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging in seine Wohnung. Es ward behauptet, er habe am Anfang der Sitzung noch keinen festen Plan gehabt, dann sei es plötzlich über ihn gekommen, daß er nicht länger mit Fleisch und Blut Rath gepflogen, sondern der Eingebung des Geistes gefolgt sei. Er löste dann auch den vom Parlament gebildeten Staatsrath auf; Bradshaw protestirte, ging aber mit seinen Collegen weg. Der Republikaner Harrington rühmte Cromwell's That als eine patriotische; sie hätten, sagte er, im Parlament eine ungeordnete Oligarchie gebildet und dieselbe dauernd machen wollen; wie Lykurg

möge der General der alleinige Gesetzgeber seines Volks werden und ihm die Freiheit sicherstellen. Milton war ähnlicher Ansicht. Der Rumpf des Parlaments hatte selber jahrelang die Macht usurpirt, hatte Staatsstreiche gutgeheißen, er war keine Vertretung der Nation mehr; England fand daß ihm Recht geschehen; das Heer, die Flotte, viele Gemeinden sprachen Dies durch Adressen aus. „Kein Hund bellte als sie gingen", sagte Cromwell später einmal; nach Lingard's Worten fiel das Parlament, das sich überlebt hatte, ohne Widerstreben, ohne nur einmal aufzustöhnen, unbemitleidet, unzurückgewünscht.

Am Tage der Parlamentsauflösung schrieb Cromwell noch einen Brief in seine Heimat, um weitern Unordnungen vorzubeugen, da die mit dem Austrocknen der Sümpfe beschäftigten Arbeiter dort gestört worden waren. Er ernannte dann einen Staatsrath von 13 Mitgliedern, Rechtsgelehrten und Offizieren, denen er präsidirte. Eine Declaration ans Volk besagte wie das Heer die Permanenz des Rumpfs nicht habe gestatten können, wie es Sorge tragen werde, daß Männer von anerkannter Rechtschaffenheit und erprobter Treue an die Spitze der Regierung kämen; mittlerweile sollten alle Beamten ihre Functionen fortüben, Jedermann ihnen gehorchen. Neue glänzende Seesiege über die Holländer erschienen wie eine Zustimmung Gottes zu der politischen Neuerung. Cromwell wollte kein Tyrann sein, der Glanz der Welt und des Goldes reizten seine ernste Seele niemals, ihm galt es um das Wohl des Volks und um die Sicherstellung der schwererkämpften Freiheit; er sah aber diese nur im Bunde mit der Ordnung. Er hatte Sinn für das geschichtlich Gewordene; die neue Constitution sollte

ſich den alten Formen anſchließen. So mochte es ihm am geeignetſten erſcheinen zunächſt einmal Vertrauensmänner aus den verſchiedenen Provinzen zu berufen und aus ihnen eine Art von Verfaſſungsrath zu bilden; er ließ überall Liſten angeſehener ſittenſtrenger und gottesfürchtiger Bürger aufſtellen, und erwählte mit ſeinem Staatsrath aus denſelben 139 für England, ſechs für Wales, ſechs für Irland, vier für Schottland; ſie erhielten Einladungsſchreiben auf den 4. Juli 1653. Alle erſchienen bis auf zwei; das puritaniſche England war mit der Maßregel offenbar zufrieden. Cromwell hielt zur Eröffnung der Sitzungen am erwähnten Tag eine Rede in einem Ton, daß man — nach dem Ausdruck eines gleichzeitigen Schriftſtellers — leicht glauben konnte der Geiſt Gottes ſpreche aus ihm.

Er begann damit, ſie an all die Schickungen zu erinnern, durch welche Gott ſeit dem Beginn der Unruhen bis zur Gegenwart in England ſo große Dinge gethan; er gedachte der Schlachten und Verhandlungen, er erwähnte wie der Sieg mit den Männern geweſen die vorher des Kriegs unkundig, aber durch ihren Glauben begeiſtert waren, und wie das Gericht die Schuldigen und den Größten unter denſelben ereilt, wie der Freiſtaat gegründet worden. Er gedachte der Zeit wo das Parlament auf dem Sprunge ſtand das Volk um alle Früchte ſeiner Thaten zu täuſchen. „Ich meine", ſagte er, „den Vertrag, den ſie immer wieder mit dem König abſchließen wollten, wodurch ſie Alles, wofür wir gekämpft, würden in ſeine Hand gelegt haben, und unſere ganze Sicherheit wäre ein klein Stück Papier geweſen. Und als Das vorüber war, ſo wißt ihr wohl welche Stürme

wir noch zu Land und See zu bestehen hatten, und wißt gleicherweise, was Gott in Irland und Schottland gethan, und wie er all den Verwirrungen ein Ende machte durch das wundervolle Heil welches er bei Worcester uns widerfahren ließ. Aber es ist mir leid daß ich so im Allgemeinen bleiben muß, denn in allem Einzelnen, in jedem Schritt des Königs oder des Parlaments trägt Alles den Stempel der Vorsehung erkennbar für Jeden der ihn sehen will. Das soll unsere Herzen zur Dankbarkeit und zum Vertrauen bringen."

„Als ich nun von Worcester kam, sammt meinen Mitoffizieren und Soldaten, soviel ihrer übriggeblieben waren, erwarteten wir und hatten Grund dazu, daß da wir auf solch eine Geschichte zurücksehen konnten und solch einen Gott hatten, so überdiemaßen sichtbar selbst für unsere Feinde, die da bekannten, daß Gott selbst gegen sie streite, weil sie sonst nicht in allem und jedem Kampf erlegen wären, — und für uns, weil alle unsere frühern Gnaden in Gefahr waren verloren zu gehen, sobald wir jetzt einmal wären geschlagen worden; — ich sage, als wir nun herankamen, hatten wir einiges Vertrauen, daß die uns von Gott erwiesene Gnade und die Erwartungen unserer Herzen und der Herzen aller guten Menschen nun auch Die, welche an der Spitze der Regierung waren, eifrig machen würden solche gute Dinge zu thun welche eines solchen Gottes und solcher Gnaden würdig erachtet werden könnten, und wahrlich so hätten Diejenigen für welche all Das geschehen war, sich ihrer Pflicht in treuer Sorge für das Volk entledigt. Sollte ich nun alles Einzelne durchgehen, was wir bis zur Auflösung des Parlaments betrieben, so würde Das für mich ein be-

schwerliches Werk sein. Denn ich glaube, ich kann von mir und meinen Kameraden sagen, daß wir eher gewünscht und gestrebt haben zu heilen und vorwärts zu blicken, denn in Wunden zu wühlen und rückwärts zu blicken; einzig Dies wollen wir sagen zu unserer eigenen Rechtfertigung, um den Grund für die unvermeidliche Nothwendigkeit zu bezeichnen, ja selbst die Pflicht, die uns auflag, diese letzte große Veränderung herbeizuführen; — ich glaube es wird nicht unpassend sein, hierüber ein Wort oder zwei zu sagen. Unsere Herzen und Gedanken waren voll davon, jetzt all die schönen und gesetzlichen Mittel in Anwendung zu bringen, durch welche für die Nation die Frucht des Bluts und Guts, die für diese Sache aufgewandt worden, nunmehr zur Reife kommen könnte; und wir dürsteten in unsrer Seele darnach Mittel und Wege zu finden, wie wir selber Werkzeuge sein möchten solches zu fördern. Wir beschränkten uns lange Zeit auf Anträge und Gesuche; und wenn wir dann unsere Wünsche in Erinnerung brachten, so hatten wir keine andere Antwort als: «sie würden in Betracht genommen.» Und da wir nun fanden wie das Volk in jedem Winkel des Landes unzufrieden war, und uns wegen Nichterfüllung des Verheißenen zur Rede stellte, da glaubten wir uns selbst verpflichtet, den Ruf ehrlicher Männer in dieser Welt aufrechtzuhalten. Wir hielten deshalb seit October Zusammenkünfte mit Parlamentsmitgliedern, und treu und aufrichtig baten wir sie, ihre Pflicht gegen Gott und Menschen sich zu Herzen zu nehmen, und die guten Dinge, die man erwarte, möchten sie ausführen, sodaß es nicht scheine, daß das Heer sie ihnen eingegeben, son-

dern sie aus eigenem Geist Alles gethan hätten; so zärtlich waren wir für den Ruf des Parlaments. Wir erklärten offen, daß sonst das Gericht Gottes, das Misvergnügen des Volks, eine allgemeine Verwirrung erfolgen würde; — vergebens! Als wir nun selbst unter uns in ernstliche Erwägung zogen was uns für ein anderer Weg bliebe, da begannen sie die Volksvertretung und das Wahlgesetz ins Auge zu fassen, und schienen sehr gewillt, darüber zu einem Beschluß zu kommen. Wäre Dies rein und lauter geschehen, so hätte uns Nichts willkommner sein können. Aber ihre Absicht war dem Volk kein Wahlrecht zu geben; es wäre nur ein Schein gewesen; sie wollten auch durch Neuwahlen das Haus blos wieder vollzählig machen, selber aber fortwährend ihre Sitze behalten. Wir erklärten dagegen unsern Abscheu, unsere Misbilligung; sie aber wollten nun nach dreijähriger Verschleppung Hals über Kopf die Sache abthun und ihre Bill durchbringen. Das fanden wir war nicht nach dem Willen Gottes, und doch hing hier das ganze Gewicht der Sache, für welche wir unser Leben gewagt hatten und die uns also am Herzen liegen und theuer sein mußte; und hier war, Das sahen wir, kein Bestreben diese Sache zu sichern und zu fördern, sondern sie wollten nur dem unruhig werdenden Heere entgegenarbeiten; wahrlich ich sage euch als wir alles Dies sahen und die Macht in Händen hatten, da konnten wir die Dinge nicht diesen monströsen Gang gehen lassen, noch gestatten, daß alle unsere Freiheiten weggeworfen würden in die Hände von Solchen, gegen die wir gefochten hatten; wir kamen vielmehr zuerst unter uns selbst zu diesem Entschluß, daß wenn wir mit Gewalt

aus unſern Rechten und Freiheiten wären hinausgeſchlagen worden, dann uns die Nothwendigkeit Geduld lehren würde; aber ſie ſelber preiszugeben Das würde uns zu den niederträchtigſten Menſchen in der Welt machen, die es verdienten zu den Feinden Gottes und ſeines Volks gerechnet zu werden. Und ich ſpreche hier vor Gott wie angeſichts einiger Männer, die jenen Berathungen beiwohnten; der Gedanke an einen Act der Gewalt war etwas Härteres für uns als irgend eine Schlacht die wir je beſtanden, ja wir hätten lieber unſer Leben aufs Spiel geſetzt, ſo ſehr wünſchten wir, daß jene Männer ihren Platz mit Ehren verließen. Allein wie wir ſahen, daß die Sache des Volks Gottes ein verachtet Ding war, da erkannten wir, daß andere Hände als die ihrigen für dies Werk verwandt werden müßten. Und da dachten wir, es wäre hohe Zeit uns umzuſehen und unſerer Pflicht innezuwerden. Denn im Parlament gab's bei allen Fragen Parteiung, und Nichts wollte mehr recht zuſtandekommen; alle Sorge ward vergeſſen für das Volk, dem ſie es doch verdankten, daß ſie dort ſaßen. Ich will nicht ſagen, daß ſie ganz unfähig geworden die Reformation unſers Staats zu vollführen, aber die Reformation der Geſetze wenigſtens, deren Zuſtand jetzt ſo beklagt wird, förderten ſie gar nicht. Wir hatten viele gute Worte darüber geſprochen, aber drei Monate hatten ihnen nicht hingereicht, um nur das eine Wort: Incumbrances klar zu beſtimmen! Deswegen hätten wir aber unſere Hände noch nicht gegen ſie erhoben; als aber Männer von ſolchem Schlag ihre Herrſchaft immer fortſetzen wollten, als wir aus ihrem eigenen Munde hörten, daß ſie von der Auflöſung des

Parlaments Nichts wiſſen wollten, da dachten wir das ſei ein Bruch des Vertrauens; denn dazu waren ſie nicht erwählt, und ſie waren kein eigentliches Parlament mehr, ſie hatten mehrmals Gewalt erlitten. Die Nacht vor der Auflöſung hatten wir mit etwa zwanzig von ihnen eine Zuſammenkunft; ich ſagte ihnen im Auftrag des Heers, ſie möchten beſtimmt erklären, was ſie im Sinne hätten in Bezug auf die neue Volksvertretung; wäre es recht und billig, ſo wollten wir uns gern beruhigen; da meinten ſie es wäre Nichts gut für das Land als die Fortdauer dieſes Parlaments. Wir machten in Bezug auf die Erſatzwahlen ihnen den Einwand, daß beſtimmt werden müſſe, wer Wähler und wählbar ſein könne; denn die Presbyterianer, welche unſere Sache verlaſſen oder ſich neutral gehalten, dürften jetzt nicht zur Macht kommen, in ihre Hände könnten unſere Angelegenheiten nicht gelegt werden; denn ein Anderes wäre es einen Menſchen von anderer Richtung zu dulden und zu lieben, und ein Anderes ihn in die Regierung einzuſetzen. Darum ſollten ſie ihr Amt in die Hände einiger Gutgeſinnten niederlegen, die ein Intereſſe am Volk hätten und der Republik zugethan wären. Das ſei nichts Neues, denn das Land ſei ſchon in ähnlichem Wirrwarr geweſen, und wir zeigten ihnen die Vorgänge in der Geſchichte. Da wollten ſie die Sache beſchlafen und mit ihren Freunden beſprechen; es war aber beinahe die Hälfte Derer anweſend, die gewöhnlich in die Sitzungen gingen; und ihre Führer verſprachen, daß ſie ihre Bill für Neuwahlen nicht vornehmen wollten, ehe ſie uns noch einmal geſprochen hätten. Aber am nächſten Morgen hörten wir, daß das Haus ſich gerade mit jener Bill be-

schäftigte; wir konnten es nicht glauben, daß solche Personen so unwürdig handelten; wir blieben bis es ein zweiter und dritter Bote bestätigte und uns mittheilte, daß sie mit höchster Eile verführen, daß sie alle Bestimmungen über die Befähigung zur Wahl ausließen; das hätte geheißen die Freiheiten der Nation hinwegwerfen in die Hände Derer die nimmer dafür gefochten hatten; und da dachten wir es sei unsere Pflicht solches nicht zu leiden; und so ward das Haus aufgelöst, eben als der Sprecher die letzte Frage vorlegte. Die Nothwendigkeit unsere Sache zu erhalten, trieb uns dazu, und veranlaßte uns, euch auf diesem außerordentlichen Weg zu berufen. Das war die reine Absicht unserer That, nicht wollten wir selber nach der Herrschaft greifen, noch sie der Armee überliefern, nicht für einen Tag; sondern wir wollten sie mit Gottes Hülfe in die Hände von geeigneten Personen legen, die aus allen Theilen des Landes berufen wären. Und so seid ihr berufen worden durch so wundervolle Schickungen als jemals Menschen in so kurzer Zeit erfahren haben. Und wenn einmal der Staat nicht fallen sollte, so werdet ihr's zufrieden sein, daß wir ihn nicht den Händen der Feinde und Schlechten überließen. Er ist nun euch übergeben auf dem Wege der Nothwendigkeit, auf dem Wege der weisen Vorsehung Gottes durch schwache Hände; und da er durch unsere Hände an euch kommt, so werdet ihr es nicht übelnehmen, wenn wir Einiges sagen bei der Niederlegung des Amtes, das nun auf euch ruht. Und wenn Das, was ich sage, ein Auftrag zu sein scheint, so geschieht er in Demuth; und wenn er, der euch ein Diener zu sein meint, der euch nun zur Ausübung der höchsten Gewalt

berufen hat, ausspricht, was er für eure Pflicht und Aufgabe hält, so hoffen wir, daß ihr Das gut aufnehmt.

Ich werde kurz sein, denn ich hoffe es ist in euern Herzen geschrieben Gott zu dienen. Einzig an dies Schriftwort will ich euch erinnern, das lange meine Seele bewegt hat: Juda herrscht jetzt mit Gott und hält Treu und Glauben mit den Heiligen. Vorher heißt es, daß in Ephraim Lug und im Hause von Israel Trug wohne. Wie Gott bei uns um Fasten und Danksagen betrogen worden *), darüber haben wir Grund zu klagen. Wahrlich, ihr seid berufen von Gott wie Juda, mit ihm und für ihn zu herrschen, und Treu und Glauben zu halten mit den Heiligen, welche die Werkzeuge eurer Berufung waren. Und wer über Menschen herrscht, sagt die Schrift, der muß gerecht sein und in der Furcht Gottes regieren. Und fürwahr, es ist besser für euch zu beten als euch zu rathen, daß ihr Gnade und Wahrheit üben möget, daß der Himmel euch Weisheit verleihe, was Tausende von Heiligen heute für euch erflehen. Ich sage es ist besser zu beten als zu rathen; doch ich denke an eine andere Schriftstelle, die recht nützlich ist, obwol sie auf jeden Christenmenschen anwendbar erscheint, wo ihm gerathen wird um Weisheit zu bitten und gesagt wird was Weisheit ist: sie ist keusch, friedsam, gelinde, sie lässet mit sich reden, ist voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch und ohne Heuchelei. Reinheit, Unparteilichkeit, Aufrichtigkeit bedürft ihr und den Geist des Friedens, um dem Volk gute Früchte zu bringen, Gnade und Wahrheit walten zu lassen. Ihr sollt ge-

*) Das Lange Parlament hatte den Buß-, Fast- und Bettag am letzten Mittwoch eines jeden Monats abgeschafft.

recht ſein gegen den Ungläubigen wie gegen den Gläubigen, denn Das iſt unſere Pflicht; und ich habe, ich geſtehe es, oft geſagt, thöricht vielleicht, daß ich lieber einem Gläubigen als einem Ungläubigen Unrecht thun möchte. Das mag paradox ſein, darum hüten wir uns Einem und dem Andern Böſes zu thun. O, wenn Gott eure Herzen erfüllete mit ſolch einem Geiſt wie Moſes hatte und Paulus hatte, einen Geiſt nicht blos für die Gläubigen, ſondern fürs ganze Volk! Moſes konnte für ſie ſterben, konnte wünſchen um des Volkes willen aus Gottes Buche ausgetilgt zu ſein, Paulus konnte wünſchen verbannt zu ſein von Chriſto für ſeine Brüder nach dem Fleiſch: ſo voll von Liebe waren ſie für Alle. Ein Zweites iſt zu bitten, daß ihr mit den Heiligen Treu und Glauben halten möget, daß ihr mit den Schwächen der Heiligen Nachſicht habt und für alle Menſchen mitleidig ſeid: ja, wenn wir nicht auch für die Andersdenkenden, wie die Presbyterianer, das Intereſſe der Liebe hätten, ſo würde es uns ſchwer werden mit den Heiligen gläubig zu ſein.“

„In meiner Pilgerſchaft und manchen Prüfungen ermuthigte mich das Prophetenwort: daß der Herr läſſet Waſſer quellen in der Wüſte und Cedern, Myrten und Oelbäume wachſen in der Wildniß, damit man einſehe ſeine Hand hat es gethan; ſo iſt uns alle Errettung, alle Befreiung von ihm gekommen; er hat's gethan zum Wohl der ganzen Heerde. Darum ſorgt auch ihr für die ganze Heerde. Liebt die Schafe, liebt die Lämmer, liebt Alle, pflegt Alle, kräftigt Alle in jedem guten Ding. Und wenn der ärmſte Chriſt und der verirrteſte friedlich und ruhig unter euch zu leben begehrt, ich ſage

wenn irgend Einer wünscht nur ein Leben der Gottseligkeit und Ehrbarkeit zu führen, laßt ihn beschützet sein! Ich brauche euch nicht zu rathen, viel weniger zu drängen daß ihr für die Ausbreitung des Evangeliums sorgt und die Prediger ermuthigt, die es recht sind und den Geist empfangen haben der uns den Willen Gottes finden und thun läßt. Ich spreche nicht von einem Predigtamt das sich selbst vom Papst ableitet und diese Nachfolge für sich beansprucht; die wahre Nachfolge ist durch den Geist; der Geist ist gegeben, um rechte Sprecher von Gottes ewigen Wahrheiten zu machen; Das ist die rechte Nachfolge, darin seid ihr von Gott belehrt besser denn ich selber."

„In der That ich habe euch nur noch ein Wort zu sagen, ich zeige vielleicht darin meine Schwachheit; es ist auf dem Wege des Muthes ans Werk zu gehen. Ich bekenne, daß ich nimmer solch einen Tag zu sehen gedachte, wie dieser ist, wo Christus so anerkannt wird wie heute in diesem Werk. Jesus Christus ward anerkannt durch eure Berufung, und ihr habt ihn anerkannt durch euer bereitwilliges Erscheinen; ihr offenbart, so weit schwache Geschöpfe Dies vermögen, daß dies ein Tag der Macht Christi ist; denn er macht sein Volk willig am Tage seiner Macht. Er hat durch soviel Blut und soviel Kampf Dies zu einer der großen Errungenschaften gemacht: Sein Volk zur Herrschaft und höchsten Gewalt berufen zu haben. Gott hat euch anerkannt und gemacht, daß ihr ihn anerkennt. Vielleicht kennt ihr euch nicht von Angesicht untereinander, denn ihr kommt ja aus allen Theilen des Landes, aber wir sagen euch, daß wir uns nicht die Wahl eines Einzigen gestattet haben von

dem wir nicht gegründete Hoffnung gehabt, daß der Glaube an Jesus Christus und die Liebe zu seinem ganzen Volk und den Heiligen in ihm wohnt. So hat euch, wie Jesaias sagt, Gott für sich selbst bereitet, damit ihr seinen Namen verherrlicht. Denn ihr könnt mit gutem Gewissen schwören, daß ihr weder direct noch indirect hierherzukommen gesucht habt; ihr verhieltet euch passiv dabei, ihr wurdet berufen; betrachtet die Umstände durch die ihr es wurdet, durch welche Kämpfe, durch welches Blut ihr hierher gekommen seid, wo weder ihr, noch ich, noch irgend ein lebendiger Mensch drei Monate früher daran gedacht hat eine solche Versammlung zu sehen, welche die Herrschaft und höchste Gewalt dieses Volks übernehmen würde oder lieber zu übernehmen berufen worden. Nie ist das früher auf solche Weise und solchen Männern geschehen. Wenn es Zeit wäre euch mit Denen zu vergleichen, die durch die Stimmen des Volks berufen werden — — wer kann sagen, wie bald Gott das Volk für so etwas geschickt macht? Niemand kann es mehr wünschen als ich; ich wollte sie wären alle des Herrn Volk, wie gesagt ist: Ich wollte daß Alle im Volk des Herrn Propheten wären! Ich wollte auch daß Alle könnten berufen werden, daß Alle die Sache Jesu Christi anerkenneten. Und gebt mir Erlaubniß zu sagen: Was kann leichter das Volk für die Sache Jesu Christi gewinnen, für die Liebe und Gottseligkeit, und was kann deshalb eine höhere Pflicht für euch sein die so berufen worden, als ein demüthiges und gottseliges Leben und Wirken? Sodaß sie sehen ihr liebt sie, ihr opfert euch selber, Zeit und Geist, für sie. Ist Dies nicht der leichteste Weg sie zur Freiheit zu bringen? Wenigstens

werdet ihr sie überführen, daß so wie gottesfürchtige Männer sie aus der Knechtschaft unter der Königsgewalt herausgekämpft haben, so gottesfürchtige Männer sie jetzt in der Furcht Gottes regieren und Alles wohl verwalten. Doch Dies ist einige Abschweifung. Ich sage: Erkennt euern Ruf an, denn er ist von Gott. Es ist wunderbar und war nicht vorbedacht. Erst seit kurzem wissen wir davon. Lang hat Gott die Dinge vor unsern Augen verborgen gehalten, sodaß wir hierin Nichts sahen bei all unsern Heimsuchungen; — was auch ein Zeugniß für unsere Reinheit und Aufrichtigkeit ist. So seid ihr von Gott berufen. Und was sollten wir erschrecken vor dem Gedanken oder dem Wort, daß Dies das Thor ist um einzugehen in die Verheißungen Gottes, die uns geweissagt sind, auf die unsre Herzen hoffen und harren? Wir wissen wer sie sind die mit dem Lamme Krieg führen gegen seine Feinde: ein gläubiges Volk, berufen und auserwählt. Und Gott hat sich auf dem Wege des Kriegs — wir können es sagen, ohne uns selbst zu schmeicheln, und ich glaube ihr wißt es — er hat sich gezeigt mit uns und für uns; und sollte er's nun nicht in diesen bürgerlichen und friedlichen Dingen thun? Dies sind keine übeln Vorbedeutungen für den Gott den wir erwarten. Ich denke, es ist etwas vor der Thür; wir stehen an der Schwelle des Eingangs; und darum ziemt es uns das Haupt zu erheben und uns zu ermuthigen im Herrn. Und wir haben gedacht, Einige von uns, daß es unsere Schuldigkeit sei diesen Weg einzuschlagen und nicht unthätig auf die Prophezeiung Daniel's hinzublicken, daß das Reich keinem andern Volk überliefert werden soll. Wahrlich Gott hat es in eure Hände

gebracht, indem er unſere Waffen ſegnete und eure Berufung anerkannte. Der Herr hat unſere Herzen gelenkt das Werkzeug eurer Berufung zu ſein, und hat es uns ins Herz gelegt euch die Macht und das Reich zu überliefern. Doch ich überſchreite vielleicht hier meine Linie; dieſe Dinge ſind dunkel; ich will nur daß mein und euer Sinn darin geübt werde. Aber wahrlich die Sachen ſtehen ſo, daß ihr am Saume der Verheißungen ſteht. Euer Beſtreben, eure Arbeit gilt den beſten Dingen. Und wie ich ſchon ſonſt wol geſagt habe, wenn ich einen Diener erwählen ſollte, ſei es der geringſte Offizier in der Armee oder der unterſte Beamte im Staat, ſo würde ich immer einen gottſeligen Mann nehmen der feſte Grundſätze hat, beſonders aber wo ein öffentliches Vertrauen für das Amt erfoderlich iſt. Und würden nur alle Behörden ſo ernannt, es würde guten Erfolg haben. Sicherlich iſt es unſere Pflicht Männer zu erwählen welche den Herrn fürchten und preiſen, denn ſolche hat er bereitet für ſich, und er erwartet kein Lob von andern.“

„Das führt mir eine andere Schriftſtelle zu Gemüth, den herrlichen 68. Pſalm, eine ruhmreiche Weiſſagung, ich bin es überzeugt, der evangeliſchen Kirchen, es mag ſein auch der Juden. Dort heißt es: Er wird ſein Volk wiederbringen aus der Tiefe des Meeres, wie er einſt Iſrael durch das Rothe Meer geführt hat. Und es mag ſein, wie Einige denken, Gott will die Juden wieder zu ihrem Lande bringen von den Inſeln des Meeres, und ihren Erwartungen entſprechen wie aus den Tiefen des Meeres. Aber ich bin gewiß, wenn der Herr die evangeliſche Kirche aufrichtet, ſo wird es ein Verſammeln

des Volks ſein aus der Tiefe, aus der Fülle der Waſſer: ſein Volk wird aus der Menge der Nationen dieſer Welt gezogen. Und dieſer Pſalm iſt auch ſonſt noch herrlich. Groß, ſagt er, iſt die Schar Derer, die des Herrn Wort verkündigen. Könige mit ihrem Heere flohen davon, und die zu Hauſe verweilten, theilen die Beute. Und wenn ihr bei den Hürden liegt, doch glänzt ihr als der Tauben Flügel, die wie Silber und Gold flimmern. Und wahrlich der Siegesjubel dieſes Pſalms iſt hoch und groß, und Gott vollendet es. Und der Schluß des Pſalms iſt eingeſchloſſen in mein Herz wie in eures: Der Herr erſchüttert die Hügel, daß ſie beben; der Herr hat auch einen Berg, einen hohen Berg wie der von Baſan, und die Streitwagen Gottes ſind zwanzigtauſend, ja Tauſende von Engeln, und Gott will wohnen auf dieſem Berg für immer."

Cromwell wiederholte zum Schluß, daß er und das Heer auch ferner dem Werke Gottes und der Obrigkeit dienen würden, die ſie als eine von Gott über ſie geſetzte betrachteten. Nicht blos das Heer und die Flotte, das ganze Land hätte ſeine Schritte gutgeheißen. Weil die Verwaltung des Staats keine Unterbrechung geſtattete, hätte er ſie übernommen und einen Staatsrath eingeſetzt, deſſen ferneres Beſtehen nun von der neuen Verſammlung abhänge. Von Zeit zu Zeit würde er ſehen welche Wege ſie einſchlügen und was ſie feſtſetzten.

„Ich habe die Kunſt der Rede nicht ſtudirt, ich habe Nichts zu thun mit den Rhetorikern und mit ihrem Geſchäft: Worte zu machen; unſere Aufgabe und was Gott uns gebietet, iſt Sachen zu ſprechen (to speak things)" — ſagt er ſpäter ſelbſt einmal. Es iſt der Soldat, der

Mann der That, welcher hier redet, welcher seine Worte aus dem Stegreif setzt wie der Geist ihn treibt; da ist nichts Geschminktes, nichts Gesuchtes, im Gegentheil viel Rauhes, Stoßweises; man sieht die Arbeit die es ihm macht herauszubringen wovon sein Herz voll ist; auch im Druck ist an den Reden nicht gefeilt worden, sie liegen da wie die Ausbrüche einer großen, bewegten Seele. Klar und scharf bespricht er die Staatsangelegenheiten, da sieht er die Ereignisse plötzlich im Lichte der Ewigkeit, und nun leihen ihm David und Jesaias ihre kühnsten und schönsten Bilder um Gott in Allem zu verherrlichen; und wenn ihm da die Schweißtropfen auf die von Begeisterung leuchtende Stirn treten, dann entschuldigt er sich wol mit volksthümlicher Zutraulichkeit, daß er mit seinen Reden die Versammlung in einem engen Raum so lang hinhalte, und die Hitze sei so groß! Seine Rede findet ihres Gleichen nicht unter den Thronreden der Könige und den Botschaften der Präsidenten. Aus der die ich eben auszugsweise mitgetheilt, lernen wir neben manchen Ideen religiöser Weihe und sittlichen Ernstes, neben der schönen Verbindung von Glaubenseifer und milder Duldung Andersdenkender, die Zustände Englands und Cromwell's An- und Absichten besser als aus einem andern Document kennen. Er wollte für Recht und Freiheit eine bessere Garantie als ein Stückchen Papier; darum konnte er die Wiedereinsetzung des Königs, der sich so oft treulos erwiesen, nicht dulden; er und die Seinen hatten ihr Leben daran gesetzt, und wollten ihre Errungenschaften behaupten. Das Lange Parlament hatte sich überlebt, sein zusammengeschrumpfter Rumpf war keine Vertretung des ganzen Volks mehr,

doch wollte derselbe für sich eine Oligarchie begründen und seinen Sitz für immer sich anmaßen; es war ein Convent, der alle Gewalt in sich vereinigte; seine Mitglieder kamen nicht zu Ende mit der Reform des Staats, mit der neuen Verfassung, und die Ergänzungswahlen in der Art, wie sie vorgeschlagen wurden, drohten Männer ins Parlament zu bringen, die keine Sympathie für die junge Republik hatten, die wieder die eben ausgefochtnen Kämpfe würden erneuert und das mit Blut Erkaufte, die bürgerliche und religiöse Freiheit würden in Frage gestellt haben. Das zu dulden erschien dem Heer und seinem Führer ein feiger Verrath. So schritt Cromwell ein. Er wollte möglichst bald eine gute Verfassung, er wollte nicht despotisch herrschen, sondern im Dienste des Volks arbeiten; er wollte seinerseits keine Verfassung octroyiren, ebensowenig aber der siegenden Partei eine octroyiren lassen. So berief er aus den Männern, die durch die öffentliche Stimme oder durch die Behörden als gute Christen und gute Bürger des neuen Freistaats bezeichnet wurden, diese Versammlung, der er sofort alle Gewalt übergab; sie sollte eine neue Ordnung der Dinge einrichten, einem vom Volk zu wählenden Parlament den Weg bahnen.

Es war allerdings eine merkwürdige Versammlung dies „kurze Parlament"; die großen Seehelden wie die Führer des Landheeres gehörten ihr an; daneben gelehrte, gesetzeskundige Männer, daneben schlichte Bürger und Bauern, nur durch Gottseligkeit hervorragend. Da saßen Puritaner die ganze Bibelsprüche vor ihre Geschlechtsnamen gesetzt, und Andre die ihre Vornamen aus dem Alten Testament genommen und sich als Habakuk, He-

sekiel und Zerubabel begrüßten. Nach einem Mitgliede, dem ehrenhaften londoner Lederhändler Barebone ward es von Manchen Barebone-Parlament geheißen und dies als Barfüßerparlament gedeutet. Aber die mitunter etwas wunderlichen Heiligen hatten ein Gewissen, auf dessen Stimme sie hörten, sie standen im praktischen Leben und hatten bedacht wie sie ihr eigenes Heil und das des Volks sichern könnten. Sie beteten, aber sie arbeiteten auch. Sie erneuerten den Staatsrath, dessen Präsident Cromwell ward; sie sorgten für den Staatshaushalt; sie verbesserten das Loos der Gefangnen; sie beschlossen die Aufhebung des Kanzleigerichtshofs, der wegen Langsamkeit und Willkür gleich verrufen war. Dieser Schritt zog ihnen den Haß der Rechtsgelehrten zu, die nun thaten als ob die Heiligen das Mosaische Gesetz einführen und die Eigenthumsverhältnisse in dessen Jubeljahren aufheben wollten, während die wackern Männer doch nur die Ansicht hatten, es wäre gut wenn der Engländer die Gesetze auch kenne, nach denen er leben solle, und darum müsse man statt der unförmlichen Masse von Herkommen und Statuten ein Gesetzbuch haben, welches in der Tasche eines ehrlichen Bürgers Raum finde; ja, sie gingen selber ans Werk und fingen mit dem Strafrecht an. In kirchlichen Dingen wollten sie das Patronatsrecht aufheben und den Gemeinden die Wahl der Geistlichen anheimgeben. Die Zehnten sollten gegen Entschädigung abgeschafft werden. Das brachte viele Leute, die sich in ihrem Privatintereſſe gekränkt meinten, gegen das Parlament auf. Auch scheint es daß seine Mitglieder bei ihren Maßregeln der Sinnesart und Bildungsstufe des Volks oder anderer Parteien zu

wenig Rechnung trugen, daß Jeder gerade seine Ansicht und seine Weise behaupten wollte. Einige Monate nach der Eröffnung schrieb Cromwell einen Brief an Fleetwood nach Irland, in welchem er sein Herz ausschüttet.

„Lieber Karl, wenn du auch nicht so oft als ich möchte erfährst, wie es mit mir steht, so zweifle ich doch nicht an deinen Gebeten um meinetwillen, daß alle meine Schritte dem Evangelium gemäß seien. Wahrlich die Hülfe aller meiner christlichen Freunde hatte ich niemals nöthiger als jetzt. Ich möchte gern, daß mein Dienst, so Gott will, von den Heiligen angenommen würde; aber es ist nicht so. Jeder hat sein eigenes Urtheil, Jeder sucht seine besondere Ansicht geltendzumachen, und der Geist der Liebe der mich für Alle beseelt, wird kaum von Einigen anerkannt. Ich hoffe ich kann es sagen, mein Leben war ein freiwilliges Opfer, und ich hoffe für sie Alle. Aber es geht wie bei Moses, der die beiden Hebräer zurechtwies: ihr Zorn wandte sich gegen ihn. Doch Gott ist weise, und wird, ich vertraue darauf, offenbar machen daß ich kein Feind bin. O wie leicht wird die Gnade gemisbraucht! Rathe den Freunden mit dir nüchtern und gelassen zu sein. Wenn der Tag des Herrn so nah ist als Manche sagen, wie müßte unsere Mäßigung erscheinen! Wenn Jeder statt zu streiten sich und seine Art durch Liebe und Demuth rechtfertigen wollte, dann würde die Weisheit gerechtfertigt sein von ihren Kindern. Aber ach! — Ich in meinen Anfechtungen bin oft nahe daran zu sagen: O hätte ich Flügel gleich einer Taube, daß ich hinwegflöge und irgendwo Ruhe fände! Siehe so wollte ich mich fern wegmachen und in der Wüste bleiben, ich wollte eilen, daß

ich entrünne vor dem Sturmwinde und Wetter! Aber das fürchte ich würde eine Flucht von meiner Seite sein. Und ich danke Gott, daß ich noch Etwas habe was mich lebendig erhält, einige Strahlen vom Lichte seines Angesichts, und einige Lauterkeit, die mich über das Urtheil der Menschen erhebt. Entschuldige es daß ich dir so mein Inneres enthülle; bete für mich und laß die Freunde es auch thun. Meine Liebe deiner theuern Frau, die ich herzlich lieb habe, Beides nach den Banden des Bluts und nach bester Werthschätzung, und meinen Segen, wenn er etwas werth ist, dem kleinen Knaben!"

Im December konnte das Parlament mit einer Debatte wegen Prüfung und strenger Beaufsichtigung der Geistlichen nicht zu Ende kommen; es fühlte sich dem Widerstande draußen nicht mehr gewachsen und sah sich nach einem Manne um welcher helfen könne; da fand es den geborenen König, der auch in schwerer Zeit das Volk zu erziehen, Frieden zu stiften, zu ordnen und zu walten Einsicht und Kraft hatte: sie legten ihre Macht in Cromwell's Hände nieder, er sollte der Republik eine Verfassung geben und regieren. Cromwell, tief bewegt, berieth sich mit befreundeten Offizieren und Staatsmännern, und sie kamen überein, daß er unter dem Titel eines Lord-Protectors (Schirmherrn) des Gemeinwesens von England, Schottland und Irland mit einem Parlament und Staatsrath regieren solle. „Ich würde lieber einen Schäferstab nehmen als das Protectorat; aber da jetzt verhütet werden muß, daß die Nation in Verwirrung geräth und dem gemeinsamen Feind zur Beute wird, so will ich mich denn wie Aaron zwischen die Todten und die Lebendigen stellen, bis Gott Allen offen-

bart was für ein Grund für sie gelegt ist auf dem sie sich anbauen sollen." Am 16. December fuhr er in feierlichem Aufzug nach Westminster. Er war in schwarzen Sammt gekleidet, um seinen Hut ein breites goldenes Band. „Fünfundfunfzig Jahr alt, das braune Haar nur ergrauend; eine massive Gestalt, ein großer Kopf, eine Warze über der rechten Augenbraue, die Nase von beträchtlicher derbadlermäßiger Gestalt, feste volle Lippen, stolz, streng und doch mit dem Ausdruck zarten Empfindungsreichthums; tiefe Augen, ernst und sinnend unter den buschigen Brauen hervorblickend wie in lebenslänglichem Kummer, und ihn doch nicht für Kummer erachtend, sondern nur für Arbeit und Mühe; im Ganzen ein rechtes edles Löwengesicht und Heldengesicht, und für mich königlich genug." (Carlyle). General Lambert foderte im Namen des Heeres und Landes Cromwell auf die Regierung zu übernehmen. Dieser ließ die neue Verfassungsurkunde verlesen.

Nach derselben war die gesetzgebende Gewalt beim Parlament; ein Parlamentsbeschluß tritt auch ohne Genehmigung des Protectors nach 20 Tagen in Gesetzeskraft. Alle drei Jahre kommt ein Parlament zusammen; in den ersten fünf Monaten seiner Sitzungen kann es ohne eigene Einwilligung weder vertagt noch aufgelöst werden. Es besteht aus 400 Mitgliedern für England, 30 für Schottland, 30 für Irland. Die verfallenen Burgflecken verlieren ihr Wahlrecht, die Zahl der Vertreter der Grafschaften wird erhöht. Wähler ist, wer 200 Pfund beweglichen oder unbeweglichen Eigenthums besitzt; ausgeschlossen aber ist, wer gegen das Parlament Krieg geführt oder in England rebellirt und noch nicht

Beweiſe eines beſſern Sinnes gegeben; auch die Katholiken und die unter dem Deckmantel der Religion ein zügelloſes Leben predigen, blieben ausgeſchloſſen; ſonſt ward volle Religionsfreiheit gewährleiſtet, nur das Papſtthum und Prälatenthum konnte damals noch keine Aufnahme finden. Ohne Bewilligung des Parlaments können keine Steuern ausgeſchrieben werden. Die ausübende Gewalt iſt beim Lord-Protector; er befehligt Heer und Flotte; die Stärke der letztern iſt ihm anheimgeſtellt, jenes darf nicht über 30,000 Mann zählen. Der Protector iſt befugt mit fremden Mächten zu unterhandeln, Krieg zu erklären und Frieden zu ſchließen; doch bedarf er hier wie bei der Beſetzung der höhern Staatsämter der Zuſtimmung des Parlaments, oder, wenn es nicht verſammelt iſt, des Staatsraths, wobei eine ſpätere Genehmigung der Volksvertreter vorbehalten bleibt. Der erſte Protector iſt Cromwell; ſeinen Nachfolger wird der Staatsrath ernennen. Das neue Parlament ſoll an Cromwell's Glückstage, am 3. Sept. (1654) zuſammenkommen; bis dahin erhebt der Protector die für den Staatsdienſt nöthigen Gelder, und ſeine Verordnungen haben bis dahin Geſetzeskraft.

Iſt nicht dieſe Verfaſſung eine echt republikaniſche, ein Ausdruck der Volksfreiheit, ähnlich der nordamerikaniſchen? Sind nicht die drei Königreiche in einem Staate verſchmolzen? Iſt nicht hier die Wahlreform ausgeſprochen wie Pitt 130 Jahre ſpäter ſie anſtrebte und unſere Zeit ſie durchſetzte? Der Protector hat kaum die Machtbefugniſſe eines nordamerikaniſchen Präſidenten; aber Cromwell, ſtatt in eine Reihe mit Waſhington geſtellt zu werden, ward des Deſpotismus angeklagt! Damals

schwur er, die drei Nationen nach Gesetz und Herkommen zu regieren, und wie froh ist er bei der Eröffnung jeden Parlaments in der Hoffnung, er werde in Uebereinstimmung mit demselben leben und verwalten können; und wahrlich es ist nicht seine Schuld, daß die conservative Partei sich der neuen Ordnung so wenig anschließt, daß redselige Republikaner um ihrer Theorien willen die Verfassung wieder in Frage stellen und damit neue Verwirrungen erwecken, daß 15 offene Verschwörungen und Empörungen und so viele dunkle Complotte ihn zu eigenmächtigen Handlungen nöthigen, welche die unparteiische Geschichte als wirkliche rettende Thaten anzuerkennen hat.

Die neue Verfassung und der Protector wurden vom Ausland anerkannt. Mit Holland schloß er in Folge neuer Seesiege einen günstigen Frieden. Im Innern befestigte sich seine Verwaltung durch Kraft und Thätigkeit. Das Recht ward ohne Ansehen der Person gehandhabt; nach so vielen Erschütterungen begann der Wohlstand wieder aufzublühen. Für das geistliche Amt ward eine Prüfungscommission eingesetzt, Independenten, Presbyterianer, Wiedertäufer saßen darin, aber es mußten weise und fromme Männer sein; angesehene Puritaner, Geistliche und Nichtgeistliche, wurden in allen Grafschaften zu Commissionen verbunden, um über die Prediger zu wachen, die schlechten und unmoralischen zu entfernen, gute einzusetzen. Die Parlamentswahlen wurden im Sommer ausgeschrieben, die Versammlung am festgesetzten Tage eröffnet.

Cromwell's Rede beginnt mit der Größe der Aufgabe des Parlaments, welches die Angelegenheiten dreier

Nationen, ja aller christlichen Völker auf seinen Schultern habe. Er gedenkt der göttlichen Schickungen, die in die Herzen aller Guten eingeschrieben sind; er gedenkt des Zwecks der Zusammenkunft: zu heilen und festzusetzen, zu ordnen; geschieht Dies jetzt nicht, wann dann? Er betrachtet nun die Lage des Volks in den verflossenen Jahren: Eine Hand wider die andere, Jeder sucht das Seine und will seine Launen durchsetzen; die Verwilderung durch den Krieg hat mehr gewöhnt den Leidenschaften als dem Urtheil zu folgen, Alles ist willkürlich geworden. Die geschichtlich erwachsenen Unterschiede der Stände und Berufskreise wurden angefochten, die Gleichmacher wandten ihre Blicke auch auf den Besitz, und wiewol dessen Gleichheit nie von Dauer sein würde, die Stimme die sie foderte war für die Armen eine verlockende, für die Schlechten eine willkommene. In religiösen Dingen aber sollte die Freiheit des Gewissens und der Person jede Irrlehre, jeden Trug und jeden Abfall von Glauben und Tugend vor den Eingriffen der Obrigkeit schützen, und die Axt ward an die Wurzel des geistlichen Amtes gelegt: es sollte widerchristlich, sollte babylonisch sein; und wenn wir früher darunter litten und dagegen stritten daß kein Mann, auch wenn er die Gaben Christi und das beste Zeugniß empfangen hatte, predigen sollte wenn er nicht ordinirt war, so kam es jetzt zum andern Extrem, als ob das geistliche Amt die innere Berufung aufhübe und vernichtete. Außerdem bemächtigte sich die misverstandene Idee der fünften Monarchie vieler tüchtiger Männer von reinem Herzen. Nach dem assyrischen, persischen, griechischen, römischen Reich, welches letztere Karl der Große

fortgesetzt, sollte jetzt die fünfte Monarchie kommen, in welcher Christus selber seine Heiligen regieren werde. Das ist eine Idee die, ich hoffe es, wir Alle ehren, auf deren Verwirklichung wir harren und hoffen: daß Jesus Christus sein Reich aufrichten wird in unsern Herzen, indem er die Sünden und Lüste unterjocht, die dort herrschen, die jetzt mehr in der Welt herrschen als es in der erwarteten Zeit der Fall sein wird. Und wenn eine größere Fülle des Geistes ausgegossen ist, um das Böse zu unterwerfen und immerwährende Rechtschaffenheit zu bringen, dann wird die Herankunft dieser Herrlichkeit sein. Die aber behaupten sie sei schon da, die müssen Zeugniß geben von Gottes Gegenwart; wo sie um jenes Begriffes willen die öffentliche Ordnung stören, da müssen sie in Schranken gehalten werden; wo sie friedlich leben und nur der Gerechtigkeit nachtrachten, da ermuthige man sie. Und wenn die Obrigkeit, indem sie ein Vergehen straft, durch diese Zucht sie rettet, so wird die Strafe wo ein Anlaß dazu war ein Zeichen nicht des Hasses sondern der Liebe sein. Wären es nur Begriffe, so könnte man's gehen lassen; aber wenn sie zur Praxis kommen, wenn sie behaupten daß Freiheit und Eigenthum keine Zeichen des Reiches Christi wären, wenn sie unsere Gesetze umstürzen und etwa die Mosaischen einführen wollen, dann muß die Obrigkeit die Sache ins Auge fassen, zumal hier jeder umgewandte Stein den Einsturz veranlassen kann. Denn der Feind schläft nicht, die Jesuiten durchschwärmen England und die Bischofssitze sind schon wieder zum voraus besetzt. Das Volk ward zu Hause aufgereizt, während wir mit dem Aus-

land Krieg hatten, mit Portugal, mit Holland mit Frankreich."

„Wir fanden ein Heilmittel gegen alles Dies in der neuen Verfassung. Sie möge für sich selbst sprechen. Nur das sage ich vor einem Größern als ihr seid: wir beabsichtigten mit derselben nur das Wohl des Volkes. Wir haben Manches gethan und Manches noch im Sinne. Wir wünschen eine Reform der Gesetze, ein gemeinfaßliches Gesetzbuch, und werden euch zu seiner Zeit darüber Vorlage machen, denn wir sind schon am Werk. Wir haben mittlerweile dafür gesorgt daß die Rechtspflege in die Hände redlicher Männer kam. Wir haben für die Kirche gesorgt. Wir waren endlich das Werkzeug um ein freies Parlament zu berufen, welches, Gott sei Dank, wir heute hier sehen. Ich sage ein freies Parlament! Und daß es so bleiben möge, das wünschen alle guten Herzen in England, ausgenommen solche unzufriedene Personen wie die vorher geschilderten. Es war mir lieber als mein Leben daß das Parlament zusammenkam; mehr als mein Leben werde ich es zu erhalten suchen. Was aber die auswärtigen Angelegenheiten angeht, so haben wir ehrenvollen und vortheilhaften Frieden mit Schweden und Dänemark, mit Holland und Portugal, und schließen einen Vertrag mit Frankreich. Keine Nation ist in Europa, die nicht ein gutes Einverständniß mit uns wünschte. Freilich fanden wir den Staatsschatz erschöpft und die eingezogenen Güter schon verkauft, sodaß darum die Steuern nöthig waren die so schwer auf dem Volke liegen. Denn ihr müßt es wissen, wir stehen erst am Thore der Hoffnung, und mit Gottes Segen werden wir eingehen und Frieden und

Ruhe finden; aber ihr seid noch nicht hineingegangen! Ihr seid gleich den Juden aus Aegypten herausgeführt, möget ihr nicht um des Unglaubens und Murrens willen in der Wüste bleiben müssen. Das Thor der Hoffnung ist uns aufgethan, und wenn diese Versammlung mit Gottes Segen an ihr Tagewerk geht, so könnt ihr dem Gebäude den Schlußstein einfügen und das Volk glücklich machen. Aber dazu müßt ihr den wirklichen Stand der Dinge kennen und vor Augen haben. Ihr seid jetzt gleich dem Volk unter der Beschneidung, aber noch rauh. Irland verlangt unsere Fürsorge. Der Friede mit den Nachbarn ist eben erst geschlossen, wir müssen zusehen, daß er gehalten werde. Wir haben noch nicht Frieden mit Allen; und wenn sie sähen, daß wir unsere Angelegenheiten nicht mit Weisheit verwalteten, so würden wir trotz allem Geschehenen nur Unheil haben; denn unsere Feinde haben die Augen offen, und werden wieder aufleben, wenn sie sehen, daß wir untereinander uneinig sind. Darum rathe ich euch, daß ihr euer Geschäft und euch untereinander wohl verstehen mögt in Liebe und Heiligkeit. Das gebe Gott, dafür sollt ihr mein Gebet haben."

„Das Alles habe ich nicht gesagt als Einer, der sich eine Herrschaft über euch anmaßt, sondern als Einer, der entschlossen ist mit euch ein Diener des Volks zu sein und in diesen großen Angelegenheiten mit euch für das allgemeine Beste zu arbeiten. Möget ihr eure Freiheit in der Wahl eines Sprechers ausüben und ohne Zeitverlust an euer Werk gehen."

Das Parlament aber that nicht als ob es kraft einer bestehenden Verfassung berufen worden, welcher gemäß

es nun die Gesetze zu geben habe, sondern es fing sofort an die Verfassung selbst in Frage zu stellen und zu untersuchen, ob die Gewalt bei ihm selbst und bei Einer Person, dem Protector, sein soll; indem es damit seine Befugnisse überschritt und die Fortdauer der Revolution behauptete, welche Cromwell glaubte geschlossen zu haben, nöthigte es denselben zu einer neuen Rede; er hielt sie wieder im gemalten Saal, wohin die Deputirten von den Soldaten gewiesen wurden, welche das Local derselben besetzt hatten.

Er begann damit, daß er sie ein freies Parlament genannt und dabei von ihrer Seite die Anerkennung der Verfassung und Regierung vorausgesetzt, durch welche sie berufen worden. Dann stellt er zwei Sätze auf: er habe sich nicht selbst zu der Stelle berufen, die er inne habe, und er habe dafür noch andere Zeugnisse als sein eigenes.

„Ich habe mich nicht selbst zu meiner Stelle berufen, sondern Gott und das Volk haben es gethan, und Gott und das Volk müssen sie mir wieder entziehen, sonst werde ich sie nicht verlassen; ich würde falsch erfunden werden gegen das Vertrauen das Gott in mich gesetzt hat, und gegen das Wohl des Volks, wenn ich's thäte."

Er erzählt nun, wie er als schlichter Landedelmann im Dienste des Staats als Deputirter und Offizier gearbeitet; wie er gehofft, daß durch den Krieg eine gute Frucht reifte, der Genuß des Friedens und der Freiheit, wie er namentlich nach der Entscheidungsschlacht bei Worcester gedacht, daß jetzt das Parlament für Alle und namentlich für die, welche Gut und Blut eingesetzt, das

Rechte und Wünschenswerthe thun würde. Aber dem war nicht so. „Ich hoffte mich in das Privatleben zurückzuziehen, ich bat um meine Entlassung, und Gott sei Richter zwischen mir und allen Menschen, wenn ich hier lüge. Viele von euch wissen, daß ich über die Thatsache nicht lüge; und fragt es sich, ob ich nicht doch im Grund meiner Seele anders fühlte, so rufe ich Gott zum Zeugen an, und ich weiß was es heißt vor dem Herrn zu lügen. Daß ich meine Entlassung verlangt, sie mit aufrichtigem Sinne verlangt, ist die Wahrheit; aber ich konnte sie nicht erhalten, denn Viele meinten es würde nicht gut sein." Er erzählt dann wie er die Auflösung des Parlaments betrieben, während dasselbe für immer bleiben und nur Ersatzwahlen anordnen, während es ein beständig tagendes Parlament mit aller Machtbefugniß, auch der ausübenden und richterlichen verlangt, somit eine Willkürherrschaft der Deputirten; dem sei er entgegengetreten, habe es aufgelöst und eine neue Versammlung berufen, damit er selber seine Gewalt niederlege und das Volk eine Verfassung erhalte. „Ja, ich wollte meine Gewalt niederlegen, ich sage es in der Gegenwart des Gottes, welcher mich gesegnet hat und in Glück und Unglück mit mir war. Vielleicht war es sündig genug die Macht aufzugeben, welche die Vorsehung so klar in meine Hand gelegt, ehe Gott selbst mich sie niederlegen hieß, ehe der edle Zweck unsers Fechtens erreicht und gesichert war. Meine Gewalt war unumschränkt, durch Parlamentsbeschluß war ich Führer aller Truppen; so wollte ich nicht bleiben; ich berief darum die Versammlung, ich suchte sie zusammenzuhalten, aber sie entsagte ihrer Regierungsgewalt und gab sie mir zurück.

Ich ſuchte Nichts mehr als eine feſte Ordnung für die Zukunft. Meine Gewalt war ſo unbegrenzt und ſchrankenlos als zuvor; alle andere Verwaltung war aufgelöſt, Alles meiner Willkür übergeben. Die Männer nun, welche es übernahmen eine Verfaſſung zuſtandezubringen, pflegten Rath und machten mir Mittheilungen. Sie ſagten mir wenn ich die Regierung nicht übernähme, ſo würden die Dinge ſchwerlich zu Beſtand und Ordnung kommen, ſondern Blutvergießen und Verwirrung wieder ausbrechen. Ich ſchlug es wieder und wieder ab, nicht complimentenmäßig, wie ſie wiſſen und wie Gott weiß. Weil ſie mir aber ſagten, daß meine Gewalt nicht vermehrt, ſondern beſchränkt und an die Zuſtimmung des Parlaments und Staatsraths gebunden werde, ſo nahm ich an. Ich wiederhole es, meine Gewalt war eine willkürliche, die Armee ſtand unter meinem Befehl und ich war nicht ſchlecht beliebt bei ihr, nicht ſchlecht beliebt beim Volk.“ So habe er denn das Protectorat angenommen, und die Verfaſſung öffentlich und feierlich beſchworen; der Staatsrath habe die Verfaſſung gehalten und das Parlament berufen.

„Das Zweite iſt, daß ich nicht für mich ſelbſt zeuge. Ich will nicht auf ihn anſpielen, der ſo ſagte; aber er, Chriſtus, wird mich anerkennen, wenn die Menſchen es nicht thun. Ich habe Zeugniſſe, eine Wolke von Zeugniſſen, von innen, von außen, von oben! Das Volk hat meinen feierlichen Eid empfangen, keine Provinz hat mich verworfen; viele haben ihre Zuſtimmung beſonders erklärt. So that die ganze Armee, die hier ein Wort zu ſagen hatte, denn ſie war das Werkzeug geweſen um die Feinde Gottes und des Volkes darnieder-

zuwerfen; und die ganze Staatsverwaltung war damals aufgelöst und Nichts war da um die Dinge in Ordnung zu halten als das Schwert. Aber das Heer selbst — und Dies sucht seines Gleichen in der Geschichte — begehrte, daß endlich die Dinge in eine feste Ordnung kämen, daß die Willkür aufhöre, daß die Regierung, wie es die Verfassung vorschreibt, mit begrenzter und beschränkter Gewalt dem Manne übertragen werde, dem sie am wenigsten mistrauten und den sie nicht am wenigsten liebten. Dann stimmte die Stadt London bei, und so viele Städte und Dörfer folgten ihrem Beispiel; ja, die Richter wollten nur Recht sprechen, nachdem sie die Bestellung dazu von mir erhalten hatten. So ist das ganze Volk in England und viele in Irland und Schottland mein Zeuge. Und ihr selber gebt mir Zeugniß. Ich frage euch: Seid ihr nicht nach meinem Wahlausschreiben gekommen, ist nicht die Verfassung vor der Wahl verlesen und festgesetzt worden, daß die so erwählten Männer kein Recht haben sollten die Verfassung zu ändern insoweit die Regierung nach derselben beim Parlament und einem einzelnen Manne sei? Wenn ich euch darum auch ein freies Parlament nannte, so verstand ich dabei zugleich, daß ich Protector war und euch berufen hatte. Und ich glaube, daß niemals eine Regierung klarer anerkannt war als die meinige, sodaß die Zustimmung des Volks gewiß hier ebenso gewichtig war als sonst die Erblichkeit. Und nun, daß ihr die Autorität nicht anerkennt, kraft welcher ihr hier sitzet, daß ihr die Verfassung in Frage stellen und wol gar durch Verwerfung derselben euch zeigen wollt, Das hat noch andere Männer als mich selbst in Erstaunen gesetzt, und verwirrt und

zerſetzt die Nation mehr als irgend ſonſt eine Erfindung der Feinde."

Cromwell unterſcheidet nun zwiſchen dem Weſentlichen der Verfaſſung und zwiſchen Dem, was von den Umſtänden abhängt: Jenes ſoll als die Frucht von Schweiß und Blut der Nachwelt überliefert werden, Dieſes mag wechſeln. „Daß die Regierung beim Parlamente und einer einzelnen Perſon ſei, dies iſt ein Grundſatz, ein Weſentliches, und wenn ich für die einzelne Perſon ſpreche, ſo verfechte ich nicht blos meine Sache, ſondern die des Volks, die aller Ehrenmänner, die hierfür ihr Zeugniß abgegeben haben."

„Etwas Unveränderliches, Feſtſtehendes, eine Magna charta muß in jedem Staate ſein. Ein ſolcher Grundſatz iſt außer dem eben Erwähnten: daß die Parlamente ſich nicht zu immerwährenden machen, nicht beſtändig wieder zerſtören, was ſie gebaut haben; ein ſolcher Grundſatz iſt die Gewiſſensfreiheit. Wer ſie haben will, muß ſie geben; leider will jede Sekte ſie für ſich genießen und wenn ſie zur Macht kommt den Andern nicht gewähren. Aber alles Geld in der Welt hätte das Volk nicht bewogen, ſolch einen Kampf zu kämpfen, wenn ihm jetzt Prälaten oder Presbyterianer ſeine Freiheit zumeſſen ſollten; denn Das hieße das Volk in die Wildniß treiben, wie denn Viele ſeither Haus und Hof verließen und den Mangel der Einöden der heimiſchen Fülle vorzogen, um in Amerika von geiſtiger Knechtſchaft frei zu ſein. Ein anderer Grundſatz betrifft das Heer: ohne Zuſtimmung des Parlaments kein Sold für daſſelbe; aber die Leitung des Heeres in der Hand des Protectors: ſo wird weder er noch das Parlament eine willkürliche Alleinherrſchaft

üben. Dieſe Dinge müſſen feſt ſtehen ſammt jenem erſten Satz, der die Regierungsgewalt dem Parlament und einem Einzelnen zuſpricht; ſonſt gäbe es eine beſtändige Aenderung, und niemals Ruhe und Sicherheit, in allem Andern mag man ändern."

„Ich wollte es wäre nicht nöthig geweſen, Dies auf ſolche Art euch einzuſchärfen; aber die Nothwendigkeit hat kein Geſetz. Eingebildete, erſonnene Nothwendigkeiten freilich ſind der größte Trug gegen die göttliche Vorſehung, wenn das Geſetz um jener willen gebrochen wird; aber weil Nothwendigkeiten fälſchlich vorgegeben werden, hören andere nicht auf wirkliche zu ſein, und ſo iſt mein Fall. Ich habe euch zu ſagen: freiwillig dieſe Verfaſſung wegzuwerfen, ſo wie ſie iſt, wie ſie zum Heile des Volks gegeben ward, wie Gott ſie anerkannt, die Menſchen ſie gutgeheißen, — ich würde eher willens ſein in mein Grab gelegt und ehrlos eingeſcharrt zu werden, als daß ich dazu meine Zuſtimmung gäbe! Unſere Feinde waren mit Gottes Hülfe geſchlagen, in Ruhe und Frieden wurdet ihr berufen um des Volks Wohlfahrt ſicherzuſtellen: wie wollt ihr es vor Gott verantworten wenn ihr jetzt Alles wieder in Frage ſtellt, und den Fremden das Schauſpiel eines Volkes gebt, das nicht zu geordneten Zuſtänden gelangen kann ſeit zwölf Jahren? Trennung, Zwieſpalt, Knechtſchaft würden über uns kommen. Was wollt ihr antworten, wenn das Volk euch fragt, warum ihr es in die Verwirrung geſtürzt? «Wir redeten und haderten um die Freiheiten Englands!» Die Freiheit, die religiöſe wie die politiſche, iſt durch unſere Verfaſſung ſo ſichergeſtellt, daß die Sache für ſich ſelbſt ſpricht. Und wenn Alles offenbar wird was wir gethan und was ihr

verhandelt — und vor Gott gilt kein Privilegium, er kann Alles entdecken und kundmachen — dann wird das Volk euch fragen: Ihr Herren, in welcher Lage sind wir? Wir hofften auf Licht und finden dunkle Finsterniß; wir hofften auf Ruhe nach zehnjährigem Bürgerkrieg, und sind aufs neue in tiefe Verwirrung hineingetaucht!" Ja, Das wird die Folge sein, wenn der Allmächtige keinen Ausweg findet."

„Ich hätte eine Anerkennung der Verfassung bei der Eröffnung eurer Sitzungen verlangen können; aber was ich damals in gutem Vertrauen unterließ, Das nöthigt ihr mich nun zu fodern. Da ihr die verfassungsmäßige Obrigkeit, die euch berufen hat, so geringachtet, so habe ich bis ich versichert bin, daß ihr die Grundsätze der Verfassung anerkennt, vor euern Eingang in das Parlamentshaus einen Riegel schieben lassen. Ich bin betrübt, betrübt bis zum Tode, daß dazu Grund ist. Aber es ist Grund dazu, und wenn ihr nicht Dem entsprecht, was vernünftigerweise verlangt wird, so werde ich für mein Theil thun was mir zukommt, und Rath bei Gott suchen."

Cromwell erklärte nun zum Schluß, er fodere von Jedem, welcher Mitglied des Parlaments sein wolle, eine schriftliche Anerkennung der Verfassung in ihren Grundsätzen. Für alles Weitere hätten sie volle Gewalt der Gesetzgebung, sodaß nach 20 Tagen ihre Beschlüsse auch ohne seine Zustimmung Gesetze seien; er werde gern noch mehr gebunden sein, wo es zum Wohl des Volks gereiche, oder im Interesse der Sache sei für die solange gekämpft worden.

Die Erklärung ward an demselben Tag von 150 unterzeichnet; ebenso viele folgten bald nach; Einige wollten

nicht, Einige begaben sich nach Hause; der Protector ließ sie gehn.

Alle Biographen erzählen, daß er damals mit sechs friesischen Hengsten selber fahrend den Wagen umgeworfen, wobei ein Pistol aus seiner Tasche gefallen; — als ob er den Mordanfällen und Verschwörungen, den Preisen, welche die Royalisten auf seinen Kopf gesetzt, sich wehrlos hätte gegenüberstellen sollen! — Am Ende des Jahrs starb seine 94jährige Mutter. Sie war ihr Leben lang schlicht und einfach; auch ihr Sohn verschmähte den leichtfertigen Prunk der Höfe und lebte sittenstreng und ernst wie immer. Sie war stets in Sorgen um ihn; vor ihrem Tod segnete sie ihn mit den Worten: „Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und tröste dich in aller Noth, er gebe dir Kraft zu seiner Ehre und zu des Volkes Wohl große Dinge zu thun. Lieber Sohn, mein Herz bleibt bei dir. Gute Nacht!"

Während Cromwell nach innen und außen wachte und waltete, sodaß, wie der holländische Gesandte schreibt, seine Regierung England angesehener und gefürchteter bei allen Nationen machte als es je gewesen war, zankte sich das Parlament von Woche zu Woche um Kleinigkeiten, um Nebendinge in der Verfassung mit eiteln Spitzfindigkeiten, verfolgte Socinianer und Quäker, und tastete die Gewissensfreiheit an. Cromwell fand bei diesen Theoretikern keine Unterstützung, er ward ihrer resultatslosen Reden müde, und sah nach dem 3. Februar, wo er sich ihrer entledigen konnte. Aber gibt es nicht auch Mondmonate, und rechnet der Soldat nicht den Monat nach vier Wochen? Er ließ sie schon am 22. Januar 1655 in den gemalten Saal kommen und hielt ihnen im Wesentlichen folgende Ansprache:

„Als ich euch zuerst hier gegenüberstand, da hielt ich jenen Tag für einen der glücklichsten meines Lebens. Gott hatte in zwölfjährigem Krieg dem Volk seine Vorsehung, seine Gnade gezeigt, was die Geschichte niemals wird verleugnen dürfen, und nun hofften wir, ihr würdet auf der Grundlage der neuen Verfassung für die Sicherstellung all der Rechte und Freiheiten sorgen, um die wir gerungen hatten. Statt dessen suchtet ihr euch über die Verfassung hinwegzusetzen. Da ließ ich euch die Anerkennung derselben unterschreiben, und dachte nun, ihr würdet durch gute Gesetze der Noth des Volks abhelfen und seinen Dank verdienen. Denn als Soldat weiß ich, daß einige Schläge und Unsterne am Anfang gar oft den Weg zu großen und glücklichen Erfolgen bahnen. Ich ließ euch volle Freiheit, ich wachte über eure Sicherheit, über die Sicherheit der Nation, deren Diener ich bin. Was habt ihr gethan seitdem? Ich habe nicht gelernt den Redner zu spielen und sage es gerade heraus: Ihr habt nichts gethan. Doch ja: Dornen und Disteln sind unter euerm Schatten gewachsen, um nicht zu sagen von euch großgezogen worden: die auswärtigen und einheimischen Feinde sind ermuthigt worden durch eure erfolglosen Sitzungen, und in der Erwartung, wir würden immer noch nicht zu einer festen Staatsordnung gelangen, haben sie ihre Complote geschmiedet. Das sind harte Worte, aber die Thatsachen sind so gewiß wie mathematische Sätze; ich spreche nicht nach Vermuthungen, sondern nach Beweisen, und mehr als Einer wird zur Rechenschaft gezogen werden und mit seinem Leben seine Thaten zu verantworten haben. Denn das wache Auge, das über die Sache wacht, welche Gott segnen will, hat die Verwirklichung der Anschläge verhütet, die durch eure

Zänkereien, durch eure Unthätigkeit heranreiften. Ja, Gott schirmt seine Sache; mag Der und Jener uns auch Enthusiasten heißen, die wir in den Ereignissen die Schickungen der Vorsehung erkennen, die religiöse und bürgerliche Freiheit ist im Kriege gewonnen worden, in dieser Frucht sehen wir ein Werk Gottes, die Sache Gottes, und wer gegen diesen Felsen anstößt, der wird Schiffbruch leiden und zerscheitern! Ihr aber habt durch eure nutzlosen Sitzungen die Cavaliere veranlaßt das Land wieder mit Blut zu beflecken; sie haben sich Waffen angeschafft, Geld gesammelt, und Karl Stuart hat schon seine Aufträge zur Truppenanwerbung gegeben. In gleicher Weise haben die Levellers ihr Haupt erhoben, ja sie haben sich mit den Cavalieren verbunden, und schon sind die Proclamationen fertig, die bei dem allgemeinen Aufstand sollten veröffentlicht werden. So war das nicht als ihr zusammenkamt, da hielt die Regierung Frieden und Ruhe aufrecht, jetzt aber durch eure Spaltung ist's dahin gekommen, daß Schwarmgeister das Volk verwirren, und daß das Heer um eurer Fahrlässigkeit willen freies Quartier bei Bürgern und Bauern suchen muß, daß auch in seinen Reihen ein Sinn der Unzufriedenheit, der Unordnung genährt wird. Freilich ihr habt ein Recht euch mit andern Dingen zu beschäftigen, wie es Einem freisteht spazierenzugehen; aber ist es weise, wenn er es thut, während sein Haus brennt? Habt ihr etwa in religiösen Dingen für die Freiheit Derer gesorgt, die an Gott und Christus glauben, wie sie auch in einzelnen Lehren oder Gebräuchen voneinander abweichen? O, da hängt den Menschen noch ein seltsamer Aussatz an: Jeder will seine Finger auf des Bruders Gewissen legen und denselben da drücken. Darum aber haben wir die Schlachten

nicht geschlagen; es galt vielmehr die Freiheit von aller Tyrannei, damit die Protestanten aller Art nach eigener Erleuchtung, nach eigenem Gewissen Gott verehren können. Dafür haben Viele Verfolgung und Kerkerqual erlitten, dafür sind Andere in die heulende Wildniß ausgewandert. Müssen nun nicht Die, so gesund im Glauben sind, arbeiten, um die Freiheit zu begründen, daß um seines Glaubens willen Niemand bedrückt werde. Gibt es eine größere Heuchelei als die Derer, welche gegen das Joch der Bischöfe schrieen und jetzt selber Andersdenkende verfolgen? Die Lästerer, die Sittenverderber, die Aufruhrprediger kann die Obrigkeit zur Verantwortung ziehen. So war die Zucht im Heer, daß kein derartiger Mann daselbst geduldet wurde; und so läßt auch die Verfassung die Gewissen frei, und gestattet zugleich gegen das offenbar Schlechte einzuschreiten."

Worüber hattet ihr zu klagen? Welche Verbesserungsvorschläge habt ihr vor mir begründet? Keine. Und ich hätte gern mich vom Bessern überzeugen lassen. Denn ich habe die Regierung zum Wohl des Volks übernommen, nicht aus Privatinteresse, nicht um Reichthum, um Ehre, oder um meiner Familie willen. Hätte in der Verfassungsurkunde gestanden, daß das Protectorat bei meiner Familie erblich sein solle, ich hätte es abgelehnt. Denn ich denke daran, wie Gott seinen Willen bei den Juden erklärte: er legte die Regierung in die Hände Derer, die zur Befreiung des Landes mitgewirkt hatten, ich gedenke der Verheißung Jesaias, daß Gott um einen Anfang zu machen zuerst Führer und Richter eingesetzt, und dachte, daß auch jetzt ein Anfang sei und daß Gott mit einem unwürdigen Mann beginne, daß es in der Zukunft aber sein würde, wie es ihm am besten scheine,

und Das werde er einführen. Nach meinem Urtheil spreche ich gegen die Erblichkeit; denn welcher Mensch mag angeben, ob er einen Narren zeuge oder einen Weisen? sagt der Prediger; man muß die Männer wählen nicht nach ihrer Abstammung, sondern nach ihrer Liebe zu Gott, zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit."

„Ich sprach das erste mal mit Freuden zu euch, das zweitemal mit Bedauern, dies mal mit Schmerz. Ich sehe unter euch manche Personen, für die ich persönlich mein Leben hingeben könnte; ich könnte wünschen, für euch zu sterben, so fern bin ich davon, gegen euch persönlich ein unchristlich Herz zu haben. Es liegt schwer auf mir, daß ich so zu euch reden mußte. Die Nation hat soviel gelitten, daß sie durch eure seitherigen Sitzungen getäuscht wurde in ihren gerechten Erwartungen, darin liegt Etwas, das man Fatum nennen möchte, wäre das Wort nicht zu heidnisch. Aber ich bin einmal gemacht Schwierigkeiten zu begegnen, und wäre diese unsere Sache nur eine der Menschen, ich hätte sie mit keinem Finger angerührt, ich wäre längst von allen Geschäften zurückgetreten, wenn ich nicht sähe, daß hier Gottes Sache ist. Ist sie Dies, so wird sie bestehen, ist sie blos Menschenwerk, so wird sie zusammensinken. Denn was ist die ganze Weltgeschichte und alle Ueberlieferung der Vorzeit anders als eine Offenbarung Gottes, daß er erschüttert und darniederwirft Alles, was er nicht selber gepflanzt hat? Nun so laßt auch den Allmächtigen mit uns verfahren. Wenn es von menschlicher Erfindung und Ausführung ist, wenn es ein alter Plan, ein altes Getriebe war, die Dinge zu diesem Ausgang zu bringen, wenn sie nicht Geburten der Vorsehung sind, dann werden sie zerfallen. Aber wenn der Herr seine Freude an Eng-

land hat und uns Gutes thun will, dann wird er uns aufrichten. Laßt die Schwierigkeiten sein wie sie wollen, er hat Kraft sie zu bestehen. Und Gott sei Dank, ich bin abgehärtet gegen alle Schwierigkeiten, und ich fand nie, daß Gott mir fehlte, wenn ich auf ihn vertraute. Ich kann lachen und singen in meinem Herzen, wenn ich so vor euch rede. Und ob auch Einige meinen, daß es ein hartes Ding ist, ohne Ermächtigung des Parlaments Abgaben zu erheben, so habe ich ein anderes Argument für das gute Volk dieser Nation, ich frage sie ob sie lieber ihren Willen haben und dabei zugrundegehen wollen, als sich in die Nothwendigkeit schicken? Das wird mich entschuldigen. Doch ich würde meinem Vaterland Unrecht thun, so etwas vorauszusetzen. Aber, wirft vielleicht Jemand ein, macht denn nicht der Protector solche Nothwendigkeiten, will er nicht sich und seine Familie groß machen? Aber wahrlich, ich weiß nicht was das heißt Nothwendigkeiten machen; nicht blos vor dieser Versammlung, vor der ganzen Welt sage ich: der Mann lebt nicht, der mich bezichtigen kann, daß ich in diesen großen Revolutionen Nothwendigkeiten gemacht hätte. Ich fodere Jeden heraus, der es behaupten könnte. Wie Gott gesagt hat: Ich werde meinen Ruhm nicht einem Andern überlassen, so hütet euch in seinem Wirken bei diesen unsern Umwälzungen eine menschliche Arbeit zu sehen; das hieße ihm die Ehre rauben. Denn alle jene Ereignisse waren weise Anordnungen seiner Allmacht, wenn auch seine Werkzeuge ihre Leidenschaften und Schwächen hatten. Laßt uns unsere Sünde in unsern Thaten auf uns selbst nehmen und die Dinge nicht so oberflächlich beurtheilen, als ob kein Gott wäre der auf Erden herrscht!"

„Was ihr bei meiner Rede denken mögt, überlasse ich Gott; ich schließe mit der Erklärung: Ich erachte mich verbunden durch meine Pflicht gegen Gott und gegen das Volk, wegen seiner Sicherheit und seines Wohls in jeder Hinsicht, ich erachte mich verpflichtet euch zu sagen, daß es nicht zum Besten der Nation noch zum öffentlichen Wohle gereicht, wenn ihr noch länger hierbleibt. Und deshalb erkläre ich vor euch daß ich dies Parlament auflöse."

Das Volk stimmte Cromwell bei. Das Volk hat einen Instinct für das Recht, und weiß darnach zu unterscheiden, wer einmal sich über Formen hinaussetzt und in welchem Sinne er es thut. Es zahlte die Steuern die Cromwell ausschrieb. Dieser hatte nun für einige Jahre freie Hand sein Vaterland im Innern zu Freiheit und Ordnung heranzubilden, nach außen groß und ruhmreich zu machen; er vollführte seine Aufgabe mit bewundernswürdiger Genialität. Wo es noth war, konnte er Unruhestifter die Strenge des Gesetzes fühlen lassen, ja es ward wol ein außerordentlicher Staatsgerichtshof gebildet; doch bezeugen alle Parteien die Gerechtigkeit des Protectors. Er, der stets von Allem unterrichtet war, liebte es selbst die Royalistenführer wissen zu lassen, daß er ihre Plane kenne, um sie dadurch von der Ausführung abzuhalten, wiewol sie im Falle der That härter behandelt wurden als die schwärmerischen Republikaner, die er beständig für sich zu gewinnen suchte und hoffte, deren Keiner hingerichtet ward, sondern wenn es galt Einen oder den Andern unschädlich zu machen, so mußte derselbe Ruhe versprechen oder es war Verbannung oder Verhaftung auf einige Zeit sein Loos. Auch nach Irland schrieb er seinem Sohne Heinrich: „Ich glaube, daß aller-

dings manche Personen mit der jetzigen Lage der Dinge wenig zufrieden und dabei bereit sind Dies bei erster Gelegenheit zu zeigen; Zeit und Geduld werden aber auf sie wirken und ihnen einen bessern Geist eingeben. Sie werden dann sehen, was ihnen jetzt noch verborgen ist, besonders wenn sie von dir in dem Augenblick, wo sie uns noch entgegen sind, eine gemäßigte und wohlwollende Behandlung erfahren." Und an Fleetwood: „Die schlechten Eifersüchteleien unter uns und der Geist der Verleumdung verwandeln Alles in Galle und Wermuth. Mein Herz ist für das Volk, Gott weiß es und wird es zu seiner Zeit kund machen; aber von dort kommen meine Wunden; sie schmerzen mich, aber durch Gottes Gnade entmuthigen sie mich nicht gänzlich. Manche wackere Männer murren über Alles, obwol auch Viele zufrieden sind und täglich zufriedener werden. Der Wille des Herrn wird das Gute fördern."

Um gründlich und dauernd Ruhe zu stiften, griff der Protector für einige Jahre zu einer außerordentlichen Maßregel. Er theilte das ganze Reich in zwölf Districte und setzte jedem derselben einen Generalmajor als obersten Verwaltungsbeamten vor. Die Aufgabe und Gewalt dieser Männer war groß: sie hatten für das geistige und leibliche Wohl des Volks zu sorgen, sie waren Zuchtmeister, die in ihrem Herzen Gottesfurcht und Sittenstrenge und in ihrer Hand die bewaffnete Macht der Provinz hatten; sie ermahnten und entsetzten schlechte Prediger, sie luden verdächtige Personen zur Reinigung vor, und konnten verhaften wo diese ungnügend war, sie schlugen die Complote nieder, sie entwaffneten alle gefährlichen Individuen, sie schritten gegen Immoralitäten ein und verboten mit puritanischer Herbigkeit manche

an sich unschuldige Volkslust, weil der Ernst der Zeit es verlangte. Den Royalisten ward eine Einkommensteuer von zehn Procent aufgelegt; sie zahlten sie ruhig. Die Generalmajore hatten Befugnisse zu großer Willkür, aber Cromwell hatte tüchtige Männer gefunden, und so erntete er Vertrauen und Dankbarkeit. Das Volk lebte auch einmal ohne Wettrennen und Hahnenkämpfe, die ihnen nicht so nöthig wie Friede und Ordnung waren. Nach einigen Jahren ließ Cromwell selbst das Institut wieder eingehen; es hatte nur der Noth des Tages begegnen sollen und hatte das Seine gethan. Außerdem gewann Cromwell das ganze Volk und namentlich den Handelsstand dadurch, daß er den Gang der Justiz beschleunigte und ihre Kosten verringerte.

Auf religiösem Gebiet war Cromwell der Schirmherr der Gewissensfreiheit. „Unsere Praxis", sagte er 1656 im Parlament, „war der Nation zu zeigen, daß alle Sekten die ruhig und friedlich leben, volle Gewissensfreiheit genießen sollen; wir dulden sie mit Liebe. Die aber die Religion zu einem Deckmantel für Blut und Waffen, für Complote und Parteiungen machen, die werden wir mit Gottes Hülfe darniederhalten. Aber wer seinen Glauben bekennt, sei er Wiedertäufer, Independent oder Presbyterianer, im Namen Gottes ermuthigt sie, fördert sie, laßt ihr Gewissen frei, denn dafür haben wir gekämpft! Alle die an Christum glauben und diesem Glauben gemäß leben, sind Glieder Christi und der Apfel seines Auges. Wer den Glauben hat, dem stehe die Form frei, nur daß er selber vorurtheilslos gegen andere Formen sei: — das sind wir Gott und Christus schuldig, und wir werden es zu verantworten haben wenn ein Christ seine Freiheit entbehrt. Aber wenn ein Mann die Form eines andern

mit Füßen tritt, wenn z. B. ein Independent den Wiedertäufer verachtet, verspottet, Das werde ich nicht dulden, ebensowenig, daß ein Presbyterianer seine Weise zum allgemeinen Gesetz mache. Gott lenke Geister und Herzen, daß wir alle Formen gleich halten. Das ist mein Streben. Ich höre deshalb Vorwürfe von beiden Seiten: die Einen nennen mich einen Presbyterianer, die Andern einen Ketzerfreund. Ich ertrage Das, kann ich mich doch auch der Zustimmung so Vieler für mein Verfahren erfreuen."

Wenn er die Katholiken nicht emancipirte, so geschah es, weil sie als Partei mit den Jesuiten im Bunde gegen die bestehende Staatsform waren. Er schrieb an Mazarin, daß er deshalb keinen öffentlichen Erlaß zu Gunsten derselben geben könne, daß er aber zwischen den religiösen Anhängern des Papstes und den Verschwörern unterscheide, und daß er mit Freuden sage, er habe viele der Erstern dem Feuer der Verfolgung gegen ihr Gewissen und ihre Habe entrissen; er hoffe zu ihrem Schutz und Wohl noch weiter lgehen zu können. Cromwell verkehrte theilnehmend und freundlich mit dem Quäker Fox, ja er hätte die Bitte der Juden um Wiederaufnahme in England gerne gewährt, aber bei dem Widerstand der Geistlichen und der Kaufleute erlangte er für sie nur die Gestattung, sich mit Erlaubniß der Regierung im Land aufzuhalten. Nicht umsonst hatte ein Sonett Milton's ihm zugerufen:

Cromwell, du unser Haupt, der du gedrungen
Durch der Verwirrung Sturm der Schlachten Blut,
Geführt vom Glauben, von des Herzens Muth,
Der Frieden uns und Wahrheit kühn errungen,
Der Gottes Siegesfahne du geschwungen,

Gezügelt des gekrönten Feindes Wuth,
Als deinem Ruhm gerauscht des Darwen Flut,
Und Dunbars Höhn von deinem Preis erklungen,
Und Worcester dir den Lorberkranz gewunden.
Doch zu erobern wird noch viel gefunden,
Und auch der Friede will dein Heldenthum.
Ein neuer Feind will unsere Seele ketten:
O hilf ein frei Gewissen uns erretten,
Und schirme du das Evangelium!

Was aber die großen Interessen der auswärtigen Politik betrifft, so bekennt auch Villemain, daß dieselben nie zuvor mit mehr Ruhm für England geleitet wurden. Cromwell sandte Blake mit einer starken Flotte in das Mittelländische Meer, um überall zu erscheinen wo einer Foderung oder einer Beschwerde Englands Nachdruck gegeben werden sollte; und Blake segelte abwechselnd nach Algier, Tunis, Tripolis, Livorno, überall siegreich wo er Widerstand fand, und sich nur zurückziehend, wenn gewährt war, was er verlangte. Und dies geschah nicht blos in Staatsangelegenheiten, sondern auch bei Foderungen und Klagen einzelner Bürger, und wenn Cromwell sagte, er wolle den englischen Namen so groß machen als der römische gewesen sei, so hat er Dies bewirkt durch die Sicherheit mit welcher seit jenen Tagen jeder Engländer darauf zählen kann, daß ihm der Staat auch im Auslande sein volles Recht verschafft. Zürich begrüßte Cromwell als Protector nicht blos Englands, sondern aller Protestanten, und er bewies es sofort als die in Piemont von Seiten des turiner Hofs durch eine schreckliche Verfolgung mit wilder Grausamkeit bedrängt wurden. Er sandte ihnen sofort aus seiner Schatulle 2000 Pfund, er schrieb einen Bettag und eine Collecte für sie aus, er wandte sich an alle protestantischen Länder um Unter-

stützung für sie, er unterzeichnete einen Vertrag mit Frankreich nicht eher als bis der König und Mazarin sich verpflichteten den armen Piemontesen Gerechtigkeit zu verschaffen; thäte Frankreich nichts, so würde er selber mit den Waffen einschreiten. So erwarb er jenen Duldung und freie Religionsübung. — Auch die französischen Protestanten, und Condé an ihrer Spitze, bewarben sich um seine Hülfe; da er aber durch seine ausgesandten Agenten erfuhr, wie wenig Kräfte und Aussicht sie bei einem offenen Kampf hatten, so vermied er diesen, und machte auf diplomatischem Wege seinen Einfluß für sie geltend. So namentlich für die Stadt Nimes. In allen Verhandlungen mit Frankreich ist er einem Mazarin an Staatsklugheit gewachsen, an Muth und festem Sinne überlegen; die Franzosen sagen: Mazarin fürchtet Cromwell mehr als den Teufel. Auch die Protestanten in Böhmen, Schlesien, Polen fanden Unterstützung bei ihm, und er faßte die Idee eines großen protestantischen Bundes, dessen Haupt die Republik England sein sollte. Vergebens bewarb sich Spanien um ein Bündniß mit ihm. Freier Handel nach Westindien und Aufhebung der Inquisition waren seine stolzen Foderungen; „Das heißt die beiden Augen meines Herrn auf einmal verlangen", sagte der spanische Gesandte. Und eine englische Flotte lief nach Westindien aus. Ihr Angriff auf Hispaniola scheiterte, aber Jamaica ward durch sie für England gewonnen, und Gibraltar schon damals von Cromwell als eine englische Besitzung zum voraus bezeichnet.

Wegen der Fortsetzung des spanischen Kriegs berief Cromwell ein Parlament noch vor der in der Verfassung vorgeschriebenen Zeit. Er eröffnete es am 17. September 1656. Die Grundzüge seiner Rede sind folgende:

„Ihr sollt nicht Worte, sondern Sachen hören. Es handelt sich zuerst um unser Sein, unsere Erhaltung. Der größte Feind dagegen ist der Spanier; er ist es durch seinen Aberglauben, sein Papstthum, er ist es von Natur und durch die Ereignisse. Kaum, daß die erste sogenannte Reformation bei uns eingeführt war, als er die Königin Elisabeth glorreichen Andenkens befehdete, Mordversuche gegen sie veranstaltete und in Irland einfiel. Jakob machte zwar Frieden, aber wir litten dadurch mehr als durch Spaniens offene Feindschaft. Und wenn wir dann im Langen Parlament und später Genugthuung foderten für das in Westindien vergossene unschuldige Blut unsers Volks, wenn wir Glaubensfreiheit für unsere Bürger foderten, welche dorthin handelten, so konnten wir keine Genugthuung finden, und ein Friede wird überhaupt von ihnen nur solange gehalten als der Papst dazu Amen sagt. Als man uns unsere gerechten Foderungen abschlug, da hielten wir's für unsere Schuldigkeit durch das Schwert zu erobern was wir auf anderm Wege nicht haben konnten. Dies war stets der Geist der echten Engländer und aller Menschen, die einen höhern Sinn haben. Mit Spanien sind wir im Krieg, anderwärts haben wir Frieden, aber Spanien hat die Sache Karl Stuart's zur seinigen gemacht, und wären nur alle Anhänger desselben, die uns den alten Jammer wiederbringen wollen, wären sie erst dort, oder möchten sie hingehen, wir wollten ihnen gern ein Boot leihen, oder wenn ihr sie mit den Waffen hinübertreiben wollt, ich werde euch helfen! Das Interesse aller protestantischen Staaten steht auf unsrer Seite, die Papisten halten zu Spanien, und die Papisten in England waren längst spanioliſirt. Daß die Cavaliere ihnen die Hand reichen,

macht unsere Lage gefährlich. Denn dadurch haben wir eine beständige Gährung und offene Empörungen. Aber wenn auch das vorige Parlament davon nichts sehen und hören wollte, es leben noch Männer, die gegen jenen Bund ihr Blut einzusetzen entschlossen sind, und ich hoffe das ist auch euer Wille. Zu gleicher Zeit wirkt eine andere Partei gegen die öffentliche Ordnung; sie schreit über Tyrannei und Unterdrückung und verbindet sich mit allem Schaum und Schmutz der Gesellschaft, um eine Republik nach ihrem Sinn einzurichten, sie wollten sich nur jüngst Monk's und anderer treuer Offiziere bemächtigen, nach London ziehen, ich sollte im Bett ergriffen oder mein Zimmer mit Pulver in die Luft gesprengt werden. Andere, von seraphischen Begriffen beseelt, die Anhänger der fünften Monarchie, verbanden sich mit diesen; wie Herodes und Pilatus Freunde wurden, um Christus zu tödten, so sie um uns zu verderben. Doch will ich nicht annehmen, daß sie mit Karl Stuart gemeinsame Sache machten. Seine Anhänger aber können keine Ruhe halten, weil sie keinen Frieden mit Gott haben, und darum war es nöthig, die Generalmajore einzusetzen, gegen die freilich manche Leute murren, die aber die Ordnung aufrechterhalten und großes Unheil abgewandt, viel Gutes gewirkt, das Laster entmuthigt, die Frömmigkeit gefördert haben, und die ich deshalb beibehalte, solange sie nothwendig sind. Es lassen sich für die zukünftigen Ereignisse die Gesetze nicht vorausmachen, und wenn in stürmischen Tagen nichts geschehen sollte als was den Gesetzen gemäß ist, dann könnte der Nation der Hals abgeschnitten werden, während ihr nach Einigen ausschickt, die euch ein Gesetz machen sollen. Wenn der Drang der Umstände es erheischt, müssen auch außer-

ordentliche Mittel angewandt werden. Unsere Sicherheit erheischt also die mannhafte Fortsetzung des spanischen Kriegs. Allerdings sind wir mit Schulden überhäuft, aber deshalb müssen wir ihn rasch und energisch zu Ende führen, und die Feinde im Innern wissen lassen, daß wo andere Mittel nicht verfangen, am Ende das Schwert hilft. Dabei aber müssen wir volle Gewissensfreiheit gewähren und an die nöthigen Reformen denken. Vor Allem an eine Sittenverbesserung. Unordnung und Schlechtigkeit müssen in Schranken gehalten werden. Wie lang ist es her, daß man sich beinah schämen mußte, ein Christ zu sein, in Cäsar's Haus und anderwärts; es galt dem Mann für einen Vorwurf, und das Zeichen des Puritaners ward ihm spottweise angeheftet. Wollen wir den Adel erhalten, so dürfen wir nicht dulden, daß er der Patron von Liederlichkeit und Verschwendung ist. Werden wir in den Sitten gleichgültig und lau, so sind wir verloren; von ihnen hängt Glück und Freiheit ab. Macht daß die Sünde eine Schande ist, und Gott wird euch segnen, und ihr werdet ein Segen des Volkes sein und dadurch mehr Schaden verhüten und heilen als durch sonst etwas. Allerdings dies geht die Seelen und die Geister an, aber das Gemüth ist der Mensch, und wenn es rein ist, dann ist der Mensch etwas werth, sonst unterscheidet er sich nur dadurch vom Thier, daß er mehr Fähigkeit hat Schlechtes zu thun und Unheil anzurichten."

„Eine allgemeine Klage ist dann in der Nation über die Gesetze. Nicht daß man die Ungesetzlichkeit wollte, aber es gibt schlechte Gesetze, und über ihre Handhabung klagt man. Wir haben tüchtige Richter, aber noch manche abscheuliche Gesetze, und die zu ändern steht in eurer

Macht. Einen Mann für sechs oder acht Pfennige zu hängen und einen Mörder frei zu lassen — Das kommt bei der Handhabung der Gesetze wegen deren schlechten Beschaffenheit vor. Aber daß Menschen um Kleinigkeiten ihr Leben verlieren, ist eine Sache, die Gott zur Rechenschaft ziehen wird. Und ich wünsche, es möge Dies auf unserer Nation nicht einen Tag länger liegen als ihr Gelegenheit habt es abzustellen; gern will ich mit euch dafür wirken, alle edeln Herzen sind mit euch, ich hoffe ihr wollt es besser machen."

„Und nun wenn ich die Stimme eines Engels hätte und begeistert wäre wie die heiligen Menschen Gottes, dann möchte ich frohlocken, wenn ich euch anregte zu thun, was das Volk erretten und das Feuer der Zwietracht auslöschen wird; wenn nicht, so fallt ihr und die ganze protestantische Welt in Trümmer. Darum, ich beschwöre euch, zeigt euch als Männer, als Christen. Ein neutraler Geist wird das Werk nicht vollbringen, die Lauen will Gott ausspeien; nur ein gläubiger vertrauensvoller Geist wird's thun. Wenn Menschen durch Zweifel euch entgegen sind, laßt sie gehen, wer die nackte Wahrheit bezweifelt, mit dem ist nichts anzufangen. Er hat ein Anderes in seinem Sinn, er spricht: O wenn wir unsere Weisheit anwenden könnten für politische Freiheit, die Religion würde folgen. Solche Männer werden nichts thun. Hätten wir's soweit gebracht, wenn wir auf die Art disputirend gesessen hätten? Zweifelnde, zögernde Männer werden sich nicht zu der Glut entflammen für das Volk, welche nöthig ist um solch eine Sache durchzuführen und allem Widerstand des Teufels und der Schlechten zu begegnen. Welche zu diesem Werk berufen sind, denen hängt es nicht ab von Formalitäten,

Begriffen und Reden, denn dadurch wird nichts gethan, sondern durch Männer von edlem Herzen, stark durch die Vorsehung, erleuchtet durch das Wort, die Gott besiegelt hat mit dem Blute seines Sohnes und seiner Gläubigen. Darum streitet nicht um unnöthige und unnütze Dinge, die euch von dem so ruhmvollen Werk abziehen. Es ist keine Zeit dazu da, um auf jeden Einwurf zu antworten: seht auf Gott und haltet Frieden untereinander. Ich bin durchs Volk zu meiner Stelle berufen, ich habe kein persönliches Interesse, das nicht auch das allgemeine wäre: ich müßte mich verfluchen, Gott würde mich verfluchen wenn es anders wäre. Ich habe zu viel von Gott gelernt als daß ich ihm gegenüber kühn sein möchte; gegen Menschen kann ich kühn sein. Ich sage wenn Liebe zwischen uns waltet, sodaß das Volk sagt: Die sind durch ein gutes Band verknüpft, den Ruhm Gottes gegen den allgemeinen Feind auszubreiten, alles Schlechte zu unterdrücken, alles Gottselige zu unterstützen, — ja dann wird das Volk euch segnen. Das wird den gleichgültigen Sinn nicht aufkommen lassen, der unser größter Gegner ist. Darum in der Furcht und im Namen Gottes: geht voran mit reinem Herzen und mit Liebe, geht voran gegen Alles was wider die großen Zwecke aufsteht, die ich euch geschildert habe, und der Segen Gottes wird mit euch sein!"

„Ich las gestern einen Psalm, es wird nicht unziemlich sein daß ich ihn euch erwähne und daß ihr auf ihn achtet. Er beginnt damit, daß Gott vormals dem Lande gnädig gewesen und die Gefangenen befreit, er fragt ob Gott denn nun für immer zürnen wolle, er ruft zu ihm als dem Gott der Erlösung, und sagt dann: «Ich will hören was der Herr reden wird: denn er wird

Frieden zusagen seinem Volk und seinen Heiligen; aber laßt sie nicht wieder in Thorheit zurückfallen. Seine Hülfe ist nahe Denen, die ihn fürchten. O, daß seine Ehre in unserm Land wohnen möge! Güte und Treue werden einander begegnen, Friede und Gerechtigkeit sich küssen. Wahrheit wächst auf der Erde und Gerechtigkeit schaut vom Himmel. Ja, der Herr wird geben was gut ist und es wird gedeihen in unserm Lande.» O daß dieser Psalm in unsern Herzen geschrieben wäre, daß wir mit David sagten: «Gott hat es gethan, er hat unsere Sünden vergeben!» Zu ihm mag jedes Volk in der Stunde der Noth kommen, daß er seinen Zorn hinwegnehme. Laßt uns ihn hören, und dann im Parlament berathen, laßt uns ihn um Rath fragen, er wird Frieden zusagen seinem Volk. Wenn wir sein Volk sind, wird er uns Frieden geben und wir werden nicht in Thorheit zurückfallen. Jetzt sind Viele noch bereit einander die Hälse abzuschneiden; aber wenn wir auf den rechten Weg gebracht sind, dann wird unsere Liebe ebensogroß sein als unser Glaube, und wer mit Menschen- und Engelzungen redet und der Liebe nicht hat, ist nur ein tönend Erz oder eine klingelnde Schelle. Darum im Namen Gottes wendet euer Herz zu unserm Werk. Und dann werdet ihr Luther's Psalm singen: Eine feste Burg ist unser Gott! Ob der Papst und der Spanier und alle Teufel gegen uns aufstehn, im Namen des Herrn wird es uns doch gelingen! Und wie es weiter heißt: Wir fürchten uns nicht wenngleich die Welt unterginge und die Berge ins Meer sünken, wenngleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen. Es strömt ein Quell, der die Stadt Gottes fröhlich macht, und Gott ist in ihr, darum wird sie wohl

bleiben. Der Herr der Heerscharen ist mit uns, Gott ist unser Schutz."

Als das Parlament nach seinem Hause ging, stand eine Wache an der Thür und ließ nur Diejenigen ein, welche ein Certificat des Staatsraths erhalten hatten. Gegen hundert Deputirte sahen sich ausgeschlossen. Es waren meist jene Republikaner, die alle Macht bei einem Nationalconvent sehen wollten und darum gegen Cromwell Opposition machten; er hatte mit ihnen verhandelt, sie konnten aber nicht einsehen, wie solche Parlamentsherrschaft damals zu einem Parteikampf mit Worten und dann mit Waffen geführt hätte. Er fürchtete eine Erklärung von ihnen gegen den spanischen Krieg, er fürchtete, daß die parlamentarischen Kämpfe von neuem die Royalisten wie die Leveller ermuthigen würden, und so trieb ihn die Nothwendigkeit zu jenem Schritt, gegen welchen die Stimme des Volks nichts einwandte. Der Protest der ausgeschlossenen Deputirten verhallte im Siegesjubel, als die Seehelden ihre reiche Beute nach London sandten, und das Glück der Schlachten war für die Gläubigen ein Gottesurtheil der Bestätigung von Cromwell's Politik. Das Parlament bewilligte das zur Fortsetzung des Kriegs nöthige Geld; als ein Mordversuch gegen den Protector entdeckt ward, ordnete es ein Dankfest an. Cromwell wohnte dem Gottesdienst und Festessen bei, und unterhielt sich dann mit Gesang und Musik, die er sehr liebte. Shakspeare würde ihm schon deshalb, und weil er bei allem Ernst und aller Sittenstrenge doch an einem gesunden Spaß seine Lust hatte, gut gewesen sein. Auch Poesie und Wissenschaft verehrte er. Einseitige Puritaner hatten die Universitäten Oxford und Cambridge aufheben wollen, Cromwell rettete

sie. „Groß von Natur", sagt Guizot, „und nun hochgestellt, hatte er Sinn und Geschmack für Alles was durch Geist, Wissen, Ruhm und Erinnerung groß war." Eine Zeitlang war er Rector von Cambridge, und er legte diese Stelle nur nieder, weil er keinen bloßen Ehrenposten dem Namen nach einnehmen wollte, als die Staatsgeschäfte ihm keine Zeit zur besondern Pflege der Hochschule übrigließen.

Nachdem das Parlament ein Langes und Breites über den armen Jakob Neyler verhandelt hatte, der sich für Christus ausgab — die Anhänger der fünften Monarchie machten auch damals wieder Plane um das Königthum des Heilandes auszurufen, als ob es damit gethan wäre —, schlug plötzlich der irische Abgeordnete Jephson vor, man solle Cromwell zum König machen. Der Antrag blieb ohne Erfolg. Cromwell fragte Jenen, wie er dazu komme; er folge, sagte Jephson, den Eingebungen seines Gewissens, auch auf die Gefahr hin dem Protector zu misfallen. Später legte Alderman Pack eine Schrift auf dem Tische des Hauses nieder, welche den Entwurf einer neuen Verfassung enthielt. Das Parlament beschloß denselben in Berathung zu ziehen, und unter dem Titel eines gehorsamen Gesuchs und Gutachtens ward er von der Majorität gebilligt und dem Protector mitgetheilt. Es sollte ein Oberhaus gebildet werden und Cromwell den Königstitel annehmen. Er erklärte der Deputation, daß er darüber erst mit Gott und seinen Freunden zu Rathe gehen müsse. Er legte auf den Namen kein Gewicht, und die Frage nach dem Königstitel verglich er mit der Frage ob er eine Feder auf seinen Hut stecken solle. Doch war zu erwarten, daß dadurch viele Royalisten mit der neuen Ordnung

der Dinge versöhnt und für ihn gewonnen würden. Er besprach sich bei einer Pfeife Taback mit seinen Offizieren. Allein diese hielten an der Republik fest und selbst sein Schwiegersohn Fleetwood bot seine Entlassung an, weil er nicht Fürstendiener sein könnte. In gleichem Sinn kam eine Eingabe vieler Offiziere ans Parlament: sie hielten an der Republik fest, das Haus sollte es auch thun. Cromwell selbst war körperlich leidend, und so gab's von März bis Mai 1657 lange Verhandlungen, indem das Parlament die Annahme oder Verwerfung des ganzen Vorschlags foderte und wiederholt durch Deputationen den Protector zu bestimmen suchte. „Ich habe die spätere Zeit meines Lebens in Stürmen und im Feuer zugebracht", sagte der Protector; „aber ich habe meine Bürde getragen, weil ich sah, daß Gottes Hand sie mir auflegte. Ich suche mich in allem Thun nach Gottes Wohlgefallen zu richten, und wenn ich etwas ohne Glauben und Zuversicht aus Fleischeslust und Eigennutz unternähme, so würde es dem Volk und mir zum Fluche gereichen. Was der Entwurf zur Sicherstellung der religiösen und bürgerlichen Freiheit enthält, der ich selbst mein Leben gewidmet habe, erkenne ich dankbar an; ich erkenne die hohe Ehre an, welche das Gutachten mir erweist, aber ich fühle keinen Trieb und Drang in mir, den Titel anzunehmen." Whitelocke, Glyn, Fiennes, Lenthall und Andere boten nun ihre Gründe auf, und erörterten wie der Königstitel ein altherkömmlicher sei, wie alle Gesetze sich auf ihn bezögen, wie die Rechte und Freiheiten der Nation damit in Verbindung stünden; nähme der Protector ihn an, so würde er nicht blos einen Wunsch des Volks erfüllen, sondern es würden sich auch die alte und die neue Ver-

fassung leicht verschmelzen; alle Zustände würden sicherer werden; die Befugnisse der Könige wären im Laufe der Jahrhunderte klar begrenzt, die eines Protectors noch unbestimmt; er hätte sich des Volkes Diener genannt, so sollte er nicht dem Vorschlage des Parlaments seine Zustimmung versagen. Cromwell ward dadurch nicht von der Nothwendigkeit der Sache überzeugt. „Der Name König ist allerdings", sagte er, „kein leerer Titel, sondern er bezeichnet ein Amt, das höchste im Staat, und dieses kann auch durch ein anderes Wort ausgedrückt werden, auf die paar Buchstaben kommt es nicht an, sondern auf die Sache. Der Sinn und Wille des Volks in dieser Frage aber wird von Andern anders dargestellt. Schon zwei mal hatte die höchste Obrigkeit im Staat einen andern Namen: Wächter der Freiheiten Englands nannte sich das Lange Parlament, ich heiße Protector; aber die Gesetze werden doch befolgt. Die Richter waren anfangs stutzig, bald aber ward die Rechtspflege so gut, frei und sicher gehandhabt, wie in jenen gepriesenen Halcyontagen des Friedens unter Elisabeth. Nicht der Titel als solcher ist mit den Gesetzen verwoben, es kann auch ein anderer Name sich durch sie hinziehen."

„Ich stehe auf dem Platz den ich innehabe; ich nahm ihn ein, nicht sowol in der Hoffnung Gutes zu thun, sondern beseelt von dem Wunsche großen Uebeln vorzubeugen, die ich der Nation drohen sah. Kopfüber rannten wir in Unordnung und Verwirrung hinein, und würden bald zum Blutvergießen gekommen sein; da gab ich Denen nach, welche wünschten daß ich die Zügel ergriffe. Ein Mann mag auf gesetzlichem Weg einen Platz erstreben wo er Gutes thun kann; ich dachte die drohende Gefahr zu verhüten. Auf den Namen kommt

es mir nicht an, ich ſollte denken jeder wäre beſſer als der meinige, jede Perſon geeigneter als ich. Es gilt Frieden und Freiheit des Volks zu ordnen, das ſo laut wie je eines darnach ſchreit in feſte Zuſtände zu kommen, und da bin ich bereit euch zu dienen nicht als ein König, ſondern als ein Conſtabler. Denn bei Gott ich habe oft gedacht, ich könnte mein Amt und Geſchäft nicht anders bezeichnen als wenn ich mich einem guten Conſtabler vergliche, der den Frieden ſeines Kirchſpiels aufrechterhält. Und Das war meine Genugthuung in allen Stürmen, daß ihr jetzt Frieden habt."

Cromwell erzählte hierauf ſeine erſte That, wie er die religiös Begeiſterten angeworben gegen die Royaliſten, wie das zum Sieg geführt, und wie er nichts thun könne, was jene Männer und ihre Gleichgeſinnten kränken möchte. Denn es ſind keine Söldlinge, ſie haben Frauen und Kinder im Volk, ſie haben die Sache durchgefochten und darum ein Wort zu ſagen; es ſind ehrenwerthe gläubige Männer, denen Freiheit und Vaterland am Herzen liegt. Der Königstitel geht ihnen wider die Natur, mein Gewiſſen macht es mir zur Pflicht euch zu bitten, daß ihr ſie nicht nöthigt zu Dem was ihnen hart ankommt. Iſt es eine Schwachheit von ihnen, ſo habt Geduld damit, das wird ſelbſt den Geiſt des Ungehorſams ausrotten helfen der anderwärts ſpukt; ſie aber haben für die gute Sache geblutet und werden ſtets für Freiheit und Ordnung einſtehen."

„Ich bin um Namen und Wörter nicht bedenklich. Ich habe das Wort Gottes zur Richtſchnur meines Gewiſſens, und habe Erfahrungen von der Vorſehung, die uns das Wort in vielen Fällen auslegen. Die Vorſehung hat aber den Königstitel beiſeitegelegt; nicht

in der Laune und Leidenschaft des Augenblicks ist er verworfen worden, sondern durch viele Berathungen und Schlachten. Und Judas sagt, daß die Heiligen auch den befleckten Rock des Fleisches hassen sollen. So etwas kann einen Eindruck auf einen schwachen Mann machen, wie ich bin, wie viel mehr auf schwächere Leute, wenn es deren gibt. Ich will Jericho nicht wieder aufbauen, ich will nicht aufzurichten suchen, was die Vorsehung zerstört hat. Wie die Zeiten sind, bedürfen wir der Verständigung und des Friedens, ich möchte mich gern dafür opfern, ich möchte lieber in meinem Grabe liegen als euch in irgend etwas hindern das die Ordnung des Staats zu begründen dient. Darum aber sollt ihr Keinen derer verlieren noch beleidigen welche euch dazu helfen."

„Gern möchte ich mich und meine Macht dem zu Füßen legen, welcher Wahrheit, Recht und Freiheit sicherstellen könnte für die Gottseligen wie für alle Engländer; ich meine es redlich mit dem Volk; aber man möge mir Erlaubniß geben zu sterben, man möge mir erlauben wie ein todter Mann zu sein, wenn Gott mir Geist, Leben und Kraft hinwegnimmt, die zu solchem Werke nöthig sind."

Später besprach Cromwell die einzelnen Paragraphen des Entwurfs. Eine gute und allgemein anerkannte Verfassung, die Jedem das Seine sicherte und religiöse und politische Freiheit gewährte, schien ihm das Endziel aller Kämpfe, und jenes Gutachten ein großer Schritt dazu. Fechten war ihm von Anfang an nicht Zweck, sondern Mittel; Zweck war ihm die religiöse und politische Freiheit, und Der sang ihm angenehm, welcher das Lied der Verbindung beider anstimmte. Er verlangte da und dort schärfere Bestimmungen für die neue Verfassungs-

urkunde. Ein Paragraph schloß die öffentlichen Prediger vom Parlament aus; er wollte dafür lieber die angestellten Geistlichen gesetzt wissen. „Denn in unserm Heer waren sie neben ihrem Fechten recht gute Prediger, und es würde mir leidthun, wenn sie nicht ins Parlament kommen sollten, weil sie ihren Regimentern zu predigen pflegten, was doch ein großer Segen war. Es ist Mancher von uns, für den es hart wäre, deshalb ausgeschlossen zu werden." Er empfahl eine Erwähnung der Reform der Gesetze und der Sitten, eine Anerkennung seiner Anordnungen, denn er glaubte sich um den Staat wohlverdient gemacht und für die Religion mehr gethan zu haben als irgend wer in England.

Endlich schloß Cromwell am 8. Mai die Verhandlungen mit der bestimmten Erklärung, daß er die neue Verfassung mit dem Königstitel nicht annehmen könne. Das Parlament, welches eben im Begriff sei die Freiheiten sicherzustellen, müsse ihm auch hier gestatten nach eigener Ueberzeugung zu handeln. Dasselbe ging nun sein Gesuch und Gutachten nochmals durch und erhob es mit dem Bemerken zum Gesetz, daß Cromwell die Regierung unter dem Namen Protector führen und seinen Nachfolger ernennen solle. Er ward nun noch einmal feierlich eingesetzt (26. Juni 1657), neben Purpurmantel und Scepter auch Bibel und Schwert ihm überreicht; das Parlament vertagte sich bis zum folgenden Januar.

Der neue Sieg, den Blake kurz vor seinem Tode bei Santa-Cruz erfochten, die glücklichen Kämpfe von 6000 Engländern, die mit Turenne in den Niederlanden gegen Spanien stritten, gaben Glanz nach außen und Wohlgefühl im Innern des Staats; Cromwell erfreute sich

dabei eines höchst ausgezeichneten Gesandten am französischen Hofe in der Person von Wilhelm Lockhart, den er mit seinem Adlerblick des Menschenkenners hervorgezogen. Er verheirathete seine jüngsten Töchter Marie und Franziska. Er mochte nun auf ein ruhiges Alter hoffen, auf einen constitutionellen gesetzlichen Gang der Dinge in England. Aber schon die Gründung eines Oberhauses hatte große Schwierigkeiten. Cromwell sollte dessen Mitglieder ernennen. Er suchte das Neue mit dem Alten zu verbinden, und neben den parlamentarischen und militairischen Größen seiner Anhänger wollte er die Häupter der Familien sehen, welche früher im Oberhause gewesen und der jetzigen Ordnung der Dinge nicht feindlich waren. Allein selbst der ihm nahestehende Warwick wollte nicht neben Generalmajor Hewson sitzen, der früher Schuhe gemacht, und Zoll für Zoll seine Stellung sich erarbeitet hatte. Außerdem verlor er durch die Berufung ins Oberhaus vierzig ausgezeichnete Mitglieder des Unterhauses, die er dort bald vermissen sollte, und jetzt sollte kein Gewaltstreich mehr die unruhige Opposition ausschließen, sondern wer den Verfassungseid leistete, ward zugelassen, und so kamen die Haslerig, Scott und Cooper ins Parlament, nicht ohne Erbitterung und an sich schwer lenksame alte Republikaner, die einen allmächtigen Convent lieber wollten als dieses Protectorat neben dem Parlamente.

Am 20. Januar 1658 hielt Cromwell die Eröffnungsrede, die nun wieder mit dem alten Gruße begann: Mylords and Gentlemen of the house of commons. Er war übrigens krank und übertrug eine nähere Auseinandersetzung der Verhältnisse an Nathaniel Fiennes, während er sich selbst auf wenige Worte beschränkte, die

Erhaltung der Freiheit, „unſerer bürgerlichen Freiheiten als Menſchen, unſerer geiſtigen als Chriſten", als den Zweck des Kriegs bezeichneten, der nun im Frieden erreicht ſei. „Wer hätte mitten in unſern Verwirrungen gedacht, daß jemals das Volk Gottes die Freiheit haben würde, Gott zu verehren ohne Furcht vor Feinden?" *) Wie ihm das religiöſe Intereſſe immer im Vordergrunde ſteht, ſo preiſt er das Land glücklich, daß es jetzt ſo tüchtige Geiſtliche habe, daß ein freies Bekenntniß zum Evangelium ſein Ruhm ſei. „Ich würde froh ſein meine Gebeine zu den eurigen zu legen", ſchließt Cromwell, indem er ſie ermahnt, einträchtig zum Wohle des Landes zu arbeiten; nichts Schöneres könne von ihnen geſagt werden als das Wort der Schrift, daß ſie die Lücke ausgefüllt und die Wege verbeſſert, ſodaß es gut ſei im Lande wohnen.

Aber die Oppoſition gefiel ſich ſofort in Aeußerungen, die andeuteten, ſie wolle das Haus der Lords nicht anerkennen, und als Dies ſofort einige Botſchaften an das Unterhaus brachte, debattirte daſſelbe über die Rechte des andern Hauſes, ſtellte alſo die Verfaſſung wieder in Frage. Cromwell glaubte nicht, daß dazu jetzt Zeit ſei, er berief beide Häuſer auf den 25. Januar, um ihnen

*) „Seltſam: dies ſcheint Cromwell ein größerer Segen als man hätte hoffen können; für uns iſt es eine Freiheit, gleich der die gemeinſame Luft zu athmen, eine an die man kaum denkt. So wird Alles in der Welt erlangt und erobert. Erinnere ich mich an Kadmus, wenn ich mit Buchſtaben ſchreibe? Die Welt iſt auf den Staub der Helden gebaut; im ernſten Kampf den Tod herausfodernd verſchwenderiſch eigenen Bluts haben ſie geſtritten, nun ſchlafen ſie wohl, vergeſſen von ihren Erben." Carlyle.

die Lage der Dinge auseinanderzuſetzen. „Ich bin", ſagte er, „auf einen Wartthurm geſetzt um zu ſehen welches Uebel dem Volk verhütet, welches Gute ihm gethan werden kann, damit Beides durch eine Verſammlung wie die eurige geſchehe. Gefahren drohen uns außen und innen. Denn auf dem Proteſtantismus beruht nicht blos die Wohlfahrt, ſondern die Exiſtenz unſers Staats. Es fragt ſich aber jetzt ob die Welt wieder päpſtlich werden ſoll. Der König von Ungarn wird Deutſcher Kaiſer, der Sohn des Vaters welcher die Proteſtanten aus Böhmen und Schleſien vertrieb; die Proteſtanten werden in Polen verfolgt, und die in Italien und der Schweiz werden bald eine Beute der Katholiken ſein, da der Papſt dieſe alle zum Bunde vereinigt, während die Proteſtanten einander befehden: Dänemark ſteht wider Schweden, Schweden wider Brandenburg, und Holland verkauft unſern Feinden Waffen, leiht ihnen Schiffe. Wenn es gelingt uns vom Baltiſchen Meer auszuſchließen, was wird aus unſerm Handel, woher nehmen wir das Material für unſere Schiffe? Noch hält Frankreich die Wage zwiſchen den Parteien, aber wenn es Frieden ſchließt, dann wird England dem vereinten Angriff aller ſeiner Feinde ausgeſetzt ſein, unter denen Spanien die erſte Stelle einnimmt. Karl Stuart aber hat ſchon in Holland 4000 Infanteriſten und 1000 Cavaleriſten zu einem Einfall in England bereit. Liberavi animam meam: mögt ihr nun urtheilen ob hier keine Gefahr iſt! Wenn ihr auch meint: Was gehen uns die fremden Angelegenheiten an, wir können jetzt ruhen, ſchlafen und Discuſſionen halten über was wir wollen, — ſo habe ich doch dieſen Troſt vor Gott daß ich euch geſagt habe wie die Sachen ſtehen. Und nun zu den innern An-

gelegenheiten! Ich glaube, ihr wollt Alle gute Patrioten sein. Wir rühmen uns, daß wir Engländer sind, wir brauchen uns dessen nicht zu schämen, aber wir müssen auch thun, wie Engländern gebührt und das wirkliche Wohl der Nation erstreben. Aber wir sind in großer Gefahr, und es ist eine wundervolle Gnade Gottes, daß bei diesem Zwiespalt der Gemüther wir noch Frieden haben. Unser Kampf hat die Welt in Erstaunen gesetzt; nun aber der Friede errungen worden, so möge Gott der Allmächtige diejenigen ausrotten, die ihn wieder zu brechen suchen. Und er wird es thun. Denn wer nicht auch an die Frauen und Kinder denkt, an die Säuglinge, die noch nicht die rechte Hand von der linken unterscheiden können, der hat das Herz eines Kain, welcher als ein Feind der Menschen gezeichnet war, welchem alle Menschen Feinde waren, und der Zorn und das Gericht Gottes wird solch einen Mann verfolgen bis in sein Grab, wenn nicht bis in die Hölle. Ich sage euch: Sehet das Volk an! Drohet uns nicht ein zweiter Bürgerkrieg? Ist es nicht ein Elend wie jede Sekte und Partei allein die Macht haben will? Es wäre ein köstlich Ding dem Volke, wenn es mit der Ordnung und Regierung zufrieden sein wollte; denn wird eine oder die andere auch einmal schlecht gehandhabt, doch ist es besser als gar keine. Aber wir haben ein Begehren nach Veränderung, und es gibt Leute, die nicht blos Wunden schlagen, sondern sie noch aufreißen und darin herumwühlen. Sie fodern die Sekten auf mit dem Schwert ihr Heil zu versuchen und eine gegen die andere zu fechten. Und das Alles inmitten der Cavalierpartei und während viele Royalisten die Spanier in das Land rufen. Und was wehrt dem allen und ist der einzige

Damm gegen die Zerstörung? Unsere Armee. Nehmt sie heute hinweg und morgen geht Alles durcheinander. Ich weiß ihr seid vernünftige kluge Männer: habt ihr eine andere Verfassungsform, die mehr die Gemüther befriedigen würde als die gegenwärtige? Sie hält noch Frieden und Ruhe aufrecht, sie hindert noch, daß das Land ein See voll Blut werde. Und was ist das Loos unserer Armee? Die armen unbezahlten Soldaten gehen barfuß in dieser Jahreszeit; und doch meinen sie daß alle Mühe im Gehorsam wohl angewandt sei. Ja, wer dafür kein Gefühl hat, deß Herz muß so kalt und hart sein wie jetzt das Winterwetter. Ein zweiter Bürgerkrieg bringt dem Volk keine Freiheit, aber die Bewahrung der Verfassung durch das Parlament kann zu ihr führen. Wenn euer Sinn sich auf Anderes richtet, wenn ihr selbst die Verfassung in Frage stellt, seht ihr dann die Gefahren nicht, die doch ein Stein fühlen könnte? Wenn die Armee ihren Sold nicht bekommt, so wird der Theil, welcher in Irland liegt, frei Quartier fodern, und das wird die jüngst erst angesiedelten Engländer dort an den Bettelstab bringen. In Schottland hebt sich der Mittelstand mehr und mehr, aber noch kann er keine zu schwere Last tragen."

„Und wenn wir sehen wie von Spanien, Flandern und der royalistischen Partei Gefahr droht, wollen wir da die Zeit mit Disputiren und Streiten um Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten hinbringen, statt die Lebensfrage uns zu Herzen zu nehmen? Wenn wir nicht einträchtig sind, nicht unsere See- und Landmacht erhalten, dann bleibt uns nichts als was neulich ein thörichtes Buch foderte, dem auch nichts genügte, das am Ende für nichts war als für «eine ordentliche Verwirrung». Män-

ner, die ihr Gewissen und ihren Verstand verloren haben, die nicht sagen können, was sie denn eigentlich haben wollen, zünden Kohlen an um Andere zu bedrohen. Und sollen wir selber die Zeit verschwenden und den Frieden unterbrechen den wir seit sechs Jahren genießen? Wir haben Frieden und das Evangelium, laßt uns Ein Herz und Eine Seele haben, um die Rechte des Volks zu bewahren, nicht selber sie zu zerstören. Wenn ihr noch einmal in Krieg und Blut hineinstürzt, so wird die Nation, deren Kräfte erschöpft sind, sinken und versinken. Im Namen Gottes, nehmt Dies zu Herzen, und seid taub für alle Zwietracht. Wenn Gott nicht euern Herzen seinen Segen gibt, wenn er euch nicht brüderliche Liebe verleiht, daß ihr alle Gedanken austilgt die eure Seelen betrügen und zur Mishelligkeit verlocken wollen, dann wird man von unserm armen Volke sagen können: Actum est de Anglia. Aber ich traue Gott, daß er es dahin nicht kommen läßt, und während ich lebe und Kraft habe, bin ich bereit zu stehen und zu fallen mit euch in dieser viel versprechenden Vereinigung, die uns die neue Verfassung gewährt, und ich hoffe, daß nicht der Stolz und nicht der Neid der Menschen sie uns verderben soll. Ich habe geschworen, nach den Gesetzen zu regieren und werde meinen Eid halten. Ich habe diese Stelle nicht gesucht, vor Gott, Engeln und Menschen sage ich es, ich habe es nicht gethan. Ihr suchtet mich für sie, ihr berieft mich zu ihr, und da habe ich mit der Verfassung dem Wohle des Volks Treue geschworen. Ich habe euch nichts mehr zu sagen, sondern nur zu beten daß Gott der Allmächtige euch segne."

Die Rede that wenig Wirkung auf Leute, die ihre unpraktische Wortmacherei fortsetzten, bis Cromwell sie

nicht mehr vor Galgen und Verbannung schützen konnte, weil er todt war. Jetzt tasteten sie die Gültigkeit der Beschlüsse des vorigen Parlaments an, und sofort erhoben die Anhänger der fünften Monarchie so gut wie die Karl Stuart's ihr Haupt, Wühlereien begannen unter dem Heer und in der Hauptstadt, Ormond reiste heimlich in den Provinzen um für den vertriebenen König zu werben. Vergebens suchten einsichtige Männer das Unterhaus auf bessere Wege zu führen und heilsame Gesetzesvorschläge einzubringen. In vierzehn Tagen war die Verwirrung so hoch gestiegen, daß Cromwell, dessen eigenes Leben bedroht war — „Todtschlag kein Mord!" hieß eine Schrift, die gegen ihn verbreitet wurde — nicht länger säumen konnte. Er ließ am 4. Februar die Gemeinen in das Haus der Lords kommen und hielt ihnen dort seine letzte Rede:

„Ich versprach mir von dem Zusammentritt des Parlaments die größten Segnungen; die Segnungen die ich meine, denen ich stets nachtrachte: Gnade und Wahrheit, Frieden und Gerechtigkeit. Ihr habt mich zu der hohen Stelle berufen, die ich einnehme; kein Mensch lebt, der sagen könnte, daß ich sie gesucht. Aber indem ich die traurige Lage der Nation sah, die sich eben erst vom Bürgerkrieg erholte, dachte ich, sie könne durch die neue Verfassung glücklich werden. Und da ich auf euer Gesuch und Gutachten, und ihr hattet die gesetzgebende Gewalt, die Regierung antrat, da hoffte ich, ihr würdet sie mir leicht machen. Ich sage es in der Gegenwart Gottes, in Vergleich mit welchem wir nur arme auf Erden kriechende Ameisen sind, — ich wäre froh gewesen am Rande meines Waldes gelebt, eine Heerde Schafe gehütet zu haben, lieber als daß ich solch eine

Regierung unternommen hätte. Ich sagte euch, ich würde sie nicht antreten, wenn nicht zwischen mich und das Haus der Gemeinen ein anderes träte, das die Macht hätte Stürmen zu begegnen, und ihr habt mir die Wahl eines solchen gestattet, und ich habe Männer dazu berufen, denen ihr überall begegnen könnt, die euch stets die Hand reichen werden, nicht durch ihre Titel oder als Lords haben sie Werth und Geltung, sondern als Christen und Engländer. Es sind Männer von gleichem Rang mit euch, die euch nicht blos die Wage halten, sondern als eine neue Kraft euch beigegeben sind, wenn ihr England und die Religion liebt. Wir haben Alle die Verfassung beschworen, und ich dachte ihr würdet nun sorgen, daß sie ins Leben träte, ich dachte wir hätten nun einen festen Grund und Boden gewonnen; und da waren keine erblichen Lords und erblichen Könige, sondern zwei Parlamentshäuser und ich. Ich sage nicht, was euer Sinn bei euerm Eide war, denn es wäre gegen meine Grundsätze in das Gewissen eines Andern einzugehen, — Gott wird richten zwischen euch und mir. Hättet ihr die Absicht gehabt, etwas zu ordnen und festzustellen, ihr hättet es auf dieser Grundlage gethan, und hättet euer Urtheil zum Weiterbauen im Einzelnen angewandt. Aber Gott ist mein Zeuge, man sucht vielmehr im Gegentheil das Heer gegen die Verfassung zu bearbeiten, und ihr seid nicht blos selber in Zwiespalt, sondern habt die ganze Nation hineingebracht, die in diesen vierzehn Tagen, da ihr hier sitzt, schon in große Verwirrung gerathen ist. Ihr macht Plane, eine neue Art von Republik einzuführen, damit einige Leute Alles am Lenkseile führen könnten; und dafür soll die Armee gewonnen werden. Heißt Das dem Volke und dem Ver-

fassungseide treu bleiben? Das ist Gott nicht wohlgefällig, was ihr auch für Vorwände nehmet. Denn solche Plane und Unternehmungen bezwecken nichts Anderes, als daß sie Karl Stuart ein leichtes Spiel machen, und ich halte mich selbst vor Gott verpflichtet, zu thun was ich kann, um Dies zu verhüten. Ja, es ist wahr, er hat Streitkräfte zu Gebot um in England einzufallen; ich weiß es von Augenzeugen. Und währenddessen bemühen sich Leute in unserer Nähe, das Volk in London zu Unruhen, zur Empörung aufzureizen. Aber Gott wird mich stärken, daß ich ihnen zeigen kann, sie haben das üble Theil erwählt. Ihr habt nicht nur die Armee zu verführen gesucht, Einige sind soweit gegangen im Auftrag Karl Stuart's Mannschaften anzuwerben, die jeder Insurrection, die etwa gemacht werde, zur Verfügung stünden. Was kann, da der Feind vor der Thür ist, aus solchem Verfahren entstehen? Blutvergießen und Verwirrung. Und der Grund zu alledem ist: daß ihr nicht mitwirkt für die Verfassung, die ihr selber gegeben habt; und wenn Dies der Zweck eurer Sitzungen, Dies euer Benehmen ist, dann denke ich, ist es hohe Zeit euern Sitzungen ein Ende zu machen. Und ich löse dies Parlament auf. Und laßt Gott Richter sein zwischen mir und euch!"

Die Gefahr muß in der That groß gewesen sein; Niemand wird verkennen, daß eine Landung Karl Stuart's in einem Augenblick politischer Parteiung das Zeichen zu einem neuen Bürgerkrieg gewesen wäre. „Glaube mir", schreibt Samuel Hartlib, ein Freund Milton's, „daß wenn die Parlamentssitzungen nur noch einige Tage gedauert, Stadt und Land in Blut gebadet worden wären." Cromwell's Energie kam Dem zuvor. Er versicherte sich des Heers; die Offiziere, welche er im White-

hallpalaſt um ſich verſammelte, um ihnen ſeine Anſichten zu eröffnen, ſchwuren, von ſeiner Rede begeiſtert, mit ihm zu leben und zu ſterben. Ebenſo verſtändigte er ſich mit dem Lordmayor und dem Gemeinderath von London. Für die Tage der Gefahr wurden die Clubs geſchloſſen und Harriſon, der Schwärmer für das Reich Chriſti, welches er durch Complote zu begründen meinte, in Gewahrſam gebracht. Die Truppen unter Fleetwood und Monk verſicherten ihre Treue und verſprachen dem Protector feierlich ihre Gebete und ihre Waffen zur Förderung der Werke ſeines Berufs. Die Fäden der Royaliſtenverſchwörungen hielt dieſer ſtets in ſeiner Hand, und da langjährige Milde nichts gefruchtet hatte, ſo berief er jetzt gemäß einer Parlamentsacte den hohen Gerichtshof, welcher einige der Rädelsführer hinrichten ließ. Dann ſandte er eine Flotte nach den Niederlanden, und ſeine Hülfstruppen entſchieden die Schlacht an den Dünen zu Gunſten Turenne's gegen Spanien; Dünkirchen kam in die Hände der Engländer, und eine glänzende Geſandtſchaft Frankreichs wünſchte dem Protector Glück zu dieſem entſcheidenden Sieg. Das puritaniſche England war wieder gerettet, groß ſtand es wieder mit Schwert und Bibel da, und voll guten Muthes und Vertrauens dachte Cromwell an ein neues Parlament.

Aber in ſeinem Hauſe traf ihn Schlag auf Schlag. Seine jüngſt vermählte Tochter Franziska ward Witwe; Cromwell tröſtete den Großvater ihres Gatten mit Briefen voll Glauben und Liebe, und hatte dann deſſen Tod ſelbſt zu beklagen. Sein Lieblingskind Eliſabeth, Lady Claypole, erkrankte im Juli; wochenlang ſaß er an ihrem Bette; ſie ſtarb am 6. Auguſt. Er ſelbſt war 59 Jahre alt geworden. Er hatte eine Laſt ſeit langen Jahren

tragen müſſen, die nach ſeinem eigenen Bekenntniß für einen Menſchen zu ſchwer war; Kopf, Herz und Arm hatten bei Tag und Nacht nur dann Ruhe gefunden, wenn er ſeine Sorgen im Gebet auf den Ewigen warf, der für ihn ſorgte. Einige Tage nach Eliſabeth's Hinſcheiden fühlte er ſich ſelber unwohl. Villemain ſagt, „es ſei ein ſehenswerthes Schauſpiel einen Heuchler, der zugleich Schwärmer (!) auf dem Todbette zu beobachten, wo Freimuth oder Schwäche die innere Stimme lautwerden laſſen", — aber er kann uns davon nichts erzählen; „es ſcheint nicht", ſetzt er bald hinzu, „daß Cromwell aus der Rolle gefallen; er fragte ſeinen Kaplan, ob es möglich ſei aus der Gnade zu fallen, und als dieſer es verneinte, rief er: Nun dann bin ich ſicher, denn ich weiß gewiß, daß ich einmal in der Gnade war!" Als ob ein Satz der für einen Heuchler doch nur eine dogmatiſche Phraſe ſein kann, dieſem die Stimme des Gewiſſens beſchwichtigen könnte! Ein Kammerdiener Cromwell's, der während ſeiner letzten Tage um ihn war, hat dieſelben geſchildert; folgen wir ſeinen ſchlichten Aufzeichnungen, ſo wenden wir wohl mit Carlyle das ſchöne Schiller'ſche Wort von der untergehenden Sonne auf ihn an: So ſtirbt ein Held, anbetungswürdig!

Als er die Todesnachricht Eliſabeth's hörte, lag er ſelber an der Gicht darnieder. Er verlangte nach ſeiner Bibel und ließ ſich aus dem Philipperbrief vorleſen: „Nicht ſage ich Das des Mangels halber; denn ich habe gelernt, bei welchem ich bin mir genügen zu laſſen. Ich kann niedrig ſein und kann hoch ſein; ich bin in allen Dingen und bei allen geſchickt, beides ſatt ſein und hungern, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag Alles durch den der mich mächtig machet, Chriſtus."

„Die Stelle", sprach er, „hat mir einst das Leben gerettet, als mein Erstgeborener starb; damals ging ein Schwert durch meine Seele. Ja, Paulus hatte es gelernt, aber was soll ich thun? Es ist eine harte Lection für mich. Doch sein Christus ist auch mein Christus." Er schien sich wieder zu erholen, aber gegen Ende des Monats bannte ihn ein Fieber ans Bett. Tausende beteten für ihn öffentlich und im Stillen. In seinen Phantasien wie in lichten Augenblicken sprach er viel vom Bunde mit Gott. „Liebt nicht die Welt, lebt christlich, bleibt im Bunde des Heilandes", sagte er zu Weib und Kindern. „Kann mich denn Niemand aus der Gefahr erretten?" seufzte er ein andermal; — „Menschen können nichts thun, Gott kann thun was er will." Er redete Worte des Gerichts über sich selbst im Sinne jener Selbstvernichtung bis zur Wurzel, welche Fichte vom Menschen verlangt, damit nur Gott in ihm übrigbleibe. „Es ist schrecklich in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!" wiederholte er mehrmals; „aber der Herr hat mich erfüllt mit der Zuversicht auf seine Gnade, und ich habe den Mittler in Christus gefunden. Ich bin ein armer Sünder, aber ich liebe Gott, oder vielmehr Gott liebt mich. Ich bin ein Eroberer und ein Sieger durch den Heiland der mir Kraft gibt."

Ein fürchterlicher Sturm wüthete am 30. August; das Volk sah in ihm den Verkündiger von Cromwell's Tod, den die erregten Wellen auch den fernsten Küsten ansagen sollten. Am Tage nach seiner zweiten Installation als Protector hatte er den Namen seines Nachfolgers auf einen Zettel geschrieben und eingesiegelt. Das Blatt war nicht zu finden. Thurloe, sein Geheimschreiber, unternahm es ihn zu fragen. Aber da ward sein

Fieber heftig, man konnte keine rechte Antwort erhalten, es schien als ob er bei dem Namen Richard ja gesagt. Dann richtete er sich mitten im Sturm auf, um zu beten: „Herr, ob ich schon ein armes und sündiges Geschöpf bin, so stehe ich doch im Bunde mit dir durch die Gnade; und ich will, ich werde zu dir kommen. Unwürdig wie ich war, hast du mich zum schwachen Werkzeug erkoren, deinem Volke Gutes zu thun in deinem Dienst. Viele haben einen zu großen Werth auf mich gesetzt, obwol Andere meinen Tod wünschen und sich dessen erfreuen werden. Herr, was du immer über mich beschlossen hast, fahre fort und gehe voran dem Volke Gutes zu thun. Gib ihnen Festigkeit des Urtheils, Ein Herz und wechselseitige Liebe. Rette sie, und mit ihnen das Werk der Reformation, und verherrliche den Namen Christi in der Welt. Lehre sie, die zu viel auf deine Werkzeuge sehen, sich mehr auf dich verlassen. Verzeihe Denen, die den Staub eines armen Wurms mit Füßen treten wollen, denn auch sie sind dein Volk. Verzeih die Thorheit dieses kurzen Gebets um Jesu willen, und gib uns eine gute Nacht, wenn es dir wohlgefällt. Amen."

Hatte Cromwell am Anfang der Krankheit gesagt: „Herr, du weißt es, wenn ich zu leben wünsche, so ist es um deine Werke zu verkündigen und deine Ehre auszubreiten", so sagte er nun am 2. September: „Ich möchte gern noch leben um Gott und seinem Volk zu dienen, aber mein Werk ist gethan und Gott wird mit dem Volke sein." Er starb am 3. September, am Tage der Siege von Dunbar und Worcester. „Hört auf zu weinen", sprach sein Kaplan Sterry: „an seinem Siegestage sollte er die himmlische Krone empfangen. Er

war auf Erden euer Protector, und wird euch nun, wo er zur Rechten Christi sitzet, noch besser schützen." Fauconberg, der Gatte Maria's, schrieb an seinen Schwager Heinrich Cromwell: „Die Bestürzung des ganzen Volks ist unaussprechlich, alle Herzen sind zerrissen und wie versunken. Mein armes Weib — ich weiß nicht was auf Erden mit ihr anzufangen. Wenn sie beruhigt scheint, bricht sie wieder in eine Leidenschaft aus, die ihr das Herz zersprengt."

Heinrich Cromwell war als Statthalter in Irland; Thurloe schrieb ihm: „Der Protector ist gestern um die vierte Stunde nach Mittag gestorben. Ich vermag nicht zu reden noch zu schreiben, so grausam, so unerwartet ist der Schlag, der uns betroffen, so unbegreiflich diese Schickung der göttlichen Vorsehung. Bedenkt man wer es ist, der gestorben, die Zeit, den Augenblick, da ihn der Herr zu sich gerufen, und noch andere Umstände, so bleibt nichts übrig als in den Staub gebeugt mit zitternder Lippe zu bekennen: Dies ist des Allmächtigen Walten. Die Betrübniß beim Heer und beim ganzen Volk ist unbeschreiblich. Des Protectors Name ist schon geheiligt. Nie wurde für einen Menschen soviel gebetet als für ihn während seiner Krankheit: die Frommen kamen täglich zusammen den Herrn anzuflehn. Doch er ist nun eingegangen in den Himmel, balsamirt mit den Thränen seines Volks und auf den Flügeln der Gebete der Heiligen."

Die Geschichte rechtfertigte sein Verfahren, rechtfertigt unsere Auffassung des Helden. Nach seinem Tod bricht die Parteiung aus, welche er niedergehalten, und zeigt die allgemeine Rathlosigkeit, daß er allein der rechte Mann des Rathes und der That gewesen, daß keiner seiner

Gegner fähig war die Zügel zu ergreifen, und daß die Lehrzeit Englands zur Selbstregierung noch nicht umgelaufen war. Blut und Thränen, die ihm Cromwell gern erspart hätte, brachten das Volk zur Einsicht und zur Reife. Auf die Tage der Rathlosigkeit, von denen Dahlmann ein sprechendes Bild entworfen, folgen die Tage des Druckes und der Erniedrigung unter der Restauration, wo die Könige in französischem Solde standen, um im Innern des Landes eine politische und religiöse Tyrannei ausüben zu können, Tage des Unglücks und der nationalen Schmach, die Macaulay treffend gezeichnet. Eine neue Revolution war nöthig, und nun konnte Wilhelm von Oranien vollenden, was Cromwell begonnen und sein Lebelang aufrechterhalten, die Sicherstellung der religiösen und politischen Freiheit.

Die Restauration suchte übrigens ihren Muth an dem todten Cromwell zu kühlen, da ihr der lebendige zu mächtig gewesen. Er, seine ehrwürdige Mutter, seine Tochter Brigitte, der Admiral Blake und andere große Todten wurden ausgegraben, ihre halbvermoderten Leichname nach Tyburn geschleift und dort an den Galgen gehängt. Mit frivolem Scherz ergötzten sich die Cavaliere an dem schrecklichem Schauspiel.

Cromwell war ein Mann im vollen Sinn des Worts. Er war eine Natur voll Kraft und Demuth zugleich, und der klare Blick und die tiefe Begeisterung, welche ihn persönlich in die Höhe brachten, führten zugleich seine Sache, sein Volk zum Sieg. Aber am Siegestag der Freiheit hielt er die Nothwendigkeit der Ordnung fest, und statt wie Napoleon die unruhigen Köpfe mit der Idee des Ruhmes zu berauschen und in der Fremde die Trophäen des Eroberers aufzupflanzen, um am Ende

Digitized by Google

die Nationen gegen ſich aufzurufen und fern dem Vaterland zu ſterben, trachtete Cromwell mit geſunder Mäßigung, Englands Frieden im Innern durch eine neue freie Verfaſſung zu gründen, und nur als ein Zuchtmeiſter zur Freiheit griff er eigenmächtig ein, wenn die Führer der Parteien Geſetz und Ordnung immer wieder in Frage ſtellten. Nimmt man ihn für einen ſelbſtſüchtigen Heuchler, ſo wird die ganze Geſchichte ſeiner Zeit unverſtändlich; ſie iſt klar, wenn man den Genius in ihm anerkennt, wenn man der Reinheit ſeines Herzens, der Echtheit ſeines Glaubens vertraut. Er ſah ſich durch die Erfolge der Thaten, in welchen er ein Gottesurtheil erblickte, und durch die Stimme des Volks zur Herrſchaft berufen, und er folgte dem Gebot der Nothwendigkeit, wenn er von dem ſchweren Dienſt nicht abließ und den gefährlichen Poſten behauptete. Wol nie war ſo wie bei ihm mit der entſchloſſenen Energie des Soldaten und dem realiſtiſchen Sinn des Staatsmanns dieſe Innigkeit der Gefühle, dieſe Tiefe der Religioſität und der ſchwärmeriſchen Glaubensbegeiſterung verbunden. Lerne man auch von ſeinem, nun naturgetreu gezeichneten Bilde, daß nicht irdiſche Schlauheit, nicht heimtückiſche Künſte eines kleinlichen Egoismus, ſondern der Muth einer feſten Ueberzeugung, die Lauterkeit des Herzens und ein unerſchütterliches Gottvertrauen die Bedingung der Geiſtesgröße und ihrer weitgreifenden Wirkungen ſind! Was uns gefehlt hat im 16., im 17., im 19. Jahrhundert, das iſt:

Ein Cromwell für Deutſchland!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

REC 24 1879

Digitized by Google

Widener Library
3 2044 098 617 806
Digitized by Google